Digitized by Google

4° Baros.
125 h
(7

Digitized by Google

<36604942360017

<36604942360017

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen.

Herausgegeben

von Mitgliedern der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

Siebenter Band.

7
1838

München,
gedruckt im k. Central-Schulbücher-Verlage.

949

Digitized by Google

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen.

July bis December.

1838.

München,

im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,
in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. July.

Nro. 131. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Abhandlungen der mathematisch-physikalischen Klasse der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. Zweyter Band, die Abhandlungen von den Jahren 1831 bis 1836 enthaltend. München, auf Kosten der Akademie. 1837. 4. 794 Seiten mit 31 lithogr. Tafeln.

I. Zootomisch-physiologische Abhandlungen.

1. Beyträge zur Anatomie der Vögel, von Dr. Rudolph Wagner, Professor in Erlangen. (S. 271 — 308 mit 1. Tafel.)
2. Fragmente zur Physiologie der Zeugung, vorzüglich zur mikroskopischen Analyse des Sperma's, von Demselben. (S. 381 — 416 mit 3 Tafeln.)
3. Beyträge zur Geschichte der Zeugung und Entwickelung, von Demselben. Erster Beytrag. (S. 511 — 596 mit 2 Tafeln.)

Diese drey Abhandlungen, welche die mathematisch-physikalische Klasse der k. Akademie der Wissenschaften in dem zweyten Bande ihrer neuen Denkschriften, der so eben erschien, aufzunehmen mir die Ehre erwies, sind unter einem gemeinschaftlichen Gesichtspuncte abgefaßt und beruhen auf einer Reihe von Untersuchungen, welche ich über die Physiologie der Zeugung begonnen habe. Der Wunsch, diesen Gesichtspunct näher zu bezeichnen, veranlaßt mich zu einer Selbst-Anzeige in diesen Blättern.

Die Lehre von der Zeugung hat das Schicksal gehabt, von den Physiologen früherer Jahrhunderte mit einer großen Vorliebe behandelt zu werden. Die wunderlichsten Hypothesen über die Theorie der Zeugung finden wir im 16ten und 17ten Jahrhundert neben den gründlichsten empirischen Untersuchungen ihren Ursprung nehmen und sich geltend machen, und es erregt billig Erstaunen, wenn man erfährt, daß die Zahl der verschiedenen Zeugungstheorien zu Ende des 17ten Jahrhunderts schon auf 300 geschätzt wurde. Das 18te und 19te Jahrhundert, so reich an physiologischen Untersuchungen und Entdeckungen, hat die eigentliche Zeugungslehre mehr in den Hintergrund gedrängt und man findet hier ein weit größeres Studium des Folge-Acts der Zeugung, der Entwickelungsgeschichte.

Gewissermassen hat das nächste Object, an welchem man mit so außerordentlicher Ausdauer die Entwickelung der Species aus dem Keim studirte, die vorausgehenden Momente der Zeugung aus den Augen kommen lassen. Es war das Vogel-Ey, das bebrütete Hühnchen, wo die großen Naturforscher aller Jahrhunderte sich am ersten und leichtesten das geheimnißvolle Werden des Individuums und die wundervolle Entfaltung der Organe klar zu machen hoffen durften. Der Scharfsinn aller Repräsentanten der großen Epochen für die Entwickelungsgeschichte in den drey letzten Jahrhunderten hat sich am bebrüteten Hühnchen erprobt; so ist es bey Fabricius ab Aquapendente, Malpighi, Haller, Caspar Friedrich Wolf, Döllinger und Pander, C. E. von Baer, Valentin.

Am gelegten Vogel-Ey sind sich die Geschlechter schon begegnet. Der Zeugungsact ist vorüber, der Keim ist gebildet; er ruht und schläft,

Digitized by Google

bis, unabhängig vom Einfluß der Eltern, die natürliche oder künstliche Brütewärme ihn belebt und sein Werde! spricht.

Um den vorgängigen Abschnitt der Zeugung und der Bildung des Keims ins Klare zu bringen, wendet sich der Physiolog mit größerem Vortheil zum Menschen und zu den Säugethieren, wo die Stadien der Vermischung der Geschlechter und der Entwickelung der Frucht sich näher berühren. Aber die Schwierigkeiten, welche sich der Untersuchung darbieten, sind hier viel größer. Der natürliche Gang, den die Geschichte der Entwicklung nahm, indem sie erst mit dem Vogel-Ey fertig werden wollte, hat daher auch einen großen Gewinn gebracht, indem er für die Entwickelung des Menschen und der Säugethiere eine feste Basis gab.

Zur Geschichte der Zeugung in diesem Sinne ist seit Leuwenhök und Regner de Graaf wenig geschehen, das Einfluß gehabt hätte. Spallanzani's berühmte Versuche sind noch jetzt von großem Werthe; aber die völlig verkehrten Schlüsse, die der italienische Naturforscher aus seinen Beobachtungen zog, haben diese nicht so einflußreich werden lassen, als sie es verdienen. Neuere Versuche, wie die von Prevost und Dumas, so vortrefflich sie auch sind, blieben bey den ersten Anfängen stehen. Unter den neueren physiologischen Handbüchern hat Burdach allein die Lehre von der Zeugung in gewohnter, gründlicher Weise abgehandelt, ohne daß sein Wort hiefür so einflußreich werden konnte, als bey der eigentlichen Entwickelungsgeschichte der Fall ist, wo Baer's und Rathke's Beyträge so wichtige Zugaben sind. Andere physiologische Lehrbücher, die auf eigene Erfahrungen gegründet sind, wie die von Rudolphi, Tiedemann, Müller, Döllinger, haben, bey langsamerem Erscheinen der einzelnen Abtheilungen, die Lehre von der Zeugung noch nicht erreicht. Dagegen ist in der Pflanzenphysiologie durch Amici, Robert Brown, Mohl, Fritzsche u. A. viel geschehen und unstreitig für die Geschichte der thierischen Zeugung vorgearbeitet worden. Denn es giebt keinen Lebensproceß in beyden Reichen der organischen Natur, der eine fruchtbare vergleichende Untersuchung so zuläßt, als derjenige der Zeugung.

Als ich den Entschluß faßte, mich einer durch zahlreiche Beobachtungen und Versuche unterstützten Revision der Lehre von der Zeugung zu unterziehen, habe ich mir die Schwierigkeit nicht verhehlt, und war der Worte Haller's wohl eingedenk. Der große Physiolog des 18ten Jahrhunderts beginnt den letzten Band seiner Elementa physiologiae mit den Worten: difficillimum adgredior laborem et exitum vix promitto, qui lectori satisfaciat. Primordia enim novi hominis ipsa natura velat.

Ich stellte mir die Aufgabe so umfassend, als möglich. Zuerst mußten die anatomischen Elemente der männlichen und weiblichen Zeugungsorgane bis in ihr tiefstes Detail erkannt werden. In meinem Prodromus historiae generationis habe ich die Grundzüge des Bau's der primitiven Eyer in allen Hauptrepräsentanten der Thierwelt gegeben. Was ich damit andeuten und bezwecken wollte, hat ein berühmter Veteran der Physiologie in einer Anzeige in diesen Blättern deutlicher und beredter erklärt, als ich es vermocht hätte.

Fragmente zu einer ähnlichen Analyse der männlichen Zeugungsstoffe, habe ich in der oben genannten erſten Abhandlung zu geben versucht. Ich habe hier die wichtigsten Formen von Samenthierchen der vier Wirbelthierklassen zusammengestellt, ihr spezifisches Verhältniß zur zeugenden Spezies, ihren Klassen- und Ordnungscharakter, ihre Genesis und Metamorphose nachzuweisen versucht. Diesen mikroskopischen Untersuchungen sind Ergebnisse und Betrachtungen allgemeinerer Art angehängt, auf die ich hier nur verweisen kann. Den Hauptwerth lege ich auf die Ansicht, daß die Samenthierchen wesentliche Elemente des Samens sind und daß alle meine Untersuchungen der Meynung entgegentreten, als wären es nur zufällige Entozoen, wie die im Darmkanal u. s. w. Von wirbellosen Thieren habe ich vorzüglich nur neue Thatsache aufgenommen. Z. B. die Entdeckung männlicher Zeugungstheile bey der Bivalven Gattung Cyclas, bey der Krustenthiergattung Cypris, als Beweise für meine, aus umfänglichen Untersuchungen hervorgehende Ansicht, daß die Duplicität des Geschlechts durch die ganze Thierreihe greift.

Die zweyte Abhandlung, welche später gedruckt wurde, enthält unter neuen Thatsachen auch Verbesserungen zu der vorhergenannten und

zum Prodromus. Zuerst habe ich den feineren Bau des Säugethier-Ey's vollständig zu enthüllen gesucht. Mit einer ausführlichen Darstellung der Geschichte der Entdeckung des primitiven Eychens habe ich neue Untersuchungen verbunden und Abbildungen gegeben. Noch gelang es mir aber damals nicht, eine eigene Dotterhaut wahrzunehmen, welche ich neuerlich als sehr zarte Membran deutlich den Dotter vom Chorion habe abgrenzen sehen; so beym Schwein, bey der Katze. Diese ganze Darstellung, so wie alle meine früheren, mögen den irrigen Vorwurf beseitigen, den mir neuerdings Carus (Müllers Archiv und Annal. des sc. nat. 1837) gemacht hat, als hätte ich den sogenannten discus proligerus Baer's inwendig in den Dotter verlegt. Nach der Beschreibung des Eychens im ausgebildeten Zustande, vor der Befruchtung, habe ich meine, noch fragmentarischen Untersuchungen über die Genesis desselben bey Embryonen und jungen Thieren mitgetheilt. Ich habe ferner zwey sehr kleine, aber bereits befruchtete und im Uterus lose gefundene Eychen vom Hunde und Kaninchen abgebildet. Neuere Untersuchungen bestätigen meine Ansicht von der Entstehung des Chorions. Der Bau der Eyerstöcke bey den Insekten giebt, wegen der successiven Reife der Eyer und der Gelegenheit in einer Eyerstockröhre sehr verschiedene Entwickelungsstadien zugleich zu überschauen, interessante Anhaltspuncte, weßhalb ich eine vollständige Abbildung und Beschreibung einer solcher Eyröhre von einer Libelle gegeben habe und aus zahlreichen Untersuchungen noch einige Darstellungen aushob, welche die im Prodromus auf das Nöthigste beschränkten Figuren ergänzen können. Ich habe ferner Beobachtungen angeführt, welche die Annahme von Audouin u. A. bestätigen, daß der Same der männlichen Insekten in einem eigenthümlichen blasenartigen Behälter beym Weibchen abgelagert wird und hier die vorbeyschlüpfenden Eyer befruchtet. Von Siebold in Danzig hat neuerlich über denselben Gegenstand bestätigende und, wegen ihres Umfangs und ihrer Vollständigkeit, höchst interessante Beobachtungen mitgetheilt. Die weiter gegebenen Untersuchungen über die Contenta der männlichen Geschlechtstheile bey den Schnecken und anderen wirbellosen Thieren berühren mehrere wichtige Controversen. Die Schwänze der Spermatozoen der Teichmuscheln hatte ich zwar aus der ganzen Bewegung der Körperchen vermuthet, aber nicht bestimmt gesehen, daher auch nicht abgebildet, wie dieß neuerlich durch den fleißigen Siebold geschah. Sehr feine und durchsichtige Gebilde sind unter manchen, selbst sehr klaren Mikroskopen nicht erkennbar; es scheint, daß die Plößl'schen Mikroskope hier das Vorzüglichste leisten. Ueber die Samenthierchen der Knochenfische habe ich richtigere Ansichten, als Nachtrag zur früheren Abhandlung, mitgetheilt; auch hier kommen sehr feine und lange Schwänze vor. Endlich habe ich zum Schlusse neue Beobachtungen über das unbefruchtete Ey der Batrachier gegeben, welche einige merkwürdige Verhältnisse des Keimbläschens zur Keimschicht betreffen, die ich früher nicht so erkannt hatte. Ich habe später gefunden, daß Salamander und Proteus hierin ganz mit den Fröschen übereinstimmen. Von einigem allgemeinen Interesse, selbst für die systematische Zoologie nicht unwichtig, dürften die Vergleichungen seyn, welche ich in Bezug auf Blutkörperchen, feinere Struktur der Genitalien, zwischen den nackten und beschuppten Amphibien, zwischen Knochen- und Knorpelfischen, angestellt habe; sie finden sich am Eingang der zuletzt erwähnten Untersuchung.

Die dritte Abhandlung, Beyträge zur Anatomie der Vögel, steht im innigen Zusammenhange mit der Entwickelungsgeschichte. Ich habe hier vorzüglich gewisse Bildungen abgehandelt, welche merkwürdiger Weise bald als Norm, bald als mehr zufällige Ueberbleibsel früherer Entwickelungsmomente, sich finden. Keine Thierklasse war zu solchen Untersuchungen günstiger, als die der Vögel, bey dem gleichmäßigen Typus der Gesammt-Organisation und der leichten Gelegenheit viele Arten und Individuen hierauf zu untersuchen. Der Eyerstock und das Darmdivertikel haben mir vorzüglich Anhaltspuncte gegeben. Bey den meisten Vögeln kommt nur ein Eyerstock vor, und zwar der linke, während merkwürdiger Weise im Embryo die Uranlage zu zwey Eyerstöcken vorhanden ist. Der rechte verschwindet fast immer gegen die Mitte der Brütezeit, ehe er noch histologisch metamorphosirt ist und wahre ovula gebildet hat. Dagegen giebt es einzelne Vogelgattungen, wo in seltenen Fällen

ein Rudiment des rechten Ovariums bleibt, aber bey einzelnen Individuen fehlt, bey andern vorhanden ist; wieder andere Vogelgattungen behielten constant, in allen Individuen, einen, nur viel kleineren rechten Eyerstock; bey noch andern endlich, bey mehreren Raubvögel-Arten, bildet sich das rechte Ovarium gleich dem linken vollkommen aus. Aehnlich ist es mit dem Divertikel; bey den Singvögeln kommt es nie, bey vielen Sumpf- und Wasservögeln dagegen constant vor; bey andern Gattungen fehlt es bald, bald ist es vorhanden; einzelne Gattungen, wie der Kukuk, haben es constant, während es in den verwandten völlig fehlt. Man sieht, daß gewisse Bildungshemmungen eine ausgedehnte cyklische Entwickelung haben und daß sich ein tiefes Gesetz in scheinbar zufälligen Bildungen offenbart. Bey der asymmetrischen Entwickelung der weiblichen Genitalien war es mir von Interesse, auch andere symmetrische Bildungen durch eine große Anzahl von Arten und Individuen zu untersuchen. Hiezu haben mir einige Theile des Gefäßsystems und der Fächer im Auge Gelegenheit gegeben, die Zahl der Fächerfalten variirt zuweilen bey demselben Individuum.

Ich habe im Ganzen 57 Gattungen, 108 Arten und mehrere hundert Individuen von Vögeln für diese Abhandlung untersucht. Seit dem Druck derselben sind noch mehr als 30 Arten hinzugekommen und die Zahl der Individuen hat sich noch stärker vermehrt. Alles Wesentliche hat sich bestätigt.

Auch in Bezug auf den Inhalt der erstgenannten beyden Abhandlungen, hat sich mein Material außerordentlich vermehrt und es haben sich wichtige neue Thatsachen für die Generationslehre herausgestellt. Ich glaube in vielen Fällen im Stande zu seyn, aus einem mit bloßem Auge kaum sichtbaren Tröpfchen von Samenflüßigkeit, den man mir reicht, durch mikroskopische Untersuchung anzugeben, von welcher Familie und Gattung, ja von welcher Art im Thierreiche der Same stammt. Gegenwärtig sind meine Untersuchungen vorzüglich auf den Zeugungsakt gerichtet und auf das Sperma der hybriden Thiere. Ich darf hoffen, daß die unternommenen Arbeiten auch einige allgemeinere Resultate geben. Namentlich glaube ich die ursprüngliche Stammverwandtschaft des Menschengeschlechts auch strengwissenschaftlich begründen zu können und die Lehre von den Autochthonen, welche einige Historiker und Anthropologen noch immer nicht aufgeben wollen, völlig in das Reich der Mythen zu verweisen, aus dem sie in die Weltgeschichte herübergesprungen ist.

Rudolph Wagner.

II. Zoologische Abhandlungen.

1. Beschreibung eines neu entdeckten Ornithocephalus, nebst allgemeinen Bemerkungen über die Organisation dieser Gattung. Von Prof. Dr. Johann Andreas Wagner. (S. 163—198 mit einer Tafel).

In dieser nun bereits vor fast zwey Jahren gedruckten Abhandlung wird von einer der merkwürdigsten Thiergattungen, die lediglich der ältesten Periode der Erdgeschichte angehört, ein neues, in seinen äussern Umrissen sehr gut erhaltenes Exemplar beschrieben, das zugleich eine neue Art unter dem Namen Ornithocephalus Kochii, constituirt. Ich habe mich bey Beschreibung dieser Art bemüht, nicht bloß die osteologische Beschaffenheit derselben genau zu erörtern, sondern überhaupt mit Zuziehung der andern Arten, namentlich des Ornithocephalus longirostris, dessen Originalplatte bekanntlich die hiesige Sammlung besitzt, den in der letztern Zeit strittig gewordenen Knochenbau der ganzen Gattung klar darzulegen. Das Exemplar von O. Kochii giebt hierüber erhebliche Aufschlüsse. Zum Schluße habe ich die Beziehungen angegeben, in welchen meine neue Art zu den übrigen bisher bekannt gewordenen Exemplaren dieser Gattung aus dem lithographischen Schiefer steht.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. July.

Nro. 132. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Abhandlungen der mathematisch-physikalischen Klasse der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. Zweyter Band, die Abhandlungen von den Jahren 1831 bis 1836 enthaltend ꝛc.

(Fortsetzung.)

II. Zoologische Abhandlungen.

2. Beyträge zur Kenntniß der warmblütigen Wirbelthiere Amerika's. Von Prof. Dr. Wagner. (S. 417 — 510. mit 5 lith. Tafeln.)

Diese Beyträge, welche in den folgenden Bänden sollen fortgesetzt werden, theilen sich in drey Abschnitte.

a) Erster Abschnitt. Osteologische Beyträge zur Kenntniß der amerikanischen Affen.

Im ersten Kapitel dieses Abschnitts wird das Skelett vom Nyctipithecus beschrieben und auf einer Tafel abgebildet. Zu dieser Arbeit veranlaßte mich nicht bloß der Umstand, daß das Knochengerüst des Nachtaffen bisher weder durch eine Beschreibung, noch eine Abbildung erläutert war, sondern auch noch der Grund, daß Wagler und Gloger dem Thiere eine sehr irrige systematische Stellung, der erste bey den Maki's, der letztere bey den Seidenaffen gegeben hatten. Meine Abhandlung hierüber weist entschieden nach, daß es noch zu den ächten Affen und gleich nach dem Saimiri und den Springaffen gehöre. *)

*) Geraume Zeit nach dem Druck meiner Abhandlung, aber früher als die sehr verspätete Ausgabe dieses Bandes, erschien von Hrn. Dr. Gistl ebenfalls eine Beschreibung und Abbildung des Nachtaffen, welche beyde in seinem Faunus verbessert und vermehrt, wie er sagt, reproducirt wurden; dieser letztere Abdruck allein ist mir bekannt. Herr Dr. Gistl sagt nicht, woher er das Material, oder auch die neuen angeblichen Verbesserungen genommen hat, was bey der Seltenheit des Gegenstandes allerdings der Mühe werth gewesen wäre, da meines Wissens das Skelett der hiesigen Sammlung das einzige bekannte in Deutschland ist, dessen Benützung ihm jedoch wenigstens seit Waglers Tode, nicht zu Statten kam. Aber auch Wagler hatte bey seinen Lebzeiten Hrn. Gistl sicherlich weder die Abfassung einer Beschreibung, noch einer Abbildung erlaubt, indem er dieß selbst bereits gethan hatte, wie denn Oken in seiner Isis 1832 S. 53. berichtet, daß Wagler ihm im Manuskripte sein zum Drucke fertiges Werk: „Abhandlungen aus der Zoologie und Zootomie betitelt, vorgelegt habe, worin unter andern die Beschreibung und Abbildung des Skelets des dreystreifigen Nachtäffers enthalten sey. An dieser Publikation wurde aber Wagler durch seinen Tod gehindert. Indeß Beschreibung und Abbildung waren beyde bereits fertig; die Steinplatte, auf welche letztere gezeichnet ist, besitzt noch die Cotta'sche Buchhandlung, und einige Abdrücke davon sind durch den Zeichner in Umlauf gekommen. Ein solcher ist mir von Letzterem ebenfalls gleich bey meiner Hieherkunft mitgetheilt worden, und hieraus ersehe ich, daß Hrn. Gistls Zeichnung eine mißrathene Kopie derselben ist. Weitere Erkundigungen haben mich belehrt, daß die Wittwe meines seel. Vorgängers Hrn. Dr. Gistl einen Theil der nachgelassenen Manuscripte abgetreten hat. Die Abhandlung also, welche

Das zweyte Kapitel befaßt sich mit der Beschreibung der Schädel von Lagothrix, Pithecia, Callithrix und Chrysothrix woran sich eine vergleichende Betrachtung der Schädel von sämmtlichen amerikanischen Affengattungen anschließt. Von jenen drey ersten Gattungen ist bisher keine detaillirte Beschreibung erschienen; Abbildungen ohne weitere Erläuterung hat allein Spix (Sim. Brasil.) von selbigen gegeben, deren Anführung ich in meiner Abhandlung übersehen habe. Da sich seitdem mein Material sehr gemehrt hat, namentlich in Bezug auf die noch wenig gekannte Gattung Pithecia, so denke ich im nächsten Bande nochmals auf selbige zurückzukommen. Bey diesen osteologischen Betrachtungen habe ich hauptsächlich nur solche Verhältnisse detaillirt hervorgehoben, welche zur Charakteristik der Gattung und ihrer Stellung im Systeme erforderlich sind.

Von gleicher Rücksicht bin ich im dritten Kapitel: „Bemerkungen über den Knochenbau des Rumpfes und der Gliedmassen enthaltend," ausgegangen, und habe besonders nach Merkmalen gesucht, wornach sich die Greifschwänze (Mycetes, Ateles und Lagothrix) von den Rollaffen (Cebus) und den übrigen, nicht wickelnden Gattungen unterscheiden. Solche Merkmale haben sich denn auch im Bau der letzten Schwanzwirbel ergeben.

Im vierten Kapitel sind die Dimensionsverhältnisse des Knochengerüstes der amerikanischen Affen, nach den Skeleten unserer Sammlung bestimmt.

b) Zweyter Abschnitt. Osteographische Beyträge zur Kenntniß einiger südamerikanischer Vögel.

Je mehr die meisten Ornithologen bey den Vögeln nur die äußere Gestaltung berücksichtigen, um desto nothwendiger wird es, auf die großen Formverschiedenheiten des innern Baues aufmerksam zu machen, damit auch diese systematischen Zusammenstellungen ihre gehörige Würdigung finden. Ich habe daher für diesen Zweck die Gattungen Crypturus, Dicholophus, Psophia und Mycteria ausgewählt; von ihnen jedoch nur Schädel, Brustbein und Becken ausführlich beschrieben und abgebildet, weil in diesen Theilen die größten Formabweichungen vorkommen, daher ihnen auch in zoologischer Beziehung die meiste Wichtigkeit zusteht. Doch habe ich, wo es nöthig erschien, das Hauptverhalten der übrigen Theile ebenfalls angegeben, und bey den Dimensionsangaben ohnedieß das ganze Knochengerüste berücksichtigt. An den Skeleten der drey ersten Gattungen kommen zum Theil sehr ausgezeichnete Bildungen vor.

c) Dritter Abschnitt. Beschreibung zweyer neuer Eichhornarten aus Meriko.

Wagler hatte bereits ein neues merikanisches Eichhorn unter dem Namen Sciurus hypopyrrhus beschrieben. Seitdem sind der Sammlung durch Herrn Baron von Karwinski zwey andere Arten von Eichhörnchen aus Meriko zugekommen, welche ich für bloße Altersvarietäten einer und derselben Species gehalten hätte, wenn nur nicht durch den genannten Herrn Einsender, der diese Thiere im freyen, wie im zahmen Zustande lange hindurch beobachtete, auch ein lebendes Individuum noch gegenwärtig dahier besitzt, das Gegentheil versichert worden wäre. Abgesehen nämlich von der Verschiedenheit in der Größe, Färbung und Beschaffenheit der Haare, was Alles veränderlich ist, leben die Einen nur in den höhern Regionen der

---

dieser im eigenen Namen publicirt, gehört ursprünglich Waglern an; sie scheint so unverändert geblieben zu seyn, daß noch im Jahre 1837 Nenngger um Aufschluß über einige Puncte aufgefordert wird, obschon derselbe bereits vor fünf Jahren, wenige Monate nach Wagler, gestorben ist. In ähnlicher Weise verhält es sich mit der Beschreibung von Mesoclastus, die gleichfalls in diesem Hefte des Faunus vorkommt. Auch diese, wie die Isis angiebt, sollte im ersten Bande von Waglers Abhandlungen erscheinen unter dem Titel: „Ueber eine neue Käferfamilie, Coleoptera xenomorpha und Beschreibung der neuen Sippe und Gattung derselben, Mesoclastus Maximiliani." Trotz dieser gedruckten Ankündigung scheut sich Herr Gistl nicht, gegenwärtig drucken zu lassen, er müsse für diese Gattung die eigene Familie der Xenomorphae errichten. Als Waglers Amtsnachfolger halte ich mich für verpflichtet, ihm sein literärisches Eigenthum gegen solche Entfremdungen zu wahren.

Kordilleren im Staate von Oaxaca, da wo Fichtenwälder stehen, und zwar nicht in Truppen, sondern vereinzelt, während die andern dem heissen Tieflande an der Südseeküste desselben Staates angehören, aus demselben nicht herausgehen und in großen Schaaren gesellig sich zusammenhalten. Diese Verschiedenheit hinsichtlich des Aufenthaltes und der Geselligkeit, wie sie durch sichere Beobachtungen ermittelt ist, gewährt die volle Berechtigung, beyderley Eichhörnchen, da auch erhebliche physische Differenzen hinzukommen, als zwey gesonderte Arten anzusehen. Die erstere habe ich Sc. albipes genannt und sie schon früher in der Fortsetzung von Schreber's Säugthieren abgebildet; die andere, welche in den vorliegenden Abhandlungen abgebildet ist, nenne ich Sc. socialis. Beyde Arten sind hier ausführlich beschrieben.

Prof. Wiegmann hat in seinem neuerdings erschienenen Jahresbericht (1837. 5tes Heft) die Meynung ausgesprochen, als ob diese 3 Arten, nämlich der Sc. hypopyrrhus von Wagler, und Sc. albipes und socialis von mir nur eine Art ausmachen könnten, welche wahrscheinlich Varietäten von Sc. variegatus seyn möchten. Diese Meynung muß ich jedoch bestreiten, am wenigsten kann sie in Bezug auf Sc. socialis gelten, da die schon vorhin erwähnten Beobachtungen des Herrn von Karwinski's — in Verbindung mit physischen Merkmalen, worunter die Kleinheit keines der geringsten ist, seine specifische Selbstständigkeit sichert. Wenn Wiegmann sagt, daß das Berliner Exemplar von Sc. socialis um 2″ größer, als das unserige sey, so geht aus dieser beträchtlichen Differenz in der Größe schon genügend hervor, daß es nicht unserer Art, sondern einer Farbenabänderung von Sc. albipes angehört haben möge. Nach der Versicherung des Hrn. von Karwinski erreicht Sc. socialis niemals eine solche Größe. Ueberhaupt stehen beyde genannte Arten in einer ähnlichen Beziehung zu einander, wie zwey brasilianische, Sc. Langsdorffii und aestuans, welche ebenfalls hauptsächlich an der Verschiedenheit der Größe erkannt werden. Noch weniger als mit Sc. albipes läßt sich aber der Sc. socialis mit Sc. hypopyrrhus vereinigen; indem auch abgesehen von der Verschiedenheit in der Färbung, dieser in allen Theilen fast um die Hälfte größer ist.

Aber auch diese letztgenannte Art scheint mir nicht mit Sc. albipes vereinigt werden zu dürfen. Wiegmann giebt an, daß alle 3 Eichhörnchen, so sehr sie auch in der Körperfarbe verschieden sind, doch darin übereinstimmen, daß der mitten auf der Unterseite gelblich graue oder schön rostrothe Schwanz jederseits von einer schwarzen und weißen Binde gesäumt sey. Dieses Merkmal paßt nun allerdings auf Sc. albipes und socialis, keineswegs aber auf Sc. hypopyrrhus. Bey jenen beyden nämlich besteht jedes Schwanzhaar aus 3 Farben: der rostgelben (oder rostrothen), der schwarzen und der weißen, welche sich in genannter Ordnung von unten nach oben folgen, so daß hierdurch der Schwanz auf jeder Seite drey breite Längsbinden aufzuweisen hat, wie es Wiegmann angiebt. Ganz anders ist es aber bey Sc. hypopyrrhus. Schwanz und Rücken besteht nämlich bloß aus zwey Farben: der bräunlichgelben und schwarzen, welche so geordnet sind, daß die schwarze Farbe die Oberhand hat und nur durch drey schmälere gelbliche Ringe unterbrochen wird, in der Art, daß die Wurzel schwarz ist, hierauf ein gelblicher Ring folgt, wornach wieder zweymal schwarz und gelb abwechselt, so daß eine ganz andere Anordnung der Farbenringe bey Sc. hypopyrrhus stattfindet, als bey Sc. albipes und socialis, wo roth, schwarz und weiß in einfacher Ordnung sich an einander reihen. Nimmt man nun noch die Verschiedenheit in der Größe, so wie in der Färbung von Sc. hypopyrrhus hinzu, wie sie Wagler genau beschrieben und ich in der Schreberschen Fortsetzung durch die Abbildung anschaulich gemacht habe, so wird sich diese Art in ihrer Selbstständigkeit genug rechtfertigen.

Indem ich demnach diese 3 Arten specifisch aus einander halte, versteht es sich von selbst, daß ich sie nicht als Abänderungen von Sc. variegatus erklären lassen kann. Was für eine Art unter diesem Namen zu verstehen sey, ist überhaupt nicht mit Sicherheit zu sagen. Erxleben hat sie aus dem Coztiocototequallin von Fernandez und dem Coquallin von Buffon errichtet, wozu Schreber und Gmelin noch Pennant's varied squirrel zogen.

Das Thier von Fernandez kann aber nicht mit dem von Buffon zu einer Species gehören, weil jenes doppelt so groß seyn soll; Wagler hat jenes für seinen Sc. hypopyrrhus erklärt. Dagegen könnte vielleicht der Coquallin, der bloß nach einem vertrockneten Exemplare gekannt ist, seiner Größe nach zu meinem Sc. albipes gehören, wenn nämlich die sehr abweichende Färbung des Kopfes und der Füße, so wie die fehlende Angabe über die Schwanzfarbe nicht im Wege stehen. Die 3 Exemplare, welche ich von Sc. albipes vergleichen konnte, sprechen entschieden gegen eine solche Vereinigung, an welche ich früher selbst gedacht habe; indeß aus Wiegmann's neueren Angaben ersehe ich, daß diese Art, gleich manchen andern, beträchtliche Farbenabänderungen darbietet, so daß in ihren Kreis vielleicht auch noch der Coquallin von Buffon fallen könnte. Zu Fernandez und Buffon's Thier stellt zweifelhaft Pennant sein varied squirrel, das er nach einem einzigen Exemplare kennt, und von dem er weiter nichts sagt, als daß es nicht größer als das gemeine Eichhorn sey, seine Farben braun, orange und grau, der Unterleib orange wäre. Auf eine so unbestimmte Angabe hin wage ich keine Entscheidung über specifische Stellung desselben. Dieses mixtum compositum von Sc. variegatus ist in neuern Zeiten so wenig als eigenthümliche Art beybehalten, auch nicht weiter beschrieben worden, daß Fr. Cuvier, Griffith und Lesson den Coquallin als Abänderung zu Sc. capistratus gezogen haben.

Indem ich demnach die Selbständigkeit der 3 von mir und Wagler aufgestellten Arten merikanischer Eichhörnchen nicht aufgeben kann, beziehe ich sämmtliche von Wiegmann angeführte Varietäten lediglich auf Sc. albipes, wobey Sc. hypopyrrhus und socialis gar nicht ins Spiel kommen.

A. Wagner.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorffs Annalen der Physik und Chemie. Bd. XXXXII. (Zweyte Reihe. Bd. XII.) 1837.

Die physikalischen Abhandlungen des hier anzuzeigenden Bandes haben beynahe ausschliessend die Erscheinungen A. des Lichtes und B. der Elektricität zum Gegenstande.

A. In Bezug auf das Licht hatte Hr. Neumann schon (Bd. XXXX. der Annalen) ein Verfahren angegeben, die Intensität des reflektirten Strahles, die Lage seiner Polarisationsebene und die Intensitäten der beyden gebrochenen Strahlen zu bestimmen, wenn ein polarisirter Lichtstrahl auf die Oberfläche eines Krystalles fällt, und die Lösung des gesammten Problemes in einer der Berliner Akademie vorgelegten Abhandlung ausgeführt. In gegenwärtiger Abhandlung sucht er (S. 1 — 29) die Richtigkeit seiner Resultate durch die Uebereinstimmung derselben mit anderen Beobachtungen zu beweisen.

Nachdem der hiezu construirte Apparat beschrieben worden, bestimmen Beobachtungsreihen dasjenige Polarisations-Azimuth des einfallenden Strahles, bey welchem a) der außerordentliche Strahl, b) der ordentliche Strahl verschwindet, c) das Azimuth, nach welchem der reflektirte Strahl polarisirt ist, wenn der einfallende Strahl senkrecht, d) wenn er parallel mit der Einfallsebene polarisirt ist, e) das Azimuth, in welchem der einfallende Strahl polarisirt seyn muß, damit der reflektirte Strahl senkrecht, f) parallel mit der Einfalls-Ebene polarisirt seyn, und g) wenn der reflektirte in einem gegebenen Azimuth polarisirt seyn soll.

Die Beobachtungen sind mit vieler Umsicht angestellt, und immer mit den Resultaten seiner Berechnung verglichen, deren $\pm$ Abweichung von einander nirgends von Bedeutung ist.

Zur weiteren Bestätigung seiner eingeführten Gleichung berechnet Hr. Verf. nach ihr auch die schon früher von Hr. Seebeck angestellten Beobachtungen über den Einfluß von Krystallflächen auf die vollständige Polarisation des Lichtes durch Reflexion, und findet auch mit ihnen hinreichende Uebereinstimmung.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. July.

Nro. 133. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Abhandlungen der mathematisch-physikalischen Klasse der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. Zweyter Band, die Abhandlungen von den Jahren 1831 bis 1836 enthaltend ꝛc.

(Fortsetzung.)

III. Botanische Abhandlungen.

1. Plantarum novarum vel minus cognitarum, quae in horto botanico herbarioque regio Monacensi servantur, fasciculus secundus. Descripsit Dr. Jos. Gerh. Zuccarini. S. 309 — 380. Mit 10 Steintafeln.

Der Verfasser beabsichtigt, in einer fortlaufenden, bereits im vorigen Bande begonnenen Reihe von Abhandlungen die vorzüglichsten neuen oder nur wenig bekannten Pflanzen, welche der hiesige königliche botanische Garten und das Herbarium ihm bieten, zu beschreiben und durch physiologische Exkurse zu erläutern. Der vorliegende Fascikel enthält nach natürlichen Familien gereiht: Amaryllideae. 1) Amaryllis Karwinskii †, der A. formosissima verwandt, von Baron von Karwinski aus Meriko gebracht. 2) Pancratium glaucum. Ebendaher. — Hemerocallideae. 3) Polianthes mexicana †. Ebendaher. Nach Baron von Karwinski wächst auch die gemeine Tuberose, die man bisher für eine ursprünglich nur in Ostindien heimische Pflanze hielt, in Meriko und zwar in der Nähe von Jrtlan in Felsenritzen wild. — Orchideae. 4) Stanhopea Lindleyi † aus Meriko. Die sehr großen weiß und schwarzroth gefleckten Blumen haben einen vortrefflichen Vanillegeruch. — Santalaceae. 5. 6. Thesium graecum und Bergeri, zwey neue Arten, welche der leider für die Wissenschaft zu frühe verstorbene Kaplan Berger in Griechenland sammelte. — Solaneae. 7. Solanum glaucescens † aus Meriko. — Scrofularinae. 8. Russelia juncea †. 9) R. polyedra † Beyde aus Meriko. 10) Celsia tomentosa †. Eine sehr ausgezeichnete Art mit vollkommen ganzen beyderseits filzigen in eine Rose gestellten Wurzelblättern; von Berger in Griechenland gesammelt. — Ericineae. Comarostaphylis. Neue Gattung aus Meriko, mit Arbutus und Arctostaphylos verwandt, ersterem durch den Habitus, Blüthenstand und die aussen feinwarzige Frucht, letzterem durch das fünffächerige Ovarium mit einem Eye in jedem Fache genähert, von beyden aber durch die Steinfrucht mit einem einzigen 1 — 5 fächrigen Steinkerne verschieden. Mit Sicherheit kann bisher nur eine Art, C. arguta †, hiehergezogen werden, doch dürften bey genauerer Kenntniß der Frucht auch Arctostaphylos glaucescens und polifolia H. B. K. zuzuzählen seyn. Einige allgemeine Bemerkungen über die Familie der Ericeen beziehen sich darauf, daß fast bey allen der Griffel hohl und die Narbe offen sey, daß bey den Ericeen mit beschuppten Knospen, z. B. bey Rhododendron, die Triebe zur Zeit des Austreibens sich zwischen den Knospenschuppen stärker dehnen als zwischen den Blättern, und daß endlich bey den immergrünen Arten z. B. bey Erica selbst, die Zweige nicht nur im ersten, sondern auch in den folgenden Jahren, so lange die Blätter grün bleiben, ihren Wachsthum in die Länge fortsetzen, so wie es auch bey Cupressus, Thuja, Juniperus etc. geschieht. — Onagrariae. 12) En-

cliandra. Neue Gattung. Bekanntlich hat Herr Spach in seiner Monographie der Onograriceae (Nouvelles annales du Museum. IV. p. 329) die in diese Familie gehörigen Gattungen bis zur Ungebühr zerrissen und zerstückelt. Indem der Verfasser dieses (etwas glimpflicher als es gleichzeitig im Botanical Register geschehen) rügt und die Unhaltbarkeit der von Herrn Spach gewählten Charaktere nachweist, glaubt er indessen doch eine auf sichere Merkmale gestützte Gattung unter obigem Namen von Fuchsia trennen zu müssen, die sich durch polygamische Blüthen, stamina inclusa, alterna deflexa und bacca oligosperma auszeichnet. E. parviflora Zuccar. und mehrere andere merikanische Arten gehören hierher. 13) Lopezia lineata † aus Meriko. Zahl und Stellung der Drüsen auf dem Nagel der obern Blumenblätter werden als gute Artmerkmale der Lopezien empfohlen. — Passifloreae. 14) Passiflora exsudans † aus Meriko. In 2 Reihen auf der Rückseite der Blätter stehende Drüsen sondern Honigsaft aus. Im Allgemeinen wird gegen De Candolle's Ansicht, als sey bey den Passifloren keine Blumenkrone und nur ein doppelter Kelch vorhanden, bemerkt, daß schon die Aestivation widerspreche. Bey den Passifloren ist nämlich wie bey Malvaceen, Papaveraceen u. s. w. die Blumenkrone in der Knospe noch sehr wenig entwickelt, wenn der Kelch bereits seine volle Größe erreicht hat und wächst erst dann sehr schnell nach. Die sogenannten Nektarien, die häufig in 6 und mehreren Kreisen stehen, werden, so wie ein fleischiger eigentlicher Honigring sie immer abscheidet, die äusseren der Blumenkrone, die innern den Staubgefässen zugewiesen. — Amygdaleae. 15) Prunus Capollin Decand. (Tab. VIII.). Vollständige Beschreibung und Abbildung. Die Kapollin oder richtiger Kapulinkirsche, deren sehr wohlschmeckende Früchte von der Größe unserer Weichsel in langen Trauben (wie bey Prunus Padus) sitzen, gehört zu den wünschenswerthesten Acquisitionen für die Obstzucht des mittleren Europa's, wo der Baum vollkommen gut gedeihen muß, da er in Meriko in gemäßigten, ja kalten Lagen bis 10000 Fuß über dem Meere vorkömmt. Pr. brachybotrya †. Ebenfalls aus Meriko. Auf die Unhaltbarkeit der Gattungen Persica, Armeniaca, Prunus und Cerasus wird wiederholt aufmerksam gemacht. — Leguminosae. 16. Acacia trichandra † aus Meriko. — Oxalideae. 17 — 19. Oxalis Vespertilionis, Schiedeana, lasiandra †, sämmtlich aus Meriko. — Meliaceae. 20. Swietenia humilis † (Tb. VII. A und B.) aus Meriko. Im Gattungscharakter wird berichtiget, daß auch bey Sw. Mahagony noch innerhalb der Staubfadenröhre ein kleiner zehnzähniger Ring den Fruchtknoten umgebe und daß die Angabe eines Eyweißkörpers im Samen irrig sey. — Malvaceae. Meliphlea †. Neue baumartige Gattung aus Meriko. Der Kelch doppelt, der äussere unregelmäßig zerreissend und vertrocknend; im inneren ein fleischiger fünflappiger Ring, welcher eine Menge Honig austräufeln läßt. 21. M. vitifolia † (Tab. IX.). — Flacourtianae? 22. Mayna brasiliensis Raddi. (Tab. V. und VI.) die bisher sehr zweifelhafte Gattung Mayna wird nach der bey Rio Janeiro von Raddi zuerst gefundenen Art neu charakterisirt, eben deßhalb aber die zweifelhaften Aublet'schen und Sprengel'schen Arten vorläufig davon ausgeschlossen. — Magnoliaceae. 23. Talauma macrocarpa † (Tab. I. und II.). Ein Baum von 100 Fuß Höhe und 4 — 5 Fuß Durchmesser aus dem Hügellande von Meriko gegen die Südsee hin. 24. Magnolia dealbata † (Tab. III. und IV.) aus Meriko. Die zwey Fuß langen auf der Rückseite weiß bereiften Blätter und die ebenfalls weissen äußerst stark riechenden 12 — 16 Zoll im Durchmesser haltenden Blumen machen den 15 — 18 Fuß hohen Baum zu einem der schönsten in der an großartigen Formen so reichen Familie. Die Charaktere dieser und der vorhergehenden Gattung erleiden Berichtigungen in Beziehung auf das Aufspringen der Antheren und Karpellen. Der Samenhalter besteht lediglich aus abrollbaren Spiralgefäßen, durch deren Dehnung die Samen der Magnolien aus den Karpellen herabhängen. Ueber die Richtung des Embryo's ist zu bemerken, daß, wenn man den äußern hilus des arillus als Basis des Samens gelten lasse, der letztere und in ihm auch wieder der Embryo aufrecht in der Basis des Albumens stehe. Nehme man dagegen den hilus der testa, wo der funiculus wirklich in letztere eingehe, als Basis an, so sey ein semen pendulum und embryo in vertice seminis pendulus vorhanden. Dieses gilt von Michelia, Talauma, Magnolia und so viel

aus den Blume'schen Abbildungen in der Flora Javae sich entnehmen lasse, auch von Manglietia und Aromadendron.

2. Plantarum etc. fasciculus tertius. Cacteae. Descripsit Dr. J. G. Zuccarini. S. 597 — 742. Mit 5 Steintafeln.

Durch die seit dem Jahre 1828 von Herrn Baron von Karwinski aus Meriko gemachten Sendungen, so wie durch die gefälligen Mittheilungen des gelehrten Sammlers nach seiner Rückkehr und darauf begründeten lebhaften Tauschverkehr mit andern Instituten war es dem hiesigen Garten trotz seiner geringen Mittel möglich, eine Sammlung von Cacteen aufzustellen, wie sie ausserdem auf dem Kontinente nur noch im Garten des Fürsten von Salm Dyck und in Berlin existirt. Dieses reiche Material sowohl als das gesteigerte Interesse des gelehrten Publikums an der sonderbaren Familie, das sich bereits in zahlreichen Abhandlungen von De Candolle, Turpin, von Martius, Link und Otto, Pfeiffer u. s. w. beurkundet hat, veranlaßten den Verfasser, in diesem dritten Fascikel seine Ansichten über die Vegetations-Verhältnisse der Cacteen im Allgemeinen zu entwickeln und zugleich die dem hiesigen Garten eigenen Arten neu zu definiren. Wir heben die wesentlichsten Puncte in gedrängtem Auszuge hervor.

Die Zahl der bekannten Cacteen ist seit dem Jahre 1799 von 29 auf ungefähr 450 gestiegen, und doch steht zu erwarten, daß wir noch kaum ein Drittheil aller Species kennen. Ihr Vorkommen in Amerika erstreckt sich von 49° nördl. bis wenigstens 45° südlicher Breite, also über mehr als 94 Breitengrade und zwar, ausser an den äussersten Gränzen des Gebietes, von der Ebene theilweise bis gegen 14000 Fuß über dem Meere. Im wärmeren Europa, Asien und Afrika kommen vorzugsweise nur Opuntien vor. Ihre Nordgränze ist im südlichen Alpenzuge ungefähr bey 47° nördl. Breite. Ob sie sämmtlich erst aus Amerika übergesiedelt worden, oder schon früher in der alten Welt bekannt waren, ist zweifelhaft. In Spanien z. B. scheinen sie schon vor der Entdeckung Amerikas durch die Mauren angepflanzt gewesen zu seyn. Ihre Standorte sind sehr verschieden, indessen finden sie sich fast durchgehends an sonnigen Orten und auf thonigem mit Humus gebrochenem Boden. Oefters sind sie auch Parasiten, so wie z. B. Cereus speciosus und Verwandte in Meriko auf Eichen und mehrere Epiphyllen auf andern Bäumen leben, nichts desto weniger aber auch bey uns unmittelbar in der Erde gut fortkommen. Alle Cacteen sind ausdauernd und manche scheinen ein sehr hohes Alter zu erreichen. Die Melocacten sterben, gleich mehreren Monokotyletonen, nach einmaliger Entwicklung ihres Blüthenstandes völlig ab. Gestalt und Größe des Stammes ist höchst wandelbar. Durch Baron von Karwinski sind Echinocacten aus Meriko (E. ingens, spiralis) bekannt geworden, welche wahrhaft vegetabilische Hügel darstellen, indem sie eine Höhe und Dicke von 8 — 9 Fuß (so daß der Beobachter zu Pferd sich in den Bügeln heben mußte, um in die Gipfelvertiefung zu sehen) und ein Gewicht von gegen 250 Zentner erreichen. Andere wachsen als völlig einfache, nie verästelte Säulen bis zu einer Höhe von 40 Fuß und zu einem Durchmesser von 18 — 20″ heran. Noch andere zeigen die mannigfachsten Verzweigungen in Gestalt von Kandelabern u. dgl. Am meisten der Wärme bedürftig sind die einfachen massigen Melonencactus Westindiens. Zum Theil in heissen, vielfach aber auch schon in gemäßigteren, ja selbst kalten Regionen (auf Gebirgen) hausen die Cereen, durchgängig in solchen Lagen Echinocacten und Mammillarien. Opuntien gehen durch das ganze Gebiet und bilden auch dessen nördliche Gränzen. Die Peirescien stehen gern warm und etwas schattig, die Rhipsalisarten sind Parasiten der heissen Zone.

Alle Cacteen verdanken ihren eigenthümlichen Habitus als Succulenten der dicken fleischigen von Saft strotzenden Rinde, welche im späteren Alter allmählig von den zunehmenden Holzringen verdrängt wird. Dieses Eintrocknen der Rinde gestattet auch, daß sie später an Dicke nicht mehr zulegen, sondern, den Monokotyledonen gleich, nach Erreichung eines gewissen Durchmessers nur mehr in die Höhe wachsen. Die Blattbildung ist bey den meisten völlig unterdrückt. Mammillarien, Melocacten und Echinocacten haben durchaus keine Spur von grünen Blättern mehr. Bey Cereen, Rhip-

saliden u. s. w. sind Rudimente von Blättern in Gestalt kleiner oft kaum bemerklicher Schüppchen vorhanden, welche bey den Opuntien zu stielrunden Blattgebilden, jedoch noch ohne Ausscheidung von Blattstiel und Blattfläche sich entwickeln und nur bey Peiresceia zu vollkommenen Blättern ausgebildet sind. In den Achseln der Blätter oder wo diese fehlen, frey auf den Stämmen symmetrisch vertheilt sitzen Dornbüschel verschiedener Gestalt und Größe, welche aus triftigen hier nicht näher zu erörternden Gründen als Knospen, die Dornen aber als verhärtete eigenthümlich gestaltete Knospenschuppen anzusprechen sind. Diese Knospen treiben jedoch niemals Zweige oder Blüthen aus, sondern verkümmern konstant, analog ähnlichen Gebilden bey Barleria, den Nadelbüscheln der Pinusarten u. s. w. Neue Triebe und Blüthen kommen immer oberhalb der Dornbüschel, nie, wie gewöhnlich gesagt wird, aus denselben zum Vorschein. Die Cactus haben also sämmlich doppelte Knospen, konstant abortirende als Dornbüschel und fruchtbare oder Entwicklungsfähige, welche jedoch nach der Individualität der einzelnen Arten, obgleich ursprünglich an Zahl den abortirenden gleich, dennoch nur in weit geringerer Anzahl zum wirklichen Durchbruche kommen, ja z. B. bey den Melocacten sogar alle während der ganzen Lebensdauer der Pflanze (mit Ausnahme des Blüthenstandes) latent bleiben. Abgesehen von der Duplicität der Knospen ist diese Erscheinung im ganzen Pflanzenreiche nicht selten, denn wenn nicht geläugnet werden kann, daß in jeder Blattachsel die Anlage zu einer Knospe vorgebildet liegt, so werden doch gerade im umgekehrten Verhältnisse zur Frequenz der grünen Blätter nur sehr wenige Knospen wirklich entwickelt, wie Nadelhölzer, Heidekräuter u. s. w. deutlich zeigen. Die Stellung der Dornbüschel hängt von der Gestalt des Stammes und der Blattkissen ab, auf welchen sie sitzen. Bey den Mammillarien haben die gesonderten walzenförmig vorspringenden Blattkissen selbst das Ansehen fleischiger Blätter, auf welchen, wie bey einigen Mesembryanthemum-Arten Stachel- (Dorn-) Büschel sitzen. Es wird indessen nachgewiesen, daß die in dieser Beziehung von De Candolle aufgestellte Hypothese ungegründet sey. Durch mehr oder minder vollständiges Zusammenfließen der unter einander stehenden Blattkissen zu kontinuirlichen Kanten werden die Stengel der Cereen u. s. w. kantig, geflügelt u. s. w. Die Dorne der abortirenden Knospen scheinen gute habituelle Merkmale von Gattungen zu geben. Sie sind z. B. bey allen Opuntien dicht mit rückwärts gewendeten dachziegelig gelegten Schüppchen bedeckt, dagegen hohl bey den Cereen, warzig bey Echinocacten, selbst mit Borsten besetzt bey einigen Mammillarien u. s. w.

(Schluß folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorffs Annalen der Physik und Chemie ꝛc..

(Fortsetzung.)

b) Wie circulare Doppelbrechung entstehen könne, wenn man annimmt, daß zwey circular polarisirte Strahlen, ein rechts und ein links gewandter, die mit der Drehkraft begabten Substanzen mit etwas verschiedener Geschwindigkeit durchlaufen, hat früher schon Fresnel gezeigt. Hr. Babinet stellt nun (S. 30 — 37) eine Formel für das Gesetz dieser Doppelbrechung auf, zeigt ihren mathematischen Zusammenhang mit den Drehungs-Erscheinungen, und weiset die Interferenzen nach, welche unabhängig von jedem anderen Mittel das Maaß dieser sonderbaren Doppelbrechung, selbst für Flüssigkeiten, bey denen sie nur schwach ist, geben.

c) Die Interferenzen des Lichtes kann man nach H. Talbot (S. 234) sehr leicht beobachten, wenn man die Hälfte eines in eine Karte in der Größe der Pupille geschnittenen Loches mit einem äußerst dünnen Glasblättchen oder Glimmerblättchen bedeckt, und damit das Spectrum eines Prisma's betrachtet, indem dasselbe auf seiner ganzen Länge mit parallelen dunkeln Streifen bedeckt erscheint.

Eben so macht Hr. Ritchie (S. 590) wie schon früher Hr. Ettinghausen darauf aufmerksam, daß man die Fraunhofer'schen Linien schon mit bloßem Auge sehen könne, wenn man dasselbe dicht hinter ein gutes Flintglasprisma von 70° bis 80° bringt, auf welches im finstern Zimmer Sonnenlicht durch eine schmale Spalte fällt.

d) Derselbe Hr. Ritchie giebt (S. 176) für die Darstellung der Newton'schen Farbenringe an, daß man Scheiben von Tafelglas an ihrem Rande einen 1/4 Zoll breit durch einfach aufgelegtes Goldblatt vergolde.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. July.

Nro. 134. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Abhandlungen der mathematisch-physikalischen Klasse der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. Zweyter Band, die Abhandlungen von den Jahren 1831 bis 1836 enthaltend ꝛc.

(Schluß.)

2. Plantarum etc. fasciculus tertius. Cacteae. Descripsit Dr. J. G. Zuccarini. S. 597 — 742. Mit 5 Steintafeln.

Rücksichtlich der Blüthen wird die Ansicht geltend gemacht, daß wenigstens bey allen mit beschuppten Ovarien die Blume in einen Zweig gleichsam versenkt sey, dessen Rinde den Fruchtknoten überzieht. Daher lassen sich solche Fruchtknoten so leicht als Stecklinge verwenden, indem sie Knospen aus den Achseln der Schuppen oder Bracteen treiben. Der Uebergang der Bracteen in den Kelch und von diesem zur Blumenkrone ist oft so unmerklich, daß keine scharfe Gränzen gezogen werden können und die Sonderung der einzelnen Blüthenkreise bis zu den Staubgefässen aufgehoben erscheint. Die Blumenröhre verholzt bey manchen Echinocacten. Eigenthümlichkeiten in der Insertion der Staubgefässe veranlassen den Vorschlag, die sogenannten Cereos globosos als eigene Gattung, Echinopsis, zu sondern. Im Gefüge der Samenschale und der Gestalt des Hilums scheinen gute Unterschiede zu liegen; so hat z. B. das hilum aller Melocacten zwey deutliche Grübchen u. s. w. Der Eyweißkörper fehlt keineswegs, wie gewöhnlich behauptet wird, durchgehends, er ist z. B. bey Peirescien und Opuntien oft sehr ausgebildet und wird dann von dem ringförmig gebogenen Embryo umschlossen. Die Form der Cotyledonen richtet sich nach der spätern Ausbildung der Blätter. Sie sind groß und blattartig bey den später mit wirklichen Blättern versehenen Opuntien und Peirescien, zum Theil auch noch bey Cereen, dagegen nur auf zwey kleine Höckerchen reducirt bey den blattlosen Mammillarien, Echinocacten und Melocacten (De Candolle's Angabe, daß sie bey letzteren blattartig seyen, beruht auf einer Täuschung). Das Würzelchen ist walzenförmig und dünn bey blattartigen, dagegen sehr verdickt und kegelförmig bey obliterirten Keimlappen.

Die bisher versuchten Eintheilungen der Familie in Gattungen werden als ungenügend dargestellt, ohne jedoch einen Versuch zu besserer Begründung derselben bey dem noch so unvollständigen Material (da z. B. noch nicht von der Hälfte der Arten die Blüthen bekannt sind) wagen zu wollen. Beschrieben werden 35 Mammillarien, 13 Echinocacten, 9 Cereen. Die 5 Tafeln enthalten Abbildungen von Arten, Mamm. uncinata, Echin. Pfeifferi, leucacanthus, Monstrositäten, Keimungen, Dornformen und Belege zur Entwicklungsgeschichte der doppelten Knospen.

Z.

IV. Mineralogische Abhandlungen.

1. Ueber das Erdöl von Tegernsee im bayerischen Oberlande. Von Professor Dr. Fr. v. Kobell. (S. 141 — 161.)

Unter den Producten, welche man bey der trockenen Destillation organischer Körper erhält, zeichnen sich durch ihre Eigenschaften besonders zwey Substanzen aus, welche Reichenbach zuerst rein dargestellt und unter dem Namen Paraffin und Eupion sehr genau beschrieben hat. Reichenbach konnte diese

Subſtanzen im Steinöl nicht finden, Gregory zeigte aber, daß im Erdöl von Rangoon in Ava wenigſtens das Paraffin fertig gebildet enthalten ſey.

Der Verf. unternahm mit beſonderer Rückſicht auf Paraffin und Eupion eine Analyſe des Erdöls von Tegernſee im bayeriſchen Oberland, aus welchem Profeſſor Fuchs bereits im Jahre 1809 eine Paraffinhaltige Subſtanz durch Deſtillation dargeſtellt hat, welche 1820 von Prof. Buchner näher unterſucht und Bergfett genannt wurde. Der V. nahm bey der Analyſe beſonders darauf Rückſicht, daß nicht zweifelhaft blieb, ob das Paraffin in dem Erdöl als ſolches aufgelöſt ſey oder erſt bey der Deſtillation gebildet werde. Er fand das erſtere, indem er ſchon bey unmittelbarer Behandlung des Oels mit abſolutem Alkohol Paraffinflitter erhielt. Das rein dargeſtellte Paraffin dieſes Erdöls hat weſentlich alle Eigenſchaften des von Reichenbach beſchriebenen und nach einer von Buchner jun. angeſtellten Elementaranalyſe auch ganz dieſelbe Zuſammenſetzung. Neben dem Paraffin werden als nähere Beſtandtheile dieſes Erdöls noch angegeben: 1) Bergnaphta. 2) Ein flüchtiges Oel, welches ſchon bey — 5° R. ein Stearopten ausſcheidet. Es wird durch Behandlung mit Schwefelſäure und Salpeter zu Quellſatzſäure (Humusſäure) zerſetzt. 3) Eine harzartige Subſtanz. Eupion konnte der Verf. nicht ſicher nachweiſen, und vermuthet, daß, wenn es überhaupt in dem Oele vorkomme, jedenfalls nur ſehr kleine Quantitäten davon enthalten ſeyen.

Der Verf. ſchließt die Abhandlung mit Betrachtungen über die mögliche Entſtehung von ſolchem Paraffinhaltigem Erdöl. Er bezweifelt, daß es in den Steinkohlen der großen Kohlenformation präexiſtire, da dieſe Kohlen, einer zur Paraffinbildung nothwendigen trockenen Deſtillation unterworfen, alles Bitumen verloren haben müßten, was durchaus nicht der Fall iſt. Er vermuthet daher, daß, wenn das Paraffin überhaupt immer ein Product der trockenen Deſtillation ſey und nicht auch durch einen Verweſungsproceß gebildet werden könne, der Anthracit das Reſidium dieſer Deſtillation ausmache. Die Auflöslichkeit des Paraffin's in den zugleich ſich bildenden flüchtigen Oelen und ſeine Eigenſchaft, mit dieſen flüchtig zu ſeyn, vielleicht um ſo vollkommner, als eine langſame Deſtillation ſtatt finde, erkläre ſein Vorkommen in manchen durch Waſſer zu Tage geförderten Erdölen.

V. Mathematiſche und phyſikaliſche Abhandlungen.

1. Elemente der Helligkeits-Meſſungen am Sternhimmel, eine von der mathem. phyſ. Klaſſe der königl. Societät der Wiſſenſchaften zu Göttingen am 14. Februar 1835 gekrönte Preisſchrift des Profeſſors Dr. Steinheil. S. 1 — 140 (mit vier lithogr. Tafeln).

Bekanntlich wird die Intenſität des Lichtes der Fixſterne oder der Glanz, mit dem ſie dem Auge erſcheinen, nach Größenklaſſen angegeben. Man rechnet die hellſten Sterne zur erſten Klaſſe, die ſchwächſten, welche das freye Auge erkennen kann, zur Sechſten.

Die Sterne, welche zwiſchen dieſen beyden Grenzen liegen, hat man in Unterabtheilungen gebracht und ſo verſchiedene Helligkeiten mit den Namen 2ter, 3ter, 4ter, 5ter Größe bezeichnet. Das Geſetz aber, in welchem die Lichtmengen der verſchieden hellen Sterne zueinander ſtehen, iſt durch dieſe rein willkührliche Annahme nicht beſtimmt. Man konnte durch Vergleichung zweyer Sterne näherungsweiſe beſtimmen, welcher von ihnen der hellere ſey, man konnte aber nicht angeben, um wie viel der Eine heller iſt. Es iſt auffallend, daß ungeachtet der vielſeitigen Bemühungen von Wollaſton, Bouguer, Leslie, Potter, A. v. Humboldt, de Maiſtre u. A. es nicht gelungen iſt, aus der Aſtronomie, die ganz auf numeriſchen Beſtimmungen beruht, dieſe einzige und letzte Willkühr zu entfernen. Der Grund hievon iſt leicht anzugeben. Es fehlte gänzlich an Meſſungsmitteln für dieſen Fall. Man hatte ſehr verſchiedene Mittel um zwey erleuchtete Flächen in der Quantität ihrer Erleuchtung zu vergleichen, aber keines um verſchieden helle Puncte ohne ſcheinbaren Durchmeſſer relativ zu beſtimmen. Dieß hat die Göttinger Societät zu ihrer Preisfrage „über neue Meſſungsmittel für die Intenſität der Fixſterne“ veranlaßt, und die angeführte Schrift hervorgerufen.

Der Verf. zeigt zuerſt, daß Sterne von ungleicher Intenſität des Lichtes ungleichartige Eindrücke hervorbringen, die natürlich nicht miteinander verglichen werden können, weil ſie keine gemeinſame numeriſche Relation beſitzen; daß man alſo darauf ausgehen müſſe dieſe ungleichartigen Eindrücke in gleichartige, nur der Quantität nach verſchiedene, umzugeſtalten, was man natürlich erlangt, wenn man die Intenſitäten gleich macht, ohne die Quantitäten der entſprechenden Lichtmengen zu ändern. Er ſucht alſo eine gewiſſe Menge Lichtes von zwey, unter einander zu vergleichenden Sternen in Lichtflächen umzuwandeln, welche Lichtflächen nun gleich intenſiv erleuchtet aber von ungleicher Größe oder Ausdehnung ſind. Es beruht alsdann die Meſſung nur auf der Beſtimmung der wechſelſeitigen Größen der Flächen, was natürlich auf vielfache Art ausführbar iſt.

Er giebt nun als ſehr einfaches Mittel zu dieſer nöthigen Umgeſtaltung an die Verſtellung des Okulares eines Fernrohrs gegen ſeinen Brennpunct. Denn ſowohl durch Verkürzen als Verlängern des Fernrohres betrachtet man mit dem Okulare rechtwinkligte Durchſchnitte des doppelten Lichtkegels, welchen das Objectiv aus den vom Sterne unter ſich parallel einfallenden Lichtſtrahlen bildet. Man ſieht alſo Lichtſcheiben ſtatt des Bildes von Sternen, die um ſo größer zugleich aber um ſo weniger erleuchtet werden, je mehr die Verſtellung des Okulares gegen den Brennpunct des Objectives betragen hat. Die Verſtellungen des Okulares ſind aber den Durchmeſſern der Lichtſcheiben proportional und dienen folglich als Maaß.

Er gibt nun verſchiedene Einrichtungen an, um verſchiedene Sterne in Licht-Flächen von gleicher Intenſität zu verwandeln. Einmal, als einfachſtes aber noch wenig zuverläßiges Mittel das Einſtellen auf gleiche Helligkeit mit dem Himmelsgrund. Dann durch Anbringung eines erleuchteten Spiegels im Geſichtsfelde, wo das Okular verſtellt wird, bis die Lichtſcheibe des Sternes mit dem Spiegel gleich hell iſt. Durch Beobachtungen am Sternhimmel ermittelt er den Grad der Zuverläſſigkeit ſolcher Vergleichungen und geht, nachdem ſich ergeben hat, daß alle künſtliche Beleuchtung zu wenig Unveränderlichkeit beſitzt, um als ſcharfes Uebertragungsmittel der Helle des einen Sternes zum andern zu dienen, zur Conſtruction eines neuen Inſtrumentes über, was er Prismenphotometer nennt. Dieſes Inſtrument bringt gleichzeitig das Bild zweyer Sterne, welches auch ihr Angulärabſtand am Himmel ſeyn mag, nebeneinander in das Geſichtsfeld des Okulares. Hier kann jeder Stern für ſich auf zweyerley Weiſe in eine Lichtfläche umgewandelt werden, und es dient der eine Stern dem andern zum relativen Maaß. Zugleich wird die verſchiedene Helligkeit des Himmelsgrundes, auf welchem ſich die beyden Sterne befinden, durch dieſes Verfahren eliminirt. Zur näheren Angabe dieſes Inſtrumentes muß jedoch auf die Abhandlung ſelbſt verwieſen werden.

Es folgen nun vorläufige Meſſungen verſchieden heller Sterne am Himmel mittels dieſes Inſtrumentes. Zwiſchen den Meſſungen und den frühern Schätzungen der Sterne ſtellt er eine mathematiſche Relation her und beſtimmt die darin vorkommenden Konſtanten nach der Methode der kleinſten Quadrate aus vielfachen Beobachtungen. Daraus leitet er die mittleren relativen Helligkeiten ab, welche den einzelnen Größenklaſſen zukommen.

Dieſen Meſſungen zufolge bilden

Sterne 6ter Größe	der Helligkeit nach Einen Stern der
182	1ten
64	2 :
23	3 :
8	4 :
3	5 : Größe.

doch dürften dieſe Beſtimmungen, wie er angiebt, durch wiederholte Beobachtungen noch einige Modificationen erhalten.

Da es der Hauptzweck dieſer Schrift iſt, ausreichend ſichere Meſſungsmittel herbeyzuführen, ſo unterzieht er die vorgeſchlagenen Inſtrumente noch beſondern ſtrengen Prüfungen. Er geht dabey von künſtlich hervorgebrachten ſternähnlichen Lichtreflexen, deren relative Helligkeiten vorne herein genau bekannt ſind, aus, und weiſet durch Meſſungen an denſelben nach, daß das Prismenphotometer nicht bloß proportionale Unterſchiede der Lichtmengen, ſondern dieſe ſelbſt und zwar innerhalb der wahr-

scheinlichen Grenzen des zufälligen Beobachtungsfehlers giebt. Der zufällige Beobachtungsfehler der einmaligen Helligkeitsmessung beträgt, unabhängig ob die Sterne sehr hell oder schwach sind, $\frac{1}{5}$ des Durchmessers der schwächeren Lichtscheibe, wenn nämlich die atmosphärischen Zustände möglichst günstig sind, was am Sternhimmel freylich nur selten der Fall ist. Doch wurde die Prüfung des Instrumentes bis auf weit kleinere Größen ausgedehnt, als der einmalige Beobachtungsfehler ist. Es folgen nun noch Andeutungen über den Gang, welchen fortgesetzte Helligkeitsmessungen am Stern-Himmel zu nehmen hätten, theils um Helligkeits-Fundamentalsterne zu bilden, theils die Veränderlichkeiten als Function der Zenithdistanzen kennen zu lernen. Auch sind noch mehrfache Betrachtungen angestellt, als: Grenzen der Größenklassen der Sterne, welche unsere größten Fernröhre noch zeigen können, Vergleichung der Helligkeitsmessungen mit der Hypothese gleicher Vertheilung der Fixsterne im Weltraume, Untersuchung der Intensität der Erleuchtung des Himmelblaues in einem durch die Sonne gelegten Vertical gemessen, Vergleichung der Helligkeit des Arcturus mit der Sonne, welche eine Parallaxe von $\frac{1}{10}$ Bogensekunde andeutet, u. s. f.

So weit im Allgemeinen der Gang dieser Abhandlung. Zur leichteren Uebersicht sind derselben 5 Beylagen beygefügt. Die 1te enthält die Beschreibung eines Okularapparates zur Vergleichung der Helligkeit erleuchteter Flächen, die 2te eine Beschreibung des Prismenphotometers zur Vergleichung der Helligkeit der Sterne, die 3te eine Beschreibung des Apparates zur Prüfung der Instrumente, die 4te enthält die Original-Beobachtungen und deren Resultate, die 5te endlich entwickelt die Theorie der Helligkeits-Vergleichungen der Fixsterne. Vier Tafeln mit ganz speciellen Zeichnungen der Construction der Instrumente bilden endlich den Schluß.

---

2. Von den wahrscheinlichen Ereignissen. Eine Abhandlung aus der Wahrscheinlichkeitsrechnung von Professor L. Oettinger in Heidelberg. (S. 199 — 242.)

Den Gegenstand dieser Abhandlung bildet die Wahrscheinchlikeitsbestimmung derjenigen künftigen Ereignisse, bey welchen Wiederholungen statt finden.

Die Abhandlung enthält theils neue theils bekannte Lehrsätze und Resultate nach dem Maaße ihrer Wichtigkeit und Anwendbarkeit hervorgehoben: eine erschöpfende Behandlung zu liefern war nicht beabsichtiget. Rücksichtlich der Methode ist Consequenz und Allgemeinheit im Auge behalten worden.

3. Von dem Werthe der Erwartung, welcher mit dem Eintreten eines künftigen günstigen oder ungünstigen Ereignisses verbunden ist. Eine Abhandlung aus der Wahrscheinlichkeitsrechnung. Von demselben (S. 243 — 270).

Wenn mehrere Theilnehmer durch wiederholte Versuche ein Ereigniß herbeyzuführen sich bestreben, so hängt die Wahrscheinlichkeit des Gelingens oder der Werth der Erwartung für irgend einen Theilnehmer von der Zahl und der Ordnung der Versuche und von der Zahl der Theilnehmer ab. Die Abhängigkeit des Resultats von diesen Größen wird durch Entwickelung der vorzüglichsten Fälle dargethan.

VI. Astronomische Abhandlungen.

1. Ueber die Bahn des III. Saturns-Satelliten, von Conservator Dr. Lamont. S. 743 — 782.)

Indem der Verf. auf diejenigen Beobachtungen des III. Saturns-Satelliten, welche er im Laufe des Jahres 1836 mit dem Refractor der k. Sternwarte angestellt hatte, eine neue und vollständige Bahnbestimmung gründet, dehnt er die Berechnung auch auf die übrigen vorhandenen Beobachtungen, und namentlich auf jene der beyden Cassini und des ältern Herschel aus, welche man bisher keiner genauern Untersuchung unterzogen hatte. Auf diese Weise umfaßt die Abhandlung eine Bearbeitung alles dessen, was bisher zur Bestimmung der Bahnelemente geliefert worden, und stellt die Resultate in einer Form her, daß künftige Beobachtungen zum Behufe weiterer Verbesserung ohne Mühe angeschlossen werden können. Es würde überflüßig seyn, die Resultate selbst hier hervorzuheben, da in Nr. 42. dieser Zeitschrift das Bemerkenswertheste bereits in Kürze entwickelt ist.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. July.

Nro. 135. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838

Memorie storiche dei principali avvenimenti politici d'Italia seguiti durante il pontificato di Clemente VII. Opera di Patricio de Rossi Fiorentino publicata per cura di G. T. (Guzzoni u. Tora) Prima edizione. Vol. I. XII. 235 S. Vol. II. 215 S. Vol. III. 183 S. Vol. IV. 228 S. Roma 1837. Tipografia delle belle arti. fl. 8.

Zu den vielen und inhaltreichen Geschichtschreibern der ersten Jahrzehnte des sechszehnten Jahrhunderts ist ein neuer, nicht wenig merkwürdiger und ergiebiger gekommen. Patrizio de Rossi, aus der alten florentinischen Familie abstammend, welche in der Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts im Kampfe gegen Friedrichs II. Anhänger in Florenz, die Patariner das Banner geführt, war ein Seitenverwandter des Mons. Luigi de Rossi, welchen P. Leo X. im Jahre 1517 zum Cardinal ernannt hatte und ein Enkel des Francesco di Rossi, Luigi's Bruder, der sich nach dem Tode des Cardinals i. J. 1519 nach Rom begeben hatte und daselbst die merkwürdigsten Begebenheiten seiner Zeit, insbesondere des Pontificat's Papst Clemens VII. eigenhändig aufzeichnete. Ganz vorzüglich beziehen sich seine Notizen auf die Ereignisse, welche der Einnahme und Plünderung Roms durch die Söldner Bourbons (il Sacco di Roma) vorhergingen und nachfolgten, von welcher Francesco Augenzeuge war. Zu der Umgebung des Papstes gehörend floh er mit ihm in die Engelsburg und aus dieser nach Orvieto, und vermochte so sich eine Masse von Nachrichten zu verschaffen, die Andern verborgen bleiben mußten. Diese sammelte Patrizio und stellte sie auf eine ungezwungene Weise ohne viele Prätensionen, einfach und doch nicht ohne Kunst zusammen, ohne daß jedoch vollständig ermittelt werden könnte, was nur Zugabe von ihm ist. Jedoch ist aller Grund vorhanden, diese selbst als höchst geringfügig zu betrachten. Was aber dieß Werk vor Andern auszeichnet, ist der durch die Quellen, aus denen Patrizio schöpfte, veränderte Standpunct. Bekanntlich bilden die Kriege Karls V. mit Franz I. den Hauptinhalt der Geschichte des unglücklichen Pontificats P. Clemens VII. und die Geschichtschreiber haben sich darnach auch insofern getheilt, daß die einen Carls, die andern Franzens Fahnen folgten.

Nicht so Francesco. Sein Geschichtswerk belebt ein höherer Gedanke und dieser ist unmittelbar der hohen Stellung entnommen, welche Clemens VII. selbst mit aller, ihn charakterisirenden Unschlüssigkeit doch stets zu behaupten suchte, und der neueren Geschichtschreibern beynahe gänzlich entging. Was Clemens als Cardinal für Ansichten und Sympathien hegte, wurde, als er Papst geworden, dem einen großen und glänzenden Berufe aufgeopfert, die verschiedenen Mächte, welche sich um den Besitz Italiens stritten, gegenseitig in Schach zu halten, dadurch der Kirche Freyheit und Unabhängigkeit, Italien aber Friede und Ruhe zu verschaffen, und jene Mächte selbst, was seit den Kreuzzügen ein Lieblingsgedanke der Päpste gewesen, gegen die immer stärkere Macht der Ungläubigen, gegen die Türken, zu vereinen. Dieß war der Grund, warum Clemens, statt seine erbittertsten Gegner, die Colonnesen, als Papst zu bekämpfen, ihr Haupt, den Cardinal Pompejo zum Vicekanzler erhob, ein Act der Großmuth, der dem Papst so schlecht vergolten wurde, daß er ihn beynahe mit seinem Leben bezahlen mußte. Aus demselben Grunde schloß sich P. Clemens, seinen Grundsätzen, die er als Cardinal

bekannt hatte, entgegen, an König Franz von Frankreich an, als dieser im Jahre 1525 nach Italien rückte; nicht, als wenn er den Untergang Carls gewünscht hätte, sondern seine Absicht war nur, den Kirchenstaat und die mit ihm verbündeten Länder von dem übermüthigen Einflusse eines Fremden möglichst frey zu halten. Als aber durch Franzens Niederlage und Gefangennehmung bey Pavia das Gleichgewicht verloren schien, vertrug sich der Papst mit Carl, um hiedurch so viel er konnte die Macht des Siegers aufzuhalten. Wie aber nun die Befehlshaber der Deutschen und Spanier mit unerhörtem Uebermuthe, gleich unumschränkten Gebietern in Italien herrschten, und Freyheit und Unabhängigkeit nicht bloß in politischer Beziehung bedroht waren, war es natürlich, daß sich auch Clemens von denen abwandte, die die einzige Bürgschaft des Siegs und des Gedeihens, die Mäßigung im Glücke, weggelegt hatten. Er schloß sich, als Karl den Vertrag, welcher allein Italien Ruhe zu sichern vermochte, sich wiederholt zu ratificiren weigerte, nach dem Wunsche der italienischen Staaten aufs Neue an den König von Frankreich an. Allein das Unglück, das beynahe immer Begleiter der weltlichen Waffen der Päpste war, und gerade jetzt dem tüchtigsten der italienischen Heerführer, Johann von Medici, in der Blüthe der Jahre den Tod bereitete; noch mehr die Arglist der spanischen Minister, welche eine Verschwörung der Colonnesen bildeten, verbunden mit der Unfähigkeit des Generalissimus der verbündeten italienischen Heere, Franz Maria Herzog von Urbino, vernichteten die heilsame Absicht des Papstes und bereiteten diesem selbst jenes fürchterliche Leiden, der Gefangene einer wüthenden Soldateska zu werden und Rom vor seinen Augen entweiht, geschändet, geplündert und verödet zu sehen. So weit der erste Theil. Der zweyte Theil beschreibt eben diese fürchterliche Katastrophe, mit welcher der römische Stuhl von dem Heere des ersten katholischen Fürsten gerade zu der Zeit heimgesucht wurde, als das Schisma in Deutschland und der Schweiz bereits ausgebrochen, ein ähnliches in England drohte und die Macht des türkischen Sultans wie eine unheilschwangere Wolke über dem Abendlande hing. Wohl zu keiner Zeit, da auch in Rom selbst des Uebels nur zu viel vorhanden war, stand es schlimmer um den römischen Stuhl, um die gesammte katholische Kirche. Ohne irgend ein Haschen nach Effect beschreibt Patricio diese Lage der Dinge, welche durch die falschen und verkehrten Maßregeln, die man in Rom ergriff, noch grausenhafter wurde. Man sieht aus seiner Darstellung, welche selbst neben der mit Recht so gerühmten des Edelmannes von Samminiato, Jacopo Buonaparte's und der Guicciardini zugeschriebenen Darstellung des Sacco di Roma, von bedeutendem Werthe ist, wie selbst die Eingebungen nicht gewöhnlicher Klugheit gerade den entgegengesetzten Erfolg hatten, als sie menschlicher Berechnung nach hätten haben können und sollen, und wie die Stadt, jenem trojanischen Helden gleich, den der Gott erst seiner Rüstung beraubt, um ihn so dem minder edlen Krieger zum Opfer hinzugeben, durch ein Verhängniß schutzlos ihren wilden Feinden zur Beute ausgeliefert wurde. Wir entheben uns Weiteres über die Plünderung und Verwüstung Roms durch Bourbons zügellose Armada mitzutheilen; selbst in Bezug auf die Belagerung der Engelsburg genügt wiederholt aufmerksam zu machen, daß Francesco das unglaubliche Elend, das den Papst und sein Gefolge traf, selbst mitlitt, daß er thätigen Antheil an dem Vertrage mit dem deutsch-spanischen Heere hatte, und also die hier enthaltenen Nachrichten den besten, die wir haben, an die Seite zu stellen, wenn nicht vorzuziehen sind. Aber Eines muß besonders erwähnt werden, theils weil es von neueren Schriftstellern außer Acht gelassen wurde, theils weil dieß eines der Hauptergebnisse der vorliegenden Memorie ist, nämlich der Umschwung aller Verhältnisse in Italien sowohl als in Frankreich und Deutschland, welcher sich an dieses größte Ereigniß des Pontificats P. Clemens VII. knüpfte. Mit diesem gräßlichen Unfalle schien gleichsam das Schicksal befriedigt und ausgesöhnt für manche schwere That, die die letzten Jahrzehnte vorher in Rom stattgefunden. Der so hoch gespannte Uebermuth der Fürsten gegen den heiligen Stuhl ließ nach, das Unglück des Papstes söhnte seine Gegner mit ihm aus. Von der andern Seite hatte Papst Clemens selbst eine Lehre erhalten, die er nicht mehr vergaß; anstatt wie früher durch thätigen Antheil an den Kriegsereignissen das gestörte Gleichgewicht wiederherstellen

zu wollen, dachte er von nun an nur daran, dieſelben Zwecke durch die ſtrengſte Neutralität zu erreichen. So geſchah es denn, daß wider alles Vermuthen das höchſte Unglück ſelbſt eine Quelle des Glückes wurde und P. Clemens, ſtets zum Verzeihen geneigt und die ihm ſelbſt zugefügten Unbilden ſchnell, wenn es den Nutzen der Kirche galt, zu vergeſſen bereit, nach allen Drangſalen gegen das Ende ſeines Pontificats größer, mächtiger und geachteter daſtand als je zuvor. Während die italieniſchen Fürſten ſchon geglaubt hatten, ſie könnten ſich in den Beſitz des Kirchenſtaates theilen, gelang es dem Papſte ohne Schwertſtreich das Entriſſene wieder zu erhalten; Italien erhielt Ruhe; und hörte die Fremdenherrſchaft auch nicht vollſtändig auf, ſo war doch ſchon viel gewonnen, daß es nicht mehr der Zankapfel ſtreitender Könige wurde; hiezu aber hatte Clemens das Meiſte beygetragen. Ein entſcheidender Schritt für die Ordnung der Kirche wie des Reiches war es, daß Clemens mit ſeltener Selbſtüberwindung den zum Kaiſer krönte, welcher ihm ſo große Unbilden zugefügt, und wer die Geſchichte Carls V. ſtudirt, kann nicht läugnen, daß in ſeinem Auftreten der Kirche gegenüber ein merkwürdiger Unterſchied zwiſchen ſeinem Benehmen vor und nach ſeiner Kaiſerkrönung ſichtbar iſt. Auch ſeinem Hauſe wußte P. Clemens nicht nur die Größe wieder zu verſchaffen, die es ſchon früher in Florenz eingenommen, ſondern auch, da hieraus ein vollſtändiger Wechſel der Politik Mittelitaliens hervorging, die Ruhe Italiens und die politiſche Unabhängigkeit der Päbſte mit dem erblichen Principat der Mediceer in Florenz zu verknüpfen. Von dieſen Sorgen entladen, konnte ſich Clemens dann freyen Herzens ganz demjenigen zuwenden, was mehr als alles Andere ſeinen Geiſt in Anſpruch genommen hatte: der Sorge für die Reinheit der Kirche und der Beſiegung der Türken. Wenn aus irgend Jemanden, ſo geht aus Roſſi hervor, wie ernſt es dem Papſte mit der Verſammlung eines Concils war, ſobald ſich bey der Repugnanz der Häupter der neuen Lehre, ſich demſelben zu unterwerfen, nur im Geringſten hätte abſehen laſſen, daß hiedurch die Einheit wieder hätte hergeſtellt werden können. Auch in Bezug auf Soliman that Clemens Alles, was er nur immer als geiſtlicher und weltlicher Fürſt zu thun vermochte; er ſandte unter ſeinem Neffen Truppen nach Ungarn und ſcheute ſelbſt die Anſtrengungen jener Reiſe nach Marſeille nicht, die ihm die Todeskrankheit zuzog, um den kriegeriſchen König der Franzoſen zum Frieden, zur Eintracht mit der Kirche und zur gemeinſamen Bekämpfung des Erbfeindes der Chriſtenheit zu bewegen. Auch in den Angelegenheiten Englands iſt ihm keine Schuld beyzumeſſen. Weitläufig hat dieß Roſſi in dem dritten Theile behandelt und gezeigt, wie P. Clemens, was nur immer mit der Würde und dem Anſehen ſeines Amtes vereinbar war, that, den Sturm zu beſchwören, welchen der blutdürſtige Heinrich ſeinem Lande und der geſammten Chriſtenheit bereitete. Aber auch hier geſchah, was ſelbſt zu ahnen ein Verbrechen geweſen, und es war in der That nur der Mangel an moraliſcher Kraft und die feile Geſinnung des Volkes, was England bewog, Unthaten von Heinrich VIII. zu dulden, deren kleinſten Theil es noch wenige Jahrzehnte früher nur mit dem blutigſten Kriege beantwortet hätte. Als dann bey den großen Schwierigkeiten, welche die Behandlung dieſer umfaſſenden Verhältniſſe mit ſich brachten, alles darauf ankam, daß ein dieſen Umſtänden gewachſener Mann den Stuhl Petri beſteige, ſorgte Clemens, ſo viel an ihm war, auch hiefür. Wenige Stunden vor ſeinem Tode bezeichnete er den Decan des hl. Collegiums, Cardinal Aleſſandro Farneſe, als den, welchen er für den würdigſten halte und trug ſeinem Neffen, dem Cardinal Ippolito auf, mit ſeinem Anhange für keinen andern als für jenen zu ſtimmen. Dann ſtarb er den 25. Sept. 1534.

Es war in der That ein höchſt verdienſtliches Unternehmen der Herren Guzzoni und Tora, dieſe Memoiren, an welche ſich in dem vierten Theile nach der Erzählung von dem Tode des Papſtes auch noch eine in vielfacher Beziehung höchſt intereſſante Geſchichte des unglücklichen Endes ſeiner Neffen Ippolito und Aleſſandro anſchließt, der Oeffentlichkeit zu übergeben, und es iſt uns ſelbſt dieß um ſo erfreulicher, als wir dadurch die Früchte des Fleißes Anderer um ſo leichter ärndten, indem wir uns während unſeres Studiums an der barberiniſchen Bibliothek zu Rom vorgenommen hatten, das daſelbſt befindliche Manuſcript der Memoiren Roſſi's

zu excerpiren, aber durch andere unsern damaligen Zwecken näher liegende Arbeiten davon abgehalten worden waren.

Hr. Guzzoni gedenkt später den vier Bändchen Text ein fünftes folgen zu lassen, in welches verschiedene, bisher unbekannte Documente aufgenommen und in dem, wie er bereits öffentlich aussprach, mehrere Unrichtigkeiten in Ranke's Geschichte der römischen Päpste berichtigt werden sollen.

C. Höfler.

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorffs Annalen der Physik und Chemie ꝛc..

(Fortsetzung.)

c) Hr. J. Mile stellt (S. 37 — 71 und 235 — 263) folgende neue Ansicht über die Richtungslinien des Sehens auf. Wenn ein Lichtkegel von einem Puncte in das Auge fällt, so sieht man gewöhnlich den Punct nur in der Richtung des Richtungsstrahles, oft aber auch, wie leicht anzustellende Versuche zeigen, wenn der Richtungsstrahl gar nicht ins Auge kömmt, in der Richtung eines Seitenstrahls. Daher muß nicht der Richtungsstrahl allein, sondern auch jeder Strahl des gemeinschaftlichen Kegels ein Sehestrahl seyn, und das Sehen muß nicht von einem besondern Einwirken der Richtungs-Strahlen, sondern von andern Umständen abhängen.

Die Ursache, warum ein vor einem Lichtpuncte stehender Stift denselben auslöscht, aber nicht nebenstehende, liegt darin, daß die Stifte nicht bloß schattend, sondern auch lichtzerstreuend wirken, und daher selbst zu Lichtpuncten werden. Es müssen daher zweyerley Arten des Deckens der Objekte unterschieden werden: 1) durch Verschattung, welche nach allen Richtungen der Kegelstrahlen geschehen kann, und 2) durch das zusammenfallende Bilderwerfen, welches nur in einer einzigen Linie statt findet. Die eigentliche physiologische Bedingung des sich Deckens der Lichtpuncte ist das Zusammenfallen der Bilder, die physische aber das Zusammenfallen der Richtungsstrahlen, welche aber, selbst bey Abänderung des Weges, sey es durch Reflexion oder Refraction u. dgl., nicht mehr getrennt werden. Daher sieht man zwey sich deckende Lichtpuncte nur deswegen an einem und demselben Orte, weil man ihre Bilder an einer einzigen Stelle der Netzhaut fühlt.

Versuche mit Kaninchen- und Menschenaugen, und künstlichen gläsernen Augen überzeugten den Hrn. Verf., daß die Corneakrümmung allein es ist, welche die Lage der Kreuzungspuncte der Richtungslinien bestimmt. Je nachdem der Radius der Cornea verschieden ist, fällt derselbe verschieden weit vom Mittelpuncte des Auges z. B. auf 1/3 der ganzen Augare vor den Mittelpunct bey den Menschen, auf 1/15 bey den Kaninchen, nach Sömmerings Tafeln bey dem Wolf ganz in die Mitte, bey dem Elephanten selbst hinter den Mittelpunct.

Nur die mit der Augare zusammenfallende Richtungslinie geht ungebrochen und geraden Weges bis zur Retina, alle übrigen werden gebrochen. Da aber die wässerige Feuchtigkeit der hauptlichtbrechende Körper im Auge ist, und in der Linse nur eine sehr kleine Abweichung Statt haben kann, so kann diese die von der vorderen Fläche wenig verrückten Strahlen fast in dieselbe Lage bringen, als wenn sie vom geraden Wege gar nicht abgewichen wären.

Da aber die Brechung an der Vorderseite nothwendig eine Spaltung in Farben verursachen muß, so kann der Achromatismus im Auge nur durch die Brechung an der Hinterseite hergestellt werden. Dieß ist aber unmöglich, wenn nicht die Brechungen nach zwey Seiten geschehen; und die Augenlinse wäre allein das achromatisirende Organ.

Das deutliche und fortdauernde Sehen eines Gegenstandes beym Drehen des Auges läßt sich nur erklären durch die Annahme, daß das Aug sich nicht um seinen Mittelpunct, sondern um den Kreuzungspunct der Richtungslinien drehe, welcher, wie frühere (schon 1822) angestellte Versuche den Hrn. Verf. überzeugt haben, im Mittelpuncte des Augapfels liegt, dessen Abstand vom vordersten Punkte der Cornea 5 Par. Lin. beträgt (Sömering.)

Da man aber nur in der Richtung der Augaxenlinie deutlich sieht, so ist kein Ausmessen durch's Visiren des Winkels der Richtungslinien, die in das undeutliche Gesichtsfeld fallen, möglich, und, wenn man daher von einer genauen Bestimmung optischer Winkel spricht, so ist dieses nur von einer Messung dieser Winkel außer dem Auge zu verstehen.

Nimmt man auch auf die Irismembrane Rücksicht, so sieht man, daß sie sich mit ihrem Loche vor der Linse in einem Abstande, der keine halbe Linie beträgt, ausbreitet, daher nur die mittleren Strahlen durchgehen läßt, und die durch die Cornea gebrochenen Strahlen wenig mehr convergirend macht.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. July.

Nro. 136. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Travels in Crete by Robert Pashley esq. fellow of Trinity College Cambridge. Vol. I. XI. u. 321 S.; Vol. II. 320 S. mit 67 Holz- und Steinabdrücken und einer Landkarte. London 1837.

„Reisen auf Kreta" betitelt Hr. Pashley sein Buch. Wollte man es einen Bündel ausgezeichnet gelehrter archäologischer Abhandlungen mit einer reichen Zugabe historisch-statistischer Notizen über den gegenwärtigen Zustand von Kreta nennen, so hätte man die Natur seiner Arbeit zwar weitläufiger, aber dem Inhalte nach viel richtiger bezeichnet. Bereiset hat Hr. Pashley das Land allerdings in seiner ganzen Ausdehnung; allein wissenschaftlich abgehandelt sind in den beyden vorliegenden Bänden eigentlich nur drey Bruchstücke desselben, und zwar auf der Nordseite das Küstenland von Kanea bis zum Dorfe Episkopiano östlich der gegenwärtigen Hauptstadt, die man im Lande selbst Megalo-Kastron, in Europa aber nach venetianischem Sprachgebrauch Kandia nennt. Von hier springt der Bericht auf die Südküste hinab und läuft fragmentarisch von der Ortschaft Hierapetra die kurze Strecke bis in die Gegend von Gortyna fort und eilet, ohne die Ruinen dieser alten Hauptstadt von Creta und sein gepriesenes Labyrinth zu berühren, auf dem kürzesten Wege wieder nach Kanea zurück, wo der Verf. zuerst gelandet hatte. Das dritte Fragment reicht von hier bis zum Westende bey dem Vorgebirge Grabusa, und springt dann gleichfalls wieder auf die Südseite der Insel, in die Eparchie Selinokastelli, hinab und umfaßt in einem länglichen Kreise das Gebiet der „Weissen Berge," oder den vielbesprochenen District von Sfakia, in dessen unzugänglichster Schlucht, im Schatten der Cypressen von Samaria, er den Leser mit unbefriedigter Neugierde plötzlich und ohne natürlichen Schluß verläßt. Der Verf. sagt nirgend, warum er gerade über diese Theile der Insel zum Publikum spreche, und ob man seine Abhandlungen über den Rest derselben vielleicht später erwarten dürfe. Die Wanderungen selbst, von welchen hier Rechenschaft gegeben wird, fallen in den Zeitraum vom 8. Februar bis 7. May 1834 und sind demnach das Neueste und, wie wir gleich vorneweg sagen wollen, auch das Beste und Gelehrteste, was je über Creta von einem Europäer geschrieben worden ist. Pashley's nächsten Vorgängern, Prof. Höck und Botaniker Sieber, soll jedoch hiemit nichts von ihren besondern Verdiensten entzogen werden. Unser Verf. spricht über alles, nur über Botanik nicht, und bietet also in dem, was in Siebers Buche Hauptgegenstand ist, keinen Punct für wissenschaftliche Vergleichung dar. Sobald aber letzterer seine Pflanzen verläßt und in das Gebiet der Philologie, der Alterthumskunde, der alten Geographie und Geschichte hinüberschweift, erscheint sein Buch, neben Pashley's Werk hingestellt, in einem mehr untergeordneten Range. Der treffliche Sieber verstand kein Wort von der kretischen Landessprache, und hatte eben so wenig die klassische Literatur der alten Welt zum Lieblingsgegenstand seiner Studien gemacht, während Hr. P. nicht nur das Neugriechische geläufig spricht, sondern überdieß noch aller wissenschaftlichen Sprachen der alten und neuen Zeit kundig ist, und die vorzüglichsten Werke derselben, besonders die Dichter, nicht etwa nur gelesen, sondern so zu sagen auswendig gelernt hat, und daher seine Thesen mit einem Luxus von Citaten zu schmücken versteht, dergleichen man vielleicht seit Bayle's philosophisch-

historischem Wörterbuche in der neuern Literatur nicht mehr gesehen hat. Auch der Styl, und besonders die didaktisch kurz und prägnant gemeißelte Form seiner Sätze mahnen an Bayle und sein Werk. Und wenn Hr. P. mit diesem berühmten Skeptiker das überwiegende Talent, das vollendete literarische Wissen sammt der nicht selten hetärenmäßig gesteigerten Koketterie von Gelehrsamkeit gemeinschaftlich besitzt, so steht er doch in einem Punkte, in der Duldsamkeit und schonenden Behandlung fremder Glaubensmeynungen, besonders aber was er von seinem Standpuncte aus „römische Superstition" zu nennen pflegt, gewissermassen hinter seinem Musterbilde zurück. Bayle liebt seinen Scherz, der Tory Magister von Cambridge aber wirft gerne mit „Fanatikern der römischen Kirche" um sich, und will in seinem hochkirchlichen Enthusiasmus alle Welt zum ehelichen Leben zwingen. Langsam und schonungslos für menschliche Schwächen wandelt Hr. P. über Creta, und weiß allenthalben und von jedermann irgend einen Pinselstrich für sein Gemälde, irgend einen frischen Zug des Aberglaubens, der Unwissenheit, geistlicher Deception und altheidnischen Sauerteigs zu entdecken und von Kreta ein Bild zu entwerfen, zu dessen Vollkommenheit nichts fehlt, als daß es die ganze Insel erfasse. Wie in unsern Tagen Cuvier zuerst das fruchtbare System der vergleichenden Anatomie, dann Ritter eine vergleichende Geographie geschrieben hat, eben so könnte man beynahe von Hrn. Pashley sagen, er habe in seinem Werke den Entwurf zu einem vergleichenden Systeme des Aberglaubens alter und neuer Zeiten niedergelegt. Daß die Ernte unter dem unwissenden Inselvolke von Kreta, dessen Klerus, wie so zu sagen überall unter den Anhängern der anatolischen Kirche, sich von der untersten Volksklasse kaum unterscheidet, reichlich ausfallen mußte, kann man leicht ermessen. Jedoch werden die armen Griechen ihres Uebermaaßes ungeachtet, noch ziemlich schonend, wo nicht gar mit parteivoller Rücksicht behandelt. Aller Unwillen, aller Magisterzorn des gelehrten Herrn ist für die Abendländer, für die Christen der lateinischen Kirche aufgespart. Wer an solchen, von episcopaler Virulenz hie und da eingestreuten Kraftphrasen keinen Anstoß nimmt, wird gerade in jenen Abtheilungen des Buches den Verfasser im vollsten Glanze seiner Wissenschaftlichkeit erblicken. So lieferte ihm, beyspielshalber zu reden, eine im Sfakiagebirge umlaufende Vampyr-Geschichte (II. 196) Gelegenheit zu einer wahrhaft brillanten und mit seltenem Luxus von Bücherkunde ausgeschmückten Dissertation über Vampyrismus, Geisterspuck, Zauberkraft, Hexenwesen und Teufelskünste und darauf bezügliche Volksmeynungen, wie sie nicht nur auf Kreta, sondern in ganz Griechenland, in Dalmatien und andern slavischen Ländern noch im Schwunge sind und weiland auch in seiner eigenen Heimat im Schwunge waren, bey Juden, Arabern und Indiern aber auch jetzt noch deutliche Spuren zurückgelassen haben. Die seltensten alten und neuen Schriften werden hier nicht etwa nur genannt, sondern stellenweise mitgetheilt, und in einer einzigen Note (209) indisch, arabisch und hebräisch im Urtext gegeben, und der Deutsche Bohlen, der Engländer Jones, der Prophet Jesaias, die Sprüchwörter Salomons, Ovids fasti, die vergessenen Dissertationen von Stockius, Zopf und Bohl, das Servische Guzla mit Knigths Feen-Mythologie zu gleicher Zeit und zum Beweise eines einzigen Gedankens angezogen.

Ueberhaupt prunkt der benannte Abschnitt mit nicht weniger als 116 citirten und allzeit in Original-Auszügen gegebenen alt- und neu-englischen, deutschen, neugriechischen, italienischen, französischen, besonders aber lateinischen und altgriechischen Werken, von welchen Hr. P. nicht nur alle Ausgaben mit ihren Scholiasten, sondern auch alle Textvarianten und philologischen Controversen kennt, nennt und gelesen hat.

Ausser dem Reichthum an Sachen gibt diese Schrift, ohne daß es in der Absicht des Verfassers läge, einerseits eine treffliche Anleitung für Bücherkunde, anderseits aber den augenfälligen Beweis, mit welchem Flor von Kenntnissen ein einzelner Mann, wenn er die Zeit mit Sorgfalt benützt, seinen Geist zu schmücken vermag. Die das ganze Kapitel 21. füllende und von Tiefsinn und Gelehrsamkeit übersprudelnde Abhandlung über die Skulpturen eines zu Arvi auf Kreta gefundenen Sarkophages kann nur mit den Arbeiten eines Le-

tronne und Böckh verglichen werden. Wir möchten Pashley's Werk aus dem großen Haufen der literarischen Erzeugnisse hervorheben und es als eine ungewöhnliche und in seiner Art glänzende Erscheinung am wissenschaftlichen Horizont bezeichnen. Der Verf. macht sich aber auch das Geschäft nicht leicht, und sein Buch ist nicht das flüchtige Product eines Touristen, worin man uns von „schönen Morgen" von „linder Abendluft" und „stillem Mondschein," von Visiten und Mahlzeiten unterhält und Dinge erzählt, die man schon hundertmal gelesen hat. Materialien zu einem Reisebericht wie dieser sammmeln, ist ein eigenes Talent, setzt aber als erste Bedingniß genaue Kunde dessen voraus, was über den Gegenstand je geschrieben worden ist. Um dann die Wissenschaft auch weiter zu führen, um fruchtbar und neu zu seyn, sind nicht neue Phrasen für alte bekannte Sachen, sondern neue, lebendige Erkenntnißquellen erforderlich. Im Besitze dieser Doppeleigenschaft liegt das Hauptverdienst unseres Verfassers, und zugleich die Bürgschaft bleibenden Werthes für sein Werk. Hr. Pashley hat aber auch seine Bände nicht, wie etwa Lamartine, schon fertig in die Quarantäne gebracht, oder gar, wie es nicht selten geschieht, zum Theil noch vor der Reise geschrieben. Er forschte lange im Archiv zu Venedig und in der reichen Handschriften-Sammlung in Paris; und eine sorgfältige Arbeit von mehr als zwey Jahren schien ihm nicht zu viel, um über einen Theil seiner dreymonatlichen Reise wissenschaftliche Rechenschaft zu legen.

Nun, was sagt denn Hr. P. über Creta? Hat er ein specimen rerum creticarum, wie Neumann, im Sinne? oder will er die alte Geographie des Landes, Lage und Form der hundert kretischen Städte bestimmen und gleichsam den Kommentar zu Skylax von Caryanda, zu Strabo, Ptolemäus, Plinius und Pomponius Mela ergänzen und nachgerade die Fußtapfen eines Buondelmonti, Belon, Tournefort, Mannert, Cramer und Höck betreten? oder gilt es in seinem Werke das sogenannte Mittelalter, oder gar ausschließlich die neueste Zeit und die Kraftäusserung der kretischen Griechen während des letzten Freyheitskampfes? überhaupt welche ist die leitende Idee seiner Untersuchung und

welcherley Art Belehrung kann der Leser erwarten? Der Verf. antwortet selbst: „nicht nur Reisen in Kreta, auch eine Geschichte dieses Eilandes sey ursprünglich in seiner Absicht gelegen, aber gewisser Hindernisse wegen nicht zur Ausführung gekommen." *) Seine Arbeit, so geht aus dem, was er wirklich gibt, hervor, sollte alle die vorgenannten Phasen umschliessen, vorzüglich aber den Uebergang aus der alten in die mittlere und neuere Zeit mit allen Verwandlungen politischer, religiöser und wissenschaftlicher Natur dieser Insulaner erfassen. Hauptrolle in einem solchem Werke hätten die großen Katastrophen des byzantinischen Reiches vom VI. bis ins XIII. Jahrhundert, dann für Kreta die vierhundertjährige Herrschaft der Venetianer, und endlich die Türkenzeit mit der allmählig sich wiederhebenden und den griechischen Strand erreichenden Springflut der neueren Bildung mit ihrer islamtödtenden Kraft gespielt. Das viel besprochene und der Hauptsache nach gelöste Problem über Kolonisation des altgriechischen Bodens durch nichthellenische Racen, über Bleiben oder Verschwinden der alten Dialecte, der alten Ideen und Formen, der alten Bauart und Nomenclatur der Ortschaften konnte der Verfasser unmöglich mit Stillschweigen übergehen, ob er uns gleich häufig nur Bruchstücke und unverarbeitetes Material mittheilt, und seine Abhandlung sich in weit engere Grenzen zusammenzieht als ihr ursprünglich bestimmt waren. Das Urtheil eines Mannes von solcher Gelehrsamkeit wie Hr. P. hat in Entscheidung vorstehender Puncte ein um so größeres Gewicht, da er den einzigen Weg einschlägt, der ihm ein Recht giebt in der Sache mitzusprechen; die Anatomie der Landessprache und der Ortsnamen zugleich mit Kenntnißnahme der byzantinischen Literatur mit den dieselbe ergänzenden gedruckten und ungedruckten Quellenschriften des Occidents.

*) Band 2. S. 277, historical appendix.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen phyſikaliſchen Inhaltes in J. C. Poggendorffs Annalen der Phyſik und Chemie ꝛc..

(Fortſetzung.)

Zum Mittelpuncte der Corneakrümmung können durch das Sehloch nur ſolche Strahlen gelangen, welche nicht weiter als ungefähr 10° von der Augaxe entfernt ſind. Wir ſehen aber bekanntlich auch Objekte, welche 30° davon entfernt ſind, noch ziemlich deutlich. Daher kann das Sehen der Objekte nicht von der alleinigen Wirkung des Richtungsſtrahles, ſondern von allen Kegelſtrahlen eines gemeinſchaftlichen Punctes abhängen.

Die Veränderung der Iris kann aber auf das Verſchieben der Richtungslinie keinen Einfluß ausüben, ſo wie die Richtungslinie nur im Augaxenkegel mit der Axe und der Mitte eines einzelnen Lichtkegels zuſammenfällt, und um ſo mehr aus der Mitte nach der der Augenaxe entgegengeſetzten Seite rückt, je mehr ſich die Lichtkegel von der Augenaxe entfernen.

Am Ende der Abhandlung betrachtet Hr. Verf. noch die Art und Weiſe, wie die Empfindung des Sehens entſteht. Die Retina, ſagt er, kann nur das Eintreffen der Strahlen an irgend einer Stelle fühlen, und zwar nur als qualitative Veränderung, als Farbe durch Erſchütterung, und man braucht daher nicht zur lokalen Lichtentwickelung oder Phoſphoröscenz ſeine Zuflucht zu nehmen, um manche Phänomene zu erklären. Die Netzhaut empfindet ſchon ſehr nahe liegende Punkte als beſondere. Einen nur ungefähr $\frac{1}{70}$ par. Lin. großen Körper ſieht man noch deutlich in der Entfernung von 10 Zollen, alſo unter einem Geſichtswinkel von $\frac{1}{2}$ Minute. Auf der Netzhaut, welche von dem Scheitel des innern Winkels nur 7 Linien entfernt iſt, wird daher der Durchſchnitt desſelben 17 mal kleiner, d. i. $= \frac{1}{1020}$ Linie gefühlt werden, und viele Lichtpuncte nur an einem Orte ſehen iſt nichts anderes, als dem Auge eine ſolche Stellung geben, daß die beſonderen Eindrücke in einen einzigen verſchmelzen. Mehrere verſchieden weit entfernte Puncte bringen nach der Winkelgröße ihrer Richtungslinien verſchiedene Eindrücke hervor, das Auge wirkt dadurch zugleich als Taſtſinn (Hautſinn) wie ein anderer Theil der Oberfläche des Körpers z. B. die Hand, und es entſteht daher, wo farbige Eindrücke in gewiſſen Diſtanzen auf die Retina fallen, ein Bild. Aber das Farbenbild iſt zum Sehen nur Nebenſache, das Auge iſt kein bloßer Farbenſinn, und das Abſtandsgefühl iſt das Weſentliche, welchem, wenn auch mittelbar, die Richtungslinien zum Grunde liegen, obſchon die Netzhaut nur ſekundär das Maaß des Abſtandes der von Auſſen kommenden Eindrücke fühlt, indem es auf ſie die Länge des zwiſchen den Eindruckspuncten eingeſchloſſenen Theiles der eigenen Fläche überträgt, obſchon ſie die abſolute Größe der Gegenſtände nie fühlen kann. Dagegen kann ſie aber, weil ſie keine ebene Fläche iſt, weit ausgebreitete und die größten Gegenſtände auf einmal empfinden, welches bey einer ebenen Fläche nicht möglich wäre. Das Retina- oder Sehgefühl kann alſo nur Flächengefühl ſeyn, und wir ſehen auch die dritte Dimenſion gleichfalls immer nur als Fläche.

f) Es iſt bekannt, daß manche Menſchen die einzelnen Farben nicht zu unterſcheiden vermögen. H. A. Seebeck ſtellte über dieſen Mangel an Farbenſinn an 15 Perſonen (S. 178 — 232) dadurch Verſuche an, daß er ihnen 300 verſchiedenfarbige Papiere, und farbige Gläſer zur Anordnung vorlegte, bey einigen auch prismatiſche und Interferenzfarben anwendete, und es ergab ſich, daß dieſe Individuen in Beziehung auf die Art der Verwechſelung der Farben in zwey deutlich unterſchiedene Klaſſen zerfielen, daß aber auch unter den zu einer Klaſſe gehörigen Perſonen noch kleine Unterſchiede in Beziehung auf die Art, größere in Beziehung auf die Stärke der Verwechſelungen vorkommen.

Die eine dieſer Klaſſen verwechſelte:

Helles Orange und reines Gelb.

Geſättigtes Orange, helles Gelblich- oder Bräunlichgrün und Gelbbraun.

Reines Hellgrün, Graubraun und Fleiſchfarb.

Roſenroth, Grün (mehr bläulich als gelblich) und Grau.

Carmoiſin, Dunkelgrün und Haarbraun.

Bläulichgrün und unreines Violett.

Lila und Blaugrau.

Himmelblau, Graublau und Graulila.

Die von der anderen Klaſſe verwechſelten Farben waren:

Hellorange, Grünlichgelb, Bräunlichgelb und reines Gelb.

Lebhaft Orange, Gelbbraun und Grasgrün.

Ziegelroth, Roſtbraun und Dunkelolivengrün.

Zinnoberroth und Dunkelbraun.

Dunkelcarminroth und Schwärzlichblaugrün.

Fleiſchroth, Graubraun und Bläulichgrün.

Mattes Bläulichgrün und Grau (etwas bräunlich).

Unreines Roſa (etwas gelblich) und reines Grau.

Roſenroth, Lila, Himmelblau und Grau (etwas in's Lila fallend).

Carmoiſin und Violett.

Dunkelviolett und Dunkelblau.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. July.

Nro. 137. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838

Travels in Crete by Robert Pashley esq. fellow of Trinity College Cambridge.

(Fortsetzung.)

Die philologischen Analysen sind in zahlreichen Noten über das ganze Werk zerstreut, das vollständige Namensverzeichniß aller auf Kreta noch bewohnten Ortschaften aber zugleich mit Angabe der Familienzahl beyder Religionen am Schlusse des Werkes tabellarisch angefügt. Dem Verfasser der „Geschichte von Morea während des Mittelalters“ nimmt er den Eifer die völlige Slavinisirung des hellenischen Festlandes nachzuweisen in einer Stelle beynahe übel, während er in andern die Wahrheit seiner Schlußfolgen nicht nur nicht bestreitet, sondern gänzlich zu billigen scheint. Irgendwo macht sich Hr. P. sogar mit einer Ironie, die selbst wir nicht loben, über „Rang und Namen der Hellenen“ lustig, deren Wiederannahme die Kontinental-Griechen in den ersten Zeiten des Aufstandes öffentlich ankündeten. Dem Manne scheint es nämlich ungereimt nach so großen Umwälzungen noch an das Daseyn des alten klassischen Volks zu glauben. Sogar auf Kreta, wohin doch nur geringe Splitter des großen Slavenstammes den Zugang fanden, während das benachbarte Eiland Tzerigo noch heute seinen slavischen Namen behält, wagt er es nicht, die Genealogie der heutigen Bevölkerung über das Mittelalter hinaufzurücken. Das Daseyn der alten Kretäer, von welchen Kallimachus und St. Paulus sagten, sie wären insgesammt Lügner, schlimme Bestien und Tagdiebe (Κρῆτες ἀεὶ ψεῦσται, κακὰ θηρία, γαστέρες ἀργαί), behauptet er eben so wenig als er ihre kaum in den Trümmern noch erkennbaren Hauptstädte Knossus und Gortyna mit den Irrgängen ihrer Labyrinthe in ungeschwächter Pracht gefunden haben will. Sogar von dem Charakter des gemeinen Volkes lernte er bey der vielfachen Berührung mit demselben vortheilhafter urtheilen als es vor Alters üblich war und häufig auch in der neuesten Zeit noch geschieht: das Bauernvolk auf Kreta schien ihm viel rechtlicher als dieselbe Volksklasse in den besuchteren Theilen Griechenlands und Kleinasiens, und er möchte sogar im Falle des Fortbestandes der ursprünglichen Bevölkerung die alten Nachrichten in diesem Puncte für verdächtig erklären.

Sind diese Leute wirklich besser als die Kontinentalgriechen, oder sind sie nur ihrer insularischen Lage wegen, durch welche sie von engerer Berührung mit den civilisirten Völkern des Abendlandes ausgeschlossen sind, weniger verderbt, weniger betrügerisch und schlecht zu seyn veranlaßt? so daß jener griechische Patriarch von Konstantinopel Recht hatte, in seinem zur Zeit der französischen Revolution erlassenen Hirtenbrief Gott öffentlich zu danken, daß er das mächtige und furchtbare Reich der Osmanen über drey Welttheile verbreitet habe, um das tugendhafte und rechtgläubige Griechenland vor den Irrlehren und schlechten Sitten der abendländischen Christen zu bewahren?

Verschieden, wenigstens in Beziehung auf die vermöglichere Klasse, ist in diesem Puncte freylich das Urtheil des gegenwärtig in Italien lebenden Führers der kretischen Gebirgsleute während der beyden ersten Jahre des Aufstandes. Hört man die Schilderung, die dieser Mann — übrigens selbst ein Grieche — vom Charakter der kretischen Primaten überhaupt und der von Sfakia insbeson-

dere entwirft, so hätte St. Paulus noch viel zu wenig gesagt. Wem soll man nun glauben? Hr. Pashley lebt und reiset drey Monate lange auf Kreta und findet das Volk, groß und klein, reich und arm, weit besser als seinen Ruf. Hr..... dagegen lebt, regiert und zankt achtzehn Monate lang unter der Kernbevölkerung desselben Landes, und findet nach seiner Vertreibung nicht Worte genug ihre Ruchlosigkeit ins gehörige Licht zu stellen. Aber damals war Krieg nach Aussen, und eifersüchtiges Ringen um Oberbefehl und Macht im Innern, alle Leidenschaften im Spiele, und beyde Theile zu Ueberladung und Unrecht geneigt. Wir geben Hrn. Pashley Recht, der uns von seinem Begleiter und Führer durch die ganze Insel, dem Sfakianischen Häuptling Manias, nicht weniger als von Individuen aller Grade und Gegenden Kreta's so viel Gutes und Gesundes erzählt, daß man von diesem Volke unmöglich eine schlechte Meynung haben kann. Um so mehr ist man geneigt die von der Politik des Abendlandes dekretirte Nutzlosigkeit der unermeßlichen Opfer zu beklagen, die dasselbe im letzten Kampfe für die Befreyung des Vaterlandes von mohammedanischer Dienstbarkeit gebracht hat. Denn für so viel Muth und Leiden ist ägyptische Verwaltung wahrhaft kein genügender Lohn!

Unläugbar indessen ist jedenfalls, daß sich der ethnische Unterschied zwischen Strand- und Gebirgsbewohner auf Kreta vielleicht reiner erhalten hat als irgendwo auf dem gegenüber liegenden Kontinent von Griechenland. Die Bewohner der Weissen-Berge, deren innerste Thalungen man bekanntlich Sfakia nennt, findet Hr. Pashley an Geist und physischem Bau von den übrigen Insulanern nicht weniger als in Sitte und Sprache verschieden. Wer das Neugriechische auch noch so gut spricht, kann sich einem Sfakianen in vielen Dingen eben so schwer verständlich machen als einem Tzakonen von Lenidi; nur mit dem Unterschiede, daß sich das gräuliche Patois der letztern eben so wenig mit vielen beynahe rein dorischen Phrasen der erstern vergleichen läßt, als die slavischen Orts- und Gebirgsnamen Tzakoniens und der unkriegerische Sinn der Bevölkerung irgend eine annähernde Beziehung mit den hellenisch genannten Dörfern und den kriegerischen Tugenden der Sfakianen haben. Die übrigen Kretäer, besonders die Stadtleute von Kanea, schilderten diese Gebirgsleute als grausenhafte Wilde, deren Redeweise ihrem Range nach tief unter der korrupten Sprache der Strandbewohner stehe. Aus den vielen Bruchstücken und zum Theil zusammenhängenden Erzählungen von bedeutender Länge, welche Hr. P. seinem Werke einverleibte, findet der Leser aber gerade das Gegentheil. Die häufige Unterstellung von ρ statt λ und umgekehrt, dann die Bildung der Aoriste mit ξ viel häufiger als irgendwo in Griechenland, und endlich die Anwendung vieler, hier allein noch üblichen Ausdrücke, stellen sich als die vorzüglichsten Eigenheiten des Sfakia-Dialekts hervor, Ῥάμπρο, φίρο, γάρα, ἄρρος, ῥόγος, Ῥουτρό, ἐχάρασι, ἄρρα πορρά, μεγάρους πορρούς, ἐρήμνωξε u. s. w. statt λάμπρο, φίλος, γάλα, ἄλλος, λόγος, λουτρός, ἐχάλασι, ἄλλα πολλά, μεγάλους πολλούς, ἐρήμνωσε kommen in den vom Verf. mitgetheilten Erzählungen und Fragmenten am häufigsten vor. Etwas ähnliches bemerkt man aber auch an der italienischen Sprache in Hetrurien und selbst in Rom, wo die niedere und eingeborne Volksklasse nicht molto, sondern morto, nicht alto, sondern arto spricht. Dagegen nennt der gemeine Sfakiane die Streitkräfte noch immer δυνάμεις, und das Fenster παραθύρι, was kein ungelehrter Grieche des Kontinents verstünde.

Unmöglich ist es nicht, daß sich aller kretischen Umwälzungen ungeachtet, Ueberbleibsel der alten Bevölkerung in jenen wenig zugänglichen und dem Feinde weder Beute noch sonst großen Gewinn versprechenden Klüften erhalten haben. Hr. Pashley wagt aber trotz seiner Vorliebe für Hellenisches Wesen die Behauptung nicht; aber auch den Eingebornen des Gebirges ist es noch nicht in den Sinn gekommen, Kinder der Dorischen Kretäer aus Polybius und Lasthenes Zeitalter zu seyn. Im Gegentheile zeigten sie dem Fremdling gerade in der unzugänglichsten Schlucht des sfakianischen Gebirgstockes, oberhalb Samaria, eine Anhöhe, die man im Lande „letzte Zuflucht der Hellenen," Ende der Hellenen" nennt. „Hier war es," sagte man Hrn. P., „wo dieses alte Geschlecht endete, ἐκεῖ ἐτελειώσανε."

Indeſſen iſt es unbezweifelt, daß Kreta ſeinen altheleniſchen Charakter um mehrere Jahrhunderte länger bewahrte als das benachbarte Feſtland. Denn zur Zeit als in den Verwirrungen des Abendlandes das Haus der Karolinger verging, auf dem altgriechiſchen Kontinent aber die eingeſiedelte Slawenbevölkerung ſchon ihrerſeits wieder den von Konſtantinopel ausgehenden Kriegsheeren und Glaubensboten erlag, und ſich nach langem Kampfe mehr oder weniger in Griechen verwandelte, war das alte Kreta noch unangefochten und hatte in ſeinem ethniſchen Elemente noch keine andere Verwandlung erlitten als diejenige, welche der alles nivellirende Deſpotismus der Imperatoren von Rom und Byzanz über die Provinzen des Reiches gemeinſam verhängte. Kreta war noch Doriſch in Blut und Sprache als es um 825 n. Chr. eine Beute der aus Spanien und Afrika heranziehenden Araber ward und beynahe 150 Jahre unter dieſem Joche blieb. Damals vergingen die alten Städte, der alte Glaube, die alte Bevölkerung. Was ſich nicht zum Islam bekannte, verſchwand, und Kreta wurde in ſeinem ganzen Weſen ein ſo durchgehends mohammedaniſches Land, daß nach ſeiner Wiedereroberung durch die byzantiniſchen Chriſten unter Nimphorus Phokas (961 n. Chr.) Schwert und Glaubenseifer der Sieger, nicht mehr genügten und nur vollſtändiger Wechſel der Bevölkerung, oder wenigſtens ſtarke Kreuzung mit ausländiſchen Elementen das einzige Heilmittel gegen die Größe des Uebels erſchien. Friſche Koloniſten aus Armenien und Romanien, und von allen Seiten zuſammengetriebenes Volk wurde auf die entvölkerte Inſel verpflanzt (*τὴν νῆσον ἐξημιρώσας ἅπασαν, Ἀρμενίων τε καὶ Ῥωμαίων καὶ συγκλύδων ἀνδρῶν φρατρίας ἐνοικισάμενος.* Leo Diac.), an deren Nachkommen dann ſpäterhin zuerſt die Venetianer und nachher die osmaniſchen Türken die Künſte ihrer Tyranney verſuchten, bis endlich nach faſt tauſendjährigem Wechſelſpiel der unglückliche Stern des Eilands die afrikaniſchen Araber zum zweyten Mal als Herren brachte.

Mit welcher Strenge man byzantiniſcher Seits auf Kreta das islamitiſche Blut vertilgte, wird in den Chroniken um ſo genauer erzählt, je ſeltener vollſtändige und dauernde Triumphe dieſer Art gegen den mohammedaniſchen Feind damals von den morgenländiſchen Chriſten erfochten wurden. Doch gänzliche Vernichtung hinderte die Leichtigkeit, mit welcher ein Theil der Beſiegten bey dem erſten Einzuge der Araber den Islam, und bey der Wiederkehr der Chriſten das Evangelium annahm. Aus dieſem Grunde wollten ſtrenge Gläubiger beyder Religionen die Kretäer von jeher für eben ſo laue Chriſten als ſchlechte Mohammedaner erklären. Auf der ganzen Inſel trinken bekanntlich dieſe letztern den Wein und verſchwägern ſich nicht ſelten mit ihren chriſtlichen Nachbaren, ſo daß in derſelben Familie der Mann in die Moſche, die Frau in die Kirche geht und der mohammedaniſche Familienvater eigenhändig Sonnabends die Lampe vor dem Bilde der Panhagia ſeiner Ehehälfte anzündet. Sogar Zeus, der heidniſche Gottvater, iſt als geborner Kretäer noch im Andenken, und man zeigt dem Fremdling noch immer als National-Merkwürdigkeit, die in den Augen der Einheimiſchen noch immer eines Scheines von Ehrfurcht genießt, die Ueberbleibſel ſeines Grabes auf dem Berge Juktas unweit den Ruinen von Knoſſus. Der Begleiter unſeres Verf. ſammelte mit Sorgfalt einige Steinfragmente auf der heiligen Stelle und antwortete auf die Frage, warum er es thue: „er wolle ſie zum Andenken ſeines Beſuches am heiligen Grabe der Hellenen, *εἰς τὸν ἅγιον τάφον τῶν Ἑλλήνων*, aufbehalten, für welches ſie," ſetzte er bey, „ohne Zweifel einſt eben ſo tapfer fochten wie nachher die Chriſten für ihr heiliges Grab in Jeruſalem." Sonderbar genug erzählt Antonius Liberalis, cap. 19., vom Zeus-Grabe auf Kreta daſſelbe Wunder, welches nach dem frommen Glauben der griechiſchen Kirche alljährig am Oſter-Vorabend bey Chriſti Grab zu Jeruſalem geſchieht: jedes Jahr zu einer beſtimmten Zeit brach glänzendes Feuer aus der Grabhöhle des Zeus hervor (*ἐν δὲ χρόνῳ ἀφωρισμένῳ ὁρᾶται καθ' ἕκαστον ἔτος πλεῖστον ἔκλαμπον ἐκ τοῦ σπηλαίου πῦρ*, I. 217). Aus Mosheim, de lumine sancti sepulchri, weiß man übrigens, daß jenes Feuermirakel am Grabe Chriſti bis in die Zeiten des Chaliphen Aaron al Raſchid und des Kaiſers Carl des Großen unbekannt war.

Hiemit ſoll eigentlich nur ſo viel angedeutet

seyn, daß Kreta seiner fünfmal wiederholten Unterjochung durch auswärtige Völker ungeachtet von seiner alten Sprache, seinen alten Volksmeynungen und folglich auch seinem alten Blute verhältnißmäßig merkbarere Ueberbleibsel auf unsere Zeiten gebracht habe als die übrigen Inseln des Archipelagus oder gar das eigentliche Hellas auf dem Festlande. Die arabische Eroberung, die gefährlichste von allen, hatte glücklicher Weise keinen Bestand. Der glückselige Boden der Insel, seine Bäume, Bäche, Schatten, Kornfelder und Oelwaldungen hatten für jene Afrikaner einen solchen Reiz, daß selbst Apostasie und wehrlose Unterwerfung der Eingebornen ihr Erbtheil vor der Gier der fremden Ueberzügler nicht zu schirmen vermochte.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorffs Annalen der Physik und Chemie ꝛc..

(Fortsetzung.)

Man wollte sagen, dieser Fehler komme mehr bey blauen, als braunen Augen vor. Indessen bemerkt Hr. Seebeck selbst, dieß habe wenigstens zum Theil seinen Grund darin, daß bey uns wie in England die blauen Augen überhaupt viel häufiger sind als braune. (Ref. kennt selbst einen Mann von 40 Jahren, dessen braune Augen denselben Fehler haben). Aber gewiß scheint zu seyn, daß er viel seltener bey weiblichen als bey männlichen Individuen vorkomme, wie denn auch unter den von H. S. untersuchten 15 Individuen sich eine einzige Dame befand, und daß daher Dr. Gall's Meynung, das weibliche Geschlecht habe einen vollkommeneren Farbensinn als das männliche, bestätiget werde.

B. a) Bekanntlich theilen sich die Physiker in Rücksicht der Theorie der Volta'schen Säule immer noch in zwey Partheyen. Während die eine die fundamentale Ursache aller Erscheinungen derselben im Contacte findet, sucht sie die andere in einer chemischen Action. An der Spitze der letzteren steht, wie schon einige Male in diesen Anzeigen bemerkt worden ist, de la Rive, die erstere hat bey uns ihre vorzüglichen Vertheidiger an Pfaff und Fechner. Dieser giebt hier (S. 481 — 516) noch einmal eine ausführliche Kritik der für die chemische Theorie von de la Rive in seinen Recherches sur la cause de l'Electr. volt. 1836 angegebenen Versuche, beweist, mit überzeugender Gründlichkeit, daß de la Rive's Versuche und Schlüße weder an der ungeschlossenen noch an der geschlossenen Kette fester Körper, noch bey der Entwickelung in Berührung von Metallen mit Flüßigkeiten Gültigkeit haben, und zeigt durch directe Versuche, daß dieselben nicht nur die chemische Theorie nicht begünstigen, sondern einzig in der Contacttheorie Erklärung und Rechtfertigung finden. Ref. glaubt, daß diese Abhandlung, deren Studium er jedem Physiker empfehlen muß, vieles beytragen wird, den Streit zwischen den beyden Theorien zum Vortheil der Contacttheorie seinem Ende nahe zu führen.

b) Schon früher (Bd. XXXIX.) hatte Hr. Dr. Mohr die Wirklichkeit einer Bequerel'schen einfachen Kette aus Salpetersäure und Alkali bestritten. Hr. Professor Jakobi aber glaubte sich vom Gegentheil überzeugt zu haben. Deßwegen stellte Hr. Mohr (S. 76 — 91) neue vervielfältigte Versuche an, und glaubt denselben gemäß, seine erste Behauptung nicht widerrufen zu dürfen, sondern vielmehr schließen zu müssen, daß aus der Verbindung einer Säure (überhaupt) mit einem Alkali kein elektrischer Strom entstehe, und der Strom, welcher von Salpetersäure und Kali erzeugt wird, keineswegs aus der Verbindung derselben entstehe, obwohl man über die Natur dieses räthselhaften Stromes bey weitem nicht im Klaren sey, indem bisher alle Schlüsse, welche sich aus den Versuchen ergeben, leider nur negativer Art sind.

Dagegen glaubt Hr. Prof. Dulke aus seinen mit H. Moser angestellten Versuchen schließen zu dürfen, daß vielleicht keine Kette so gut, wie die Bequerel'sche geeignet ist zu Versuchen, deren Erfolge von einer constanten Entwickelung der Electricität abhängig sind," und daß überhaupt bey jedem chemischen Processe Electricität ohne Zersetzung eines zusammengesetzten Körpers frey werde. H. E. Dulke glaubt sich dadurch zu dem weiteren Schluße berechtiget, daß alle chemische Erscheinungen auf Elektricität zurück geführt, und durch sie begründet werden können, und elektrische Erscheinungen allemal hervortreten müssen, wenn zwey elektrische entgegengesetzte Materien in Berührung kommen, wie in der Bequerel'schen Kette Salpetersäure und Kali, wobey dieses, +, jene aber — elektrisch wird, und daher am in die Kalilauge getauchten Platinbleche der — elektrische Bestandtheil des Wassers (Sauerstoff) auftritt, der — elektrische aber (Wasserstoff) von der Salpetersäure gebunden wird. (S. 91 — 99).

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. July.

Nro. 138. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Travels in Crete by Robert Pashley esq. fellow of Trinity College Cambridge.

(Fortsetzung.)

Die Venetianer dagegen begnügten sich, wie einst die Römer nach Metellus, die Küstenstädte auf der Nordseite mit Kolonisten aus Italien zur Aufrechthaltung der neuen Herrschaft zu besetzen. Und ihre Nachfolger im Besitze des Eilandes, die osmanischen Türken, brachten der eingebornen Bevölkerung noch weniger Nachtheil, da sie sich eigentlich nirgends über die Wälle der drey vorzüglichsten Festungen der Seeküste hinauswagten, und mohammedanische Familien aus Anatolien in noch weit geringerer Zahl des Ackerbaues wegen nach Kreta zogen als z. B. nach Cypern, dessen öde Fluren heute dörferweise durch cilicische und karamanische Bauern besetzt sind. Dagegen bekannte sich aber kurze Zeit nach der türkischen Besitznahme der Insel, wie einst nach der arabischen, ein guter Theil des Landvolkes, besonders in den wohlbebauten und schutzloseren Gegenden, zum Islam, weil einerseits die Vortheile des Uebertrittes zu lockend, und anderseits treues Verharren bey dem alten Glauben mit zu großen zeitlichen Nachtheilen verbunden war, als daß die leichtsinnigen, ihre Heimath liebenden und im Glauben schon zu St. Titus Zeiten schwankenden Kretäer nicht schaarenweise der Versuchung unterliegen sollten. Daher kommt es auch, daß die kretischen Mohammedaner alle das Griechische und zwar nur das Griechische allein sprechen und ihren christlichen Nachbar als „Gevatter," κουμπάρης, begrüßen. Und obgleich viele reiche Familien nur die äusseren Zeichen des Mohammedanismus annahmen und im Herzen Christen blieben und ihre Kinder heimlich tauften, war die Abneigung zwischen der apostasirenden und der treugebliebenen Bevölkerung während des großen Aufstandes im allgemeinen doch eben so heftig, ja vielleicht noch viel giftiger als anderwärts im türkischen Reiche, eben weil sie blutsverwandt und Kinder desselben Bodens sind. Dieser Leichtsinn, weltlichen Gewinnes wegen den alten Glauben mit der Religion der Sieger zu vertauschen, wurde auf Kreta nur unter der Herrschaft der katholischen Venetianer nicht in demselben Maaße, oder eigentlich gar nicht bemerkt, obgleich das Joch derselben wo möglich noch weit drückender, jedenfalls aber weit unbarmherziger und treuloser als das mohammedanische war.

Materiell genommen war die in unsern Tagen (1830) durch Mohammed-Ali erfolgte zweyte arabische Eroberung der Insel noch die sanfteste und beste, da sie mit den Formen der neueuropäischen Kriegssitte und gleichsam vom obersten Tribunal der diktirenden Christenheit ausgleichungsweise dem Satrapen von Aegypten überlassen wurde. Neue Kolonisten und Gutsherren fremden Blutes sind diesesmal noch weniger als zur Türkenzeit ins Land gekommen um die alten Besitzer auszutreiben; im Gegentheile waren Friede, Glückseligkeit, freye Religionsübung, Schutz für Person und Eigenthum mit väterlicher Sorge für das allgemeine Beste gegen mäßige und nach den Regeln der strengsten Gerechtigkeit und Milde vertheilte Abgaben die ersten, auf Kreta noch niemals gehörten Worte der neuen Verwaltung. Die beabsichtigte Wirkung dieses Kunstmittels blieb auch nicht lange aus, die Geflüchteten kehrten in großer Anzahl wieder auf den heimischen Boden zurück, man baute wieder Hütten, pflanzte, grub und schuf mit frischer Kraft, fieng an zu genießen, war voll Hoffnung auf lan-

gen Frieden und — obgleich einem mohammedanischen Fürsten unterthan — auf erträgliches Loos in der Zukunft, weil die Abgeordneten der drey großen Seemächte die Heilighaltung der eingegangenen Bedingnisse mit ihrem Worte verbürgten. Die politischen Vorrechte des Islam waren aufgehoben, Christ und Mohammedaner auf Kreta, besonders in finanzieller Beziehung, vollkommen gleich; Arbeit, Ruhe, Gehorsam und mäßiger Tribut an Mohammed-Ali, den gemeinschaftlichen Herrn, für beyde die vornehmste Pflicht. Da man aber nirgend religiöse Antipathien durch Tagsbefehle besänftigen kann, so errichtete man in den beyden vornehmsten Städten Kretas zwey, theils aus Mohammedanern, theils aus Christen bestehende Municipalitäten, gleichsam als Mittelglied um in allen gewöhnlichen Fällen zwischen den streitenden Partheyen Gerechtigkeit handzuhaben, besonders aber um die christliche Bevölkerung gegen den herkömmlichen Uebermuth ihrer islamitischen Mitbürger zu schirmen, und der Regierung gegenüber selbst das allgemeine Beste zu fördern und nachtheilige Maaßregeln derselben durch Rath und kluge Vermittlung von der Insel abzuwenden. Dieses nannte Mohammed-Ali auf europäische Art das Land regieren, und lud alle Entwichenen zur Rückkehr in die Heimath ein. Man folgte zu Tausenden, und auch nicht eingeborne Griechen kamen herbey, durch den Ruf der kretischen Constitution angezogen. Man empfand ein Wohlbehagen wie es seit den sechshundert Jahren fremder Dienstbarkeit auf diesem Eilande nicht mehr gekannt ward.

Diese Glückseligkeit dauerte aber nicht länger, als ein Jahr, und mit dem Monat October 1831 fieng Mohammed-Ali an sich den kretischen Unterthanen in seinem wahren Charakter zu zeigen. Man führte dieselbe Verwaltung ein, wie in Aegypten, behandelte Grund und Boden sammt allem Ertrage als Eigenthum des Fiskus, und die Bevölkerung gleichsam als Taglöhner der Regierung gegen spärliche Kost und kargen Lohn. Auf die Vorstellung eines angesehenen türkischen Municipalrathes wurde durch den Strang geantwortet, Sicherheit hörte auf, Recht hatte ein Ende, die Blüthe fiel wieder ab; nur eines blieb wie vorher, die beständige Versicherung des Satrapen, daß Glück und Wohlfahrt seiner kretischen Unterthanen die vorzüglichste Sorge seines Herzens sey. Er kam sogar selbst auf die Insel um die Beschwerden seines Volkes zu vernehmen, und forderte männiglich auf zu offener Erklärung über Wünsche, Noth und Bedürfnisse des Landes, — alte, abgenützte Künste morgenländischer Despoten! Und doch gieng das arme Volk in die ihm hinterlistiger Weise gelegte Schlinge, setzte Artikel zusammen, sandte Vertreter, wurde aber nicht gehört und selbst von den Residenten der drey vermittelnden Mächte, auf deren Zureden und Bürgschaft man 1830 die siegreichen Waffen niedergelegt und dem Satrapen gehuldigt hatte, zur Ruhe und Geduld verwiesen. Wie aber unbewaffnete Versammlungen und Bitten um Heilighaltung der zugesicherten und nun schmählich verletzten Rechtsame auch nach der Abreise des Vice-Königs fortdauerten, sandte dieser von Aegypten her Befehl, an einem bestimmten Tage — December 1833 — auf den vornehmsten Puncten der Insel ein und dreyßig kretische Männer, dießmal lauter Christen, nach beliebiger Auswahl und ohne gerichtliche Form zu erwürgen. Von dieser Zeit an schweigt man auf Kreta, arbeitet, bezahlt und hofft im Stillen auf bessere Zeiten. Den unterdrückten und betrogenen Christen ist doch ein Trost geblieben: Abschaffung der brutalen Vorrechte, Steuer- und Strafloſigkeit ihrer mohammedanischen Mitunterthanen. Der Fiskus drückt auf beyde mit demselben Gewichte.

Es scheint beynahe als sollte man in Verbesserung des politischen und sittlichen Zustandes der Länder überhaupt nicht zu viel auf einmal verlangen, gleichsam als sollte das Joch nach und nach erleichtert, die Mißbräuche in einer gewissen Stufenfolge aufgehoben und der Staat keineswegs von der Unordnung, Furcht und Rechtlosigkeit der Tyranney durch plötzlichen und unvermittelten Uebergang in den entgegengesetzten Zustand politischer Wohlfahrt verwandelt werden. Nur die Zerstörung bricht überall und zu allen Zeiten schnell wie der Waldstrom über die Fluren der Glückseligkeit; nur Geduld, Fleiß und langes Mühen können dagegen das Verlorne wiederbringen. So ist z. B. auf Kreta innerer Friede zwischen den beyden feindseligen Bevölkerungs-Elementen, und Gleichheit in

der Tyranney bisher der einzige, aber wenn man billig seyn will, dennoch schätzbare Gewinn aus zehnjährigem Dulden und Kämpfen. Der nächste Schritt wird Minderung des Druckes, bessere Gerechtigkeit und vermehrten Genuß verschaffen, wie ihn nach Hrn. Pashleys Meynung die Kretäer vorzugsweise vor den übrigen Griechen ihrer bessern Eigenschaften wegen verdienen.

Der günstigen Ansicht über den moralischen Werth des vielfach verkannten und verleumdeten Kreta-Volkes kommt besonders ein im Staatsarchiv zu Venedig noch handschriftlich vorliegender und von unserm Verf. ans Licht gebrachter Geheimbericht des Senators Foskarini zu Hülfe. Aufgefordert von der durchlauchtigen Signoria, den Zustand der Insel zu untersuchen und gewissenhaft darüber zu berichten, schrieb er in seiner langen und alles Gute und Böse unpartheyisch darstellenden Rechenschaft über die venetianische Verwaltung: Bey nur etwas menschlicher Behandlung wären das Bauernvolk auf Kandia die freundlichsten Leute und die treuesten Unterhanen der Republik.

Dagegen überrascht es nicht wenig, ungefähr fünfzig Jahre später (1616) von Paul Sarpi, dem Priester und bekannten liberalen Staatstheologen Venedigs, in diesem Puncte eine von seinem menschlich gesinnten Vorgänger so ganz verschiedene Sprache zu hören. Er entwarf ebenfalls ein Gutachten über die Grundsätze, nach welchen die griechischen Besitzungen der Republik zu verwalten wären, räth aber in demselben doppelte Wachsamkeit über die Griechen von Kandia und den andern Inseln, „weil man auf griechische Treue niemals bauen, und dann, weil man nicht ohne Grund vermuthen könne, daß dieses Volk die Herrschaft der Türken der von Venedig vorziehe, d. i. daß es sich lieber mit der großen Masse der übrigen, seit lange den Türken unterthänigen, Griechen vereinigen, als in einer kleinen Fraktion dem Abendlande dienen wolle.“ „Man gebe also,“ heißt es weiter, „wohl Acht auf sie und hüte sie sorgfältig, gleich wilden Bestien, damit sie keine Gelegenheit finden, von ihren Klauen und Zähnen Gebrauch zu machen: man müsse sie durch starke Garnisonen beständig in Furcht erhalten und sie ja niemals in Waffen und Kriegszucht unterweisen in der Hoffnung zur Zeit der Gefahr von ihnen Beystand zu erhalten; Griechen werden allzeit nach Maßgabe ihrer Kraft üble Gesinnungen an Tag legen; sie haben ganz die Natur der Galeeren-Sklaven, welche, wenn man sie gut behandelt, die Freundlichkeit ihrer Aufseher gewöhnlich dadurch vergelten, daß sie sich der Galeere bemächtigten um sie sammt den Befehlshabern nach Algier zu liefern: das Erbtheil der Griechen müssen Thränen und Schläge seyn, milde Behandlung aber müsse man für Leute aufsparen, die besser wären als diese.“ *)

Aus den in Venedig gleichfalls hinterlegten und von dem Verf. mit gleichem Fleiße eingesehenen Geheimberichten der Senatoren Basadonna und Garzoni sieht man deutlich genug, welchen dieser beyden gerade entgegengesetzter Vorschläge die durchlauchtige Republik in der Verwaltung von Creta zur Richtschnur nahm. Sarpi's Meynung schien (versteht sich, irriger Weise) der Natur der Griechen sowohl als — mit Wahrheit — der ihrer italienischen Gebieter viel angemessener als Foskarini's stillschweigender Rath in die Verwaltung des Eilandes etwas Milde und Gerechtigkeit zu bringen.

Man sollte es kaum glauben, die türkische Herrschaft ward von den kretischen Bauern im Vergleiche mit der venetianischen lange als ein Segen gepriesen, und erstere auch in ihrer grausamsten Entartung immer noch der letzten vorgezogen.

Bekanntlich war um 1204 bey Zertrümmerung des byzantinischen Reichs durch die Abendländer den Venetianern unter andern Gebietstheilen endlich auch die Insel Creta zugefallen. Den widerstrebenden Geist der Einwohner suchte man einerseits durch Einsiedelung italienischer Pflanzvölker in den vorzüglichsten Städten der Nordküste, andererseits aber durch Zersplitterung des Grundbesitzes an eine große Anzahl von Edelleuten, nach dem Feudalrechte des Mittelalters, zu bändigen. Mit Ausnahme des Sfakia-Gebirges spann sich ein Netz venetianischer Land- und Herrenhäuser über die Oberfläche der

*) Hr. Pashley citirt diese Stelle nicht nach dem Original, sondern nach der Uebersetzung des Aglionby, London 1689.

Insel, gerade wie sich um dieselbe Zeit Morea mit den Burgverliesen seiner abendländischen Zwingherrn bedeckte. Im Alterthum zählte Kreta nach der allgemeinen Annahme über eine Million Einwohner; die Venetianer schätzten sie bey ihrer Besitznahme auf etwa 600,000. In Folge des langen Widerstandes der einheimischen Bevölkerung und der schädlichen Verwaltung der lateinischen Oberherrn sank die Zahl auf ungefähr 250,000 Seelen herab, die zuletzt bey weitem unzulänglich waren, den unerschöpflichen Segen der kretischen Natur zu benützen.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorffs Annalen der Physik und Chemie ꝛc..

(Fortsetzung.)

c) Die von Ohm, Fechner und Pouillet gefundenen Gesetze für die Intensität der volta'schen Ströme werden (S. 281 — 296) in einer Abhandlung des letztern neuerdings vorgelegt. Hr. Pouillet beurtheilt diesen Gegenstand nach der Wirkung des Stromes auf eine Magnetnadel, und bedient sich dazu der von Becquerel angegebenen Zellensäule und seiner sogenannten Tangentenbussole und Sinusbussole. Versuche mit verschiedenen Metallen zeigen gleichförmig, daß a) die Intensität einer einfachen Kette sich verhalte umgekehrt, wie die wahre Länge der Kette (Draht und Bogen der Bussole zusammen), und der Strom also einen constanten elektrodynamischen Effekt auszuüben vermag. Dieser Satz ist daher durchaus fundamental für die Theorie.

Durch Berührung zweyer Puncte des Bogens mit den beyden Enden eines Drahtes wird ein Theil des ursprünglichen Stromes abgeleitet, während der Hauptstrom in der gegebenen Richtung fortgeht. Hieben wird b) die Intensität des Hauptstromes stärker als der ursprüngliche, die des abgeleiteten ist proportional dem Abstande der Ableitungspuncte, und verhält sich umgekehrt wie die Querschnitte und die Leitungsfähigkeit des Theiles des Bogens, wo die Ableitung gemacht worden ist, die Summe der Intensitäten oder des theilweisen und des abgeleiteten Stromes ist = der des Hauptstromes.

Eine Säule von 6 Elementen, deren Intensität so groß war, daß sie Platindraht von ½ Millimeter Dicke, und 20 Centimeter Länge zum Glühen brachte, zeigte, daß ihre Intensität in demselben Verhältniß abnehme, wie die einer einfachen Kette.

Versuche mit mehreren, Pol an Pol gereihten Elementen zeigten, daß sich auch in diesem Falle die individuellen Ströme addiren und superponiren, ohne irgend eine Modification zu erleiden. Es ist daher ein Draht, der von einem Strome durchlaufen wird, noch eben so fähig, einen zweyten aufzunehmen, und daher müssen die Ströme als Bewegungsgrößen, und die Leiter nicht als Röhren, die eine Flüßigkeit durchlassen, betrachtet werden.

d) Hr. De la Rive untersuchte (S. 99 — 105) den Einfluß der Wärme auf die Leichtigkeit des Durchganges elektrischer Ströme durch Flüssigkeiten und Metalle, indem er in ein Gefäß mit schwefelgesäuertem Wasser ziemlich dicke Platinstreifen, welche mit den Polen einer schwach geladenen Säule von 4 Plattenpaaren von 16 □ Zoll Oberfläche verbunden waren, brachte, und den aus der Flüssigkeit hervorragenden Theil derselben bis zur Glühehitze erwärmte. Vor der Erwärmung zeigte der Galvanometer 12°, nach derselben 30°, nach Erkaltung des positiven Streifens ohne Veränderung 30°, nach Erkaltung des negativen aber 12°. Bey salpetersaurem Wasser erhielt er dieselben Resultate, nur in einem größeren Maaßstabe, z. B. 45° vor der Erhitzung u. s. w. Daraus geht hervor, daß die Temperaturerhöhung ohne Einfluß ist auf den Uebergang des Stromes aus einem Metall in eine Flüssigkeit, aber den Uebergang desselben aus einer Flüssigkeit in ein Metall erleichtere.

e) Hr. J. F. Daniell beschreibt (S. 263 — 281) neue Constructionen volta'scher Batterien, und die mit denselben angestellten Versuche. Den ersten dieser Apparate nennt Hr. D. die Zergliederungsbatterie (dissected Bat.), weil derselbe viele vereinzelte Thatsachen deutlicher macht, und mit anderen besser in Zusammenhang bringt, den zweyten aber constante Batterie, weil er seine Kraft lange Zeit unveränderlich erhält.

Die Construction dieser Apparate ist äußerst scharfsinnig, aber auch, wie es scheint, ziemlich kostspielig. Jeder derselben besteht aus 10 Zellen, in welchen Platin und amalgamirter Zink die wirkenden Metalle sind, verdünnte Schwefelsäure aber als Elektrolyt wirkt.

Da es nicht möglich ist, die Einrichtung dieser Apparate, und die durch sie erhaltenen Resultate ohne Zeichnung verständlich zu machen, so muß sich Ref. begnügen, auf die Annalen selbst zu verweisen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. July.

Nro. 139. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838

Travels in Crete by Robert Pashley esq. fellow of Trinity College Cambridge.

(Fortsetzung.)

Wir wollen hier nicht durch zu umständliche Schilderung der italienischen Feudaltyranney und durch Aufzählung der unzähligen Lasten, die man den Ueberwundenen aufbürdete, das Gefühl des Lesers erbittern. Wie heutzutage Mohammed-Ali, so fanden auch die venetianischen Nobili Mittel und Wege, den ganzen Ertrag der Arbeit und Jahresmühen der Kretäer in ihre eigenen Koffer zu bringen. Man starb in den Dörfern mitten unter dem reichsten Segen der Natur vor Hunger, oder entfloh in die Türkey. „Wir haben", schreibt Garziani, „die Bauernhäuser in den Dörfern besucht, und im größten Theile derselben nichts für Kleidung und Lagerstätte gefunden: die Leute sind ohne Brod, ohne Getreide, ohne Wein, die Weiber ausgezogen, die Kinder ganz nackt, die Männer kaum nothdürftig verhüllt, die Hütten ganz leer, ohne irgend ein Anzeichen menschlicher Wohnung." — Dieses ausgehungerte armselige Volk sammt seinem Lastviehe zu Frohnarbeiten für ihre Herren gezwungen, mußte um zu essen, wie die ägyptischen Fellah, die Producte seines Schweißes dem Gutsherrn um willkührliche Preise wieder abkaufen, oder durch Diebstahl vom eigenen Felde entwenden. Und weil alle Liebe für Arbeit durch Uebermaaß der Tyranney erstorben war, mußte man auch noch für den öde liegenden Grund bezahlen und — was dem Pascha von Aegypten noch nicht in den Sinn gekommen ist — neben höchster Besteuerung der Weinberge und des Rechtes die Trauben zu keltern, noch eine besondere Auflage für jene Weintrauben erlegen, die der Arbeiter etwa vor der Weinlese verzehrt haben konnte.

Wie es unter solchen Umständen mit der Gerechtigkeitspflege stand, kann man sich vorstellen. Die ärgste Geißel des Landes und die unerbittlichsten Blutsauger der Armen, meynt der Berichterstatter, seyen die Kapitani contra fures, welche die Kunst der Erpressung zu einem solchen Grade der Vollkommenheit ausgebildet hatten, daß alles, was von Hab und Gut der Insulaner den räuberischen Griffen der Edelleute und Kastellane entging, gewiß in ihre Taschen fiel.

Was einst die Pannonier zu den römischen Obrigkeiten des Augustus sagten, konnten die Kretäer mit allem Rechte zu ihrer Zeit von den venetianischen sagen: „Nicht Hirten, sondern reissende Wölfe habt ihr uns in das Land geschickt." Und der große kretische Aufstand vom Jahre 1568 mit allen späterhin versuchten theilweisen Empörungen der Insel wird niemand überraschen. Denn wo wären die Menschen, die sich eine solche Behandlung in ihrem eigenen Lande ohne alle Widerrede auf immer gefallen liessen? Besonders zeigte der gebirgige Theil auf Kreta in Ertragung ungerechter Herrschaft von jeher weniger Geduld als die schutzlosere Ebene. Unter andern thaten sich die griechisch redenden Bewohner der Districte Selino, Sfakia und Rhiza im Beginn des 16. Jahrhunderts zusammen, und versagten den venetianischen Behörden in Kanea allen Gehorsam. Sie wählten sich einen eigenen Vorstand und setzten die Verwaltung ganz aus Leuten ihres Geschlechts zusammen. Beyde Regierungen, die venetianische zu Kanea, und die national-griechische im Gebirge bestanden lange friedlich neben einander, und die durchlauchtigste Republik schien auf das insurgirte Hochland stillschweigend zu verzichten, weil mit of-

ſeiner Gewalt für den Augenblick nichts auszurichten war, und auch die Wirkungen dieſer friedlichen und unblutigen Revolution ſich auf die vorgenannten Gebiethstheile der Inſel beſchränkte. Zuletzt fühlte man ſich in einem ſolchen Grade ſicher, daß der griechiſche Vorſtand in Perſon auf die Villa eines venetianiſchen Edelmanns bey Kanea kam und die Tochter desſelben für den „ſchönſten und tapferſten ſeiner Söhne“ zur Ehe verlangte, welchem er zugleich am Tage der Hochzeit die Regierung abzutreten gedenke. Der Vorſchlag wurde angenommen, die Verlobung mit den üblichen Geſchenken fand ſtatt und der nächſte Sonntag war für die Hochzeitfeyer feſtgeſetzt auf dem Landhauſe ſelbſt, einige Miglien von der Stadt. Bewaffnet zwar, aber die Zahl von 500 Mann nicht überſchreitend, ſollten die griechiſchen Begleiter des Bräutigams zur Feſtlichkeit kommen. Die Gebirgsleute verließen die Villa ohne Verdacht eines Verrathes von Seite des Edelmannes, und doch führte dieſer Italiener Schändlichkeiten im Sinne, dergleichen ſich noch kein Paſcha in irgend einem Theile des türkiſchen Reiches je zu Schulden kommen ließ.

Molini (denn ſo hieß der Venetianer) verabredete in der Zwiſchenzeit mit dem Statthalter den Plan zu einer Rachehandlung, die für die gekränkte Ehre der Republik Genugthuung leiſten und für alle Zukunft als Beyſpiel dienen ſoll. Um allen Verdacht abzuwenden, ließ man Hochzeitgewänder machen und ſchickte dem künftigen Eidam reiche Geſchenke in das Gebirge, während der Statthalter 150 Reiter und 1700 Mann zu Fuß innerhalb der Feſtung zuſammenzog. Am Vorabend befahl Molini hundert Schafe und Rinder zu braten und alle Vorkehrungen zu einem ſchimmernden Feſte zu treffen. Früh am Hochzeittage ſelbſt erſchien der griechiſche Regent von 350 Bewaffneten und 100 Weibern begleitet, alle voll Freude über die glänzenden Anſtalten. Er wurde mit allen Zeichen der Freundſchaft und Zuneigung empfangen, und der Tag ſelbſt, wie natürlich, in Feſtlichkeiten und Freude, mit Eſſen, Trinken, Tanz und Geſang verbracht. Die Italiener überluden ihre Gäſte mit Wein, und Abends waren die argloſen Gebirgsleute insgeſammt im Zuſtande vollkommener Trunkenheit. Eine Rakete aus der Feſtung gab bald nach Sonnen-Untergang den venetianiſchen Hochzeitgäſten das verabredete Zeichen, daß die bewaffnete Macht zur Vollziehung des angelegten Planes im Anzuge ſey. Die Griechen von Wein und Schlaf überwältigt lagen im Palaſte herum zerſtreut; man band ſie an Händen und Füßen und ließ ſie bis Aufgang der Sonne ſchlummern; dann ließ Molini und der Repräſentant der durchlauchtigen Republik den Häuptling mit dem Bräutigam und einem ſeiner jüngern Brüder hängen; von der Familie Muſini wurden drey erſchoſſen und die übrigen an Bäume gehängt; von der Familie Kondi waren ſechzehn Mitglieder beym Mahle, von denen man acht gleichfalls hängte, die andern aber gefeſſelt auf die Galeere ſandte. Die übrigen Gefangenen wurden in vier Haufen getheilt, und die erſte dieſer Abtheilungen vor dem Stadtthore von Kanea aufgeknüpft, die zweyte beym Dorfe Kruſtogerako, dem Geburtsorte des Häuptlings, die dritte beym Kaſtell Apokorona, und die vierte endlich auf den Gebirgen zwiſchen Laki und Theriſo, dem Mittelpuncte des Aufſtandes. „Und in ſolcher Weiſe“ fügt die venetianiſche Chronik bey, „ſind die Böſewichter ausgerottet worden, und jedermann, der Gott fürchtet und ſeinem Fürſten treu iſt, empfand darüber Troſt und Zufriedenheit.“ Jedoch der Senat in Venedig, mit dieſer Strafe noch nicht zufrieden, ſchickte einen Proveditor, Namens Cavalli, mit friſchen Streitkräften und unbeſchränkter Vollmacht zur Ausrottung aller rebelliſchen Kretäer. Dieſer Mann überfiel um Mitternacht das Städtchen Photiniako, am Fuß des Gebirges, mit geſammter Macht, umringte den Ort, riß alle Bewohner desſelben, Männer, Weiber und Kinder aus den Hütten, verbrannte die Wohnungen, und ließ bey Tages Anbruch zwölf Primaten mit dem Strang hinrichten. Und um deſto größern Schrecken zu verbreiten, las man die ſchwangern Weiber der vier vornehmſten Männer des Ortes aus, ſchnitt ihnen mit breiten Schlächtermeſſern den Leib auf, und riß die noch ungeborne Frucht heraus, eine Handlung die die ganze Umgegend mit Entſetzen erfüllte. *) „Wahr iſt es,“ fügt der Chronikſchrei-

*) Per maggior spavento fece ritrovar quatro donne gravide, moglie dei Caputoui, .. lequali

hinzu, „ihre Verbrechen verdienten eine noch viel strengere Züchtigung," welche denn nachher folgte. Die gefangene Einwohnerschaft wurde in die Stadt geführt, ein Theil geköpft, ein anderer gehängt, der Rest auf die Galeere geschickt. Nur sechs Menschen von der ganzen Ortschaft waren diesem Gemetzel durch zeitliche Flucht entronnen.

Nach diesem Vorspiel erging an alle Griechen der Distrikte Kastell-Franko, Apokorona, Selino und Kisamos die Mahnung nach Kanea zu kommen und ihre Unterwerfung zu machen. Viele thaten es, jedoch die vornehmsten Familien so wie die Leute im Gebirge hatten kein Vertrauen auf das Gnadenwort dieser Italiener, die alle Gefühle der Gerechtigkeit und Menschlichkeit verletzten. Alles Eigenthum der Widerspenstigen wurde durch ein Edict dem Fiscus zuerkannt, ihr Leben vogelfrey erklärt, und ein Preis auf ihren Kopf gesetzt. Nur einen Ausweg zur Verzeihung ließ man offen, wenn der Proskribirte den abgeschnittenen Kopf seines eigenen Vaters, oder Bruders, oder Schwagers, oder Neffens zum Statthalter nach Kanea brächte. Für jeden Kopf, den man weiter lieferte, war man berechtiget sich das verwirkte Leben eines andern Verwandten zu erbitten. Dieses Gesetz brachte in den gebannten Distrikten die traurigsten Wirkungen hervor. Zuletzt kam auch ein Priester aus der Familie Pateri-Zapa, begleitet von zwey Söhnen und zwey Brüdern in die Stadt. Jeder von ihnen trug einen noch blutenden Menschenkopf in der Hand, stellte ihn vor Signor Cavalli und den übrigen Repräsentanten Venedigs hin, und erklärte unter Thränen, wem diese Köpfe angehörten. Der Thatbestand wurde gerichtlich hergestellt, und der Eindruck dieses Schauspieles war selbst auf das Gemüth des Statthalters so stark, daß man das Gesetz endlich aufhob.

Wundert man sich nach solchen Auftritten noch, wenn die Griechen häufig gegen die venetianische Herrschaft zu Gunsten der Türken conspirirten, und zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in ganz Morea Wunsch und Gebet der christlichen Einwohner für den Erfolg der türkischen Waffen waren? Das Andenken an die Gräuelthaten, an die Härte und Grausamkeit der lateinischen Christen konnte selbst durch die stupiden Plackereyen des Türkenjoches in Griechenland nicht mehr gänzlich erstickt werden. Und man hat Pashley's Zeugniß nicht nöthig um zu glauben, daß man in jenen Gegenden heute noch Abendländer kirchlich und politisch weit mehr als die Mohammedaner verabscheue.

Wenn der christliche Grieche auf Kreta seine Tochter einem Mohammedaner ohne Bedingniß zur Ehe giebt, einem Lateiner aber versagt, so ist dieser Haß nicht aus der Dogmatik allein zu erklären. Die Griechen haben ohne Zweifel Unrecht, wenn sie ihre feindseligen Gesinnungen gegen das Abendland bis auf die gegenwärtige Zeit bewahrt haben. Allein entschuldigen kann man sie immer, wenn man erwägt, daß zwischen verwandten Religionen keine Versöhnung möglich ist, und die menschliche Natur für Unbilden ein viel treueres Gedächtniß als für Wohlthaten hat.

Alles genau erwogen, ist der gegenwärtige Zustand der Insel unter ägyptischer Verwaltung — aller Klagen ungeachtet — dennoch besser und glücklicher als er je unter türkischer oder gar unter venetianischer Herrschaft war. Denn einerseits duldet die natürliche Beschaffenheit des mit Gebirgen, Höhlen, Schluchten und schwer nahbaren Thalgründen reichlich besetzten und in der Nähe der Christenheit liegenden Eilandes unmöglich eine strenge Durchführung der ägyptischen Fiskalgesetze. Möglichkeit der Flucht oder des bewaffneten Widerstandes wird die Regierung immer hindern die letzte Hefe der Tyranney über Kreta auszugiessen. Andrerseits hat man die Erpressung doch wenigstens nach europäischen Finanztheorien in gewisse Formen gebracht, jeden Act der Unterdrückung mit einem bestimmten Namen bezeichnet und — wenn man sich so ausdrücken darf — die früher planlose und stupide Tyranney mechanisch abgegliedert und in ein gesetzliches Gewand eingehüllt, ja sogar von Unterweisung und Ausbildung des Volkes für Staatszwecke, von Mehrung und Hebung der Erwerbsquellen, von Vaterland und Patriotismus gesprochen, besonders aber bey aller Härte und Plünderung niemals vergessen, die unermüdlich väterliche Sorgfalt der Re-

con coltellazzi fece aprir il ventre e cavatoli fuori i bambini, — questo atto in vere fece grandissimo terrore a tutto il contado. II. 154.

gierung für Wohlergehen und Glückseligkeit des kretischen Volkes anzupreisen. Kreta ist aber nicht Aegypten, und die Weissen-Berge sind nicht das Delta; dieß weiß Mohammed-Ali ganz gut und nimmt daher diesen Insulanern ihr Geld mit etwas Höflichkeit und gleichsam europäischem Anstande aus der Tasche. Aber der Bauer auf Kreta ist jetzt gekleidet, hat einiges Geräthe in seiner Hütte, ißt Brod und trinkt Wein; der Papas liest ohne Scheu die Messe, singt die Psalmen, segnet Haus und Flur, und Bayaderen ergötzen die Gäste mit Tanz und Gesang selbst im erzbischöflichen Palaste zu Megalo-Kastron.

(Schluß folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorffs Annalen der Physik und Chemie ꝛc..

(Fortsetzung.)

f) Um die elektromagnetischen Effekte durch Gewichte zu vergleichen, erfand Hr. Bequerel seine elektromagnetische Wage, von welcher die Einrichtung und die durch sie bis jetzt erhaltenen Resultate (S. 307 — 315) mitgetheilt werden. Hr. B. sah, daß ein Zink-Kupfer-Element von 4 □ Centimeter in 10 Gramme destillirten Wassers gebracht, an der Wage einen Ueberschlag von 2,5, nach Beysetzung eines Tropfen Schwefelsäure von 35,5 Milligrammen gab, diese Ströme sich also verhielten = 1 : 14. Bey einer Säule von 40 Elementen mit Wasser, welches $\frac{1}{50}$ Schwefelsäure, $\frac{1}{20}$ Kochsalz und einige Tropfen Salpetersäure enthielt, waren 615 Milligr. zur Herstellung des Gleichgewichtes nothwendig, und die Intensität dieses Stromes zu der eines Elementes = 17,5 : 1.

Um auf 24 und selbst 48 Stunden dauernde gleichförmige Wirkung zu enthalten, benützte Hr. B. seinen einfachen Apparat mit Salpetersäure und concentrirter Kalilauge, von welchem schon früher gesprochen worden ist, und tauchte in den Becher mit Kali eine Gold- in den andern eine Platinplatte. Durch einen Multiplikator in Bewegung gesetzt wurde Gold negativ, Platin positiv. Ein einziges solches Element forderte zum Gleichgewichte der Wage 85 Milligr. und gab am Galvanometer eine Ablenkung von 79°.

Hr. B. untersuchte auf ähnliche Weise das Verhältniß der durch die Wirkung eines und desselben Stromes reducirten Metalle. Die Intensität war = 5,5 Milligr. Nach 24 Stunden waren an Silber 0,305, an Kupfer 0,090, an Zink 0,0925 Milligr. gefällt. Da sich diese Mengen verhalten wie die Atomengewichte, so glaubt H. B., daß man auf diese Weise auch das Atomgewicht der Metalle bestimmen könne.

g) In Rücksicht der Thermoelektricität untersucht (S. 297 — 306) Hr. Pouillet die relative Messung ihrer Quellen, und die Elektricitätsmengen, welche zur Zersetzung von einem Gramme Wasser, so wie zur Hervorbringung von mehr oder weniger starken Erschütterungen unter festgesetzten Umständen erforderlich sind. Die Resultate dieser Untersuchungen waren folgende: α) Die Intensität einer hydroelektrischen Kette ist 113921 Mal so groß, als die eines Wismuth-Kupferelementes, welches durch einen Temperatur-Unterschied von 1° angeregt wird, und einen 21 Meter langen Bogen von 1 Millimeter dickem Kupferdraht hat.

β) Die Leitungsfähigkeit der Flüssigkeiten und der Metalle stehen im umgekehrten Verhältniß der Länge und im geraden des Querschnittes; aber die Leitungsfähigkeit der Flüßigen steht weit hinter der des auch am schlechtesten leitenden Metalles, und die einer gesättigten Auflösung von schwefelsaurem Kupferoxyd von 15—16° C. verhält sich zu der des Platins = 1:2546680, folglich ist die des metallischen Kupfers mehr als 16 Millionen, und die des Palladiums mehr als 30 Millionenmal stärker. Wird die Leitungsfähigkeit des Kupfers = 1 gesetzt, so ist die der gesättigten Zinkvitriollauflösung = 0,417, des Wassers = 0,0025, des Wassers mit $\frac{1}{10000}$ Salpetersäure = 0,015.

γ) Um die zur Zersetzung eines Grammes Wassers erforderliche Elektricitätsmenge zu finden, bediente sich Hr. P. einer Anrichtung in welcher die Kette in einer Secunde sehr oft geöffnet und geschlossen werden konnte, und fand, daß unter sehr verschiedenen Umständen und bey Intensitäten, die von 1 — 12 schwankten, die zur Entwickelung von 2 Kubik-Centimeter Wasserstoffgas (also zur Zersetzung von 1 Gramme Wasser) erforderliche Zeit, und daher auch die Electricitätsmenge, durch welche diese Wirkung hervorgebracht wird, beynahe constant ist. Diese Electricitätsmenge ist aber 13787 mal größer als die, welche in einer Wismuth-Kupferkette von 10 Meter langem und 1 Meter dickem Kupferdraht bey 100° Temperatur-Unterschied in einer Minute übergehen würde.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. July.

Nro. 140. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Travels in Crete by Robert Pashley esq. fellow of Trinity College Cambridge.

(Schluß.)

Dessen ungeachtet ertönt die ganze Insel vom Geschrey der Unzufriedenheit. „Wir sind Sklaven," jammerten besonders die Mönche Hrn. Pashley vor; „die christlichen Mächte haben uns betrogen; wir haben nur einen Herrn für den andern eingetauscht!" Erster Grund dieses allgemeinen Mißbehagens bleibt immer das Bewußtseyn, daß Geldbesitz in den Augen der Landesregierung ein Verbrechen sey. Dann verursacht auch die fortwährende Gegenwart der Mohammedaner auf der Insel um so größeres Aergerniß, da diese einmal in der Minderzahl sind und zur Zeit des zweyten Aufstandes nach der Schlacht von Navarin in den drey Küstenfestungen zusammengetrieben und eingeschlossen aller Wahrscheinlichkeit nach aus dem Lande entwichen, oder insgesammt erlegen wären, wenn sich nicht die drey verbündeten Seemächte ins Mittel gelegt, das Eiland dem Pascha von Aegypten zugesagt, und die siegreichen Christen zur Unterwerfung bewogen hätten.

Allein wenn auf Kreta alles unzufrieden ist, wenn Christ und Mohammedaner die neue Ordnung verwünscht, und die erstere an Zahl und Tapferkeit das Uebergewicht haben, warum erhebt man sich nicht und säubert das Land von der Pest der ägyptischen Dienstbarkeit? Man hat die Beobachtung gemacht, daß sich Griechen unter mohammedanischen Gebietern ohne Instigation von Aussen nicht leicht empören. Die türkischen Fürsten überhaupt, und Mohammed-Ali insbesondere, verstehen die Kunst sich inmitten der unterdrückten Christen-Bevölkerung selbst die besten Stützen ihrer Herrschaft zu bereiten, indem sie möglichst vielen und einflußreichen Mitgliedern derselben Antheil an der Beute gönnen, eine Maxime, die selten trügt, weil persönlicher Gewinn im Herzen der meisten Menschen die Stimme für öffentliche Wohlfahrt erstickt. Vergleicht man den ägyptischen Staatshaushalt mit dem nächst besten in Europa, so wird sich zeigen, daß bey Mohammed-Ali verhältnißmäßig eine größere Anzahl der Unterthanen vom jährlichen Budget lebt als irgendwo in Europa, da sich nach den neuesten und sichersten Berechnungen in Aegypten der sechste Theil der Bevölkerung vom öffentlichen Einkommen nährt, während z. B. in Frankreich dieß nur mit dem dreyßigsten Theile derselben der Fall ist. Mohammed-Ali bezahlt seine Diener und Helfershelfer in Aufrechthaltung der Macht nicht nur reichlicher als irgend ein Monarch der Christenheit, sondern wendet ihnen noch andere Vortheile zu, die selbst nach den Begriffen des Orients ans Kolossale streifen. Die Gewalt des vielgepriesenen Satrapen über Kreta und seine übrigen Staaten gründet sich auf die vorzugsweise schlechten Leidenschaften der menschlichen Natur, und hat demnach, wie wir besorgen, eine viel breitere Grundlage als man ihr gemeiniglich zugesteht. Auch ist für jetzt keine Hoffnung die Lage der christlichen Bevölkerung der Insel auf dem Wege der Gewalt zu verbessern.

Den Kern der widerstandsfähigen Kretäer bilden, wie jedermann weiß, die Bewohner der Weissen-Berge und namentlich des Distriktes Sfakia. Die Zahl dieser letzteren berechnet Hr. P. im Jahre 1834 auf nicht mehr als 1048 Familien, von denen noch 200 ungefähr ausser Landes wohnten. Die zurückgebliebenen 848 Familien, die sich in ihrem Gebiete durchgehends von aller mohammeda-

nischen Einsiedelung von jeher frey erhielten, haben heutzutage nicht mehr als etwa 1200 flintentragende Männer, während die Gesammtbevölkerung in Sfakia vor dem Aufstande von 1821 nahe an 12,000 Seelen betrug.

Nach den zuverlässigsten Angaben, die sich der Autor zu verschaffen wußte, hatte Kreta zur besagten Zeit, Christen und Moslim zusammengenommen, ungefähr 260,000 Seelen, von welchen im Jahre 1834 nur noch 129,000 übrig waren. Unter diesen mögen nach derselben Quelle etwa 46,000 Mohammedaner und 83,000 Christen seyn. Die drey Festungen Kanea, Rhithymnos und Megalo-Kastron zählen bey einer Gesammtbevölkerung von 21,000 Seelen kaum 2000 Christen, die andern wohnen auf dem Lande und treiben Ackerbau.

Das lange und reichhaltige Kapitel von der Unwissenheit und Unkultur der Griechen auf Kreta wollen wir lieber gar nicht berühren, obgleich beynahe in jedem Abschnitte des Buches, nach Maaßgabe der Wanderungen über die verschiedenen Gegenden der Insel, eine reiche Aernte aufgespeichert ist. Daß aber das gemeine Volk daselbst nicht einmal die Zeitrechnung nach Christi Geburt, viel weniger die mohammedanische der Hidschret, oder die byzantinische nach Erschaffung der Welt kenne, und überhaupt gar keinen andern Anhaltspunct zum Abmessen der Zeit besitze, als etwa den Namen eines Statthalters, irgend eine merkwürdige Natur-Erscheinung oder politische Begebenheit, beweist freylich, daß es auf den untersten Grad geistiger Verwahrlosung herabgesunken sey. Selbst mehrere Klostergeistliche hörten aus Hrn. Pashley's Munde zuerst Gebrauch und Weise der christlichen Aera. Das Jahr des großen Erdbebens, die Zeit als Hadschi Osman-Pascha, Statthalter in Kanea war, der Ausbruch des griechischen Aufstandes, der Friede des Husein-Bey, der Krieg des Hadschi Michali, und endlich die Unterwerfung unter die Aegypter sind die vorzüglichsten Epochen, nach welchen man heute auf Kreta die Ereignisse der letzten 25 Jahre berechnet. Alle Wissenschaft des Volkes und der Mönche besteht darin, daß sie an Christus, ihre Feinde und Gegner aber an Mohammed glauben. Auf die Frage, wer denn Christus war, antworteten sie: „Wie sollten wir das wissen? wir sind unkundige Bauern und haben nichts anderes gelernt, als wie man Feld und Weingarten bearbeiten soll.“

Kein Wunder, wenn unter solchen Leuten der Ausspruch jenes Geistlichen für ein Orakel der Weisheit, ja für ein Monstrum historiko-theologischer Gelahrtheit gilt, der die sieben Wunderbauten der alten Welt für Symbole der sieben Sakramente der christlichen Kirche erklärt, gerade wie einst die griechischen Väter einer allgemeinen Kirchen-Versammlung die Nothwendigkeit von vier Evangelien aus den vier Himmelsgegenden und den vier Cardinal-Winden erwiesen.

Hr. P. wundert sich, daß die griechische Kirche bey ihrem materiell nicht weniger als geistig jammervollen Zustande es doch an glänzenden Titulaturen für ihre Oberhäupter nicht fehlen lasse, indem man die Bischöfe gewöhnlich Hoheprieſter, Despoten nennt und allen insgesammt das Prädikat „Eure Heiligkeit,“ dem von Konstantinopel aber gar „Eure Allheiligkeit“ giebt, während der glanzvolle und reiche Klerus des Abendlandes diese Benennung einzig dem römischen Pabste vorbehalte. Bey sorgfältigerer Erkundigung hätte Hr. P. vielleicht erfahren, daß sich das Prädikat der Heiligkeit viel weiter herab erstrecke, als auf die Bischöfe, indem man z. B. auf Cypern das gemeinste griechische Dorfpfäfflein, welches bey Tage hinter dem Pfluge hergeht und Abends mit dem Baret auf dem Kopfe im Stalle die Ziege melkt, ebenfalls mit „Eure Heiligkeit“ anredet. Auch heißt in der griechischen Kirche der gemeinste Meßgeistliche „Pabst, παπάς,“ was im katholischen Lande wieder nur dem obersten Vorstande der Gläubigen zusteht. So oft einer der vier Patriarchen des Orients, oder der ihnen gleichgeachtete Erzbischof von Cypern Gottesdienst hält, wird im Verlaufe desselben zweymal mit großer Feyerlichkeit die Gesammt-Titulatur Seiner kaiserlichen Hoheit (denn diese Bedeutung hat nach deutschem Begriffe das byzantinische Prädikat Δεσπότης) abgelesen, während der Patriarch in goldenen Gewändern, in goldgestickten rothen byzantinischen Halbstiefeln, mit Krone und Scepter geschmückt, das Angesicht gegen die Gläubigen wendet. Man erinnert sich, bey einer solchen Veran-

lassung einst in Kahira unter andern ausschweifenden Attributen des griechischen Oberhirten folgende gehört zu haben: Anastasius, Papst und Patriarch der großen Gottes-Stadt Alexandria, von Pentapolis (Cyrene), Aethiopien und ganz Aegypten, Vater der Väter, Hirt der Hirten, Erzbischof der Erzbischöfe, Großrichter des Erdkreises, und dreyzehnter Apostel. *Ἀναστάσιος, Παπάς καὶ Πατριάρχης τῆς Μεγάλης Θεουπόλεως Ἀλεξανδρείας, Πενταπόλεως, Αἰθιοπίας καὶ πάσης Αἰγύπτου, πατὴρ πατέρων, ποιμὴν ποιμένων, ἀρχιεπίσκοπος ἀρχιεπισκόπων, μέγας κριτὴς τῆς οἰκουμένης, τρίτος καὶ δέκατος τῶν Ἀποστόλων.* Hört man den von Antiochia, so glaubt man gerade vor einem zweyten Seleucus Nikator zu stehen; denn alle durch Alexander den Macedonier von Kappadocien bis Indien und Baktrien bezwungenen Länder, selbst Ararat und Kaukasus, sind Provinzen im geistlichen Reiche des dreyzehnten Apostels von Antiochia. Offenbar hat sich in dieser antiochenischen Titulatur die Idee des großen syrischen Reiches vor Empörung der Parther, Baktrier und Inder erhalten.

Um noch auf den philologischen Theil des Werkes zurückzukommen, so ist derselbe allenthalben mit so großer Sorgfalt und Sachkenntniß bearbeitet, daß man bey allem Fleiße und dem redlichsten Wunsche irgend etwas der Art zu tadeln oder zu verbessern, kaum ein einzigesmal Gelegenheit findet. Diese etymologische Gelehrsamkeit und besonders vollendete Kunde in der Orthographie der griechisch-morgenländischen Eigennamen muß man dem Verf. um so höher anrechnen, da eben die berühmtesten Reisewerke der neuern Zeit in diesem Puncte nicht selten die unverzeihlichsten Mängel darbieten.

Nur II. 232, Note 2 könnte man, strenge genommen, nicht ganz seiner Meynung seyn, wenn er in der kretisch-griechischen Phrase: *Μιά φόλα μου ἔκαμε νάκλι ἕνας ἄνθρωπος*, Einmal erzählte mir ein Mann, das Wort *νάκλι* für türkisch erklärt, da es doch dem arabischen Sprachschatze angehört. Die Sache ist deutlich, da die Türken im entgegengesetzten Falle nach den Gesetzen ihrer Sprache ein Verbum نقلامق naklamak, (erzählen) bilden könnten und nicht, um diesen Begriff auszudrücken das Hülfswort اتمك, etmek, (machen) beyzuziehen genöthigt wären, wie es jedesmal geschieht, wenn sie ein ausländisches Wort in diesem Sinne anwenden. Auf türkisch müßte nämlich vorstehende Phrase folgender Weise lauten: بر دفه بر ادم بكه نقل اتدي. bir defá bir adém baná nákl itdi, einmal hat mir ein Mann Erzählung gemacht. Das neugriechische *ἔκαμε νάκλι* ist dem türkischen wörtlich nachgebildet.

Was endlich den Namen Kandia betrifft, mit welchem bekanntlich die Europäer die Insel Kreta bezeichnen, so bemerkt Hr. Pashley mit Recht, daß er bey den Eingebornen selbst niemals gehört wird; ja ein Grieche, der nicht italienisch oder französisch spricht, weiß nicht einmal, daß ein solcher Name irgendwo besteht. Mohammedaner und Christen des Orients, eingeborne sowohl als umwohnende, nannten die Insel von jeher *ἡ Κρήτη*, i Kriti, oder i Kirid nach dem Sprachorgan der Türken, welche zwey Consonanten *κρ* ohne Einschaltung eines Vokales nicht aussprechen können. Dieser Umstand verdient bemerkt zu werden als ein neuer Beweis, daß Griechen so wenig als irgend ein anderes Volk weder Stadt noch Land ohne Dazwischenkunft einer materiellen Revolution je statt des alten Namens mit einem neuen und ihrer Sprache fremden bezeichnen, wie dieses z. B. in vielen Theilen des griechischen Kontinents zur Zeit des großen Völkerwechsels wirklich geschehen ist und bis heute seine Geltung bewahrt.

So viel man bisher erfahren konnte, schreibt sich die ursprüngliche Veranlassung des Namens Kandia von der Besitznahme der Insel durch die Araber her, und bezeichnet eigentlich ihren ersten Landungsplatz an dem Vorgebirge, welches heutzutage Suda und bey den byzantinischen Skribenten von dem Ereignisse selbst *χάραξ* heißt. Suda und Charax aber sind nach Du Cange, glossarium med. graecit. 1408, und Koray, *Ἄτακτα*, Tom. IV. pag. 530. synonym, und bedeuten eine durch Palisaden vertheidigte Schanze, ein Pfahlwerk, dergleichen die Araber auf dem Puncte, wo sie ans Land stiegen, als erstes Vertheidigungswerk errichteten. Nach völliger Unterjochung des Eilan-

des gründete der Emir der afrikanischen Ueberzügler ungefähr auf der Stelle wo jetzt Megalo-Kastron steht, eine neue Hauptstadt und nannte sie „Chandar," was nach Angabe besagter Quelle im Arabischen dasselbe bedeute, was Suda und Charax, d. i. Pfahlwerk, verschanztes Lager, woraus der neue Landesname Candia erwachsen sey. Hr. Pashley nimmt diese Erklärungen ohne Examen hin, oder vielmehr, er findet an denselben nichts zu beleuchten, nichts zu verbessern. Indessen ist Χάνδαξ, wie es Hr. P. in den byzantinischen Schriften gelesen hat, nicht ganz die arabische, sondern eine durch Anfügung eines —σ gebildete griechische Substantivform, indem allerdings in arabischen Schriften das Wort خندق, chandak, niemals aber خندقص, chandaks, in dem Sinne für fossa munimenti ergo ducta gefunden wird, unter andern bey Abulfeda, Annales Muslimici, Hafniae 1789 tom. I. 104, wo غزوة الخندق d. i. die Graben-Schlacht, geschrieben ist.

Wenn aber einige Orientalisten wie z. B. die Commentatoren der angezogenen Stelle Abulfeda's, alchandak für einen ursprünglich griechischen und von den Arabern mit dem Bürgerrechte beschenkten Terminus, vox graeca arabica civitate donata, erklären und gleichsam Χανδός, gähnend, offen, geräumig, von Χάνω, Χαίνω als Grundlage annehmen, so kann man dieser Meynung eben so wenig beypflichten, als man die Annahme derjenigen für die wahre erkennen darf, welche alchandak als ursprüngliches Eigenthum dem arabischen Sprachkapitale zuerkennen. Besser als alle diese hat Golius in seinem arabischen Wörterbuche sub voc. خندق geurtheilt, wenn er es vom Persischen ableitet und كنده kanda d. i. fossus, zu Grunde legt. Dieser Deutung kommt auch die morgenländische Geographie wunderbar zu Hülfe, indem die Begriffs-Sylbe Kand und Kend an allen merkbaren Städten und Festungen Alt-Irans zwischen den Flüssen Orus und Jarartes als wesentlicher Bestandtheil gefunden wird. Wer kennt nicht unter den vielen Städten daselbst die Namen Samarkand, Jarkend, Taschkend, Markand? Sogar Ortschaften Kandi und Kanda ohne Beysatz waren in Iran nicht selten. Liest

man nicht unter andern bey Abulfeda a. a. O. Tom. III. 112, von einem festen Schlosse Kandi am Sindstrome, في قلعة كندي, und Tom. II. 482, von einem Städtchen Kanda, محلة كنده, bey Kufa am persischen Meerbusen? Was nun Samarkand und Markand, τὰ Μαράκανδα des Arrhianus, in Iran, dasselbe ist das arabische Chandi und Chandak auf dem griechischen Eilande Kreta, ein durch Festungsgräben gegen feindlichen Angriff geschirmter Wohnplatz der Menschen.

So hatte dasselbe Volk in Aegypten anfangs Fostat und dann Kahird am Nil, Bagdad am Tigris und Schiras in Persien als eben so viele Sitze der neuen Herrschaft und Gesittung angelegt. Der Gebrauch, die Hauptstadt nach dem Lande, oder umgekehrt das Land nach der Hauptstadt zu nennen, ist im semitischen Morgenlande uralt und wohl auch im Abendlande, wenigstens im südlichen Theile desselben, nicht ungewöhnlich. In solcher Weise sind in Aegypten und Syrien die arabischen Landesnamen zugleich auf die Hauptstädte übergegangen, da bekanntlich einerseits Scham, und anderseits Masr beydes gemeinschaftlich bezeichnet, die Namen Damaschk und Kahira aber völlig vergessen sind. Auf Kreta dagegen verdrängte das neugegründete Chandak, Sitz der Herrschaft, des Reichthums, des Luxus, und eine Zeitlang vorzüglichster Landungsplatz der handeltreibenden Fremdlinge, den alten Namen der Insel, und nach Chandi schiffen wurde vorzüglich bey den seefahrenden Völkern Europa's bald synonym mit jeder Fahrt nach Kreta bis auf den heutigen Tag, während doch auf der Insel selbst nach Vertreibung der Araber auch der arabische Name der Hauptstadt erlosch und in das Appellativ Megalo-Kastron überging.

Fallmerayer.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. July.

Nro. 141. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838

Excursions in the Abruzzi and northern provinces of Naples by the Hon. Keppel Craven. London: Richard Bentley. 1838. II. Vol. mit 4 Ansichten. Vol. I. 317 S. Vol. II. 347 S.

Es ist eine wunderliche Sache, auf die Schriften der englischen Touristen einzugehen, und doch ist diese Literatur in mannichfacher Beziehung interessant. Meist sind die Reisenden gebildete, zum Theil sehr unterrichtete Leute, und es kommt nur auf die natürlichen Fähigkeiten an, ob sie im Laufe ihrer Reisen sich als geschickte Beobachter bewähren; selten freylich sind die Bücher, welche sie in nur allzugroßer Zahl herausgeben, hinreichend durchgearbeitet, und meist bieten sie nur eine theils angenehme, theils auch lehrreiche Unterhaltung, mit einem Wissen, wie es einem Gentleman geziemt.

Gewöhnlich ist die Ausbeute nicht groß, doch findet es sich auch, daß der Reisende auf irgend einen besondern Gegenstand ein Interesse geworfen hat, und hierüber wird dann sein Buch wirklich lehrreich und nützlich.

Dieß ist auch mit dem in dem Titel bezeichneten Werke der Fall, dessen Verfasser eine besondere Aufmerksamkeit auf die cyklopischen Bauten des Landstriches richtete, welchen er durchwandert hat. Dieser Strich ist freylich nicht bedeutend, aber zum Theil sehr wenig besucht, und der Verf. macht selbst (I. p. 185.) die Bemerkung, daß seine Angaben über die vorrömischen Alterthümer darum ein besonderes Interesse darbieten würden, weil der bekannte Archäolog Dodwell zu früh vom Tod überrascht worden sey, und seine Beobachtungen nicht mehr habe bekannt machen können. Der Verf. gieng von Neapel über Capua in das Thal des Volturno; von da herüber an den Liris, diesen aufwärts nach dem Lago Fucino und von hier anfangs nördlich, dann nordöstlich bis ans Meer, worauf er durch das Gebiet des alten Samniums zurückkehrte. Auf dieser Reise berührte er manche in der alten Geschichte berühmte Orte, gab sich aber keineswegs vorzugsweise mit römischen Alterthümern ab, sondern behandelte die der vorrömischen Zeit und des Mittelalters mit besonderer Vorliebe; wir übergehen die letzten, da sie in Vergleich mit andern Ländern, seine Schilderung des Klosters von Monte Cassino etwa ausgenommen, weniger Interesse bieten; die vorrömischen Alterthümer beschränken sich fast bloß auf Ueberreste der sogenannten cyklopischen Mauern. Wir sind so wenig als der Verfasser selbst versucht, in die Nacht altitalischer Völkergeschichten hier eine Leuchte tragen zu wollen, und verweisen statt aller weiterer Auseinandersetzung hinsichtlich des Standpunctes, den diese Denkmäler in der Kulturgeschichte des Alterthums einnehmen, auf Ottfried Müllers Handbuch der Archäologie der Kunst §. 166 der zweyten Auflage.

Herr Keppel Craven ging von Neapel aus nach Capua und kam im Thale des Volturno nach Calatia, und zwar nach Calatia Cisvulturnensis zum Unterschied von Calatia Transvulturnensis, welches im eigentlichen Campanien lag und jetzt le Galazze heißt, während das erstere zu Samnium gerechnet wurde. Dieses ist noch von einer Linie cyklopischer Mauern umgeben, welche freylich nicht überall gleich gut erhalten ist. Hiemit beginnt die Reihe der noch jetzt von solchen Mauern, oder einem ähnlichen Unterbau eingeschlossenen Städte.

Von Calatia gieng der Verf. über Teano nach San Germano, besah dort die berühmte Abtey von

Monte Cassino und gelangte nach Atina, einer alten Stadt der Volsker, die später eine römische Colonie wurde. Hier sind um die Stadt her (I. p. 63) nur Bruchstücke cyklopischer Mauern, oberhalb der neuen Stadt aber an einem Berge hin, auf welchem vermuthlich die Citadelle stand, sind die Blöcke von ungewöhnlicher Größe und man kann die ganze Mauerlinie ohne Unterbrechung verfolgen; der Unterbau eines alten Saturntempels scheint gleichfalls cyclopisch. An der Melsa aufwärts, welche bey Rocca secca in den Liris fällt, liegen zwey kleine Städte, etwa anderthalb Stunden vom Flusse entfernt, Arce und Rocca d'Arce genannt; die letzte entspricht wohl dem alten Arx, galt zu allen Zeiten als eine das Land schützende Feste, und hat jetzt noch bedeutende Reste von cyklopischen Mauern; die Stelle ist näher bezeichnet durch die Ruinen einer Villa, welche dem Bruder Cicero's, Quintus, gehörte. (s. I. p. 86.) Auch in Arpunium, dieser Vaterstadt dreyer berühmter Römer, sind noch bedeutende Ueberreste cyklopischer Mauern, sie bestehen aus ungeheuern Blöcken, welche ohne Mörtel, jedoch schon mit einer gewissen Regelmäßigkeit aneinander gefügt sind. Sie ziehen sich von den untern Theilen der Stadt den Berg aufwärts nach der sogenannten Cività Vecchia, und bilden hier einen sehr scharfen Winkel, in dessen Nähe ein merkwürdiges Thor ist, welches von Ferne einem Spitzbogen gleicht, an dem aber die Steine so übereinander gelegt sind, daß immer der obere über den untern hinausreicht, bis sie endlich von beyden Seiten her zusammenstossen. Der Verf. glaubt (I. p. 108), dieses Thor sey noch viel älter als die Mauern selbst.

Wir übergehen die unbedeutenden Ueberreste cyklopischer Mauern zu Antina (I. p. 120), um zu denen von Alba Fucensis überzugehen (I. p. 140 ff.) einer Stadt der Marsen; hier ist außer einigen minder bedeutenden Ueberresten, worunter eine Cisterne, eine dreyfache Reihe Mauern über einander, welche vermuthlich eine Citadelle einschlossen; sie sind mit der größten Sorgfalt gebaut, um den Anstrengungen der Menschen, wie den Zerstörungen der Zeit gleichmäßig Trotz zu bieten: die Blöcke gleichen in Korn und Farbe dem schönsten Marmor und sie sind, obwohl ungeheuer groß und unregelmäßig, doch so vollkommen gut verbunden, daß sie eine der vollkommensten Proben dieser Bauart darbieten. Alba Fucensis oder Fucentia, wurde nach der Unterjochung des Landes durch die Römer von diesen als Gefängniß gebraucht, worein sie wichtige Staatsgefangene, namentlich überwundene Könige, wie Syphax, Perseus, sperrten. In der Nähe von Alba Fucensis, hart am See, soll eine alte Stadt, Namens Angitia gestanden haben (I. p. 160); ob der Name richtig ist, mag zweifelhaft seyn, daß aber vor alten Zeiten hier eine Stadt stand, beweisen die noch vorhandenen Trümmer cyklopischer Mauern; diese Trümmer sind nicht bedeutend, beweisen jedoch in Verbindung mit den andern, daß hier gleichsam die Heimat solcher Bauten war.

Man wird noch mehr in dieser Ansicht bestärkt, wenn man liest, was der Verf. (I. p. 185 ff. 239 ff.) über einen District des Landes Namens Cicoli oder Cicolano mittheilt; dieser District beginnt 3—4 Stunden nordwärts vom See Fucino, und erstreckt sich gegen den Velino hin längs dem Flusse Salto oder Imele (dem alten Himella). Er gehört zu einer der wildesten Gegenden in den Apenninen, und ist vielfach von tief eingeschnittenen Thälern durchzogen, so daß die nicht weit von einander liegenden Dörfer doch nur sehr schwer einen Verkehr miteinander unterhalten, weil man zum mindesten immer einen steilen Berg hinab und einen entgegengesetzten hinauf muß; das Getreide gedeiht nicht immer, und die Einwohner — etwa 13,000 Seelen in einem District von 3 geograph. Meilen Länge und geringer Breite leben großen Theiles von Kastanien. In dieser Gegend, doch nicht gerade auf den bezeichneten District beschränkt sollen nach Dionys von Halikarnas (I. 11 — 15) mehrere Städte der Ureinwohner Italiens gelegen haben, nämlich Lista, eine Hauptstadt, Palatium Trebula, Vesbola, Suna und Tora oder Tiora; eine Masse cyklopischer Mauern sind in diesem Districte zerstreut, und alle tragen einen ganz gleichförmigen Charakter. Unser Verfasser glaubt (I. 189), Tiora, wo ein berühmtes Orakel des Mars war, habe ganz nahe an dem jetzigen Dorfe St. Anatolia, etwa 3 1/2 Stunde von dem Nordende des See's, gelegen.

Etwas weiter nordwärts, bey dem Dorfe St. Elpidio, liegen ähnliche Ruinen, wie die von Alba Fucenſis, nämlich 3 Reihen cyclopiſcher Mauern über einander, welche noch im Lande Alzana genannt werden, was der Anſicht unſeres Verfaſſers zufolge auf die von Dionys erwähnte Stadt Suna hinweiſet. Zwiſchen der erſten und zweyten Mauer iſt ein ſeltſamer unterirdiſcher Bau aus Steinen aufgeführt, welche ohne Mörtel zuſammengefügt, und der Länge nach über einander gelegt ſind, ſo daß der obere Stein immer über den untern hervorragt, bis endlich eine abgeſtumpfte Pyramide entſteht, welche vermittelſt zweyer halbrunder, an einander gefügter Steinplatten geſchloſſen iſt; dieſe letztern hatten noch eine runde Oeffnung in der Mitte, welche wiederum durch einen Stein verſchloſſen iſt. An einem andern Orte, in der Nähe des Dorfes Nesce, (wahrſcheinlich das alte von Virgil erwähnte Nurſä) finden ſich abermals in der Nähe von Ueberreſten cyklopiſcher Mauern 2 ähnliche Bauten, von welchen der eine gegenwärtig als Ziſterne benützt wird. Sie gleichen ganz der Schatzkammer des Atreus zu Mykenä.

Stünden die hier eben angeführten Ueberreſte vereinzelt da, ſo würde man wenig Gewicht darauf zu legen haben, ſo aber, wo nicht nur Alba Fucenſis mit ſeinen mächtigen Feſtungswerken in der Nähe liegt, und kleinere Ueberreſte in dem ganzen Diſtrikte von dem See an bis nach dem Belino hin zerſtreut ſind, verdient derſelbe von Seite der Alterthumsforſcher mehr Aufmerkſamkeit, als man ihm bisher gewidmet hat.

Wir begnügen uns die einzelnen cyklopiſchen Ueberreſte im alten Amiternum, Venafrum und Bovianum, alle im Gebiete der Samniter gelegen, (I. 218. II. 99, 160) nur der Vollſtändigkeit wegen anzuführen und machen noch auf einige andere große Felsarbeiten in demſelben Gebiete aufmerkſam. Zu Atri, dem alten Adria in Picenum, deſſen Münzen auf einen etruskiſchen Urſprung deuten, iſt eine Reihe in die Felſen ausgehauener Kammern, ähnlich den Lathomien zu Syrakus und den berühmten Gefängniſſen des Servius Tullius zu Rom (I. 300). — An der Quelle des Volturno ſtand einſt, wie ſich aus mächtigen cyklopiſchen Unterbauten einer, jetzt verfallenen Kirche entnehmen läßt, ein Tempel, von welchem aus zwey in den Fels gehauenen tiefe Gräben nach dem Volturno hinlaufen. Unſer Verfaſſer glaubt (II. 65) aus der Anſicht des Ortes ſchließen zu dürfen, dieſe Gräben ſeyen ausgehauen worden, um das Waſſer des Flußes hinein zu leiten und dadurch auf eine künſtliche Weiſe die Stelle, wo der Tempel ſtand, in eine Inſel zu verwandeln. — Ein noch weit erſtauenswertheres Werk aber bietet die alte Samniter Stadt Aeſernia, jetzt Iſernia dar: außer ſehr alten cyklopiſchen Mauern, welche den neuern als Grundlage dienen, — und ſich noch faſt auf den ganzen Umkreis der Stadt verfolgen laſſen, beſitzt dieſelbe eine Waſſerleitung, welche noch heutiges Tags die Bewohner mit hinreichendem Waſſer verſorgt. Dieſe Waſſerleitung hat eine bedeutende Tiefe und Breite, — leider werden die Maaße vom Verfaſſer (II. 83) nicht genau angegeben — die unter einer kleinen, freylich erſt in neuerer Zeit erbauten Stadt, Namens Miranda fortgeführt, und nahe zu eine halbe Stunde lang durch den Felſen gehauen iſt (hewn in the rock for the space of a mile). Nach des Verfaſſers Angabe haben die Luftlöcher (spiracula), deren 5 vom Kanal aus an die Oberfläche des Bodens emporgehen, nahezu eine Höhe von 90 Fuß.

Wahrlich rohe Volker unternehmen nicht ſolche unermeßliche Arbeiten, welche den ägyptiſchen Pyramiden an Umfang wenig nachgeben. Je weiter wir in die Geſchichte der alten Aegyptier eingehen, deſto mehr drängt ſich uns der Gedanke auf, daß ſie nicht, wie Manche noch glauben, ein halb barbariſches, ſondern ein hoch civiliſirtes Volk waren: wird man nicht am Ende genöthigt ſeyn, den alten Völkern Italiens, abgeſehen von den Etruskern, auch eine höhere Civiliſation zuzuerkennen, als man bis jetzt geneigt iſt? Es wäre in der That der Mühe werth, daß dieſe alten Ueberreſte von einem Manne unterſucht würden, welcher nicht bloß, wie Herr Keppel Craven, als Dilettant ſich damit beſchäftigte, denn noch iſt für dieſe Gegenden, nach allem, was der ſorgfältige Forſcher Micali und der weniger bekannte Martelli, (in einem beſondern Werke über den Diſtrikt von Cicolana) gethan haben, noch vieles zu wünſchen übrig.

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen phyſikaliſchen Inhaltes in J. C. Poggendorffs Annalen der Phyſik und Chemie ꝛc..

(Schluß.)

δ) Die phyſiologiſchen Effekte wurden mit einer ſehr empfindlichen Buſſole und 240 Multiplikators-Windungen gemeſſen. Der Strom, welcher von einer benäßten und in Queckſilber getauchten Hand zur anderen übergieng, wurde eben ſo geſchwächt, als wenn er 11 Lieues eines 1 Millimeter dicken Kupferdrahtes durchlaufen hätte, und beym Uebergange von einem Finger in den anderen derſelben Hand, als wenn er 77 Lieues durchlaufen hätte. Die Intenſitäten für die ſchwächſten und unerträglichſten Erſchütterungen war = 1 : 18, oder = 1 : 20. Alle Beobachtungen laſſen ſchließen, daß das elektriſche Fluidum nur vermöge der Intenſität der individuellen Actionen auf jede Fiber, ähnlich dem Lichte wirkend, ſeine Effekte fühlbar macht.

ε) Jeder Strom erzeugt ſich mit Intermittenzen, d. i. Decompoſition und Compoſition (Polariſation und Depolariſation). Die Dauer der Polariſation iſt proportional der Länge der Kette und der Menge polariſirter Flüſſigkeit, und umgekehrt der Leitung der Kette, die Depolariſation aber geſchieht in einer unmeßbaren Zeit, und gleichzeitig in allen Elementen der vorher polariſirten Kette.

ζ) Mittelſt einer einfachen Kette aus Wismuth und Antimon von 0,5 Zoll Länge, und 0,12 Zoll Dicke, 5 Gran ſchwer, iſt es mit Anwendung von Henry's Spirale aus Kupferſtreifen H. Francis Watkins gelungen, einen wahrnehmbaren und glänzenden elektriſchen Funken zu erhalten, und mit einer ſolchen Kette aus 30 Paaren Wismuth-Antimon von 1½ Zoll ins Quadrat und ⅛ Zoll dick, an einem Ende durch Strahlung von glühendem Eiſen erwärmt und am anderen Ende durch Eis erkältet, einen temporären Magnet, der 98 Pfd. trug, darzuſtellen. (S. 589 u. 590)

C. In meteorologiſcher Hinſicht findet ſich in dieſem Bande nur:

a) eine wiederholte Erinnerung des Hrn. Herausgebers daran, daß die Länge einer Barometerſäule nur dann dem Drucke der Atmoſphäre proportional geſetzt werden könne, wenn dabey auch auf die verſchiedene Schwerkraft auf der Erde Rückſicht genommen wird (S. 479 u. 480).

b) Seite 592 wird ein Meteorſteinfall erzählt, welcher ſich am 11. December 1836 um 11½ Uhr Abends bey dem Dorfe Macao in Braſilien ereignet hat, und bey dem Zerplatzen einer Feuerkugel auf einen Umkreis von 10 Lieues Durchmeſſer eine ungeheuere Menge Steine herabgeſchleudert hat, deren Gewicht von 1 bis 80 Pfd. gieng.

D. Am Ende dieſes Auszuges glaubt Ref. noch einige Berichtigungen, welche in dieſem Bande vorkommen, hinzuſetzen zu müſſen.

a) H. Dalton glaubt, ſchon vor 44 Jahren die richtige Theorie der Paſſatwinde aufgeſtellt zu haben. Hr. Dove, der bekannte Erfinder des Drehungsgeſetzes der Winde zeigt aber, daß H. Dalton ſich ſelbſt zuviel eingeräumt habe (S. 315 — 325).

b) Hr. Prof. Fechner hatte im XXXXI. Bd. der Annalen (Gel. Anz. 1838 S. 343) die Kniepreſſe, wie ſie Mechanikus Fuchs in Leipzig verfertiget, empfohlen, die Theorie derſelben entwickelt, und behauptet, daß ſie wenig angewendet worden ſey. Hr. Prof Schubarth ſucht das Irrige der letzten Behauptung durch Namhaftmachung der Fälle, in welchen ſie wirklich im Großen angewendet worden iſt, zu zeigen (S. 351 u. 352).

c) Hr. Prof. Oſann hatte in dieſen Annalen ſeine Beobachtungen über die Ergänzungsfarben bekannt gemacht, und Hrn. Plateau eines Irrthumes beſchuldiget. Dagegen glaubte H. P. ſich (Bd. XXXVIII. S. 620) verwahren zu müſſen. Aber Hr. P. O. meint demungeachtet (S. 72 — 76) ſein Urtheil nicht zurücknehmen zu dürfen, ſondern daß vielmehr das Verhältniß der Ergänzungsfarben zu einander dasſelbe ſeyn müſſe, wie das der anderen, d. h. daß, wo dieſe zuſammengemacht Weiß, Grün u. ſ. w. geben, auch jene ein Gleiches thun müſſen. Zugleich behauptet aber H. P. O. auch jetzt, wie damals, die objektive Natur der Farben, welche beym Durchgang des Lichtes durch durchſichtige Mittel entſtehen, und der farbigen Schatten, wofür er einen direkten Beweis aus der Erfahrung giebt; dagegen ſcheinen ihm alle zufällig complementäre Farben rein ſubjektiv zu ſeyn.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. July.

Nro. 142. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Dr. Carl Daub's Vorlesungen über die philosophische Anthropologie, herausgegeben von Marheineke und Dittenberger. Berlin, Dunker und Humblot 1838. S. XVI. und 534. gr. 8.

Auch unter dem Titel: Dr. Carl Daub's philosophische und theol. Vorlesungen. Erster Band.

Schon wieder eine Anthropologie, und zwar eine philosophische! Unverkennbar nehmen die Bestrebungen für Anthropologie ein immer günstigeres Verhältniß ein. Möchten wir aber nur bald weniger Anthropologien und mehr Anthropologie bekommen! Diese ist ein höchst erwünschtes Element der allgemeinen Bildung, in dem sich mancherley andere, theils in den Bereich der Natur, theils in den des Geistes fallende, die Hand reichen und erst recht wirksam verbinden, und das eine mißliche Kluft und einen bedenklichen Zwiespalt in unserer allgemeinen Bildung ausfüllen muß. Daub behauptet S. 9 dieser Vorlesungen geradezu: die Anthropologie bilde die zweckmäßigste Introduction in jede andere Wissenschaft. Wir möchten, dieß zu bedenken und ihm die entsprechende Folge zu geben, in diesem Augenblicke doppelte Veranlassung haben, wo sich's von Neuem um Erweiterung und Feststellung der allgemeinen Studien an Lyceen und Universitäten handelt. Gewiß kann die Anthropologie dabey am wenigsten umgangen werden. Aber eben so gewiß wird es gerade in Bezug auf sie nicht an mancherley Schwierigkeiten fehlen. In ihrem Gegenstande, dem Menschen, der zugleich natürliches und geistiges Wesen, Organismus und Person, ja vorzugsweise Ebenbild der gesammten Natur (Mikrokosmos) und Ebenbild Gottes (Mikrotheos) zu seyn bestimmt erscheint, und welcher der Natur und der Geschichte angehört, concurrirt deßhalb und wegen der so verschiedenen Verhältnisse zu dem, was nicht Mensch ist, zu vielerley, als daß sich des Ganzen in rechter Weise zu bemächtigen nicht ganz vorzüglich schwierig seyn sollte. Und doch ist mit den bloßen disjecta membra poëtae einer philosophischen, empirischen, psychischen, somatischen oder physischen u. s. w. Anthropologie nicht gedient. Ja, einzelne solche membra müssen gerade von denen, welchen sie zugetheilt werden wollen, auf das Entschiedenste desavouirt werden. So eine sogenannte medicinische Anthropologie, die gleichbedeutend seyn soll mit physischer oder somatischer, von den Aerzten, von denen vielmehr, nach neuerlichen Leistungen und Bestrebungen zu schließen, mehr als von mancher anderen Seite für die ganze Eine Anthropologie zu erwarten seyn dürfte. Vor Allem sollte man sich bemühen, sich über deren Begriff zu vereinigen.

In den gegenwärtigen Vorlesungen ist Anthropologie S. 7. bezeichnet als die Wissenschaft, in welcher der Mensch sich erkennt, wie er sich sowohl von sich selbst, als von dem, was nicht er selbst ist, unterscheidet und in diesem Unterschiede mit sich selbst identisch ist und bleibt. Und die Methode, nach welcher sich der Begriff der philosophischen Anthropologie gestalten soll, soll weder contemplativ, noch reflexiv seyn, sondern speculativ. Ihr zufolge soll der Mensch nicht wie er ist, sondern wie er wird, erkannt werden, und die resultirenden Erkenntnisse sollen keine synthetischen, sondern genetische seyn. Bey dieser Methode müsse von allem Aeusseren oder Inneren, was man vom Menschen schon erkannt habe oder erkannt zu haben vermeine, abgesehen und es bey Seite gestellt, vielmehr von

dem abstract Identischen, wo Inneres und Aeusseres noch nicht unterschieden seyen, das aber die Möglichkeit, ja die Energie sey, sowohl ein Aeußeres als Inneres zu werden, ausgegangen, sodann zur Beobachtung des Werdens dieser Differenzen, endlich durch dieselben vom Abstract- zum Concret-Identischen fortgeschritten werden (S. 43 u. f.).

Wenn man aber auch mit diesen Bestimmungen einverstanden wäre, so fragte sich's noch immer: ob denn in diesen Vorlesungen von dem bezeichneten punctum Saliens und was ihm selber weiter zu Grunde liegt, die Entwicklung und Darstellung auch wirklich nach allen Richtungen bis an die äußersten Gränzen des Gegenstandes der Anthropologie verfolgt werden und in welcher Weise, sowie mit welchem Erfolge dieß geschehen sey? Die Antwort wird großen Theils aus folgender gedrängter Uebersicht des Ganzen folgen. Dieses bewegt sich nämlich durch die drey Hauptabtheilungen fort: Selbstgefühl, Selbstbewußtseyn und Religionsgefühl; womit vom niedersten und engsten animalischen (brutalen und humanen) Lebenskreise zum höchsten und weitesten aufgestiegen werden soll, von denen ja der nächst höhere zur Erlösung vom nächst niedrigern diene. In der ersten dieser Abtheilungen kommen weiter insbesondere in Betracht: Naturtrieb, Instinct und Kunsttrieb, denen in der zweyten entsprechen, von Seite der „Intelligenz": Empfindung, Vorstellung und Gedanke, von Seite des „Willens": Begierde, Neigung und Leidenschaft, sowie endlich in der kürzesten dritten: Naturgefühl, Kunstgefühl und Religionsgefühl „selbst." Sowohl diese Hauptglieder als alle weitern untergeordneten erscheinen durch eine scharfe und gewandte Dialectik rück- und vorwärts manchfaltig und innig aufeinander bezogen, und von den gemeinsamen organischen Grenzen gehen Schlaglichter auf eine Menge, meistens jedoch nur kurz berührter besonderer Erscheinungen aus, deren Einbau in das, an sich bewegliche, übrigens aber abstract-dialectische Fachwerk dem Ganzen noch am meisten Farbe und concrete Lebendigkeit giebt.

Es muß hieraus ersichtlich werden, daß diese Vorlesungen sich bey Weitem nicht des ganzen Gegenstandes der Anthropologie annehmen, sondern mehr nur des Psychischen und Geistigen, und selbst deren mehr nur insofern, und wie sie durchschnittlich jedem menschlichen Individuum zukommen; weniger auch nach den besondern Gestaltungen der Temperamente, Gemüthsarten, des Charakters und Naturells, durch welche sich die menschlichen Individuen von einander unterscheiden. Noch weniger ist auf das Physische oder Somatische für sich, nach seinen Grundverhältnissen zum Psychischen und Geistigen und nach seinen eigenen Modificationen, wie namentlich den verschiedenen Leibesconstitutionen, in Betracht gezogen. Ferner hätte wohl gerade eine vorzugsweise genetische Betrachtung das Natürliche und Geistige, Organische und Persönliche, Physische und Psychische des Menschen bestimmter unter dem Gesichtspuncte einer Reihe von Entwickelungs-Perioden und Epochen, der Lebensalter anschaulich machen sollen. Endlich vermißt man auch eine entsprechende Darstellung der Organisation und des Lebensprocesses des Menschengeschlechts als solcher und im Großen und seiner Entfaltung in Racen, Völkerstämme, Völker, Volkszweige, Stände und Familien, welche letztere nun erst Individuen zu unmittelbaren Bestandtheilen haben.

Ueberhaupt sollte wohl eine allgemeine Biologie, die von den untersten Stufen der Natur bis auf die höchsten Höhen des Geistes rück- und vorwärts an Gott anknüpfend, leitet, vor Allem auf den allgemeinen Begriff des Menschen führen. Und indem die Anthropologie selbst mit diesem anhebt, sollte wohl deren erster Haupt-Abschnitt seiner Realisirung im Menschengeschlechte als solchem und dessen Bestandtheilen bis herab zum Individuum gewidmet seyn. Dann erst dürfte das menschliche Individuum selbst Gegenstand der Betrachtung zu werden haben; und zwar einerseits nach allen Stufen und Seiten seines Seyns und Lebens — vor Allem theils nach seinem natürlich-organischen, theils nach seinem geistig-persönlichen, dort von der Physiologie zur Psychologie auf-, hier zu dieser von der Pneumatologie herabsteigend u. s. w. —; andrerseits aber vorerst doch in allen Beziehungen nur nach dem, was und wie es durchschnittlich jedem menschlichem Individuum von mittlerer Entwicklung zukommt. Erst einer dritten Hauptabtheilung fallen dann weitere Modificationen jener Stufen und Seiten zu, wie Leibesconstitutionen, Tem-

peramente, Charakter u. ſ. w., durch die ſich ſelbſt die Individuen gegenſeitig unterſcheiden und unter denen die Charakteriſtik der Männlichkeit und Weiblichkeit weiter auf das Verhältniß der beyden Geſchlechter, auf Zeugung und Geburt führt, von wo aus die Darſtellung der Lebensalter bis zum Tode hinleitet, von dem aus ſich zuletzt noch ein Blick auf das Leben nach dem Tode eröffnet.

(Schluß folgt.)

Briefe aus England über die Zeit von 1674 bis 1678; in Geſandtſchafts-Berichten des Miniſters Otto von Schwerin des jüngern an den großen Churfürſten Friedrich Wilhelm. Herausgegeben von Leopold von Orlich, Premierlieutenant ꝛc. Mit einem Vorworte von Fr. v. Raumer. Berlin, 1837. LXXII. und 442 S. 8.

In keinem Fache iſt unſere hiſtoriſche Litteratur vergleichungsweiſe ſo arm als in dem, zu welchem das vorliegende Buch gehört. Darum würde es eine angenehme Erſcheinung ſeyn, wäre auch der Gehalt nicht ganz ſo befriedigend als er wirklich iſt.

Das Geſchäft, welches den Verf. dieſer amtlichen Briefe nach London führte und dort vier Jahre feſthielt, war die Vertretung des Intereſſe des großen Churfürſten an dem engliſchen Hofe, der zwiſchen Frankreich und Holland, zu deſſen Verbündeten der Churfürſt gehörte, das Vermittleramt übernommen hatte, aber zaudernd und Frankreichs Gegnern übel wollend übte. Jenes Intereſſe gewann die höchſte Bedeutung durch den Krieg, welchen der Churfürſt mit vielem Glück gegen die Schweden in Pommern führte, und durch ſeinen Wunſch, das dort Eroberte zu behalten. Die Bemühungen des Verfs., die, ihm ſelbſt nicht unerwartet, zuletzt ganz erfolglos blieben, ſind auf das umſtändlichſte erzählt. Ungleich merkwürdiger iſt aber was daneben, und zwar ſehr reichlich, von Neuigkeiten des Hofes und des Parlamentes mitgetheilt wird. Man hat zwar ſchon

von Engländern und Franzoſen Nachrichten genug über den Hof und das Cabinet, die Lebens- und Regierungsweiſe des vorletzten Königs von dem Hauſe Stuart; insbeſondere iſt ſeine unehrenhafte Abhängigkeit von Ludwig XIV., und wie er ſie zu verheimlichen bemüht war, hinreichend bekannt. Die Wahrnehmungen und Anſichten eines biedern deutſchen Edelmannes, die man hier in fleißig abgefaßten Berichten an ſeinen Herrn findet, haben gleichwohl ihren eigenthümlichen Werth. Leichtfertigkeiten zu ſchildern, deren Augenzeuge er oft ſeyn mußte, ließ die ernſte Geſinnung nicht zu, die er mit ſeinem Fürſten theilte. Deſto aufmerkſamer beobachtete und deſto ausführlicher beſchreibt er die öffentlichen Verhältniſſe, wobey ihm die Vertraulichkeit einiger Miniſter wohl zu Statten kommt. Hier einige Proben.

London 14. Januar 1676.

Die allzugroße Freyheit der Einwohner dieſer Stadt bey ihren vielfältigen Zuſammenkünften — des Königs und des Hofes Handlungen ohne Scheu zu cuſpiren — hat den König bewogen, dem Unheil, welches dadurch entſtehen könnte, durch Abſchaffung der Kaffeehäuſer, in welchen man haufenweiſe ſich verſammelt, und Alles, was in und außer Landes vorgeht, ohne Scheu beſpricht, zuvorzukommen. Da hierdurch einigen tauſend Familien, welche allein von ſolchen Kaffeehäuſern beſtehen, die Nahrung auf einmal genommen wird, ſo ſind Viele der Meynung, es würde das adhibirte Remedium ärger ſeyn als das Uebel ſelbſt, zumal nicht gewehrt werden kann, daß man ſich auf andere Art häufig beyſammen finde.

London 21. Januar.

Die königliche Proklamation wegen der Kaffeehäuſer iſt auf geſchehene Vorſtellung, daß dieſelben ohne Vorwiſſen des Parlamentes nicht verboten werden könnten, auf 6 Monate prorogirt worden, und glaubt man, daß an dieſe Sache nicht weiter gedacht werde.

London 10. März.

Der Mylord Shaftesbury, vormaliger Kanzler, iſt bey dem Könige ſehr in Verdacht, daß er die übel affectionirten Gemüther gegen den König aufgemuntert, weßhalb S. M. vor wenigen Tagen den Sekretair Williamſon an ihn geſchickt und ihm bedeuten laſſen, daß er ſich aufs Land begeben ſolle, weil er ſich nicht enthalten könne, bey allerhand Zuſammenkünften böſe Impreſſiones von des Königs Conduite zu geben. Worauf der Mylord Herrn Williamſon mit großer Beſcheidenheit entgegnete,

daß es ihm leid thäte, daß der König solche böse Meynung von ihm hätte, es wäre dieß nie in seine Gedanken gekommen, wollte sich auch im Falle der Noth davon hinreichend reinigen; was des Königs Befehl, sich auf das Land zu begeben, anbelange, so müsse er dieses erinnern, daß, nachdem er seiner Bedienung entsetzt worden, er bereits geraume Zeit auf dem Lande zugebracht habe; wie er aber gesehen, daß sein Geist beym Landleben nicht genug Beschäftigung fände, so hätte er sich wieder anher begeben, und befände er sich nicht allein in einer Gesellschaft mit Kaufleuten, sondern auch in einem schweren Bau begriffen, welcher seine Gegenwart so erfordere, daß er sich nicht absentiren könne. Hierauf ist vom Könige deliberirt worden, mehrgedachten Mylord in den Tower zu setzen, welches aber nicht effectuirt werden konnte, weil die Ordre, ihn in Haft zu nehmen, nebst dem Könige von einem Secretär unterschrieben seyn mußte, und sich keiner dazu verstehen wollte; denn bey dem ersten Parlamente würde der Verhaftete seine Klage nicht gegen den König, sondern gegen denjenigen, welcher mit unterschrieben, angestellt haben. Es hat zwar der Mylord Tresorier hart darauf gedrungen, daß Herr Williamson dieß thun solle; nachdem derselbe aber die Folgen vorgestellt, hat sich der König seiner öffentlich angenommen, und gesagt: „Warum soll er es unterschreiben, wenn er es nicht zu verantworten weiß?“ also daß es dabey geblieben. Etwas hierüber zu urtheilen will dieses Hofes unbeschreibliche Unbeständigkeit nicht zulassen; dieß ist aber gewiß, daß des Königs Facilität, etwas zu unternehmen und das Werk mitten in der Arbeit sinken zu lassen, den ihm schuldigen Respekt und Kredit bey seinen eigenen Unterthanen sehr schwächt.

London 26. November.

Die Stadt London hatte dem Prinzen von Oranien ein köstliches Ameublement eines Gemaches zum Hochzeits-Geschenke bestimmt; es ist aber noch unterblieben, und geht allgemein die Rede, daß es in Betracht der aus Frankreich hierher verschriebenen Kleider für Sr. Hoheit und dessen Gefolge geschehen. E. K. D. können hieraus sowohl den unbeschreiblichen Haß dieser Nation gegen Frankreich ersehen, als auch die geringe Achtung für diesen Hof spüren. Denn wenn gleich der König diese Heirath mehrentheils darum getrieben, um sich bey der Nation wieder etwas zu insinuiren; zu dem Ende auch bey der Erklärung der Heirath im großen Rathe öffentlich und mit eigenem Munde — wie mir dieß der Secretär Williamson und andere Geheimräthe erzählt —

gestanden, daß Sie wären versucht worden, die Prinzeß nach Frankreich oder Schweden zu verheirathen; Sie hätten sich aber nie dazu verstehen wollen, und wollten Sie ihre liebe Nichte lieber gehangen, als in den Armen eines Königs sehen, durch welchen dieses Königreich in hazard gestellt würde, als eine Provinz regiert zu werden. Wenn zwar, sage ich, dieß und dergleichen mehr die Nation zu verpflichten vorgenommen worden, so hat es doch wenig bewirkt, und wird wohl Alles beym Alten bleiben, so lange die gute Correspondenz mit Frankreich nicht aufhört.

Der Herausgeber hat, wie man sieht, an dem Style und der Orthographie geändert und daran recht wohl gethan; Rede und Schreibung der deutschen Kanzleo im siebzehnten Jahrhundert ist bekanntlich eckelhaft unrein. Zu verwundern ist aber, daß er die meist fehlerhafte Schreibung der englischen Namen, z. B. Candish statt Cavendish, nicht verbessert hat. Dem Buche ist eine Lebenskizze des Verfassers vorgesetzt, die ihn auch in anderen Verhältnissen und Lagen höchst achtbar zeigt. Aus dem kurzen, an den Verleger gerichteten, Vorworte des Hrn. v. Raumer hebt Ref. mit großer Zustimmung die Bemerkung aus: „daß die heilsame und nothwendige historische Belehrung für unsere Tage mehr aus naher Vergangenheit als aus uralten Zeiten zu entnehmen sey.“ Der Grund liegt weniger in der größeren Nähe und Aehnlichkeit als darin, daß uns die uralten Zeiten, mit Ausnahme weniger Jahrzehnte, ebenso unvollständig bekannt sind als das an Quellen, aber trüben, reichere Mittelalter; wogegen die neuere Zeit durch ihren Ueberfluß an mannigfacher Kunde — der künftig manchen Bearbeiter nicht weniger als die Armuth daran aus ferner Zeit in Verlegenheit setzen mag — zu der genauesten, eindringendsten Bekanntschaft in den Stand setzt und auffordert.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. July.

Nro. 143. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Der verewigte Schleiermacher. Ein Beytrag zu gerechter Würdigung desselben, seinen Verehrern geziemend dargeboten von Ferdinand Delbrück. Bonn, in Commission bey Adolph Marcus. 1837. gr. 8. br. 129 S.

Ref. kann nicht umhin, schon gleich von vorne herein über das Täuschende des Titels dieser Schrift seinen Tadel auszusprechen. Denn der Verf. beabsichtigt darin nichts Anderes, als lediglich sein Verhältniß zu Schleiermacher aus einander zu setzen, weil er besorgt, es möchte dasselbe jetzt, nach dieses Mannes Tode, in Folge einer inzwischen bekannt gewordenen Aeußerung des Verewigten über ihn, irrig gedeutet werden. Schleiermacher hatte nämlich in einer seiner letzten Stunden den Prediger Jonas gefragt, ob er sich noch erinnerte, daß er mit ihm vor nicht langer Zeit über Delbrück gesprochen, und hatte ihn dann gebeten, es gelegentlich auszusprechen, wenn er es wieder zusammenbringen könnte, was er damals geäußert; denn es zu wiederholen, wäre er zu schwach. In dieser ihm später von Jonas mitgetheilten Aeußerung kommt nun eine Stelle vor, in der Schleiermacher sagt: „Was mich betrifft, so bin ich fest überzeugt, er (Delbrück) ist ein durch und durch ehrlicher und rechtschaffener Mann, und er tritt gegen mich nur auf, wie er es thut, weil es ihm Gewissenssache ist, gegen mich wie gegen einen Menschen ohne Gesinnung, wie gegen ein böses Princip, mit seinen stärksten und schärfsten Waffen zu Felde zu ziehen."

Wäre gegründet, erwiedert hierauf der Verf., was hier geschrieben steht, daß er den Verewigten als einen Menschen nicht nur ohne Gesinnung, sondern auch sogar (denn der Ausdruck „böses Princip" gestatte kaum eine andere Auslegung) von durchaus verderblichem und heillosem Streben bekämpft habe, so könnten Schleiermachers Verehrer nicht anders, als mit Verabscheuung ihn von ihrer Gemeinschaft ausschließen; und bey der großen Zahl derselben schwebe sein Name in Gefahr, früher oder später hier und da sprichwörtlich zu werden zur Bezeichnung eines Menschen von völlig verkehrter Denkart. Zu verhüten daher, so viel an ihm liege, daß jenen Worten ein größeres Gewicht beygelegt werde, als sie haben, sey eine Pflicht, welche er dem Verewigten schuldig zu seyn glaube. Zwar habe zwischen diesem und ihm nie Statt gefunden, was man Freundschaft in engerer Bedeutung zu nennen pflege, aber doch persönliche Zugeneigtheit, welche auf Seite des Verf. je länger je mehr gesteigert worden durch wachsende Bewunderung der großen Geistesgaben Schleiermachers, Verehrung seiner wissenschaftlichen Verdienste und Dankbarkeit für den Einfluß, den er auf seine (des Verfs.) Bildung ausgeübt, gleich wie sie bey jenem Nahrung empfangen durch beyfällige Anerkennung, welche dieser seinen Bestrebungen habe angedeihen lassen. Er unternehme es demnach darzuthun, daß der Verewigte, jene Worte sprechend, ihn verkannt habe, nebst den Ursachen dieser Verkennung, und zwar so, daß er nicht die Form einer Vertheidigung wähle, sondern die einer schlichten, urkundlich begründeten Erzählung seiner Streitigkeiten mit ihm, ihres Anfangs, ihres Fortgangs und der Wendung, welche sie zuletzt ohne sein Zuthun genommen, und wodurch sie, wie es scheine, für ihn verletzend geworden.

Der Leser sieht sich also sogleich auf den Boden einer rein persönlichen Angelegenheit, einer bloßen literarischen Streitigkeit versetzt, während er,

dem Titel zufolge, wohl etwas ganz anderes erwartet haben mochte. Natürlich kann es hier nicht unsere Absicht seyn, auf die Einzelnheiten der Geschichte dieser Streitigkeit einzugehen, sondern es mag genügen, die Kategorie bezeichnet zu haben, in welche diese Schrift gehört, und nur für diejenigen Leser, welchen unbekannt seyn sollte, auf welchen Punct die Angriffe Delbrück's vorzugsweise gerichtet waren, noch zu bemerken, daß es der Vorwurf des Pantheismus und Spinozismus war, den derselbe im Jahre 1826 in der Schrift: „Philipp Melanchthon, der Glaubenslehrer. Eine Streitschrift," gegen Schleiermacher erhoben, und auf welchen dieser zuerst in einem Briefe von demselben Jahre an einen Freund am Rhein (als Zugabe zu den „drey theologischen Sendschreiben an Hrn. Prof. Delbrück, von Sack, Nitzsch und Lücke," erschienen), sodann in dem hieraus entstandenen Privat-Briefwechsel, welchen Delbrück S. 12 — 32 der vorliegenden Schrift veröffentlichet, und endlich später, in Folge eines wiederholten Angriffes in der Schrift: „Erörterungen einiger Hauptstücke in Dr. Friedr. Schleiermacher's christlicher Glaubenslehre" (1827), noch einmal in den Sendschreiben an Dr. Lücke (in der Zeitschrift für theologische Studien und Kritiken, II. 2 und 3.) antwortete.

Einen weiteren Bestandtheil der gegenwärtigen Schrift bildet S. 49 — 64 die im Jahre 1832 als eine nicht dem Buchhandel angehörige Privatschrift, unter dem Titel: „Philosophie" erschienene und zu Bonn bey Eröffnung philosophischer Vorträge von unserem Verf. gehaltene Rede, deren Anzeige in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik die nächste Veranlassung zu obiger ihn schmerzlich berührenden Aeußerung Schleiermacher's geworden; und zum Schlusse folgen noch von S. 65 — 105 eine „rechtfertigende Anmerkung" und S. 106 — 129 noch ein paar Nachschriften, weitere Anmerkungen, Nachweise u. s. w.

Daß es für einen Mann, wie Delbrück, der sich berufen glaubte, gegen Schleiermacher in die Schranken zu treten und darzuthun, „daß dessen Glaubenslehre ihrem innersten Wesen nach mit den unveränderlichen Grundsatzungen des apostolischen Christenthums unvereinbar sey, — daß es für einen solchen Mann nach Schleiermacher's Tod, in Folge der erwähnten Veranlassung, ein Bedürfniß seyn mochte, sich über sein Verhältniß zu dem Verewigten auszusprechen und vor dem Publikum zu rechtfertigen, geben wir gerne zu, und zwar um so williger, als eine Nichtanerkennung der Lehre desselben und selbst eine entschiedene Polemik dagegen sich allerdings sehr wohl vereinbaren läßt mit der größten Hochachtung vor dem Geiste und Charakter jenes merkwürdigen Mannes. Ja es gibt selbst dieses lebhafte Verlangen und Bestreben, das sich bey Delbrück ausspricht, seine früheren Angriffe auf Schleiermacher nach dessen Tode in ein solches Licht zu setzen, daß sie dennoch als verträglich mit hoher Verehrung desselben erscheinen möchten, ein neues Zeugniß von der großen geistigen Macht, die dieser Mann auf Freunde, wie Gegner ausgeübt und noch fortwährend ausübt. Ob aber die Art und Weise, in der Delbrück gegen Schleiermacher aufgetreten und dessen Lehre bekämpft hat, die wahre und rechte ist, und ob überhaupt eine Polemik, wie die seinige, die nicht noch tiefer sowohl in philosophischer, als theologischer Beziehung geht, im Stande ist, die Pfeiler zu erschüttern, auf denen das so kunstvoll zusammengefügte Gebäude jener Lehre ruht, ist eine andere Frage, die wir indeß hier nicht erörtern, sondern nur andeuten wollen, und an die sich sodann noch die weitere knüpft, ob durch Veröffentlichung der hier dargelegten Streitsache die großen Fragen, um die es sich handelt, ihrer Lösung oder Vermittlung auch nur um einen Schritt näher gebracht worden, was freylich vereint werden dürfte.

H. B.

Dr. Carl Daub's Vorlesungen über die philosophische Anthropologie, herausgegeben von Marheineke und Dittenberger ꝛc.

(Schluß.)

Was man, wie namentlich Kant, als pragmatische Anthropologie für sich abgehandelt hat,

mag theilweise hie und da, besonders in der Psychologie und Pneumatologie, gelegentlich mitbedacht werden, wie auch in diesen Vorlesungen geschieht. Dann hat aber die Anthropologie von Seiten der Physiologie auch Anspruch auf Zuziehung der vorzüglichsten diätetischen und überhaupt eubiotischen Rücksichten. Dieß auch schon darum, weil die ausserhalb des Menschen selbst liegenden Bedingungen seines Lebens, die Lebensmittel im weitesten Sinne des Worts, ein nothwendiges Complement zu den in ihm liegenden bilden und darum an sich und nach ihren Grundverhältnissen zum menschlichen Leben, somit auch nach Gebrauch und Mißbrauch, nicht wohl unberücksichtigt bleiben können. Auch ist dieß wohl allein auch diejenige Seite, durch welche die Medicin in mehr practischer Hinsicht auf eine wünschenswerthe und nothwendige Weise mit der allgemeinen Bildung zusammenhängt und in sie eingeht. Aber bey solchem Umfange der Anthropologie dürfte auch um so mehr Zuthun von Aerzten nöthig seyn, die zu diesem Behufe freylich zugleich Philosophen seyn müssen. Dergleichen finden es jedoch auch mehr und mehr an der Zeit, daß sich die Heilkunde der Anthropologie in ihrem ganzen Umfange als ihrer nächsten Grundlage bemächtige und sind daher schon deßhalb auf jenes Zuthun angewiesen. Zu dem vielseitigen Ganzen der Anthropologie reicht aber die speculative Methode allein nicht aus.

Das vorliegende Werk besteht übrigens nicht wirklich aus einer Reihe von Vorlesungen, sondern bietet eine bloß in die angedeuteten Abtheilungen und weiter in Paragraphen gegliederte Darstellung seines Gegenstandes dar, welche von den Herrn Herausgebern theils aus D. nachgelassenen Heften, theils aus solchen von verschiedenen Zuhörern in mehreren Semestern auf eine sehr dankenswerthe Weise componirt ist. Dadurch, daß sie aus mehr dem mündlichen Vortrage bestimmten und entstammenden Aufzeichnungen entnommen ist, sticht auch ihre Form sehr vortheilhaft gegen die sonst bekannte etwas schwerfällige und schwierige Schreibart des sel. D. ab. Der sie durchwaltende Geist und die in ihr angewandte Methode sind wesentlich die der Hegel'schen Schule. Die Herausgeber verfehlen nicht, in der Vorrede auch Seitenhiebe auf

jene neuern philosophischen Bestrebungen zu führen, die nicht bloß in Hegel'schen Grund und Boden wurzeln wollen und das Hegel'sche System nicht für das non plus ultra der Philosophie halten.

Leupoldt.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Die k. Hof- und Staats-Bibliothek ist neuerlich durch eine ansehnliche Vermehrung ihrer Geldmittel, welche sie einem gründlich vorsorgenden Beschlusse Seiner Königlichen Majestät verdankt, in den Stand gesetzt worden, nicht nur von dem, was die Jahre Neues bringen, das Beste zu erwerben, sondern auch jede Gelegenheit zu benützen, um Lücken, die aus früherer Zeit geblieben waren, nach und nach auszufüllen. Es dürfte Manchem unter den Lesern dieser Blätter erwünscht seyn, den Zuwachs kennen zu lernen, welchen die größte Bücher-Sammlung des Landes gewinnt. Es soll daher künftig zweymal des Jahres ein Auszug aus dem Verzeichnisse der neuen Erwerbungen hier eingerückt werden, den man jedoch größtentheils auf das minder Bekannte einschränken wird. Der Anfang dieser Mittheilungen wird heute mit dem Zuwachse aus dem Jahre 1837 gemacht.

695

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1837.

Mémoires de la société des antiquaires de la Normandie. T. 1—9. Paris 1825—1835. 8.

The fifth Report of the British Association for the advancement of Science. London 1836. 8.

Boston Journal of natural History. Boston 1835. 8.

Transactions of the geological society of Pennsylvania. Philadelphia 1834. 8.

A. B. Granville, The royal society in the 19. century. London 1836. 8.

Annuaire de l'académie royale des sciences et belles lettres de Bruxelles. Deuxième année 1836 8.

Transactions of the zoological society of London. Vol. I. p. 4. London 1835. 4.

Mémoires de la société de Physique et d'histoire naturelle de Genève. T. VII. Genève 1836. 4.

Memoirs of the royal astronomical society. Vol. VI. London 1833. 4.

Encyclopédie des gens du monde. Vol. 1—7. Paris 1835—36. 8.

Encyclopaedia Britannica or a dictionary of arts, sciences and miscellaneous literature. Ed. by Napier. Vol. 1—14. A—Mexico. Edinburgh. 4.

G. A. Crapelet, Etudes pratiques et littéraires sur la typographie. Vol. 1. Paris 1837. 8.

Guis-Molini, Codici Manoscritti Italiani della biblioteca Palatina di Firenze. Fasc. I. Firenze 1833. 8.

Catalogus Bibliothecae Musei Britannici. Vol. 1—7. Londini 1813—19. 8.

Edw. O'Reilly, An Irish - English Dictionary. Dublin 1821. 4.

N. L. M. Desessarts, Les siècles literaires de la France. T. 1—6. Paris 1801. 8.

Matthys Siegenbeck, Geschiedenis der Leid'sche Hoogeschool. Vol. 1. 2. Leiden 1819. 8.

Henry Hallam, Introduction to the literature of Europe. Vol. I. Paris 1837. 8.

Techener, Bulletin du Bibliophile. 1834—35. 1re Serie. Paris 8.

S. T. Coleridge, The literary Remains. Vol. 1. 2. London 1836. 8.

Gian Lodov. Bianconi, Opere. Vol. 1—4. Milano 1802—4. 8.

Ant. Cocchi, Opere. Vol. I. Milano 1824. 8.

Fr. Mar. Pagano, Saggi Politici. Vol. 1—4. Lugano 1831. 8.

Diderot, Mémoires, correspondance et ouvrages inédits. Vol. 1—4. Paris 1831. 8.

F. de La Mennais, Oeuvres complètes. Vol. 1—12. Paris 1836—37. 8.

Giul. Ces. Cordara, Opere latine et italiane. Vol. 1—4. Venetiis 1804. 8.

Melch Gioja, Opere minori. Vol. 1—17. Lugano 1832—37. 8.

Oliv. Goldsmith, Works, ed. by W. Irving. Vol. 1—4. Paris 1837. 8.

Franc. Mendez, Typographia Española. Madrid 1796. 4.

E. H. J. Du Puy de Montbrun, Recherches bibliographiques sur quelques impressions Néerlandaises. Leide 1836. 8.

Aless. Verri, Opere scelte. Vol. 1. 2. Milano 1822. 8.

Johnsoniana, or supplement to Boswell. London 1836. 8.

Dr. Tit. Tobler, Appenzellischer Sprachschatz. Zürich 1837. 4.

Herculanensium voluminum pars 1 et 2da. Oxonii 1824. 8.

Mon. Hyacinth, Descriptio Sungariae et Turciae orientalis (Turkistani) P. 1. 2. Petersburg 1829. 8. (Russice.)

Collection Orientale. Manuscrits inédits de la bibliotheque Royale. Paris 1836. Fol.

I. Histoire des Mongols de la Perse ecrit en Persan par Raschid - Eldin, trad. par M. Quatremère.

Jos. Jungmann, Slownik Cesko - Nemecky. Vol. 1—5. Wpraze 1835. 4.

Mahábhárata, an Epic poem, written by Veda Vyasa Rishi. Vol. 1. 2. Calcutta 1834—36. 4.

Gita Govinda Jayadevae poetae indici drama lyricum, ed. Christ. Lassen. Bonnae ad Rhenum 1836. 4.

Dr. Aug. Schmoelders, Documenta philosophiae Arabum. Bonnae 1836. 8.

Corion, Mambre et David, auctores classici Armenici Saeculi VIi. Venetiis 1833. 8.

Abu-Mohamed Assaleh, Historia dos Soberanos Mohametanos. Lisboa 1828. 4.

William Taylor, Oriental Historical Manuscripts in the Tamil language. Vol. 1. Madras 1835. 4.

Graeberg di Hemsö, Notizia intorno alla famosa opera istorica D'Ibnu Khaldún. Firenze 1834. 8.

Et. Quatremère, Mémoires géographiques et historiques sur l'Egypte. Vol. 1. 2. Paris 1811. 8.

Lucae Injijean, Descriptio veteris Armeniae. Venetiis 1822. 4. (Armenic.)

Mich. Ciamcian, Historia Armeniorum. Vol. 1. 2. Venetiis 1784—86. 4.

S. Gregorius Nareghensis, opera omnia. Venetiis 1827. 8. (Armenic.).

Lazarus, Historia Armeniorum. Venetiis 1793. 8. (Armenic).

Moses Chorenensis, Fundamenta Rhetorices, cur. J. Zohrab. Venetiis 1796. 8. (Armenic.)

Fausti Byzantini, Historia Armeniorum. Venetiis 1832. 8. (Armenic.)

(Fortsetzung folgt.) 114

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. July.

Nro. 144. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der historischen Klasse am 25. Juny.

Herr Ministerialrath v. Fink verlas folgenden Aufsatz: Zur Geschichte der Einführung des summarischen Civil-Verfahrens und dessen Verhältnisses zum ordentlichen Prozeß in der obern Pfalz.

Wir berühren gegenwärtig einen wichtigen Theil der Rechtsgeschichte der obern Pfalz, welcher auf die Ausbildung der Landesverfassung vom größten Einflusse war. Um von einem bestimmten Anhaltspuncte auszugehen, an welchen wir die Erläuterung der frühern und spätern Veränderungen anknüpfen können, möge uns erlaubt seyn, das „Landrecht churfürstlicher Pfalz Fürstenthums im obern Bayern“ v. J. 1606 zum Grunde zu legen. Im ersten Theile dieses, von den Landständen der obern Pfalz auf dem Landtage v. J. 1604 [1]) angenommenen Landrechtes sind die Untergerichts-Ordnung und die Hofgerichts-Ordnung abgehandelt, welche wir als jenen Anhaltspunct benützen zu sollen glauben.

Wenn wir nun zuvörderst auf die Besetzung der Gerichte für den summarischen Prozeß unser Augenmerk wenden, so fällt uns bey den Untergerichten der Einzelnrichter auf.

Es war verordnet, daß kein oberpfälzischer Unterthan den andern um was immer für eine Sache vor Gericht heischen lasse, beyde seyen denn zuvor bey den churpfälzischen Amtleuten, oder jedes Orts ordentlicher Obrigkeit verhört, darin gütlich gehandelt, aber nicht verglichen worden. [2])

Wir werden in der Folge von der Besetzung der ordentlichen Gerichte einen Gegensatz vernehmen, um obige Bemerkung näher zu beleuchten.

Inzwischen dürfen wir nicht unberührt lassen, daß jene Verordnung nur ein Nachhall der bereits bestandenen Gerichts-Verfassung war.

Man findet die nämlichen Grundsätze in der oberpfälzischen Landesordnung von 1599 entwickelt [3]), ein Landesgesetz, welches die Zustimmung der oberpfälzischen Landschaft auf dem Landtage vom Jahre 1598 [4]) erhalten hatte.

Warum hier die Landesherrschaft und die Stände ein gleiches Interesse an der Aufrechthaltung des summarischen Processes hatten, können wir erst später anschaulich machen. Für jetzt wollen wir nur darauf aufmerksam machen, daß schon Churfürst Friedrich III. dem oberpfälzischen Ritterstande durch die Deklaration v. J. 1567 selbst in dem Falle, wenn der Landadel nur allein die Edelmannsfreyheit (Mannschaft, Reis, Steuer und Scharwerk, das heißt die niedere Vogtey) aber keine Niedergerichtsbarkeit hergebracht hatte, die Befugniß ertheilte, in bestimmten Sachen seinen gutsherrlichen Unterthanen, wenn sie nicht verglichen werden konnten, billige Abschiede zu geben. [5])

1) Oberpfalz Wochenblatt 1801 S. 364.

2) Ob. Pf. Unt. Ger. Ord. 1606 Tit. V. §. wenn auch ꝛc.

3) Ob Pf. Landes-Ord. v. 1599 Tit. X. §§. 3 u. f.

4) Ob. Pf. Woch. Bl. 1801 Seite 368 Feßmaier Staatsgesch. der Ob. Pf. 1 B. S. 279 ff.

5) Samml. einiger Urk., welche in die Landes-Verf. des Fürstenth. der Ob. Pf. einschlagen 1782 folg. S. 32.

Unsere Leser werden wohl aus dem bisherigen entnehmen, daß die Gerichte für den summarischen Prozeß nichts anders als Friedensgerichte gewesen seyen, welchen eine collegiale Verfassung nicht entsprechen konnte.

Daß früher die Klöster bey ihren Hintersassen und wenigstens gleichzeitig die Magistrate der Städte und Märkte in Ansehung ihrer Angehörigen dieses Friedensgericht, wenn auch ursprünglich aus Autonomie, ausgeübt haben, leidet keinen Zweifel. [6])

Belangend das Obergericht im summarischen Prozesse, war dasselbe bey der churfürstlichen Regierung (der Landes-Polizeystelle) in Amberg begründet, soferne beyde Partheyen darein willigten, und nicht eine hievon den ordentlichen Rechtsweg einschlagen wollte [7]) Hier konnte nach der Natur der Besetzung der Landesstelle nur eine collegiale Berathung stattfinden.

Vergleicht man hiemit die Besetzung der ordentlichen Gerichte, so findet man bey letzteren die Collegial-Verfassung als eine wesentliche Eigenthümlichkeit beobachtet.

Selbst die Untergerichte waren neben dem Richter mit Schöpfen besetzt [8]), welches der Fall nicht bloß in Städten, Märkten und Vogteyen der churpfälzischen Landesherrschaft, sondern auch bey den Untergerichten der Klöster und des Ritterstandes gewesen ist.

Es lag hierbey die alte germanische Gerichts-Verfassung zum Grunde. Wir wollen uns hier aber nur in Ansehung der Landgerichte auf die Ordnung des Königs Ruprecht v. J. 1405 [9]) und auf die Resolution des Pfalzgrafen und Churfürsten Friedrich III. v. J. 1567 [10]) hinsichtlich der ritterschaftlichen Hofmarksgerichte auf die Urkunde über die Hofmark zu Theuern von 1560 [11]) in Rücksicht auf die Klostergerichte beyspielweise auf die Gerichtsordnung des Klosters Ensdorf [12]) endlich belangend die Stadtgerichte auf das Gesetzbuch der Stadt Amberg von 1554 [13]) beziehen.

Das churpfälzische Hofgericht in Amberg war zum wenigsten mit eilf Gelehrten besetzt, unter welchen der Hofrichter ein Graf, Herr oder aus der Ritterschaft geboren seyn sollte, von den übrigen zehn Beysitzern sollten fünf Doctoren oder Licenciaten und die übrigen aus der Ritterschaft seyn. [14])

Wir wenden uns zur Competenz der Untergerichte.

Vor den Gerichten des summarischen Prozesses, oder wenn es uns erlaubt ist, uns der Kürze wegen eines passenden Ausdruckes zu bedienen, vor den Friedensgerichten mußten alle Streitfälle angebracht und verhört werden, ehe das ordentliche Recht beschritten werden durfte. [15])

Zum ordentlichen Rechte eigneten sich jene, bey dem Friedensgerichte nicht verglichene Streitsachen, welche zum wenigsten einen Werth von zehn Gulden betrafen, außer diesem Werthe die Schmähsachen, bey welchen auf Widerruf geklagt wurde, die Felddienstbarkeiten, ewige unablösliche Gülten, Zinse und Nutzungen, und andere Sachen, welche einer zu bestimmenden Schätzung nicht unterworfen waren. [16])

Den Landgerichten stand die Gerichtsbarkeit in Streitsachen, welche unmittelbar Grund und Boden belangten, in der Regel ausschließend zu. [17]) Allein auch diese Regel war einigen Ausnahmen unterworfen.

---

6) Man sehe den Vers. einer Gesch. des Vicedomamtes Nabburg S. 24 u. 112 not. 112 und D. J. B. Schenkl der churf. Stadt Amberg Ges. Buch v. J. 1554 Tit. X. §. 117 S. 110.

7) Ob. Pf. Hof. G. Ord. Tit. XXV. §. V u. VI. Land Ord. v. 1599. Tit. X. §. V.

8) Unt. G. O. v. 1606 Tit. II.

9) Zeitschrift: Die geöffneten Archive Jahrg. II. Heft XI. S. 161.

10) Angef. Samml. S. 46 u. 47.

11) Obige Samml. S. 97.

12) Mon. Boic. Vol. XXIV. p. 231 u. 232 u. p. 165.

13) Angez. Gesetzb. S. 1. Art. 4.

14) Ob. Pf. H. G. Ord. v. 1696 Tit. II.

15) Obenangez. U. G. O. Tit. V.

16) U. G. O. a. a. O.

17) Resol. des Churf. Friedr. III. v. 1591. in der angez. Samml. S. 29.

Schon in der Resolution des Churfürsten Ludwig VI. von 1579 wurde den Hofmarksherren zugestanden, bey den häblichen Sprüchen um Grund und Boden zwischen den Partheyen die Güte zu versuchen, dieselben in der Güte zu vertragen und zu verabschieden, was sich auf das Friedensgericht beschränkte. Hatte hingegen ein Hofmarksherr jene dinglichen Klagen bey seinem Gerichte zu verhandeln von Alter ruhig hergebracht, so wurde er hierbey belassen. [18])

Anderer Seits wurden die in dem befreyten Burggeding der Städte gelegenen Güter von der ordentlichen Gerichtsbarkeit der Landgerichte ausgenommen und dem Stadtgerichte zugewiesen. [19])

Persönliche Sprüche wurden bey den ordentlichen Stadt-, Markt- und Vogteygerichten der Gebietsherrschaft und bey den Hofmarksgerichten der Klöster und Hofmarksherren verhandelt und entschieden. [20])

Wir umgehen hier die Handlungen der willkührlichen Gerichtsbarkeit, oder des Notariats, so wie die Fälle der niedern Strafgerichtsbarkeit und die Ehhaftgerichte, indem wir durch Verfolgung dieser Gegenstände von unserm Zwecke zu weit würden entfernt werden.

Es ist bereits bemerkt worden, daß für das summarische Verfahren die Regierung zu Amberg als Oberbehörde einwirkte.

Wenn nämlich von den churpfälzischen Amtleuten zur Vergleichung der Unterthanen Fleiß angewendet, und bey Ermanglung des Erfolges Abschied ertheilt worden, stand zwar dem unvergnügten Theil der ordentliche Rechtsweg an das Untergericht offen; so ferne jedoch die Amtleute der Sachen Umstände in solcher Weise beschaffen fanden, daß diese ohne Weitläufigkeit erörtert werden konnten, hatten sie die Sache (mit Umgehung des Rechtsweges) an die Regierung zu weisen, so ferne beyde Partheyen darein willigten, und zu berichten, was vor ihnen verhandelt worden, wozu ihr Gutachten zu erstatten war. [21])

Hatten sich die Theile vor der Regierung eingelassen, und war daselbst Verhandlung gepflogen worden; so mußten sie sich dem erfolgten Bescheide unterwerfen, und es war nicht gestattet sich an das Hofgericht zu berufen. Für den Fall, daß ein Theil genügend bescheinigen konnte, die Regierung sey in dem Berichte über die Beschaffenheit der Sache hintergangen worden, war gestattet, dieses innerhalb 6 Wochen auszuführen. [22])

Es geht hieraus hervor, daß jene Competenz der Oberbehörde auf einem conventionellen Grunde beruhte, indem der ordentliche Rechtsweg der im summarischen Verfahren sachfälligen Parthey, wenn die Sache zum Untergerichte geeignet war, wider ihren Willen nicht gehemmt oder abgeschnitten werden konnte. [23])

Das Hofgericht war die ordentliche Appellations-Instanz bey Berufung von den Bey- oder End-Urtheilen der Untergerichte. In jenen Fällen, wo besondere Rechtsgründe hiezu vorwalteten, bildete es eine erste Instanz. [24])

Die Rechtsquellen, auf welche die Gerichte in der obern Pfalz angewiesen waren, verdienen unsere besondere Aufmerksamkeit.

---

18) Ob. Samml. S. 56, 57.

19) Freyheitsbrief des Pfalzgrafen Ruprecht d. J. für die Stadt Amberg v. 1358 in Frhrn. von Löwenthal Gesch. der Stadt Amberg. Urk. Nr. XXXII. p. 26. Vergleiche den Vers. ein. Gesch. des Viced. von Rabburg S. 86, 87 Not. 20 und S. 107 Not. 96.

20) Man sehe ein Beyspiel vom J. 1481 in dem Ob. Pf. Wochenbl. v. 1800 S. 449 und 450.

21) H. G. O. Titt XXV. §. V. VI. O. P. L. O. v. 1599 Tit. X. §. III.

22) H. G. O. Tit. XXV. §. VII.

23) H. G. O. Tit. XXV. §. V.

24) H. G. O. Tit. XXIII. §. I.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof = und Staats = Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1837.

(Fortsetzung.)

Amarou, Anthologie Erotique. Texte Sanscrit, traduction, notes et glosses par A. L. Apudy. Paris 1831. 8.

Plac. Sukias Somal, Quadro della storia letteraria di Armenia. Venezia 1829. 8.

Quadro delle opere di vari autori. Venezia 1825. 8.

Bhatti Kavya; a poem on the actions of Rama. Vol. 1. 2. Calcutta 1828. 8. (Sanscrit.)

Jimúta-Váhana, Daya-Bhága or law of inheritance. Calcutta 1829. 8. (Sanscrit.)

Nyáya Sútra Vritti, the logical aphorisms of Gotama. Calcutta 1828. 8. (Sanscrit.)

Viswánath Kavirája, Sahitya Derpana, a treatise on rhetorical Composition. Calcutta 1828. 8. (Sanscrit.)

Nanda-Pandita, Dattaca mimânsa. Treatise on the law of adoption. Calcutta. 8. (Sanscrit.)

Visakha Datta, The Mudra Rakshasa or the signet of the Minister. Calcutta 1831. 8. (Sanscrit.)

Vadaraja, The Laghu Kaumudi; a Sanscrit grammar. Calcutta 1827. 8. (Sanscrit.)

Viswanatha Panchanana Bhatta, The Bhasha Parichheda and Siddhanta Muktavali. An elementary treatise on the terms of Logic. Calcutta 1827. 8. (Sanscrit.)

Bhavabhúti, Uttara Rãma Cheritra, or continuation of the history of Ráma. Calcutta 1831. 8. (Sanscrit.)

Hersha Deva, Retnavali. Calcutta 1832. 8. (Sanscrit.)

Bháskara Acharya, Lilávati; a treatise on Algebra and Geometry. Calcutta 1832. 8. (Sanscrit.)

Krishna Tarkálankára, Dáya Krama Sangraha, a compendium of the order of inheritance. Calcutta 1828. 8. (Sanscrit.)

Alee Bin Abee il Huzm, The Moojiz-Ool-Qanoon, a medical work. Calcutta 1828. 4. (Sanscrit.)

Raghunandana Bhattáchárya, Vyaváhára Tatwa, a treatise on judicial proceedings. Calcutta 1828. 8. (Sanscrit).

Sudraka Rája, The Mrichchhakati, a comedy. Calcutta 1829. 8. (Sanscrit.)

H. T. Colebrooke Miscellaneous Essays. Vol. 1. 2. London 1837. 8.

H. Petermann, Grammatica linguae Armeniacae. Berolini 1837. 8.

Frideric. Uhlemann, Institutiones linguae Samaritanae. P. 1. 2. Lipsiae 1837. 8.

A grammar of the Gaelic language. Dublin 1808. 8.

Grammatica Armenica. Venetiis 1836. 8. (Armenic.)

Guil. Gesenius, Scripturae linguaeque Phoeniciae monumenta. Lipsiae 1837. 8.

Fr. de S. Luiz, Ensaio sobre alguns synonymos da lingua Portugueza. Lisboa 1824. 4.

Fr. de S. Luiz, Glossario da lingua Franceza. Lisboa 1827. 4.

Girol. Ruscelli, Il Rimario. Venetia 1609. 8.

Bartol. Gamba, Serie dei Testi di lingua Italiana. P. 1. 2. Venezia 1828. 4.

Ignat. Rossii Etymologiae Aegyptiacae. Romae 1808. 4.

G. Fr. Stender, Lettisches Lexikon. Th. 1. 2. Mitau 1789. 8.

Német-Magyar Zsebszótár. Budán 1835. 8.

Gilb. Wakefield, Silva Critica. P. 1 — 5. Cantabrigiae 1789 — 93. 8.

Petr. Paul Dobree, Adversaria, ed. J. Scholefield. Cantabrigiae 1851. 8.

Rich. Porson, Tracts and miscellaneous criticisms. London 1815. 8.

Essai d'un glossaire Occitanien, pour servir a l'intelligence des poésies des Troubadours. Toulouse 1819. 8.

Fred. Creuzer, Religions de l'antiquité. T. 1. 2. Paris 1835. 8.

Ol. Kellermann, Vigilum Romanorum latercula duo coelimontana. Romae 1835. f.

J. D. Fuss, Antiquitates Romanae. Leodii 1836. 8.

M. Paul-Rochette, Peintures antiques, Paris 1836. 4.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. July.

Nro. 145. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der historischen Klasse am 25. Juny.

Herr Ministerialrath v. Fink verlas folgenden Aufsatz: Zur Geschichte der Einführung des summarischen Civil-Verfahrens und dessen Verhältnisses zum ordentlichen Prozeß in der obern Pfalz.

(Fortsetzung.)

Die Untergerichte erhielten zu ihrer Richtschnur das gemeine Landrecht (v. 1606), die demselben einverleibten besondern Verordnungen und in andern Fällen, welche darin nicht versehen waren, die gemeinen beschriebenen Rechte, und des heil. R. Reiches Abschiede, wovon sie sich durch keinen alten Gebrauch abhalten, oder irre machen lassen sollten. [25])

Die Weisheit der Schöpfen der Untergerichte beschränkte sich wohl nur auf die bisherigen Traditionen, auf den Gerichtsgebrauch, und auf ihre volksthümlichen Erfahrungen. Diese angeerbte, in den Sitten des Volkes, in der Landesverfassung tief gewurzelte Rechtsquelle war nun über Bord geworfen. Theils ein neues Recht, wodurch der alte Gebrauch als unvernünftig ausgestäubt wurde, [26]) theils ein fremdes, das römische Recht, ein Coloß von Gesetzen in ausländischer dem Volke unverständlicher Sprache, theils eine Masse von teutschen Reichsabschieden wurden dafür, nicht als ein einfacher Leitfaden, sondern als ein Labyrinth von Rechtsweisheit zur Beobachtung, und sogar zur Eidesleistung [27]) vorgeschrieben.

Man denke sich in die Lage dieser Schöpfen aus dem untersten Volksstande bey Vogtey-, Hofmarks-, Stadt- und Marktgerichten; man ergänze dieses Gemälde mit der Anwesenheit eines Anwaltes, [28]) welcher die Gerichts-Versammlung aus den Batterien der römischen Rechtsgelehrsamkeit bestreicht, und man wird wohl auf dem Antlitze der Schöpfen die Verzweiflung an ihrer Weisheit und auf den Gesichtszügen des umstehenden Volkes das Mißtrauen gegen diese Urtheiler lesen.

Sonach konnte die bisherige Verfassung bey jenen Untergerichten in die Länge nicht mehr bestehen. Auch der Landadel, womit die Landgerichte besetzt waren, befand sich in einer nicht viel bessern Lage.

Die Rechtsweisheit war nunmehr ein Monopol des churfürstlichen Hofgerichtes, der Advokaten und Prokuratoren. [29])

Um so williger mußte sich das Volk den Vergleichs-Versuchen der churfürstlichen Amtleute und der Obrigkeiten in Städten, Märkten und Hofmarken hingeben, zumal hierbey auf die Billigkeit, und auf den üblichen Gebrauch Rücksicht zu nehmen war. [30])

Bey dem Proceßverfahren haben wir zu-

[25]) U. G. O. Tit. III.

[26]) Z. B. O. P. Landrecht 1606 Th. IV. Tit. XI.

27) O. P. U. G. O. Tit. IV.

28) O. P. U. G. O. Tit. X.

29) O. P. H. G. O. Tit. IV. VI. und VII.

30) O. P. Land. Ord. Tit. X. §. III. Abs. Jedoch wollen Wir ꝛc.

vörderst die Gerichtstage in Betrachtung zu ziehen.

Zum summarischen Verfahren wurden beyde Theile zur ersten Gelegenheit vor das Amt vertaget. [31])

Bey den ordentlichen Untergerichten sollten jährlich acht oder zum wenigsten vier Gerichte gehalten werden. Außerdem waren bestimmte Gerichtsferien festgesetzt. [32]) Acht Audienztage waren jährlich dem Hofgerichte vorgeschrieben: nämlich Dienstag nach Invocavit, Quasimodo geniti, Trinitatis, Petri Pauli, Assumtionis Mariae, Michaelis, Omnium Sanctorum und Luciae. [33])

Diese Audienzen wurden öffentlich gehalten. [34]) Das summarische Verfahren hatte mithin einen wesentlichen Vorzug vor dem ordentlichen Rechtsgange. Dieses wird bey dem eigentlichen Proceßverlaufe noch klärer.

Im summarischen Processe folgte auf die Verhörung der Partheien der Vergleich oder der obrigkeitliche Abschied, allenfalls nach ungesäumter Ueberweisung durch Zeugen oder Urkunden. [35])

Die Untergerichts-Ordnung kennt neben den Klagen und Gegenreden das Ungehorsams-Verfahren, den Bestand oder die Caution, das Beweis-Verfahren, und bey dem Urtheile in zweifelhaften Fällen die Versendung der Acten an den Oberhof oder an unpartheyische Rechtsgelehrte. [36])

Die Hofgerichtsordnung behandelt den Proceß in neun Terminen oder Audienztagen bis er zum Spruche reif wird. [37])

Die Gerichtshilfe folgt auf den in summarischen Verfahren ergangenen Abschied. [38])

31) L. Ord. Tit. X. §. III. Und so zu Zeiten ꝛc.

32) U. G. O. Tit. I.

33) H. G. O. Tit. III.

34) H. G. O. Tit. IV. §. XIII.

35) U. G. O. Tit. V. H. G. O. Tit. XXV. O. P. L. O. Tit. X. §. III. Jedoch wollen Wir ꝛc.

36) U. G. O. Tit. VI. bis XXI.

37) H. G. O. Tit. XXIX. bis XXXVI.

38) Angez. Land. O. Tit. X. §. III.

Die rechtskräftigen Erkenntnisse der Untergerichte und des Hofgerichtes wurden auf Anrufen des obsiegenden Theiles nach bestimmten Vorschriften exequirt. [39])

Es verdient hierbey bemerkt zu werden, daß dem Ritterstande, auch wenn er bloß zur Edelmannsfreyheit berechtigt war, schon von Churfürst Friedrich III. das Recht eingeräumt worden, sich selbst zu seinen Gülten, Zinsen, Scharwerken, Dienstbarkeiten und andern billigen Gehorsam durch gebührliche Wege zu helfen. [40])

Wenn wir einen Blick auf die damalige Gerichts-Verfassung zurückwerfen; so finden wir bey den ordentlichen Gerichten das monarchische, das aristocratische und das democratische Element mit einander repräsentirt.

Bey dem summarischen Verfahren der churfürstlichen Amtleute erhielt das erstere, im gleichen Falle der ritterschaftlichen Richterämter das zweyte, und im solchen Falle der bürgerlichen Magistrate das dritte Element das Uebergewicht. Es ist nun begreiflich, wie sowohl die Landesherrschaft als die Stände bey Aufrechthaltung des summarisches Processes ein allseitiges Interesse haben konnten, während die Absicht ausgesprochen war, zu verhindern, daß jede muthwillige und geringe Sache zum Verderben der Partheyen, unnöthiger Bemühung des Gerichtes und Verhinderung anderer Geschäfte zu den ordentlichen Gerichten zugelassen werde. [41])

Bey den bürgerlichen Magistraten scheint die Fähigkeit zur Verwaltung des Richteramts im summarischen Processe zunächst einem Bedenken ausgesetzt gewesen zu seyn.

Indessen war anderwärts in Ansehung der Qualifikation der Stadtschreiber Vorsehung getroffen, [42]) durch deren Informativ-Votum dem Gebrechen abgeholfen werden sollte.

39) U. G. O. Tit. XXII. H. G. O. Tit. XLVI.

40) Resol. Churfürst Friedr. III. von 1567 in der angez. Samml. S. 32.

41) U. G. O. Tit. V.

42) U. G. Ord. Tit. IV. O. P. Landrecht Th. III. Tit. III. in fine.

Die Achtserklärung Friedrichs V. war von wichtigen Folgen für die Verfassung der obern Pfalz. Churfürst Max von Bayern mußte diese Provinz von Kaiser Ferdinand II. als Vergeltung für die im Interesse des Kaisers aufgewendeten 13 Millionen Kriegskosten kaufsweis übernehmen. Wir können uns nicht enthalten, zur Berichtigung einer politischen Bemerkung Feßmaiers in seiner Staatsgeschichte der Oberpfalz [43]) die Notiz einzuschalten, daß diese Erwerbung eines pfalzbayerischen Stammlandes von dem Churfürsten erst nach Erschöpfung des Widerstandes gegen die damals am kaiserlichen Hofe allmächtige Wallensteinische Parthey nothgedrungen geschehen war [44]) — eine verhängnißvolle Erwerbung, welche sowohl auf die Dauer des dreißigjährigen Krieges als auch auf die Verwickelung der nachmaligen Friedens-Negotiationen von wichtigem Einflusse war.

Schon Kaiser Ferdinand hatte die Freyheiten der Stände der obern Pfalz für verfallen erklärt. Es lag nun in der freyen Disposition des Landesherrn, was er diesem Lande für eine Verfassung geben wolle.

Zuvörderst erhielt der Adel im Jahre 1629 neue Privilegien. [45])

Wir haben hier nur zu bemerken, wie fern sie auf den summarischen Proceß von Einfluß waren.

Churfürst Maximilian verlieh dem anerkannten oberpfälzischen Ritterstand und Adel aus landesfürstlicher Wohlgewogenheit die Edelmannsfreyheit und respective Niedergerichtsbarkeit sowohl auf ihren Hofmarken, Edelsitzen, Schlössern, Dörfern und andern Hauptgütern als auch auf ihren einschichtigen Gütern und auf ihren darin gesessenen eigenen, mit Stift und Steuer zugehörigen Unterthanen. [46])

43) Feßmaier Vers. einer Staatsgesch. der O. Pf. B. I. S. 266.

44) Auch Pfalz Neuburg hatte seine nähern Anrechte auf die ob. Pfalz wiewohl vergeblich bey dem Kaiserl. Hof in Wien geltend zu machen gesucht.

45) Angef. Samml. S. 86 ff.

46) Privil. des Churf. Maxim. v. 1629 Art. III. in oben angef. Samml.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir die Ausdehnung oder die Beschränkung dieser Freyheit verfolgen wollten.

Wir beschränken uns auf die Bemerkung, daß eine Matrikel über die Güter der gedachten Ritterschaft angeordnet worden, woraus zu ersehen war, welche einschichtige Güter mit der Edelmannsfreyheit und respective Niedergerichtsbarkeit hergebracht waren.

Bey dieser Niedergerichtsbarkeit wurde kein Unterschied der Competenz zwischen dem summarischen und ordentlichen Prozesse festgestellt, was auch schon in der Resolution des Churfürsten Ludwigs VI. v. J. 1597 [47]) nicht mehr der Fall gewesen ist, daher jene ritterschaftliche Competenz für beyde Prozesse unverändert blieb.

Nur wurde wie früher bey den häblichen Sprüchen um Grund und Boden, sowie bey dem Gantproceß die landgerichtliche Gerichtsbarkeit vorbehalten. Bey den erstern wurde der Ritterschaft im Allgemeinen die Vermittelung und nach Beschaffenheit des Herkommens noch eine weitere Competenz vorbelassen.

Die Westphälische Friede entschied, „daß die obere Pfalz, wie bisher (sicut hactenus) mit allen Regalien und Rechten bey dem Churfürsten Maximilian und bey der Wilhelminischen Linie verbleiben soll.“ [48])

Da ein Theil der unter churpfälzischer Herrschaft gestandenen oberen Pfalz, nämlich die Aemter Bleystein, Parkstein und Weiden inzwischen an Pfalz-Neuburg gelanget waren, so konnte dem Ausdrucke „wie bisher“ eine geographische Bedeutung unterlegt werden. Allein Churbayern setzte schon bey den Restitutions-Unterhandlungen, des Widerspruchs von Schweden ungeachtet, seine behauptete politische Erklärung durch [49]) welcher es während des Besitzes der obern Pfalz getreu blieb.

47) Angef. Samml. S. 56.

48) Inst. P. O. Art. V. §. 3.

49) Feßmaier ang. Ges. B. II. S. 56 ff.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1837.

(Fortsetzung.)

D. G. Ferlini. Cenno sugli scavi operati nella Nubia. Bologna 1837. 4.

Prinsep, Useful tables. P. 1. 2. Calcutta 1834. 8.

Fr. Salvolini, Analyse grammaticale raisonnée de différens textes anciens Egyptiens. Vol. I. Avec Atlas. Paris 1836. 4.

Amed. Peyron, Papyri graeci regii Taurinensis musei Aegyptii. P. 1. 2. Taurini 1826. 4.

Fr. Salvolini, Campagne de Rhamsés-le-Grand (Sésostris) contre les Schèta et leurs alliés. Paris 1835.

Dr. Christ. Lassen, die altpersischen Keil-Inschriften von Persepolis. Bonn 1836. 8.

M. Brown, Aperçu sur les Hiéroglyphes d'Egypte. Paris 1837. 8.

Giov. Labus, Monumenti scelti Borghesiani. Fasc. 1 — 6. Milano 1837. 8.

Memorie Romane di antichità e di belle arti. Vol. 1 — 6. Pesaro. 1824 — 27. 8.

Gio. Batt. Vermiglioli, Antiche iscrizioni Perugine. Vol. 1. 2. Perugia 1833. 4.

Gio. Batt. Vermiglioli, Saggio di Bronzi Etruschi. Perugia 1813. 4.

C. Promis, Le antichità di Alba Fucense negli Equi. Roma 1836. 8.

Eug. Burnouf, Mémoire sur deux inscriptions cunéiformes trouvées près D'Hamadan. Paris 1836. 4.

M. Quatremère de Quincy, Recueil de dissertations archéologiques. Paris 1836. 8.

J. Christie, Disquisitions upon the painted greek vases. London 1825. 4.

Thomas Young, Hieroglyphics. London 1828. fol.

Serradifalco, Le antichità della Sicilia. Vol. 1. 2. Palermo 1834. fol.

N. G. van Kampen, Geschiedenis der Nederlanders buiten Europa. Vol. 1 — 3. Haarlem 1831 — 33. 8.

G. van Hasselt, Stukken voor de Vaterlandsche historie. Vol. 1 — 4. Amsterdam 1792. 8.

J. C. de Jonge, Verhandelingen en onuitgegeven stukken. Vol. 1. 2. Delft 1825. 8.

R. K. Driessen, Monumenta Groningana. Vol. 1 — 4. Groningen 1822. 8.

C. de Koning, Tafereel der stad Haarlem. Vol. 1 — 4. Haarlem. 1807. 8.

Collection de chroniques Belges inédites.

1. Chronique rimée de Philippe Mouskes, publiée par le Baron de Reiffenberg. T. I. Bruxelles 1836. 4.
2. Recueil des Chroniques de Flandre, par de Smet. T. I. Bruxelles 1837. 4.
3. Chronique en vers de Jean van Heelu, publiée par J. F. Willems. Bruxelles 1836 4.

John Davy, Memoirs of the life of Sir Humphry Davy. Vol. 1. 2. London 1836. 8.

Wilkinson, Memoirs of his own life. Vol. 1 — 4. York 1790. 8.

Lucien Bonaparte, Mémoires. Vol. 1. Paris. 1836. 8.

Vita e Scritti di Guis. Pecchio. Parigi 1836. 8.

C. Goldoni, Memorie. Vol. 1 — 3. Prato 1822. 8.

John de Wycliffe, Memoirs and opinions. Vol. 1 — 2. London 1831. 8.

Claud. Buchanan, Memoirs. Vol. 1. 2. Oxford 1817. 8.

Brian Walton, Memoirs. Vol. 1. 2. London 1821. 8.

Recollections of Walter Scott. London 1837. 8.

Th. Jefferson, Life. Vol. 1. 2. London 1837. 8.

Corregio, Memorie istoriche. Vol. 1. 2. Parma 1817. 8.

Storia della vita e delle opere di Raffaello Sanzio. Milano 1829. 8.

Mémoires du général Lafayette. T. 1 — 3. Paris 1837. 8.

L. J. Dehaut, Essai historique sur la vie et la doctrine D'Ammonius-Saccas. Bruxelles 1836. 4.

Fr. Baily, An account of J. Flamsteed. London 1835. 4.

L'Abbé Boulliot, Biographie Ardennaise, ou l'histoire des Ardennais. Vol. 1. 2. Paris 1830. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. July.

Nro. 146. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der historischen Klasse am 25. Juny.

Herr Ministerialrath v. Fink verlas folgenden Aufsatz: Zur Geschichte der Einführung des summarischen Civil-Verfahrens und dessen Verhältnisses zum ordentlichen Prozeß in der obern Pfalz.

(Fortsetzung.)

Churfürst Ferdinand Maria ertheilte vermöge seiner unbeschränkten landesherrlichen Gewalt jener Provinz i. J. 1657 ein neues Landrecht, welches, so viel das Verfahren in Civilstreitigkeiten belanget, unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, indem die ersten drey Theile dieses Gesetzbuches den summarischen Prozeß, den Gantprozeß und die Gerichtsordnung enthalten.

Wir glauben vor allem den Grundcharakter der neuen summarischen Prozeßform bezeichnen zu sollen, welche nicht mehr in einem außergerichtlichen, polizeylichen, sondern in einem gerichtlichen, entweder mündlichen oder schriftlichen Verfahren sich zu erkennen gibt.

Hierbey dürfte die in Bayern bereits i. J. 1616 erschienene Ordnung des summarischen Prozesses zur Richtschnur gedient haben.

Wir fassen diese neue Einrichtung der Justizpflege unter einige Hauptgesichtspuncte zusammen.

Die Untergerichte waren meistentheils mit einem Einzelnrichter besetzt, und da, wo Beysitzer und Urtheilsprecher bestanden haben, sollte ihre Anzahl nie 13 überschreiten. [50]

Wir übergehen die weiteren Nebenpersonen der Gerichte, indem sie hieher nicht von Einfluß sind.

In Hinsicht auf die Gerichtsbarkeit der Städte und Märkte macht die Gerichtsordnung nicht eben so, wie von den Hofmarksgerichten [51] ausdrückliche Erwähnung, allein diese magistratische Gerichtsverfassung hieng von besondern landesfürstlichen Privilegien ab.

Indessen war im Allgemeinen soviel erfolgt, daß die bürgerlichen Magistrate von der Leitung der landesherrlichen Pfleger und Richter frey wurden, und die ihnen verliehene Gerichtsbarkeit selbst verwalteten.

Die Obergerichte wovon in der Folge das Nähere zu berühren ist, waren jedenfalls collegialisch besetzt.

Hier haben wir nur noch zu bemerken, daß die alten Landgerichte bereits in Abgang gekommen seyen. Von diesem teutschen Institute war nur der Titel eines Landrichters [52] gleich einem Grabdenkmale jenes untergegangenen Institutes übrig geblieben.

Die Competenz der Untergerichte erstreckte sich auf alle bürgerlichen Sachen. [53] Die Prälaten, die Adelichen und Siegelmäßigen hatten ihren Gerichtsstand in erster Instanz bey der churfürstlichen Regierung. [54]

Als Rechtsquellen, worauf die Richter beeidigt wurden, sind die Rechte, Statuten, Ord-

50) Ger. Ord. v. 1657. Tit. 1. Art. 1. 2. 4. 16. 17. 18.

51) G. O. Tit. I. Art. 16. 17. 18.

52) Daher war der Titel eines Landrichters ohne reelem Unterschiede von dem Titel eines Pflegers im 17. Jahrh.

53) Summ. Proz. Tit. I. Art. 4. — 7.

54) Summ. Proz. Tit. VIII. Art. 1.

nungen und Gewohnheiten des Fürstenthums der obern Pfalz, sodann in deren Ermanglung des heil. Reichs Rechte vorgeschrieben worden. [55])

Somit erhielten die Landesgewohnheiten den Ehrenplatz vor dem römischen Rechte.

Belangend das Gerichtsverfahren war für gemeine geringe Handlungen die mündliche und in wichtigen Sachen die schriftliche Verhandlung selbst für den summarischen Proceß angeordnet. [56])

Wir umgehen hier der Kürze wegen die Einzelnheiten des Prozeßlaufes und bemerken, daß es in der Wahl eines jeden Klägers gestellt war, den summarischen oder ordentlichen Proceß anzutreten; wer aber den ersteren gewählt hatte, war nicht befugt, vor dessen Endigung zum ordentlichen Rechte überzutreten, und wer den letztern Weg eingeschlagen hatte, der wurde nicht mehr zum summarischen Proceß zugelassen. [57])

Die Appellation ging in erwähntem summarischen Prozeße vom Unterrichter an die Regierung, und von dieser an den Hofrath, konnte auch (jedoch ohne Suspensivkraft) von letzterem an den Landesherrn (an das Revisorium) gebracht werden. [58])

Nach geendigtem summarischen Processe konnte auch noch der ordentliche Rechtsweg beschritten werden, in welchem die Appellation an das Hofgericht gelangte. [59])

Ueber dieses Rechtsverfahren hatten sowohl Baron Schmied [60]) als auch B. Kreitmaier [61]) ihre Kritik ausgesprochen, indem die Streitsachen durch den schriftlichen Prozeß keineswegs schneller erledigt, sondern wohl länger als im ordentlichen Proceß hinausgezogen worden.

Wer Gelegenheit hat, die Streitschriften im

55) G. O. Tit. I. Art. 2.

56) Summ. Proz. Tit. IV. Art. 1. 4.

57) Summ. Proz. Tit. I. Art. 3.

58) Summ. Proz. Tit. IX. Art. 1. 10. Tit. X. Art. 2. 3.

59) Summ. Proz. Tit. X. Art. 2. G. O. Tit. X. Art. 8.

60) B. Schmied. in proëm. ad. proc. Sum. n. 3.

61) Anmerk. z. Cod. jud. cap. 3. §. 1. lit. c.

summarischen Prozesse, vorzüglich in der zweyten Hälfte des 17ten und in der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts zu lesen, der wird sich über ihre Dickleibigkeit und über den Reichthum von Allegationen aus den Glossen des römischen Rechts und aus juristischen Schriftstellern Teutschlands, Frankreichs, der Niederlande und Spaniens zu verwundern Ursache finden. Setze man hinzu, daß die Parthey in Gefahr war, einen und denselben Streitfall im summarischen und ordentlichen Prozeß durchkämpfen zu müssen, so wird man gerne jenes Zeitalter als das goldene Zeitalter der Advokaten anerkennen, und der Zunahme der Rechtsgelehrtheit derselben die Verschlimmerung der damaligen Justizpflege zuschreiben.

Durch das churbayerische General-Mandat vom 5. May 1750 wurde dem Uebelstande in seiner Art abgeholfen, indem es künftig jedem Kläger freygestellt wurde, seine Klage im summarischen oder ordentlichen Rechtswege einzubringen.

War aber einmal in dem gewählten Rechtswege der Streitfall erledigt; so war ein Uebergang zu dem andern nicht mehr erlaubt. Auf diesem Grundsatz beharret auch der Codex judiciarius Cap. 3. §. 2.

Da nach den vorgehenden Bemerkungen bey dem summarischen Prozesse für die Beschleunigung der Justizpflege nichts gewonnen worden war, so schöpfte B. Kraitmaier die Hoffnung, daß der ordentliche Prozeß an und für sich erlöschen werde. [62])

Allein wir haben anderweitige Notizen, daß sich der letztere noch längere Zeit, besonders in der obern Pfalz im Gebrauche erhalten habe.

Aus eigener Erfahrung wissen wir, daß die Regierung in Amberg wenigst bis zum Anfang des 19ten Jahrhunderts beym Beginne eines jeden Jahres durch Umlauferöffnungen (genannt Patente) die Hofgerichts-Audienzen (wie nach dem Wortlaute der pfälzischen Hofgerichts-Ordnung bereits bemerkt worden) in der Provinz bekannt gemacht habe. Von einem Veteran der Advokaten in Amberg haben wir vor ungefähr 30 Jahre erfahren, daß etwa

62) Oben angef. Anm. zum cod. jud. c. 3. §. 1. lit. c. am Ende.

um das Jahr 1779 der letzte ordentliche Proceß vor dem oberpfälzischen Hofgerichte behandelt worden.

Da weder der Cod. jud., noch die Anmerkungen hiezu etwas von den hierbey gebräuchlichen äußern Solemnitäten erwähnen, so wollen wir diese Lücke ergänzen.

Für den ordentlichen Proceß constituirte sich die Regierung in Amberg als Hofgericht; der Regierungs-Präsident nahm für die Zeit der Verhandlung den Titel als Hofrichter, die Regierungsräthe als Hofgerichts-Assessoren ein. Die Verhandlung geschah bey geöffneten Thüren; die Advokaten erschienen in der Amtstracht, und trugen ihre Oral-Recesse (Plaidoyer) vor. Kurz, diese feyerliche Handlung stellte ein Abbild des Reichskammergerichts-Prozesses vor.

Wenn B. Kraitmaier a. a. O. bemerkt, daß man von dem Kameral-Prozeß nicht völlig abgehen wollte, und daher den ordentlichen Prozeß nicht aufgehaben habe; so wird dieses durch obige Bemerkung, deren Bestättigung wir dem seel. geh. Rath von Dreern als ehemaligen Augenzeugen verdanken, zu Genüge erläutert.

Wie viel bey dem schriftlichen — oft auch bey dem mündlichen, summarischen Prozesse das Gerichtsverfahren an äußerer Würde seitdem verloren habe, wollen wir dem Urtheile der Gerichts-Beamten überstellen.

So viel ist richtig, der ordentliche Prozeß ist mehreren andern teutschen Rechts-Instituten in das Grab nachgefolgt. Unser schriftliche summarische Prozeß, ein Nachbild des Reichshofraths-Prozesses, hat seinen ältern Bruder überlebt, und waltet nun ganz allein in den Gerichtshöfen.

Dagegen ist der mündliche summarische Prozeß, welchen die Gerichtsordnung in bestimmten Fällen gestattet, [63]) dem Gerichtsverfahren, wie es vor Einführung des römischen Rechts üblich war, [64]) zunächst ähnlich geblieben, und in so ferne als eine Reliquie aus dem Körper der ehemaligen vaterländischen Gerichts-Verfassung in Ehren zu halten.

Die ehemaligen Gerichts-Beysitzer hatten außer den bürgerlichen Magistraten, das Recht zur Abstimmung verloren. [65])

Die neueste Gerichts-Verfassung gehört nicht in den Bereich dieses Aufsatzes.

v. Fink.

63) Cod. jud. Cap. 3. §. 3.

64) Wir beziehen uns auf unsere Beyträge zur Geschichte der Landgerichte Burglengenfeld, Hirschberg, Sulzbach und Amberg.

65) Cod. jud. Cap. 2. §. 4.

Sitzung der historischen Klasse am 26. May.

Herr Professor Buchner las folgende „Berichtigung eines chronologischen Datums aus der alten bayerischen Geschichte."

In Dr. L. M. Wittmanns Bayerischer Landesgeschichte I. B. 1. Abth. (München 1837) §. 5. Seite 11 kömmt folgende Stelle vor: „Gegen diese (Bojer) richteten daher die Markomannen ihre Angriffe, besiegten und warfen sie über die Donau c. 90 — 80 v. Chr." Dieses Ereigniß, sagt er in einer beygefügten Note, setzte man meines Wissens ohne Ausnahme in das letzte Decenium vor Christi Geburt, und sucht dann aus den bekannten Stellen des Strabo und Tacitus diese Angabe seines Datums zu beweisen.

Da die Zeit dieses Ereignisses für Bayerns alte Geschichte von großer Wichtigkeit ist, so finde ich mich als Mitglied der historischen Klasse der Akademie der Wissenschaften verpflichtet, Nachfolgendes dagegen zu bemerken. Die erste Notiz vom Daseyn eines markomannischen Volkes kommt vor bey Cäsar de bello Gall. l. I. c. 51. Hier nennt Cäsar unter den deutschen Völkern, welche Ariovist über den Rhein nach Gallien geführt, die er in einer großen Schlacht überwunden und zur Räumung Galliens gezwungen hatte, auch die Markomannen. *)

*) Tum demum necessario Germani suas copias e castris eduxerunt, generatimque constituerunt paribusque intervalis, Harudes, Marcomannos, Triboceos, Vangiones, Nemetes, Sedusios, Suevos.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1837.

(Fortsetzung.)

J. Voigt, Codex diplomaticus Prussicus. Vol. I. Königsberg 1836. 4.

Hargrove, History and description of the ancient city of York. Vol. 1. 2. York 1818. 8.

Ed. Hay, History of the insurrection of the county of Wexford, a. d. 1798. Dublin 1803. 8.

A history of the political life of William Pitt. Vol. 1 — 6. London 1809. 8.

Th. Allen, A history of the county of Surrey. Vol. 1. 2. London 1831. 8.

J. Stuart, Historical Memoirs of the city of Armagh. Newry 1819. 8.

Will. Godwin, History of the commonwealth of England. Vol. 1 — 4. London 1824. 8.

W. H. Jreland, History of Kent. London 1828. 8.

J. Barrington, Personal Sketches of his own times. Vol. 1 — 2. London 1830. 8.

J. Cleland, Annals of Glasgow. Vol. 1. 2. Glasgow 1816. 8.

Diary of Thomas Burton. Vol. 1 — 4. London 1828. 8.

J. Bentham, Justice and codification petitions. London 1829. 8.

J. Bentham, Official aptitude maximized; expense minimized. London 1830. 8.

The despatches, minutes and correspondence of the Marquess Wellesley, during his administration in India. Vol. 1 — 4. London 1837. 8.

J. Bentham, Church-of-Englandism and its catechism examined. London 1817. 8.

J. Gamble, Sketches of history, politics and manners in Dublin. London 1826. 8.

L. Aikin, Memoirs of the court of Queen Elizabeth. Vol. 1. 2. London 1823. 8.

George Head, A home tour through the manufacturing districts of England. London 1836. 8.

Edward Davies, Celtic Researches. London 1804. 8.

J. Mackintosh, The history of England. Vol. 1 — 5. London 1831. 8.

C. Crutwell, Tours through the whole Island of Great-Britain. Vol. 1 — 6. London 1806. 8.

D. Powell, The history of Cambria, now called Wales. London 1811. 4.

Will. Berry, History of the island of Guernsey. London 1815. 4.

J. D. Hume, The laws of the Customs, with notes and indexes. London 1826. 8.

The Federalist on the new constitution written in the year 1788. Hallowill 1826. 8.

R. Mills, Statistics of South Carolina. Charleston 1826. 8.

P. Auber, Rise and progress of the British Power in India. Vol. I. London 1837. 8.

Ed. Lodge, Portraits of illustrious personages of Great Britain. Vol. 1 — 12. London 1835. 4.

M. de Sourches, Mémoires de la cour de France. Vol. 1. 2. Paris 1836.

Mémoires de Tallemant des Réaux. Vol. 1 — 6. Paris 1834 — 35. 8.

M. de Saint-Allais, De l'ancienne France. Vol. 1 — 2. Paris 1833. 8.

L. Jacob, Histoire du seizième siècle en France. Vol. 1 — 3. Paris 1834. 8.

Correspondance et relations de J. Fiévée avec Bonaparte. Vol. 1 — 3. Paris 1836. 8.

Desclozeaux, Indiscrétions. 1798 — 1830. Paris 1835. Vol. 1 — 2.

Comte de Noé, Memoires relatifs a l'expédition anglaise partie du Bengale en 1800. Paris 1826. 8.

Cochelet, Mémoires sur la reine Hortense. Vol 1 — 4. Paris 1836. 8.

H. Bonnellier, Mémorial de l'hotel-de-ville de Paris; 1830. Paris 1835. 8.

Eug. Labaume, Histoire de la chûte de l'empire de Napoleon. Vol. 1 — 2. Paris 1820. 8.

M. Beaulieu, Recherches archéologiques et historiques sur le comté de Dachsbourg. Paris 1836. 8.

M. J. Fr. Ozeray, Histoire de la cité des Carnutes et du pays Chartrain. Chartres 1834. 8.

J. Peyran, Histoire de l'ancienne principauté de Sedan. Vol. 1. 2. Paris 1826.

Léchaudé D'Anisy, Extrait des chartes et autres actes Normands ou Anglo-Normands. Vol. 1. 2. Caen 1834. 8.

F. C. Louandre, Histoire d'Abbeville et de son arrondissement. Abbeville 1834. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. July.

Nro. 147. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der historischen Klasse am 26. May.

Herr Professor Buchner las folgende „Berichtigung eines chronologischen Datums aus der alten bayerischen Geschichte."

(Fortsetzung.)

Da nun diese Schlacht vorfiel im ersten Jahre seines Proconsulates in Gallien, 58 vor Chr. Geburt, so kann früher von den Markomannen mit historischer Gewißheit nichts gesagt werden. Die Angabe, daß die Markomannen die Bojer in Böhmen zwischen den Jahren 90 bis 80 vor Christi Geburt besiegt hätten, ist demnach eine bloße Vermuthung. Hr. Wittmann sucht dieselbe wahrscheinlich zu machen durch eine Stelle des Strabo, *) wo es heißt (Uebersetzung von Kärcher S. 555) „Posidonius sagt auch, die Bojer hätten früher den hercynischen Wald bewohnt." Nun aber habe Posidonius 60 v. Chr. geschrieben, es wären also damals, im Jahre 60 die Bojer nicht mehr in Böhmen gewesen.

Allein Strabo führt hier nicht die Worte des Posidonius an, sondern er sagt nur, die Bojer hätten nach der Erzählung des Posidonius früher den hercynischen Wald bewohnt, sohin früher, als Strabo dieses geschrieben, nicht Posidonius.

Zum zweyten Male erscheinen die Markomannen bey eben genanntem Strabo. *) Hier ist auch der hercynische Wald, sagt er (in der obengenannten Uebersetzung S. 549) und das Volk der Sueven, das zum Theil diesseits des Waldes wohnt, wie die Colduer, bey welchen der Königssitz des Marobouus ist, Namens Buiämum, in welche Gegend er unter andern kleineren Völkerschaften auch seine Landsleute, die Markomannen versetzt hat." Da nun Marbod ein Zeitgenosse des Kaisers Augusts war, (er war als Jüngling, setzt Strabo bey, nach Rom gekommen, wo ihm Augustus verschiedene Wohlthaten erzeugte), so folgt aus dieser Stelle, daß die Markomannen erst unter seiner Anführung sich in Böhmen niedergelassen haben. Wird mit dieser Stelle die bekannte des Tacitus **) verglichen: „praecipua Marcomannorum gloria atque ipsa etiam sedes, pulsis olim Bojis, virtute parta;" so ist nicht zu zweifeln, daß die Bojer damals noch in Böhmen waren, und von den Markomannen unter Marbod überwunden worden seyen. Zwar will Hr. Wittmann hier wieder mit dem Wörtlein olim helfen, allein da Tacitus wohl mehr als ein Jahrhundert nach Vertreibung der Bojer aus Böhmen durch die Markomannen schrieb, so konnte er ganz wohl dieses Ereigniß ein vor alter Zeit, olim, geschehenes nennen.

Würde nicht auch ein Geschichtschreiber Bayerns, wenn er von der Schlacht bey Ampfing schreibt, sich also ausdrücken können: „praecipua Bojorum gloria, pulsis olim Austriacis virtute parta." Wird mit der Straboniſchen Stelle noch eine weitere des Vellej. Paterculus ***) verglichen, so geht

*) Strabo Geograph. l. VII. c. 2. §. 2. Edit. Siebenkees „φησὶ δὲ καὶ Βοίους τὸν Ερκύνιον δρυμὸν οἰκῆσαι πρότερον." Er sagt auch: „die Boier bewohnten früher den hercynischen Wald."

*) lib. VII. c. 1. §. 3.

**) Tacit. Germania c. 42.

***) Vellej. Paterc. II. c. 108. 109. Nihil erat

daraus hervor, daß man das olim des Tacitus bisher ganz richtig interpretirt hat. Wird noch mit in Betrachtung gezogen, daß die Römer unter Drusus und Tiberius, den Stiefsöhnen des Kaisers Augustus erst im Jahre 15 v. Chr. in den Gegenden an der Donau erschienen seyen, und daß nach dem Zeugniß des Luc. Florus *) Drusus den zurückziehenden Markomannen ihr Gepäck abgenommen, und daraus einen Siegeshügel errichtet habe, so setzt man ohne Ausnahme dieses Ereigniß ganz richtig ungefähr in das letzte Decennium vor Christus, und es fällt dasselbe nicht beyläufig ins Jahr 80 vor Christus.

Dr. Buchner.

Sitzung der historischen Klasse am 25. Juny.

Der Klassen-Secretär Herr Ministerialrath ꝛc. Freyherr von Freyberg hielt folgenden Vortrag über den Begriff und die Zuständigkeit unserer alten Dorfgerichte.

Die Frage: Welches die eigentliche Beschaffenheit der altbayerischen Dorf-Gerichte gewesen sey? bietet für den Gelehrten und Geschäftsmann ein so großes Interresse dar, daß die Akademie der Wissenschaften diese Frage bereits im Jahre 1792 zum Gegenstande einer Preisschrift wählte. Sie hat aber außerdem noch die schriftstellerische Thätigkeit zweyer unserer eruditesten Staats-Männer hervorgerufen, des Censur-Raths von Seyfrid, nämlich, und des Hofrathes Johann von Krenner, welche ihre Ansichten über diesen Gegenstand, als ein Ergebniß tiefer und umsichtiger Forschung aus den Quellen, dem Publikum mitgetheilt haben. Diese beyden hochverdienten Autoren stimmen in der Hauptsache dahin überein, daß der Ursprung dieser Dorfgerichte in den altbayerischen Cent-Gerichten zu suchen sey; welche zu dem Gau-(Grafen) Gerichte in demselben Verhältnisse standen wie später das Dorfgericht zum Landgericht; daß ihre Competenz eine limitirte gewesen sey, da sie schon ursprünglich nicht über Leben und Freyheit, und nicht über Grund und Boden zu richten hatten, und durch die spätere Gesetzgebung noch weiter auf Wändel die unter 72 Pfenning Werthes waren, beschränkt worden; daß sie übrigens die Authorität in sich führten, jährlich zu gewissen Zeiten sogenannte Ehehafts-Gerichte zu halten, welche Gegenstände von gemeinheitlichem Interesse betrafen, und eine Fortsetzung der alten placita legitima waren. Auch über das nähere Verhältniß dieser Dorfgerichte zu den Land- und Hofmarchsgerichten, so wie über ihr allmähliges Abkommen ist in den bemerkten Schriften viel Gründliches und Belehrendes zum Vortrage gekommen. Bey dem Allen aber scheint mir dennoch der Gegenstand noch keineswegs erschöpft, ja unsere Kenntniß desselben wird wohl überhaupt noch in so lange eine mangelhafte bleiben, als die Quellen selbst aus welchen die Beleuchtung desselben geschöpft werden muß, sich noch in einem sehr lückenhaften Zustande befinden. Bis nun aber hierüber, so wie über die nähere Beschaffenheit unseres ältesten und älteren Gerichtswesens überhaupt, etwas annähernd Vollständiges zur Reife kommen und aufgestellt werden kann, dürfte auch ein bloßer Beytrag zu genauerer Kenntniß der fraglichen Dorfgerichte, in so ferne er etwas aus neu entdeckten Quellen hinzubringt, erwünscht seyn.

Nun hat sich erst kürzlich eine im Jahre 1471 auf Anordnung Herzog Ludwigs verfaßte Beschreibung der Rechte und Dorfgerichte, in den Aemtern Höchstett, Heidenheim, Schrobenhausen, Aichach und Fridberg vorgefunden, aus welchen ich sogleich einige, für die Erläuterung des Begriffes von diesen Gerichten, besonders durch den Gegensatz zu den Land- und Hofmarchs-Gerichten prägnante Stellen ausheben will, um sodann weitere Betrachtungen daran zu knüpfen.

Von erst das „StadtGericht zu Höchstett, besitzt der Herrschaft LandVogt mit dem Gerichts-

---

jam in Germania quod vinci posset, praeter gentem Marcomannorum, quae Maroboduo duce, excita sedibus suis atque in interiora refugiens incinctos Hercyniae silvae campos incolebat.

*) L. Florus. l. IV. c. 12. Missus in eam provinciam Drusus primus domuit Usipetes, inde Tencteros, percurrit et Cattos. Jam Marcomannorum spoliis insignitus quemdam editum tumulum in tropaei modum excoluit.

Digitized by Google

Stab, und die vom Rath zu Höchstött sind Urteilsprecher; und wird da um all Sachen so sich in der Stadt und in den Ettern begeben, gerichtet; und wann die von Höchstätt in einer Sach zu urteilen nit weis sind, so pflegen sie Rede und Widerrede und Herkommen des Rechten für das Hofgericht gen Neuburg zu senden, und alda Rath Rath zu nehmen; Und ob einer in einer Urteil beschwert wird, mag er sich für das Hofgericht gen Neuburg zu höhern und pessern Rechten berufen."

Item: „Plintheim ist eine Land-Schranne der Land-Vogtey Höchstett, und der LandVogt besitzt das Gericht mit dem Stab; und der Bauern von Plintheim sind zwölf, so dazu erwählt sind, geschworen Urteilsprecher; und wird allda um alle Sachen nichts ausgenommen gericht; und wenn die Urteilsprecher einer Urteil nit weiß sind, holen sie die von einem Rathe zu Höchstett; und so einer in einer Urteil beschwert wird, beruft er sich für das Hofgericht gen Neuburg."

Item: „das Dorf Dapfheim Bernhard Waldkirchers, hat sein eigen Halsgericht, Richter und Urteilsprecher, und richt darin über das Blut."

Item: „das Dorf Münster des Abts vom hl. Kreutz hat sein eignes Halsgericht."

Item: „die vom Dorf Schabrach gehen zu Gericht für das DorfGericht zu Perkheim, das der Abtissin von Medingen ist."

Item: „das Dorf Hausen liegt im Landgericht, und sind die Bauern all Burger zu Lauingen, und gehen für das Gericht dahin."

Item: „Ober-Medling ist des Frauenklosters zu Medling, und haben eignen Richter und Urteilsprecher; und wann man über die Wändel richtet, so soll Herz. Ludwigs Amann von Unter-Medling dem Richter an der Seite sitzen; und wann die Richter einer Urtheil nit weis sind, holen sie die zu Gundelfing; und wer beschwert ist beruft sich für das Hofgericht zu Neuburg."

Item: „Dorf Brentz hat sein eigen Gericht, und richten um all Sachen groß und klein so weit ihr Zehent reicht."

Item: „Dorf Morslingen haben die Grafenecker ein eigen Richter und zwölf geschworne Urteilsprecher, und richten um all Sachen ausgenommen Leib und Gut; und wann der Grafenecker Gericht hält, so muß er den LandVogt bitten bey ihm zu sitzen, und hat des Grafenek Richter den Stab in der Hand."

„Die Bauern zu Unterfinning gehen für das Gericht zu Hinterfinning; und richten im Dorf um all Sachen, ausgenommen die Händel den Leib antreffend."

Item: „Baltmarshofen ist der von Ulm; haben sich vormals unterstanden vor die von Ulm zu appelliren; das haben die nit annehmen wollen, sondern das Appelliren für den Kayser geschehen lassen."

Item: Tischingen der Markt ist Peters von Westernach, und hat sein eigen Halsgericht; Urteil holen sie zu Giengen; die Berufung geht für die von Ulm."

Item: „Stauffen hat sein eigen Dorfgericht gehabt um all Sachen, ausgenommen um Leib."

Item: „Pachhagel hat sein eigen Gericht; das besitzt der Amann von Stauffen mit dem Gerichts-Stab, und 12 Urteilsprecher die aus den Dörfern: Pachhagel, Burghagel, Landshausen, und Oberpaching genommen werden. Die höchste Buß ist 12 Pfund Hell.; Besser Urtheil holen sie zu Lauingen; die Berufung geht nach Neuburg."

Item: „Dorf Snayten ist Herzogs Ludwig, und hat sein Gnaden da ein eigen Dorfgericht das sein Amann mit dem GerichtsStab besitzt; hohlen ihr Urteil zu Heidenheim. Fridr. v. Eben hat ein Sitz und Hofrait daselbst, was darauf gefrevelt wird steht ihm zu."

Item: „Markt Gerstetten ist des Herzogs, hat ein eigen HalsGericht, Stock und Galgen."

„Item: Hermaring ist ein Dorf des Herzogs, und hat ein eigen Dorfgericht, und alle Zwing und Bann sind Sr. Gnaden; sie enten ihr Urteil zu Giengen; doch haben die von Kayßheim, Ulm, Giengen, ein Priester von Gundelfing, und die Sammung von Lauingen auch Güter allda; die stellen die ihren um GeldSchuld zu Recht wohin sie wollen, und eignen sich die Frevel zu. Es hat auch mein gnädiger Herr zu Hermaring die Freyheit: so sein Amann auf den Gütern der andern etwas gebietet, und sie das nit halten, so schlägt

er einen Pfahl für ihren Hof und Gut; und wann sie für den Pfahl auf die Gemein kommen, so seyn sie dem Herzog strafbar."

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof = und Staats = Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1837.

(Fortsetzung.)

Carlier, Histoire du duché de Valois. Vol. 1. 2. Paris 1764. 4.

Golbery, Antiquités de l'Alsace. Sect. 1. 2. Paris 1828. fol.

H. Morice, Mémoires pour servir de preuves a l'histoire ecclésiastique et civile de Bretagne. Vol. 1. 2. Paris 1742. fol.

M. Faget de Baure, Essais historiques sur le Béarn. Paris 1818. 8.

Histoire géographique, naturelle, ecclésiastique et civile du Diocèse d'Embrun. T. 1. 2. s. l. 1783 — 86.

M. Le Paige, Dictionnaire topographique, historique, généalogique et bibliographique de la province du Maine. Vol. 1. 2. Paris 1777. 8.

M. Chardon, Histoire de la ville d'Auxerre. Vol. 1. 2. Auxerre 1834. 8.

M. H. Dusevel, Histoire de la ville d'Amiens, depuis les Gaulois, jusqu'en 1830. Vol. 1. 2. Amiens 1832. 8.

P. J. Grosley, Mémoires historiques et critiques pour l'histoire de Troyes. Vol. I. Paris 1774. 8.

J. F. Bodin, Recherches historiques sur la ville de Saumur. Vol. 1. 2. Saumur 1812. 8.

B. A. Marturé, Histoire du Pays Castrais. Vol. 1. 2. A Castres 1822. 8.

Devienne, Histoire de la ville de Bordeaux. Bordeaux 1771. 4.

C. F. Vergnaud-Romagnesi, Histoire de la ville d'Orléans. Vol. 1. 2. Orléans. s. a.

Archives et correspondance inédite de la maison D'Orange - Nassau. Serie I. T. 1 — 4. Leide 1836. 8.

H. L. de Coiffier Demoret, Histoire du Bourbonnais et des Bourbons qui l'ont possédé. T. 1. 2. Paris 1816. 8.

S. Migneret, Précis de l'histoire de Langres. Langres 1835. 8.

A. Bernard, jeune, Histoire du Forez. Vol. 1. 2. Montbrison 1835. 8.

M. Duvernoy, Ephémerides du comté de Montbeliard. Besançon 1832. 8.

D. M. J. Henry, Histoire de Roussillon, comprenant l'histoire du royaume de Majorque. Vol. 1. 2. Paris 1835. 8.

C. Jos. de Lahaye, Annales civiles et religieuses d'Yvois-Carignan et de Mouzon. Paris 1822. 8.

M. Capefigue, Louis XIV, son gouvernement et ses relations diplomatiques avec l'Europe. Vol. 1 — 4. Paris 1837. 8.

Collection des documents inédits sur l'histoire de France. Premiere Serie. Histoire politique

1. Mignet, Négociations relative a la succession d'Espagne sous Louis XIV. T. 1. 2. Paris 1835. 4.
2. Fauriel, Histoire de la Croisade contre les hérétiques Albigeois. Paris 1837. 4.
3. A. Bernier, Procès-verbaux des Séances du conseil de regence du roi Charles VIII, pendant 1484/85. Paris 1836. 4.
4. Réglemens sur les arts et métiers de Paris, rédigés au XIII. siècle et connus sous le nom du livre des métiers d'Etienne Boileau; avec notes et introduction par G. B. Depping. Paris 1837. 4.
5. Paris sous Philippe-le-Bel d'après des documents originaux sur les habitants de Paris en 1292, publié par H. Géraud. Paris 1837. 4.
6. J. Masselin, Journal des états généraux de France tenus a Tours en 1484, sous le règne de Charles VIII. Paris 1835. 4.
7. Mémoires militaires relatifs à la succession d'Espagne sous Louis XIV. extraits de la correspondance de la Cour et des Généraux par le Lieutenant-General de Vault. Vol. 1. 2. Paris 1835. 4.
8. Bénoit, Chronique des Ducs de Normandie par Bénoit, Trouvere Anglo-Normand du XII. siècle, publiée par Fr. Michel. Vol. I. Paris 1836. 4.

Dr. C. G. Dümgé, Regesta Badensia. Carlsruhe 1836. 4.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. July.

Nro. 148. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der historischen Klasse am 25. Juny.

Der Klassen-Secretär Herr Ministerialrath v. Freyherr von Freyberg hielt folgenden Vortrag über den Begriff und die Zuständigkeit unserer alten Dorfgerichte.

(Fortsetzung.)

In dem Landgerichte Schrobenhausen werden nun Bertenau, Walshausen, Satelberg, Minnenpach, Schachen, Herfenhausen, Alberszell, Santizell, Ober-Arnbach und Edelshausen als Hofmarchen aufgeführt; nur bey Wangen heißt es: soll ein Hofmarch oder Dorfgericht seyn.

Im Landgericht Aichach kommt vor: „Kühbach ein Dorfgericht ist der Abtissin daselbst und liegt das Landbuch da, dazu sie gefreyt ist; ihr Richter richtet nun all Sach außer der 3 Händel; er richtet auch um Grund und Boden, und vermeynt auch das was außer der Zaun gelegen hinein in die Güter gehört, das gehör auch mit dem Gericht hinein, obwohl das Landbuch sagt daß Niemand sein Erb und Aigen verantworten soll als in der Grafschaft darin es gelegen; und obwohl kein Dorfgericht weiter sein Zirkel hat als was innerhalb der Zäun der Ettern gelegen ist."

„Plumental, ein Dorfgericht; ist des Comentewrs, da auch das Buch liegt, und hat eine besondere Freyheit daß alle Güter, die zum Haus Plumental gehören, für alle Sachen, Steuer, Jäger, Falkner, Scharwerk mit sammt dem Gericht für das Haus Plumental gehören, ohne der 3 Händel. Die Appellation geht für den Comentur und von diesem an die Meister deutschen Ordens."

Außer diesen beyden werden noch als Dorfgerichte genannt: Schnaitbach, Sulzbach, Obergriesbach, Zalling, Griesbekerzell, Affing, Hausweis, Sielenbach, Humersberg, Tannern, Hilkertshausen, Talmansdorf, Par, Mozenhofen, Steinbach, Harenzell.

Im Landgerichte Ainling kommen nur Rochling, Ainling, und Odenhausen als Dorfgerichte vor.

Im Langerichte Fridberg werden Tasing, Pachen, Stälzling, Kissing, und Lochhausen als Hofmarchen oder Dorfgerichte aufgeführt, und der Berichterstatter fügt hinzu: „Ich kann nit anders erfragen, als daß sie um all Sach in den Hofmarchen und Dorfgerichten straffen, denn allein was Grund und Boden oder das Halsgericht anrührt; dann von der Hofmarch und Dorfgericht wegen kann ich aus einander nit scheiden, dann daß man gleich in einem richt als in dem andern, und kann mich auch an den Elliften nit erfragen daß ains für die andern anders gehalten ward; dann wo das Buch liegt, darin hat man weiter zu richten."

Dieß aus neu entdeckten Quellen. Ueber andere Aemter ist bereits in Krenners Schrift ein Auszug einer alten Erfahrung von dem Jahre 1442 bekannt gemacht worden, aus welchem sich Folgendes ergiebt:

Im Langerichte Dachau werden als bestehend aufgezählt 31 Dorfgerichte und 12 Hofmarchen, welche alle die Schranne nicht besuchen.

Neben diesen heißt es von andern: „Item der von Fürstenfeld meynt zu richten über alle die hinter ihm sitzen und sein aigen sind, oder sich ihn zu

eigen geben, aus welchem Land sie auch kommen, und wo sie auch im Land sitzen," ferner: „Paulusweis und Prüll sollen 2 Dorfgerichte seyn, die dem Stalzlinger gehören, und ist doch kein Hof dabey." Dann „das Dorfgericht Engertshofen gehört Hans Pütrich zu, er soll aber nur die richten die hinter ihm sitzen."

Im Starnberger Gericht werden nur 2 Dorfgerichte und 3 Hofmarchen genannt, und bey Lochen bemerkt, daß der von Egenhofen höher richten wolle dann die Dorfrichter richten sollen nach des Buches Sag.

Im Landgerichte Wolfertshausen werden 24 Dorfgerichte und 3 Hofmarchen als bestehend aufgeführt, und bey einigen Dorfgerichten wird bemerkt daß sie richten um all Sach, ausgenommen die 3 Händel die an den Leib gehen; bey einem andern heißt es „man richt darin um Schaden an Zaun, um ätzen, um schweren, und um solch nachbarlich Sach."

Im Landgerichte Aibling heißt es von dem Salichdorfer zu Vagen, er habe daselbst ein Ehehaft, „und richt auch als dann Dorfrechten recht ist." „Item der Hohenrainer hat eine Ehehaft zu Laws, nimmt aber Amtmann und Gerichtschreiber von der Herrschaft." — Dagegen kömmt bey der Waldekischen Hofmarch Paing vor, daß sie seit kurzem selbst einen eigenen Amtmann und Gerichtschreiber, eigenes Ellen- und Mühlmaaß haben, und um Erb und Aigen und Inzicht richten. Bey der Hofmarch des Klosters Scheyern heißt es „da reitet der Gerichtsschreiber mit dem Buch zu dem Rechten." Dasselbe kommt vor bey der Ehehaft welche die Pientzenauer im Allinger Thal hatten.

Bey den Hofmarchen in der Herrschaft Mainburg heißt es daß sie nicht richten um Grund und Boden; und bey den Hofmarchen Lauterbach und Ebranshausen, welche mehrere Mitbesitzer hatten, kömmt vor daß jeder Theil über die handelt, welche er beschlossen hat mit Thür und Thor.

Fassen wir nun das Ergebniß dieser Notizen zusammen, und nehmen wir hinzu was uns aus andern gedruckten Quellen bekannt ist, so müssen wir bald zur Ueberzeugung gelangen, daß es eine vergebliche Mühe wäre in unserem Gerichtswesen des XV. Jahrhunderts, eine nach einem hierarchischen Systeme durchgeführte Organisation der Gerichtssprengel, mit einer, bestimmten Klassen gleichheitlich zugetheilten Competenz nachweisen zu wollen. Vielmehr stellt sich uns das was damals an jedem einzelnen Orte das Bestehende war dar, als ein auf specielles Herkommen oder specielle Rechtstitel begründetes Lokales. Es liegt jedoch dieser historischen Bildung des Lokalen ein gemeinschaftlicher Ausgangspunct zu Grunde, und das Bestehende weist auf den Entwicklungsgang den es genommen hat zurück. So verschiedenartig auch die Gerichtsstätten und die Jurisdictions-Befugnisse derselben sind, welche wir in dem bezeichneten Jahrhunderte antreffen, so treten doch immer die drey Haupt-Klassen von Gerichtsbarkeit hervor auf welche sich alle übrigen reduciren lassen, nämlich das Schrannengericht, das Dorfgericht, und das Hofmarchs-Gericht.

Diese Dreyheit der Gerichte treffen wir nun aber schon in unserer ältesten Verfassung an; und sie sind es denn auch, welche die Ausgangs-Puncte für die spätere Entwickelung des bayerischen Gerichtswesens bilden. Es hält nicht schwer nachzuweisen — wie denn das auch bereits von den Eingangs bemerkten Autoren und andern geschehen — daß die ursprünglichen Dorfgerichte so alt sind als die Eintheilung des Landes selbst in Gaue und Centenen. Diese Eintheilung stand aber selbst wieder in enger Beziehung zu der ursprünglichen Verfassung des Kriegswesens. Der Comes führte die Mannschaft des ganzen Gaues in das Feld; diese Mannschaft aber war gebildet aus den Centenen, d. h. aus den Mannschaften der einzelnen Ortschaften und Bezirke des Gaues, deren jede unter ihrem Centenare zu der Fahne des Comes stieß. Und so wie nun der Comes nicht bloß in Kriegs-, sondern auch in Rechts- und Verwaltungs-Sachen an der Spitze des Gaues stand, so führte auch der Centenar in allen diesen Sachen die amtliche Gewalt in seiner Centene. Das konnte denn auch unbeschadet des eigentlichen Rechtes um so sicherer geschehen, als es weder der Comes noch die Centenare als solche, sondern der judex und die Urtheilsprecher waren, welche in Rechtssachen den Ausspruch gaben. Dieselben Centenen welche

den Gaugerichts-Bezirk des Grafen in Beziehung auf das Kriegs-Aufgebot bildeten — waren nun zugleich eben so viele Untergerichts-Bezirke in Beziehung auf die Rechts-Verwaltung; und solche Untergerichts-Bezirke sind es nun, welche wir später unter der Benennung Dorfgerichte antreffen. Denn so wie die zunächst zusammenwohnenden (Nachbauerschaft) unter ihren Centenaren zusammen in den Krieg zogen, und unter der Fahne des Comes zusammentraten — so versammelten sie sich auch unter diesem Centenare zu den placitis minoribus um ihre Rechts-Angelegenheiten zu verhandeln.

War nun die Stellung dieser Centgerichte schon dadurch eine untergeordnete, daß sie unter der Aufsicht der Comes standen, und eine Berufung von ihren Entscheidungen an das Gaugericht des Grafen gestattet war — so waren sie auch eine in Beziehung auf ihre Competenz beschränkte, da alle das Leben, die Freyheit, Grund und Boden, dann Verbrechen crimineller Natur betreffenden Fragen, dem judicio majori des Comes vorbehalten blieben.

Eine weitere, immer mehr anwachsende Beschränkung dieser Cent- oder spätern Dorfgerichte, gieng aber aus den speziellen Exemtionen einzelner Territorien des Gaues von der ordentlichen Gerichtsbarkeit hervor. Die früheſten dieser Exemtionen treffen wir in Beziehung auf das Kirchengut an (Immunitas); aber auch einzelne Layen aus der Klasse der Reichern und mächtigern Freyen wußten schon sehr frühe zu solchen Exemtionen zu gelangen. Der Reiz sich eine solche Prärogative zu erwerben, nahm in gleichem Verhältniße mit der Erweiterung des Besitzthums der Kirche und des Adels, und mit dem Anwachse der Bevölkerung zu. Man werfe hierbey einen Rückblick auf den Gang den die ersten Ansiedlungen genommen haben, bey welchen offenbar jene Verhältnisse vorwalteten welche die Besitznahme eines Landes durch erobernde Volks-Stämme damals zu begleiten pflegten. Die Villen, die curtes der Freyen (aus welchen die Gefolgschaften gebildet waren die das besetzte Land unter sich vertheilten) waren es, welche die ersten Ansiedlungs-Puncte bildeten, indem diese, den erobernden Volks-Stämmen angehörenden Freyen, entweder von den bereits bebauten Gütern Besitz nehmen, oder neue Ansiedlungen begründeten. Und von diesen Puncten aus wurde die Cultur des umliegenden Landes durch die Mancipia und Hörigen dieser Freyen betrieben. Bald trat auch die Kirche hinzu und bildete auf dem ihr zu Theil gewordenen Stiftungs-Gute nun weitere derley Ansiedlungs-Puncte einer durch ihre Eigenleute betriebenen Cultur.

Die zunächst um eine villa, curtis (Herrenhof) gelegene Flur bildete ihre March (Marca, Hofmarch). Aber auch auf so manchen einzelnen, entfernter und zerstreut liegenden Puncten wurden durch die Vorsteher der Kirchen, oder die Herren einer Villa Ansiedlungen (praedia) begründet, und solche entweder auf eigene Rechnung durch Hofhörige betrieben, oder einzelnen colonis gegen Zins-Pacht überlassen. Und in dem Maaße als nun die Zahl der Bewohner auf der Marca selbst sowohl als auf den praediis zunahm, und diese praedia sich vervielfältigten — in demselben Maaße mußte auch das Verlangen zunehmen, für die Verwaltung des Rechtes und gemeinheitlicher Angelegenheiten so vieler, durch ein gleichartiges Interesse und gemeinsame Abhängigkeit von demselben Grundherrn unter sich in Verbindung stehender Familien, einen eigenen Richter selbst bestellen zu können, der am besten mit allen diesen Verhältnissen vertraut wäre, und der nun auch über die Rechts-Angelegenheiten zu richten hätte.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1837.

(Fortsetzung.)

Dr. Steiner, Codex inscriptionum romanarum Rheni. Vol. 1. 2. Darmstadt 1827. 8.

Nich. Harris Nicolas, A synopsis of the peerage of England. Vol. I. II. London 1825. 8.

J. Fr. Boehmer, Codex diplomaticus Moenofrancofurtanus. Frankf. 1836. 4.

W. Irving, Legends of the conquest of Spain. Paris 1836. 8.

Henri Ternaux, Les communeros, cronique Castillane. Paris 1834. 8.

Toreno, Historia del levantamiento, guerra y revolucion de España. Vol. 1 — 3. Paris 1836. 8.

Narc. Feliu, Anales de Cataluña. Barcelona 1709. fol.

Fr. Cascales, Discursos historicos de Murcia. Murcia 1775. f.

M. Fer. de Navarette, Coleccion de los viages y descubrimientos. Vol. 5. Madrid 1837. 8.

E. G. Arbanère, Analyse de l'histoire asiatique et de l'histoire grecque. Vol. 1. 2. Paris 1835. 8.

Gius. Gaet-Martinetti, Collezione classica ossia tesoro della antichita Giudaiche, Caldee, Indiane, Egiziane, Greche, Latine e di altre nazioni. Vol. 1 — 3. Roma 1824. 8.

J. A. De Luc, Histoire du passage des Alpes par Annibal. Paris 1825. 8.

Ippolito Rosellini, Monumenti Storici e Civili dell' Egitto e della Nubia. Vol. 1 — 5. Pisa 1832 — 36. 8.

S. Sharpe, The early history of Egypt. London 1836. 4.

Fr. J. Grund, The Americans in their moral, social and political relations. Vol. 1. 2. London 1837. 8.

J. Halkett, Historical notes respecting the Indians of North-America. London 1825.

Samuel Copland, A history of the island of Madagascar. London 1822. 8.

Henry T. Prinsep, Origin of the Sikh power in the Punjab and political life of Muha-Raja Runjeet Singh. Calcutta 1834. 8.

J. F. Davis, La Chine. Vol. 1. 2. Paris 1837. 8.

Montgomery Martin, History of Austral-Asia. London 1836. 8.

— — — — History of upper and lower Canada. London 1836. 8.

Andrew Crichton, History of Arabia, ancient and modern. Vol. 1. 2. Edinburgh 1834. 8.

Michel Chevalier, Lettres sur l'Amérique du Nord. Vol. 1. 2. Paris 1836. 8.

Account of China. Vol. 1 — 3. Edinburgh 1836. 8.

Fel. Ripamonti, Storia delle Indie Orientali. Vol. 1 — 3. Milano 1826. 8.

Leopoldo Sebastiani, Storia universale dell' Indostan. Roma 1821. 8.

Fil. Salvado Gilij, Saggio di storia Americana. T. 1 — 4. Roma. 1780. 8.

José Guerra, Historia de la revolucion de nueva España. T. 1 — 2. Londres 1813. 8.

Harriette Martineau, Society in America. Vol. 1 — 3. London 1837. 8.

T. Pitkin, A political and civil history of the united states of America Vol. 1. 2. New-Haven 1831. 8.

Origen de los Indios, de el nuevo mundo e indias occidentales. Valencia 1607. 8.

P. Dan, Historie van Barbaryen. Amsterd. 1684. 4.

Jonathan Scott, Ferishta's history of Dekkan. Vol. 1. 2. Shrewsbury 1794. 4.

C. D'Ohsson, Histoire des Mongols, depuis Tchinguiz-Khan, jusqu'à Timour Bey ou Tamerlan. Vol. 1 — 4. La Haye 1834. 8.

Snorre, Konunga-Sagor. Vol. 1. 2. Stockholm 1816. 8.

Snorra, Konunga-Sögur. Vol. 1. 2. Holmiae 1816. 8.

Nikol. Jonge, Chorographisk Beskriwelse over Kongeriget Norge. Kiobenhavn 1779. 4.

C. W. de Renesse-Breidbach, Analyse critique de la collection des diplomes. Anvers 1836. 8.

Carlo Celano, Delle Notizie della città di Napoli. Vol. 1 — 4. Napoli 1758. 8.

Carlo Varese, Storia della republica di Genova. Vol. 1 — 5. Genova 1835. 8.

Bald. Orsini, Descrizione della città di Ascoli. Perugia 1790. 8.

Agostino Cappello, Osservazioni geologiche di Acrumoli in Abruzzo. s. l. 1825. 8.

Gius. Sigismondo, Descrizione della città di Napoli. T. 1 — 3. Napoli 1788. 8.

Cirillo Massi, Storia della città e provincia di Pinerolo. Vol. 1 — 3 Torino 1833. 8.

M. F. Robiquet, Recherches historiques et statistiques sur la Corse. Paris 1835. 4. Avec planches in fol.

Bibliografia Storica delle città e luoghi dello stato pontificio. Roma 1792. 4.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. July.

Nro. 149. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der historischen Klasse am 25. Juny.

Der Klassen-Secretär Herr Ministerialrath ꝛc. Freyherr von Freyberg hielt folgenden Vortrag über den Begriff und die Zuständigkeit unserer alten Dorfgerichte.

(Fortsetzung.)

Diesem Verlangen kamen denn auch die Herzoge und Könige, besonders in Beziehung auf das Kirchengut in reichlichem Maaße entgegen; und in dieser Beschaffenheit der Thatsachen ist meines Erachtens der Ursprung unserer später sogenannten Hofmarchs-Gerichtsbarkeit zu suchen, welche sich demnach schon so frühe zwischeneingestellt hat zwischen das Gau- (später Schrannen-) Gericht, und zwischen die Cent- (später Dorf-) Gerichte. Das Verhältniß dieser Hofmarchs-Gerichtsbarkeit zu den Gau- und Dorfgerichten ist hiedurch zugleich von selbst schon bezeichnet, als das einer auf specieller Exemtion beruhenden außerordentlichen Gerichtsbarkeit einer Mark mit ihrer Zugehör, zu der ordentlichen Gerichtsbarkeit des Gaues und der Centene.

Es ist hiemit zugleich angedeutet wie selbst ein ganzes Cent- (Dorf-) Gericht einer solchen Hofmarch einverleibt werden konnte. Denn wenn der Herr einer Villa, der dominus curtis, zugleich der Grundherr in einer ganzen Centene — wenn die Marca einer solchen curtis bis zu einem Dorfe angewachsen war, so blieb nun auch nach der erlangten Exemtion das Dorfgericht noch fortbestehend, es gieng aber nun selbst in das Eigenthum des Hofmarchsherrn über, welcher den Richter zu bestellen hatte. Ist ja doch später — als die Comitate erblich wurden — die Gau- (Grafen-) Gerichtsbarkeit selbst ein Eigenthum der Mächtigern des Adels geworden. Freylich bildete sich ebenmäßig die Idee aus, daß alle Gewalt (und sohin auch Grafengerichtsbarkeit) nur lehenweise von einem Obern besessen werden könne; und aus dem Grunde dieser Idee trat nun das Herzogthum in Mitte zwischen den König und die Grafen, in dem Sinne, daß mit diesem Herzogthume eine obere Lehen-, Schutz- und Gerichtsherrlichkeit, als ein unmittelbarer Ausfluß der höchsten Reichsgewalt, verbunden gedacht wurde; so daß nun eine oberaufsehende und concurrirende Gerichtsgewalt des Herzogs, das gesammte Gerichtswesen als einigend und ergänzend durchdrang.

Es ist nun zunächst noch der Begriff der Landgerichte, und ihr Verhältniß zu den Dorf- und Hofmarchs-Gerichten näher festzustellen. Wir irren aber nicht, wenn wir in diesen spätern Landgerichten nur die frühern Gau-Gerichte zu finden glauben, und in den Schrannen die alten Malstätten dieser Gaugerichte. Von den Hofmarchs- und Dorfs-Gerichten unterscheiden sie sich also dadurch, daß sie stets die judicia majora in sich fassen; nämlich den Ausspruch über Aigen und Lehen, Grund und Boden, Leben, Freyheit und Ehre, und alle größern Verbrechen. Ursprünglich waren sie in Beziehung auf die Cent- (später Dorf-) Gerichte zugleich eine aufsehende Behörde und Appellations-Instanz; später haben sich die Dorfgerichte dieser Unterordnung großentheils entzogen; so wie das auch bey den Hofmarchen theils Anbeginns, theils in der Folgezeit der Fall gewesen ist. Ja selbst von dem judicio majori des Landgerichts

wurden einzelne Hofmarchen exemt; jene nämlich welche mit dem Blutbann begabt — zu Halsgerichten erhoben wurden, und andere an welche die Gerichte über Grund und Boden hingelassen worden.

Alle diese Bemerkungen sind übrigens zunächst nur objektiv zu nehmen, nämlich in Beziehung auf geographische Lage, Territorial-Eintheilung, Gerichtssprengel und Competenz; subjektiv genommen, d. h. in Beziehung auf die Frage: von wem der Richter unmittelbar seine Gewalt empfieng, hat eine Einwirkung sehr mannigfaltiger Verhältnisse statt gefunden. In den meisten Fällen zwar wurde sehr frühe das Recht den Richter zu ernennen — zu bestellen — ein Ausfluß des Eigenthums an der Grafschaft und Hofmarch selbst; häufig beruhte aber auch dieses Recht auf dem Titel einer speciellen Belehnung; oder es wurde — wie das besonders bey dem Kirchengute der Fall war — als ein Ausfluß der Schutzherrlichkeit, Vogtey, (Advocatia) betrachtet, so daß der Ausdruck Vogt und Richter oft als gleichbedeutend vorkömmt.

Es frägt sich nun auch noch, welche Modificationen in die bisher dargestellten Verhältnisse des Gerichtswesens etwa durch die Entwicklung der ständischen Gerichtsbarkeit, und durch die Ausbildung der sogenannten Edelmannsfreyheit eingetreten sind.

Was die ständische Gerichtsbarkeit betrifft, so sind es zwey Haupt-Urkunden welche hier in Betracht kommen, nämlich der Ite und der XLte Freyheitsbrief. In der ersten dieser Urkunden, nämlich in der bekannten Ottonianischen Handveste, entsagt der Herzog zu Gunsten der Bischöfe, Geistlichen, Grafen, Freyen, Ritter und Bürger allen Gerichten, mit Ausnahme derer welche zu dem Tode ziehen, und gestattet daß jeder Herr selbst über seine Bauern und seiner Leute Gut richte die er mit Thür und Thor beschlossen hat, sie mögen nun auf Pfandschaften, Vogteyen oder Urbar sitzen, vorbehaltlich des Gerichtes über Aigen und Lehen. Eine weitere Stelle fügt hinzu, daß diese Handveste Niemanden Eintrag thun soll an den Grafschaften, Hofmarchen oder Dorfgerichten die sie bereits besitzen. Schon aus diesem Beysatze geht genügend hervor, daß die erwähnte Handveste nicht die Absicht hatte an den bereits bestehenden Hofmarchs- und Dorf-Gerichten etwas zu ändern; sie enthielt aber zugleich eine neue Verleihung und Erweiterung der Gerichtsbarkeit für die Kirche, die Ritterschaft, und die Bürgerschaft. Diejenigen nämlich, welche bereits Grafschafts- Hofmarchs- oder Dorfgerichtsbarkeit besaßen, sollten nunmehr dieselbe nicht nur über ihre grundbaren, sondern über alle inner dem geschlossenen Bezirke wohnenden Leute auszuüben haben; und diejenigen aus ihnen welche bisher noch gar keine Gerichtsbarkeit besaßen, sollten nun gleichfalls Hofmarchs Gerichtsbarkeit über alle Leute bekommen, die sie mit Thür und Thor beschlossen halten.

Eine weitere Ausdehnung dieser ständischen Gerichtsbarkeit ist nun in der zweyten Urkunde, nämlich dem LXten Freyheits Brief enthalten, welcher dem rittermäßigen Adel (in so weit er sie nicht ohnehin schon besaß) die Hofmarchs Gerichtsbarkeit nun auch auf allen ihren in den Landgerichten entlegenen Sitzen, Sedlhöfen, und einschichtigen Gütern verlieh, in so weit sie ihnen mit Stift und Eigenthum zustanden.

Diese Urkunden werfen nun zugleich ein erläuterndes Licht auf den früheren Bestand der Hofmarchs- und Dorf-Gerichte zurück. Wir entnehmen daraus fürs erste, daß sich die Jurisdiction dieser Gerichte auch ursprünglich schon nicht über jene in ihrem Bezirke wohnenden Leute und Güter erstreckte welche einem andern Herrn angehörten; daß sie fürs zweyte sich nicht erstreckte über Personen und Güter welche außerhalb des geschlossenen Hofmarchs- oder Dorfgerichts-Bezirkes lagen. Auch ist in dem Iten Freyheitsbriefe ausdrücklich beurkundet daß — was übrigens ohnehin Verfassungsgemäß war — Rechts-Sachen zwischen Grafen, Freyen, Dienstmannen, Rittern und Knechten unter sich vor das Forum des Herzogs gestellt blieben.

Auch aus den Verhandlungen, welche der Ausfertigung der sogenannten Edelmanns-Freyheit im Jahre 1516 vorausgegangen sind, fällt viel Licht auf die frühere Beschaffenheit unseres Gerichtswesens zurück. Namentlich ersehen wir daraus, daß das was die Ottonianische Hand-Veste,

und in Verfolg derselben auch die sich ihr zunächst anreihenden Freyheitsbriefe bestimmten, weder ganz noch gleichförmig zum Vollzuge gekommen war. So tritt z. B. i. J. 1458 die Landschft mit der Beschwerde hervor, daß nicht bloß der Ausdehnung der Gerichtsbarkeit des Adels auf Pfand-Vogtey- und Urbars-Güter Eintrag geschehe, sondern daß man ihm selbst häufig verwehre über die zu richten, welche auf seinem eignen Grund und Boden sitzen, und die er mit Thür und Thor beschlossen halte.

Auch bleibe es nicht bey der Ausnahme der in der Hand-Veste genannten drey Gattungen von Criminalfällen, sondern auch viele andere Frevel würden von den fürstlichen Beamten zur Verhandlung gezogen.

Dieser Klage gegen Schmälerung ständischer Gerichtsbarkeit wurde nun aber von Seite des Herzogs entgegengehalten, daß es vielmehr die Landschaft sey welche sich Eingriffe in die fürstliche Criminal-Jurisdiction zu Schulden kommen lasse; daß sie sich erlaube zu richten um Grund und Boden der zu den Hofmarchen gehörenden Güter, und zu strafen und zu wandeln über Frevel die außerhalb der Ettern dieser Hofmarchen begangen werden; daß sie sich die Gerichtsbarkeit herausnehme über Leute deren Lehengüter in den herzoglichen Landgerichten entlegen sind, und daß selbst solche welche keineswegs alle Hofmarchen, sondern bloß einzelne Güter besitzen, sich die Ausübung der Hofmarchs-Jurisdiction über diese Güter anmassen.

Einigermassen wurde diesem schwankenden Zustande der Dinge, wenigstens was den Landes-Antheil der Landshuter-Linie betrifft, durch Herzog Ludwigs Landes-Ordnung vom Jahre 1474 abgeholfen. Die Art und Zahl der sogenannten Vicedom-Händel erhielt hier eine festere Bestimmung; „ein Schrannengericht sollte mit 41 Urtheilsprechern (oder doch in Minimo mit 15) mit 2 Vorsprechern und einem Gerichtschreiber besetzt seyn; Streitigkeiten zweyer Grundholden ein und desselben Grundherrn über Grund und Boden gehören vor das Forum des letztern; hat jeder der Streitenden einen andern Grundherrn, so ist der der Richter, in dessen Bezirk das Grundstück gelegen; und sind zwey Grundherrn selbst die streitenden Theile, so soll der Kläger dem Beklagten in das Landgericht nachfahren; viermal des Jahres soll Hofgericht gehalten, und die Urtheile des Hofgerichts binnen 6 Wochen vollzogen werden.“

Abgesehen nun aber davon, daß diese Bestimmungen nur für den einen Landestheil gültig waren, so sind sie auch an sich schon keineswegs erschöpfend genug gewesen, um feste Begränzungs-Linien für die herzogliche und ständische Gerichtsbarkeit zu statuiren. Erst nachdem sämmtliche Landestheile in der Hand eines einzigen Herrschers vereinigt worden, konnte so etwas zu Stande kommen. Welche Befugnisse nun hiebey von Seite der Landschaft in Anspruch genommen wurden, geht am bestimmtesten aus dem Entwurfe einer Landes-Freyheits-Erklärung hervor, der im Jahre 1508 von ihr selbst dem Herzoge vorgelegt wurde. In dieser werden folgende Bestimmungen zur Bestätigung in Vorschlag gebracht:

„Der Vicedom Händel sollen zwanzig genau bestimmte an der Zahl seyn; wer Hofmarch hat soll in derselben alle Sachen richten die nicht vicedomisch sind, ausgenommen um Grund und Boden, und um Gant (doch gehört auch Gant um fahrendes Gut zu dem Hofmarchsgericht.)“

„Die Hofmarch erstreckt sich in und außer der Ettern über alle zur Hofmarch gehörenden Gründe.“

„Dem Landesherrn bleibt die Mäßigung der Hofmarchsstrafen vorbehalten.“

„Wenn Jemand an einer Herrschaft Hintersassen Foderung hat, so soll er durch des Fürsten Richter sein Recht bey dieser Herrschaft begehren lassen, und erst wenn diese säumig ist dem Kläger durch den Landrichter Recht verschafft werden.“

„Betrifft die Klage Grund und Boden, so soll sie Anfangs in der Hofmarch angebracht, und mit dem ersten Urtheile in das Landgericht geschoben werden.“

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1837.

(Fortsetzung.)

P. G. Biffignandi Buccella, Memorie istoriche della città di Vigevano. Vigevano 1810. 4.

G. A. Riccy, Memorie storiche di Alba-Longa. Roma 1787. 4.

Carlo Santini, Saggio di memorie della città di Tolentino. Macerata 1789. 4.

Pietro Paolo Benvenuti, La città nova di Piperno. Vol. 1. 2. Napoli 1646. 4.

Ces. Orlandi, Delle città d'Italia . . notizie. Vol. 1 — 5. Perugia 1770. 4.

Camillo Lilii, Historia di Camerino. T. 1. 2. s. l. et a. 4.

Egid. Giannini, Memorie istoriche di Pergola. Urbino 1732. 4.

Nicola Ratti, Storia di Genzano. Roma. 1797. 4.

D. Golinelli, Memorie istoriche di Budrio. Bologna 1720. 4.

Gaet. Coretini, Notizie della città di Viterbo. Roma 1774. 4.

Fr. Ant. Turriozzi, Memorie istoriche della città Tuscania. Roma 1778. 4.

Petrini, Memorie Prenestine. Roma 1795. 4.

Onorato Bres, Malta antico illustrata. Roma 1316. 4.

Giul. Saracini, Notitie historiche della città d'Ancona. Roma 1675. 4.

Diego Calcagni, Memorie istoriche della città di Recanati. Messina 1711. fol.

Gius. Colucci, Delle antichità Picene. T. 1. 2. Fermo 1786. 4.

Erasmo Pistolesi, Il Vaticano descritto ed illustrato. T. 1 — 3. Roma 1829. fol.

Raccolta di varie Croniche di Napoli. T. 1 — 5. Napoli 1780. 4.

Edw. Dodwell, Vues et descriptions de constructions Cyclopéennes ou Pélasgiques, trouvées en Grèce et en Italie. Paris 1834. fol.

Gius. Rovelli, Storia di Como. Vol. 1 — 3. Milano 1794. 4.

G. Morbio, Storie dei Municipj Italiani. Vol. 1. 2. Milano 1836. 8.

Gius. Molini, Documenti di storia Italiana. Vol. 1. 2. Firenze 1836. 8.

Girol. Serra, La storia della antica Liguria e di Genova. Vol. 1 — 4. Torino 1834. 8.

Ces. Clementini, Raccolto istorico della fondazione di Rimino. Vol. 1. 2. Rimino 1617. 4.

Fr. Lutké, Voyage autour du monde. Vol. 1 — 3. Paris 1835. 8.

E. S. Abdy, Journal of a residence and tour in the united states of North-America. Vol. 1. 2. 3. London 1835. 8.

Lewis Burckhardt, Travels in Arabia. Vol. 1. 2. London 1829. 8.

J. Forbes, Oriental Memoirs. Vol. 1. 2. London 1834. 8.

Orville Dewey, The old world and the new. Vol. 1. 2. London 1836. 8.

Ant. Ponz, Viage de España. Vol. 1 — 18. Madrid 1787. 8.

Captain Back, Narrative of the Arctic land expedition. London 1836. 8.

Eug. de Villeneuve, Journal fait en Grèce, pendant les années 1825 et 1826. Bruxelles 1827.

Eustace, A classical tour through Italy. Vol. 1. 2. Paris 1837. 8.

Fr. Buchanan, A journey from Madras through the countries of Mysore, Canara and Malabar. Vol. 1 — 3. London 1807. 4.

Cornelis de Bruins, Reizen over Moskovie door Persie en Indie. Amsteldam 1714. fol.

V. S. Arundell, A visit to the seven churches in Asia. London 1828. 8.

E. W. Lane, An account of the manners and customs of the modern Egyptians. Vol. 1. 2. London 1836. 8.

Pashley, Travels in Crete. Vol. 1. 2. Cambridge 1837. 8.

G. Robinson, Three years in the East. Palestine-Syria. London 1837. 8.

R. Walsh, A residence at Constantinople, during a period including the commencement, progress and termination of the greek and turkish revolutions. Vol. 1. 2. London 1836. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. July.

Nro. 150. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der historischen Klasse am 25. Juny.

Der Klassen-Secretär Herr Ministerialrath v. Freyherr von Freyberg hielt folgenden Vortrag über den Begriff und die Zuständigkeit unserer alten Dorfgerichte.

(Schluß.)

„Wo immer Prälaten, Edelleute, oder andere Gerichte über Untersassen, Vogtleute und Unterthanen seit 10 Jahren im Gebrauch haben, bey denselben sollen sie bleiben.“

„Welcher Edelmann auf seinen Vogtgütern Obrigkeit und Scharwerk seit 19 Jahren hergebracht hat, der soll dabey gelassen werden.“

„Die Hofmarchherrn sollen die Ehehaften halten und besetzen auf ihre eigenen Kosten; und so jemand Recht an einen Hofmarchherrn frummt, so soll dieser letztere 7 oder 9 ehrbare Biedermänner niedersetzen.“

„Wenn der Hofmarchherr nicht Leute genug hat das Gericht zu besetzen, so soll er ehrbare Nachbarn hiezu erbitten. Will er das Gericht nicht besetzen, oder ist er hierin säumig, so soll den Partheyen das Recht vor dem Landgerichte verschafft werden.“

„Die Dorfgerichte und Ehehaften sollen bey ihrem alten Gebrauche bleiben.“

„Der Landesfürst soll seine Aemter nur mit tapfern und edlen Landleuten besetzen und seinen Rath mit mehr geschickten Layen als Gelehrten besetzen; die Richter aber sollen seyn edel, ehrbar, ehlicher Geburt, verständig und mit angebornem Siegel.“

„Nur aus beweglichen Ursachen soll eine Sache aus dem Vicedom-Amt vor das Hofgericht gezogen werden.“

„Der Vicedom kann eine Sache gen Hof weisen, so ferne sie im Rechten vor ihm nicht verfaßt ist.“

„Die Prälaten und der Adel können um persönliche Sprüche nur von dem Landesfürsten oder seinem Vicedom gerichtet werden. Die ordentliche Gewalt des Landesfürsten in offenbaren Rechten, bey welchen ein Gerichtsproceß nicht statt findet, ist demselben vorbehalten.“

„Uebelthäter die in den Hofmarchen betreten werden, sollen am dritten Tage dem Landrichter überantwortet werden, das aber was bey ihm gefunden wird dem Hofmarchherrn gehören.“

„Foderungen des Landesfürsten oder seiner Amtleute an Jemands Gut müssen bey dem ordentlichen Richter verhandelt werden.“

„Foderungen an den Landesfürsten müssen vor seinen Räthen angebracht werden (nach des heil. Reiches Ordnung). Klagen gegen die fürstlichen Beamten gehören vor den Vicedom, oder den Landesfürsten selbst.“

„Den Prälaten, Adel, Städten und Märkten soll um unläugbare Gilt und Gutsbericht die Pfandung zustehen, doch daß sie hierin nach Recht und Landesgebrauch verfahren.“

Bey weitem die meisten dieser Puncte wurden nun damals auch der versammelten Landschaft zu-

gestanden. Sie beruhigte sich aber gleichwohl auch hiebey nicht, sondern trat auf dem im Jahre 1514 gehaltenen Landtage mit folgenden weiteren Bitten hervor:

„Es soll ein Jeder auf allen seinen Gütern, Lehen, Pfandschaften, (er habe darauf Vogtey oder nicht) so außerhalb der Hofmark und Dorfgerichten liegen — eigenes Gericht haben über Leut und Gut, ausgenommen in Sachen die vom Leben zum Tod ziehen, also auch in Sachen um Grund und Boden und um Gant derselben; doch sollen Klagen wider einen Grundherrn die dessen Gut betreffen vor das Landgericht, und Klagen um Lehenstücke vor den Lehenherrn gehören."

„Auch in Streitsachen von zwey Hofmarch- oder Grundherrn- oder ihrer Unterthanen unter sich, sollen sie sich, wenn auch der Streit schon anhängig, vergleichen dürfen, ohne dem Richter was schuldig zu seyn.

„Die Nachrechte bey den Gerichtswändeln sollen abgeschafft werden."

Aus Anlaß dieses Begehrens war es nun daß von den fürstlichen Räthen geradezu die Behauptung aufgestellt wurde, die Ottonianische Handveste sey eigentlich nie zum Vollzuge gekommen, mit der Bemerkung, daß — nachdem sich bey weitem der größte Theil der Stiftgüter in dem Eigenthume der Stände befinde, durch das Zugeständniß einer so großen Ausdehnung der ständischen Gerichtsbarkeit, wohl kaum mehr ein Zehntheil des Landes der fürstlichen Obrigkeit unterstellt bleiben würde. Da die Landschaft damals auf ihrem Begehren beharrte, so blieb der bezeichnete Landtag in dieser Beziehung ohne Erfolg. Auf dem zwey Jahre später gehaltenen Tage aber wurden die Stände durch Herzog Wilhelms Beharrlichkeit vermocht auf die nachgesuchte Erweiterung ihrer Gerichtsbarkeit zu verzichten. Und so ist es denn bey den schon im Jahre 1508 gemachten Zugeständnissen verblieben. —

In der damals ausgestellten Concession ist ausdrücklich bestimmt, daß die Dorfgerichte und Ehehaften bey ihrem alten Gebrauche verbleiben sollen.

Um nun über den Bestand und die Competenz dieser Ehehaften aus neu eröffneten Quellen authentische Erläuterung zu geben, lasse ich hier vorzugsweise einige Notizen aus einem Gerichts-Protokolle des Klosters Prüfling folgen, welche sich auf die, dem genannten Gotteshause angehörige Hofmarch Oberndorf beziehen:

1437 haben wir Ehehafts Tayding gehabt.

„Martin Weinschenk klagt hintz Petern dem dritten BauMann von Zehrung und Gehaissens wegen etlicher Gulden."

„Hanns Hanndl klagt hintz Conr. Veitl von HeyratsGut wegen."

„Mein Herr von Prüfning klagt hintz Conr. Gyß von Befrieden wegen in dem Steg."

„Libh. Hoffe klagt hintz Ruger um Versetzung gen den Juden zu Abbach."

„Sallern von Regensburg klagt hintz Conr. Frantzl selig um all sein Gut."

„Hans Prukdorfer klagt hintz Hansen Berhart von eins Akers wegen; es steht zu den Elteſten und Besten, zwischen hie und dem nächsten Rechten."

Sont. vor Katharina haben wir Nachrecht gehabt.

„Gebel Amussar klagt hintz dem alten Marsing von eins Weingartens wegen."

„Ruger und sein Gesell haben ihm das Recht heissen verziehen auf ein Rechnung in 14 Tagen."

„Sallern klagt hintz Ruger Schalk um 2 Pfund 37 Pfen. (Ist) In Antwort kommen: die Hausung soll man verkaufen nach der Hofmarch Recht."

„Pfleger v. Abach klagt hintz dem Amann von Marsing auf die Weingarten die er hab in der Hofmarch. Man gedenkt ihm des erstens Rechtens."

„Der Schreiber klagt hintz Liebh. Hoffe von Geld-Schuld wegen. In 14 Tagen soll er ihm Ausrichtung thun."

1438. Sont. Invocavit haben wir Ehehafts-Tayding gehabt.

„In Antwurt kommen C. Gäntzl gen dem Krirner

um die Judenschaden, und er hab mit ihm ein Rechnung getan, und zeugt sich des zu biedern frummen Leuten. — Er soll sie benennen.

Oculi haben wir NachRecht gehabt zu Oberndorf.

„Ul. Karl klagt hintz Libhard als von Zins wegen"

„Türsinger klagt hintz Huber von der Steuer wegen."

Simon und Judä haben wir Ehehafts-Thayding gehabt zu Prüfning.

„Item Gäntzl soll den Sallern bis Martini ein Genügen thun an die Juden um all Sach; thut er sein nicht, so ist der Sallern verfallen mit Haus und Hof."

1444. Ehehafts Thayding zu Oberndorf.

„Mein Herr von Prüfning klagt hintz Wolfl und Lufll die Vischer, als die gefischt und Eis gebrochen und die heimlich verkauft haben; wollten darum haben die Nachbaurschaft der Schranne ein Aisch genommen."

1447 Ehehaft Theyding zu Prüfning.

„Ein Meldung ist geschehn von meins Herrn von Prüfning wegen an die gantz Nachbaurschaft daselbst als v. Zehents wegen von etlichen Weingärten. Ist ertheilt: daß m. Herr von Prüfning das beschau mit etlichen Nachpaurn, und was durch die erkannt wird dabey soll es bleiben."

„Die gantz Gemein (Oberndorf) klagt hintz Jon. Hübsch um 75 Pfen."

„Die gantz Schrann und Nachbaurschaft zu Oberndorf und Mating haben sich verayscht der Vischer von Mating wegen, und prechen: Möcht mein Herr v. Prüfning Urkund und Weisung haben daß die Fischer unrechtlich gefischt hätten, das soll er wohl geniessen.

1449 Ehehafts-Thaydung:

„Schnelberger spricht den Wolfl an wegen Scheltwort."

„Mein H. v. Prüfning hat ein gemein Frag an die von Oberndorf und Mating getan, Ob sie nicht einzusprechen haben in die Gerechtigkeit der Hofmarch, so man die liest zu allen Ehehaftthaydingen. Wollen sich bedenken zwischen hie und 14 Tagen."

„Mein Herr klagt hintz den Pfarrer zu Kelheim von verseßener Lehenschaft wegen Haus und Hofstatt."

Die Rechte des Gotteshaus in der Hofmarch zu Oberndorf.

„Das Gottshaus hat all Sach und Klag zu richten ausgen. Todschlag, Teuf und Notnunft, nach der Brief laut.

Item Wer nit Zins gibt dem sol man an dem nächsten Tag geben nit die Zwispilt. Es soll Niemand Recht sprechen um Eigen und Grund noch um Erb, dann der in der Hofmarch gesessen und belehnt ist. Wer dingt das Ding geht gen Prüfning für den Keller und nicht verer."

Die Recht die das Gotshaus hat in Dorf zu Prüfning.

„Der Richter hat zu richten all Sach als durch Schenk von Flügelsperg gericht worden, es soll Keiner um Aigen, Grund und Boden Recht, sprechen, dann er sey belehnt und behaust in der Hofmarch, Das Geding geht für den Abt auf den Keller."

(So heißt es: das Recht ist gedingt worden auf den Keller; zu dem Geding sind verhoren geben: J. Peken, Liehh. Hofmeister und Ruger Tursinger; der Schreibtag ist in die Seti Joannis Bapt.) —

Wir entnehmen aus dem hier bemerkten einzelnen Klagfällen so ziemlich bestimmt den Umfang der Competenz dieser Ehehaft Theydinge und Nachrechte; und in der Aufzählung der Rechte des Klosters ist ganz ausdrücklich gesagt, daß auf seiner Hofmarch zu Oberndorf, und in seinem Dorfe zu Prüfning um alle Sachen gerichtet werde, mit Ausnahme der genannten drey peinlichen Fälle. Uebrigens geht aus dem ganzen Tenor des fraglichen Gerichts Protokolles, so wie aus seiner Ueberschrift, welche lautet „Registrum judiciorum" bestimmt hervor, daß die Ausdrücke Ehehafts Theyding

und Nachrecht gleichbedeutend mit Gerichtstag überhaupt gehalten, — und daß auf denselben sowohl Rechts- als Polizey-Sachen gleichheitlich und promiscue verhandelt wurden.

Aus dem hier Vorgetragenen glaube ich nun in Beziehung auf unsere alten Dorfgerichte nachstehende Folgerungen ableiten zu dürfen:

I. Unsere spätern DorfGerichte sind nichts anders als die ältesten Centgerichte, welche ursprünglich auf die judicia minora beschränkt, und den Gau-Gerichten untergeordnet waren.

II. Ihr Gerichtssprengel war auf den mit Ettern umgebenen Dorfsbezirk beschränkt.

III. Die meisten dieser DorfGerichte haben sich auch im Verlauf der folgenden Jahrhunderte erhalten; jedoch sind in Beziehung auf ihre Competenz und die Ernennung des Richters mancherley Veränderungen eingetreten. Viele derselben sind, nachdem die Grafschaft erblich geworden, in das Eigenthum der Dynasten, und aus diesem in jenes des Landesfürsten übergegangen; andere wurden früher und später im Verlaufe der Zeit, durch Concession und Verleihung ein Eigenthum der Kirche, der Stiftungen, des Adels, der geistlichen und weltlichen Stände. In Beziehung auf ihre Competenz blieben zwar die DorfGerichte in der Regel auf die judicia minora in der Art beschränkt, daß das Gericht über Eigen und Lehen, so wie über die peinlichen Verbrechen dem SchrannenGerichte vorbehalten blieb; doch zeigen sich auch so viele DorfGerichte welche mit höherer Gerichtsbarkeit begabt waren, daß die Frage der Competenz bey jedem einzelnen dieser Gerichte, nach seinem speziellen RechtsTitel oder dem Herkommen zu bescheiden war.

IV. Dasselbe gilt in Beziehung auf das Geding (den Appellationszug); doch haben die Landgerichte schon früh aufgehört die ordentliche Appellations-Instanz für die DorfGerichte zu bilden.

V. Das Verhältniß dieser Gerichte zu den Hofmarchs-Gerichten war ein coordinirtes; und sie waren in Beziehung auf Stellung, Amts-Gewalt und Zuständigkeit so gleichartig, daß späterhin die Benennung Hofmarch auch auf viele DorfGerichte übertragen wurde.

VI. Das Recht Ehehafts-Gerichte zu halten, war sowohl den DorfGerichten als Hofmarchs-Gerichten gemein, und deutet dieser Ausdruck nur eine Ausdehnung der Gerichtsbarkeit auch auf gemeindliche und polizeyliche Angelegenheiten an.

Was das Verschwinden und Verkommen unserer DorfGerichte betrifft, so ist bereits bemerkt worden, daß manche derselben späterhin unter der auf sie übertragenen Benennung Hofmarch fortgedauert haben. Die meisten derselben sind aber theils in die Land- theils in die HofmarchsGerichte verschmolzen worden.

Der Grund und Anlaß hiezu lag in der Richtung und Ausbildung welche die Gesetzgebung und Jurisprudenz allmählig bekam. Denn je vielfacher und verwickelter die Rechts-Verhältnisse — je mannigfaltiger wurden auch die Kenntnisse welche erfoderlich wurden um über Rechts-Fragen Bescheid zu geben. Dadurch wurden aber die DorfGerichte außer Stand gesetzt sich noch länger mit hinlänglich gebildeten Urtheilssprechern zu bestellen, und die Dorfbewohner nunmehr bemüßigt, ihr Recht bey den Schrannen- oder Hofmarchs-Gerichten zu suchen, je nachdem ihr bisheriger Richter entweder von dem Herzoge selbst, oder einem Hofmarchs-Besitzer bestellt worden war.

Freyberg.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. July.

Nro. 151. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der historischen Klasse am 25. Juny.

Herr Ministerialrath von Fink verlas folgenden Nachtrag zur Geschichte der Einführung des summarischen Civilverfahrens und dessen Verhältnisses zum ordentlichen Proceß in der obern Pfalz.

Indem wir uns auf unsere Skizze zur Geschichte der Einführung des summarischen Civilverfahrens und dessen Verhältnisses zum ordentlichen Prozeß in der oberen Pfalz [1]) beziehen, wollen wir auf eine Singularität bey dem ehemaligen Gantprozesse aufmerksam machen.

Es ist bereits von uns bemerkt worden, daß schon in der Resolution des Churfürsten Ludwig VI. von 1579 bey Verleihung einer ausgedehnten Niedergerichtsbarkeit an den oberpfälzischen Ritterstand die Gant um Grund und Boden (so weit nicht ein altes Herkommen entgegenstand) den ordentlichen Landgerichten eben so wie die Realklagen vorbehalten worden. [2])

Der nämliche Vorbehalt ist in die Privilegien des Churfürsten Maximilian I. von 1629 aufgenommen worden. [3])

Da noch die oberpfälzische Untergerichts-Ordnung von 1606 hauptsächlich von dem Executions-Mittel der Pfändung (der Immission, des Einsatzes) bey Vollstreckung der Erkenntnisse über persönliche Sprüche handelt, [4]) so ist es begreiflich, daß hierbey die Vergantung liegender Güter nicht zur Sprache kam.

Ganz nach dem Muster des bayerischen Gantprozesses wurde i. J. 1657 bey dem in der obern Pfalz eingeführten Gantprozesse (obgleich er zu den summarischen Prozessen gezählt wurde) festgesetzt, daß diese Ganten bey den Landgerichten vorgehen sollten, wobey für die Hofmarken nur im Falle eines offenen Gebrauches eine Ausnahme statt fand. [5])

Dieses Competenz-Verhältniß ist auch in die bayerische Gerichts-Ordnung aufgenommen worden, und zwar auf dem Grunde des bayerischen Gantprocesses und eines Decrets vom 26. August 1692. [6])

Es waren aber die alten Landgerichte mit ihrer ausschließenden Competenz über Klagen um Grund und Boden schon lange, und wenigstens seit der ersten Hälfte des 17. Jahrhundertes außer Uebung gekommen; [7]) sonach war dieser aus der alten germanischen Gerichts-Verfassung herrührenden Zuständigkeit das bezeichnete Subject der Gerichtspflege nicht mehr gegeben.

Es hätten, wenn der Text des Gesetzes buchstäblich wäre angewendet worden, entweder die alten erloschenen Landgerichte für die Gerichtshandlungen der Vergantung liegender Güter wieder auftauchen müssen, und es würden sodann auch di-

1) Gelehrte Anzeigen Bd. VII. S. 113 f.

2) Gel. Anz. a. a. O. S. 117.

3) Sammlung ungedruckter Urkunden, welche in die Landesverfassung der obern Pfalz einschlagen. S. 91, 92.

4) O. Pf. G. O. Tit. XXII.

5) O. Pf. Gant-Prozeß Tit. IV. Art. 13.

6) Cod. jud. cap. 18. §. 17. n. 13. und die Anmerkungen hiezu.

7) Gel. Anz. a. a. O. S. 122

churfürstlichen Pfleggerichte, im Gegensatze der Landgerichte, dieser Competenz sich zu enthalten gehabt haben; oder man hätte im Geiste des gemeinen Prozesses gegen den Text des Gesetzes diese Zuständigkeit allen sowohl landesherrlichen als ständischen und sonstigen niedern Gerichten zugestehen müssen.

Diese Bemerkungen würden zur Zeit der frühern Gerichts-Verfassung zu erheblichen Erwägungen geführt, und die praktischen Folgen der Rechts-Geschichte anschaulich gemacht haben.

Gegenwärtig verliert die von uns angezogene Stelle der Gerichts-Ordnung ihre Anwendung, weil nach der bestehenden Gerichts-Verfassung die Herrschafts-Gerichte und die Patrimonial-Gerichte erster Classe in Beziehung auf die Civil-Rechtspflege mit den Königl. Landgerichten gleiche Befugnisse haben. [8])

Ueber die Anwendung des Rechtsbuches des K. Ludwig in der Obern Pfalz.

Das Rechtsbuch des Kaisers Ludwig des Bayern hatte in Oberbayern einen wesentlichen Einfluß auf die Competenz und Verfassung der Gerichte. Ohne tiefer in die ältere Geschichte einzugehen, wollen wir zunächst bey der Praxis der ersten Hälfte des 16. Jahrhundertes stehen bleiben. [9])

Die Umfrage des landesfürstlichen Pflegers geschah zuvörderst bey dem Gerichtsschreiber, sodann bey den Gerichtsbeysitzern, zuletzt bey dem Richter. Alle diese Abstimmungen waren bloß berathend; denn der Pfleger, bey dessen Amte das Rechtsbuch gelegen war, hatte hiernach das Urtheil entscheidend auszusprechen, ohne an jene Abstimmungen gebunden zu seyn. [10])

Dieses Competenz-Verhältniß unterscheidet sich wesentlich von demjenigen, welches wir hinsichtlich der oberpfälzischen Gerichte in mehreren Beyspielen nachgewiesen haben. [11])

8) Vers. Urk. Beyl. VI. §. 72.

9) Unterricht für bayrische Beamte v. J. 1531, in den bayer. Annalen, Vaterlandskunde 1834. I. Hälfte S. 2103, 2122 ff.

10) Angef. Unterricht S. 2124.

11) Verhandlungen des historischen Vereins für den Regenkreis, Jahrg. III. Heft 4. Jahrg. IV. Heft 1.

Anders wurde es auch in Niederbayern gehalten, wo nicht nach dem Rechtsbuche, sondern nach den Stimmen der Beysitzer das Erkenntniß geschöpft und ausgesprochen wurde, [12]) was der Gerichts-Verfassung in der obern Pfalz näher kam.

Dieses Verhältniß führt zur Frage, ob jenes Rechtsbuch jemals Gesetzes Kraft in der obern Pfalz erhalten habe?

Im Allgemeinen glauben wir als Regel annehmen zu dürfen, daß das im Jahre 1346 für Oberbayern in Wirksamkeit gesetzte Rechtsbuch nach der Natur der Sache denjenigen ehedem oberbayerischen Gebietstheilen, welche durch den Pavischen Vertrag vom Jahre 1329 an das pfälzische Haus übergegangen sind, fremd geblieben sey.

Die Landgerichtsbezirke von Amberg, Nabburg, Neunburg und Waldeck gehören unstreitig in diese Kategorie.

Bey einigen andern Landgerichtsgebieten möchte eine Erläuterung nicht überflüßig seyn.

Bey dem Landgerichte Sulzbach wäre nur der Fall denkbar, daß zwischen dem Jahre 1379 bis zur Verpfändung an König Ruprecht, sodann von der Wiederlosung zum Herzogthum von Oberbayern [13]) bis zur Schöpfung des Herzogthums Pfalz-Neuburg das erwähnte Rechtsbuch eingeführt worden wäre. Die von uns in den Verhandlungen des Regenkreises erörterten Urkunden enthalten keine Hinweisung dieser Art.

Das ehedem böhmische Landgericht Auerbach kann nach der Geschichte desselben [14]) an einer oberbayerischen Gesetzgebung ohnehin keinen Antheil genommen haben.

Das nordgauische Landgericht Burglengenfeld möchte die Wahrscheinlichkeit für sich haben, daß hier das oberbayerische Rechtsbuch eine Heimath erlangt habe.

Allein eine deutliche Spur davon ist uns bisher nicht bekannt geworden. Die Landgerichts-

12) Ob. Unterr. S. 2126.

13) Angef. Verh. Jahrg. IV. I. H. S. 19 u. 20.

14) Zeitschrift für Bayern und die angrenzenden Länder II. Jahrg. 10. Heft S. 12 ff.

Verfassung selbst stimmt damit nicht überein, und die Prozeß-Ordnung dieses Landgerichts vom Jahre 1659 macht lediglich von den gemeinen kaiserlichen Rechten Erwähnug, [15]) überdas war dieses Landgericht zu lange als Pfandschaft bey der obern Pfalz, [16]) als daß nicht die oberpfälzischen Rechts-Gewohnheiten das Uebergewicht hätten erhalten sollen.

Belangend das Landgericht Parkstein war dasselbe von 1406 bis 1421 und von 1440 bis 1441 nur eine zu kurze Zeit bey Bayern-Ingolstadt [17]) als daß man eine Veränderung in der herkömmlichen Justiz-Verfassung vermuthen könnte.

Dagegen hatten die Oberhöfe in der obern Pfalz unstreitig einen großen Einfluß auf die Justizpflege, in welcher Beziehung die Stadt Amberg in großem Ansehen stand. [18])

* * *

Von den Gerichts-Beysitzern.

Von den Beysitzern des Gerichts und von den Urtheilssprechern geschieht noch in der oberpfälzischen Gerichts-Ordnung von 1657 Tit. I. Art. 4. Erwähnung, mit dem Anhange, daß sie der Richter um das Urtheil zu befragen hatte. Allein schon damals war das Herkommen nicht mehr gleichförmig, indem nebenher die Einrichtung bestanden hatte, daß der Richter allein das Urtheil gesprochen hat. [19])

Unzweifelhaft hatte der summarische Proceß auf diese wesentliche Veränderung der Gerichts-Verfassung großen Einfluß.

Durch den Cod. jud. cap. 2. §. 4. wurde den Gerichtsbeysitzern in der Regel nur noch als Zeugen und ohne Einfluß auf den Urtheilsspruch die Anwesenheit bey Gericht gestattet.

Nur in Städten und Märkten und anderer-

15) Verh. des hist. Ver. für den Regenkreis. III. Jahrg. Heft 4. S. 344.

16) Ob. Verh. S. 330 ff.

17) Die geöff. Arch. III. Jahrg. H. 3. 195 ff.

18) Ob. pfälz. Woch. Bl. v. 1801. S. 36.

19) Ob. Pf. Ger. Ord. v. 1657 Tit. I. Art. 2. u. 4.

Orten, wo solches hergebracht worden, sollte es bey dem Gebrauch gelassen werden. Die Anmerkung zu obiger Gesetzstelle geben jedoch zu erkennen, daß dieses democratische Element nur den bürgerlichen Magistraten eingeräumt werden wollte, was aus der, durch den summarischen Prozeß veranlaßten Veränderung der ursprünglich deutschen Gerichts-Verfassung, und aus dem nach Bayern verpflanzten Amte des römischen Prätors leicht zu erklären ist.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1837.

(Fortsetzung).

Ch. J. Latrobe, The rambler in Mexico. 1834. London 1836. 8.

J. Auldjo, Journal of a visit to Constantinople and some of the greek islands, in the spring and summer of 1833. London 1835. 8.

Voyage du Maréchal Duc de Raguse. Vol. 1—4. Paris 1837. 8.

Maximilian von Wied-Neuwied, Reise durch Nordamerika. Heft 1. Koblenz 1837. fol.

Domenico Cucinello e Lorenzo Bianchi, Viaggio pittorico nel regno delle due Sicilie. P. I. Vol. I. II. Napoli e le provincie. Napoli 1829. fol.

C. W. de Renesse-Breidbach, Mes loisirs, amusemens numismatiques. Vol. 1 — 3. Anvers 1835. 8.

William Marsden, Numismata Orientalia illustrata. P. 1. 2. London 1823. 4.

Dassier's Medals of the Sovereigns of England with an explanation. s. l. et a. fol.

André de Rezende, Vida do infante Dom Duarte. Lisboa 1789. 8.

Bartol. Pacca, Notizie sul Portogallo e sulla nunziatura in Lisboa. Velletri 1835. 8.

Colleçao de noticias para a historia e geografia das naçoes ultramarinas. Vol. 1 — 3. Lisboa. 1812. 4.

Historia Russiae a rec. historiographis conscripta. Venetiis 1836. 8.

Charles Mac Farlane, Constantinople in 1828. A residence of sixteen months in the turkish capital and provinces. Vol. 1. 2. London 1829. 8.

Sketches of Corfu. London 1835. 8.

Description de la maison et du musée situés au nord de la place de Lincoln's Inn Fields, à Londres, demeure du chevalier Soane. Londres 1835. fol.

Eustachio Zanotti, Trattato teorica-practico di prospettiva. Milano 1825. 8.

Aug. de Morgan, A treatise on the calculus of functions. London 1836. 4.

William Buckland, Geology and Mineralogy. Vol. 1. 2. London 1836. 8.

Samuel Robinson, A catalogue of American minerals. Boston 1825. 8.

Alex. de Miltitz, Manuel des Consuls. Vol. 1. 2. London 1837. 8.

John Phipps, A practical treatise on the China and Eastern trade. London 1836. 8.

Jules Berger de Xivery, Traditions tératologiques. Paris 1836. 8.

Giorgio Gallesio, Teoria della riproduzione vegetale. Pisa 1816. 8.

Gius. Meneghini, Ricerche sulla struttura del Caule nelle Monocotiledoni. Padova 1836. fol.

Andrews Arnett, An inquiry into the nature and form of the books of the ancients. London 1837. 8.

William Elford Leach, The Zoological Miscellany. Vol. 1—3. London 1814—17. 8.

William Swainson, a treatise on the geography and classification of animals. London 1835. 8.

William Jardine, The naturalist's library. Vol. 1—8. Edinburgh 1833—37. 8.

Thomas Brown, The Zoologist's text-book. Vol. 1. 2. Glasgow 1832. 8.

Petro Pallas, Zoographia Rosso-Asiatica. Vol. 1—3. Petropoli 1831. 4.

A. Quetelet, Sur l'homme et le développement de ses facultés ou essai de physique sociale. Vol. 1. 2. Paris 1835. 8.

Ph. W. van Heusde, De Socratische School. Vol. 1. 2. Utrecht 1834. 8.

Antonio Genovesi, Della Diceosina o sia della filosofia. Milano 1834. 8.

Ant. Genovesi, Logica e Metafisica. Milano 1835. 8.

Pietro Verri, Opere filosofiche. T. 1. 2. Milano 1835. 8.

App. Buonafede, Istoria e indole di ogni filosofia. Vol. 1—3. Milano 1837. 8.

J. Cowles Prichard, Researches into the physical history of mankind. Vol. 1. London 1836. 8.

P. E. Selvatico, Sulla Capellina degli Scrovegni nell' Arena di Padova e sui Freschi di Giotto. Padova 1836. 8.

Carlo Fea, Notizie intorno Raffaele Sanzio da Urbino. Roma 1822. 8.

Memorie per le belli arti. Vol. 1—4. Roma 1785. 4.

Ig. Fumagalli, Scuola di Lionardo da Vinci in Lombardia. Milano 1811. 4.

J. Pinkerton, The literary Correspondence. Vol. 1. 2. London 1830. 8.

Pet. Al. Galletti, Inscriptiones Romanae infimi aevi Romae exstantes. Vol. 1—3. Romae 1790. 4.

Pietro Lichtenthal, Dizionario e bibliografia della Musica Vol. 1—4. Milano 1836. 8.

Rodrigo Ferreira da Costa, Principios de Musica. Vol. 1. 2. Lisboa 1820. 8.

G. Ellis, Specimens of early English metrical Romances. Vol. 1—3. London 1805. 8.

James Shirley, Dramatic Works and poems. Vol. 1—6. London 1833. 8.

The Myvyrian Archaiology of Wales. Vol. 1—3. London 1801. 8.

Rob. Greene, Dramatic Works. London 1831. 8.

J. L. N. Monmerque, Lai d'Jgnaures, suivi des lais Melion et du Trot. Paris 1832. 8.

Roman du Comte de Poitiers, publié par Fr. Michel. Paris 1831 8.

Wace, Le roman de Brut. Vol. 1. Rouen 1836. 8.

H. A. Keller, Li romans des sept sages. Tübingen 1836. 8.

Le livre de Baudoyn. Bruxelles 1836. 8.

Paulin Paris, Le romancero françois, Paris 1833.

H. Arnaud, Elys de Sault ou la cour des papes du milieu du XIVme siecle. T. 1. 2. Paris 1834. 8.

John Bowring, Ancient poetry and romances. London 1824. 8.

Le Sage, Gil Blas de Santillana. Russice. Vol. 1—2. Petersburg 1819—21. 8.

(Schluß folgt.)

Berichtigungen.

S. 113. Z. 2 v. o. statt 25. Juny l. 27. Januar. — S. 129. Z. 11 v. u. st. erkennen l. erkennen. Z. 10 v. u. st. Baperu l. Bapern. Z. 7 v. u. st. Justizpflege l. Justizpflege. — S. 130. Z. 7 v. o. st. Gerichtsverfassung l. Gerichtsverfassung. — S. 132. Z. 3 v. u. st. Jahre l. Jahren. — S. 133. Z. 13 v. o. st. Advocaten l. Advocaten. Z. 13 v. u. st. schriftliche summarische l. schriftlicher summarischer. — S. 134. Z. 21 v. o. l. Decennium st. Decenium. Z. 4. v. u. st. intervalis l. intervallis. — S. 137. Z. 12 v. u. st. Chr. l. Chr. — S. 139. Z. 21. v. u. st. Interresse l. Interesse. Z. 17 v. u. st. unsere l. unsere.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. August.

Nro. 152. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

The Cyclopaedia of anatomy and physiology edited by Robert Todd. Vol. II. Part IX — XIII. London, Sherwood, Gilbert and Piper. 1837 und 38.

Daß dieſes Wörterbuch den erſten Rang unter ſeines Gleichen einnimmt, haben wir ſchon in der Anzeige des erſten Bandes (Gel. Anz. Bd. V. S. 5. July 1837) bemerkt. Leider ſind die letzten Hefte durch den Tod des Verlegers in ihrer früheren raſchen Folge etwas unterbrochen worden. Vom zweyten Bande ſind bis jetzt 5 Hefte (Part. IX—XIII.) im vorigen und in dieſem Jahre erſchienen, ſie gehen von D (Diaphragm) bis G (Gland). Urſprünglich war das Werk auf 20 parts berechnet, wovon jeder ein Heft von 6 Bogen im größten Oktavformat, mit doppelten Kolumnen und zahlreichen Holzſchnitten, auf das ſchönſte weiße Papier gedruckt, bildet und zu dem ſehr mäßigen Preis von 6 Schilling (3 fl. 36 kr.) zu ſtehen kommt. Nach dem bisherigen Gange dürfte aber das Ganze kaum mit dreyßig Heften zu beendigen ſeyn. Da es lauter Original-Artikel, faſt durchgehends große Abhandlungen, wahre Monographien, und die menſchliche, vergleichende, pathologiſche Anatomie und Phyſiologie in großer Vollſtändigkeit, und zum Theil mit ſehr vielen neuen Bereicherungen giebt, ſo kann die engliſche Medicin ſtolz auf dieſes Nationalwerk ſeyn, gegen welches die ähnlichen Unternehmungen in Frankreich und Deutſchland, nach Inhalt und Form, ſehr zurücktreten müſſen.

Folgende Artikel befinden ſich in den bis jetzt erſchienenen Heften des zweyten Bandes:

Diaphragm von Benſon, kurz, aber genügend, anatomiſch, phyſiologiſch und pathologiſch. — Digeſtion von Boſtack, vorzüglich nach Prout, Beaumont, Tiedemann und Gmelin; die ältere und neuere Literatur ſehr gut benützt, leider aber ohne Rückſicht auf die neueſten Arbeiten in Deutſchland, (Eberle, Müller und Schwann, Purkinje), wodurch eine ganz neue Anſicht in die Lehre von der Verdauung gekommen iſt. Digeſtive Canal, ein ganz kurzer Artikel von R. Grant, worin eigentlich nur die Definition gegeben und dann der Darm der Infuſorien (nach Ehrenberg) genauer beſchrieben wird und der Verf. auf andere Artikel verweiſet. — Echinodermata, mit zahlreichen Holzſchnitten, ausführlich und gründlich von Sharpey bearbeitet. — Edentata, von Th. Bell, wie die früheren Artikel desſelben über Säugethiere, das wichtigſte Anatomiſche dieſer Ordnungen und Abbildungen der Skelete der Hauptformen enthaltend. — Elaſticity, Verfolgung der Elaſticität durch alle Hauptgewebe des Menſchenkörpers, von Brenan bearbeitet. — Elbow, von Hart; ausführliche Beſchreibung der ganzen Ellbogengegend und des Gelenks. — Elbow-Joint, nach den verſchiedenen Krankheiten, die hier vorkommen, pathologiſch-anatomiſch von R. Adams. — Animal Electricity; dieſer ſehr vollſtändige Artikel giebt zugleich Abbildung des Bau's der elektriſchen Organe bey den verſchiedenen Fiſchen und iſt von Coldſtream bearbeitet. Encephalon; hier iſt auf einen ausführlichen Artikel „Nervous Centres“ verwieſen, wo Gehirn und Rückenmark zuſammen abgehandelt werden ſollen. — Endosmosis von Dutrochet; eine gedrängte Ueberſicht der eigenthümlichen Arbeiten des Verfs. über dieſen Gegenſtand. — Entozoa, dieſer vollſtändige und ausführliche Artikel von R. Owen iſt mit zahlreichen Holzſchnitten, die Anatomie der Entozoen betreffend, verſehen, die frey-

lich meist Kopieen nach Cloquet, Nordmann und Anderen sind, aber doch eine brauchbare Uebersicht gewähren; Owen rechnet auch die Spermatozoen hieher und nimmt des Ref. Ansichten über deren Entwickelungsweise an. — Erectile Tissue; das erektile Gewebe, vorzüglich nach Joh. Müller von Hart beschrieben. — Excretion, allgemein physiologisch von Alison. — Extremity, ein vorzüglicher Artikel vom Herausgeber, Prof. Todd. — Eye, dieser Artikel vom Prof. Arthur Jacob in Dublin bearbeitet, ist interessant, weil er eine umfassende Uebersicht der englischen Arbeiten gewährt. Von deutschen Arbeiten, wie von denen Ammon's, Arnolds, Langenbeck's, F. Müller's, Treviranus, Werneck's, Valentin's, ist zwar Erwähnung geschehen, jedoch ohne wirkliche Kenntnißnahme. — Face, anatomisch und physiologisch, mit sehr guten Holzschnitten über die Gesichtsmuskeln, von Partridge. — Fascia, allgemein anatomisch von Todd. — Fat, dieser Artikel über das Fett ist rein chemisch von Brande. — Femoral Artery, ein sehr umfassender, die chirurgische Anatomie der Schenkelarterie gründlich abhandelnder Artikel von Alcock. — Fibrine, chemisch-physiologisch von Brande. — Fibro-Cartilage von Todd. — Fibrous tissue von Grainger; das Feinere über das fibröse Gewebe nicht beachtet. — Fibular artery von Todd. — Fifth pair of Nerves, wie sich in einem Lande, wo Charles Bell auftrat, erwarten läßt, sehr umfassend und ausgezeichnet bearbeitet von Alcock. — Foetus, hier ist in Bezug auf normale Anatomie und Physiologie auf Ovum verwiesen, ein Artikel, der von Thomson gewiß höchst vorzüglich bearbeitet werden wird. Die pathologische Anatomie, „Mißbildungen," ist von Montgomery bearbeitet. — Foot, menschliche Anatomie des Fußes, von Todd. — Foot, pathologische Anatomie (Klumpfuß u. s. w.) von Dodd. — Foot, chirurgisch-anatomisch; Muskelsystem u. s. w. von Dodd. — Fore Arm, chirurgisch-anatomisch; kurz und nicht genügend von Samuel Solly. — Muskeln des Vorderarms von demselben. — Fourth pair of Nerves von S. Solly. — Ganglion, von Grainger; die neueren deutschen Arbeiten über feinere Nerven-Anatomie, Struktur der Ganglien u. s. w. von Valentin, Remak u. A. konnten noch nicht benützt werden, die von Ehrenberg sind angeführt. — Gasteropoda von Rymer Jones, mit zahlreichen Holzschnitten illustrirt. — Gelatin von Brande. — Generation, Organs of, nicht genügend und ohne genauere Kenntniß der neueren wichtigen Arbeiten über den Bau der Geschlechtstheile, ihre Duplicität u. s. w. bey den niedern Thieren; der Vers. dieses Artikels ist ebenfalls Rymer Jones. — Generation, dieser umfassende, an sechzig Seiten füllende Artikel ist einer der ausgezeichnetsten des ganzen Werkes; der Vers. ist Allen Thomson, dessen große Kenntniß der ausländischen, besonders deutschen Literatur hinreichend bekannt ist. Ref., der sich mit diesem Gegenstande so speciell beschäftigt hat, muß dieser Arbeit das größte Lob spenden. — Von dem Artikel Gland von Grainger ist in diesem Hefte erst der Anfang abgedruckt.

Mehrere neue Mitarbeiter sind dem Unternehmen beygetreten und die Liste ist auf dem Umschlag eines jeden Heftes abgedruckt. Auch der Ref. hat seine Theilnahme zugesagt und wird unter mehreren kleineren Artikeln einen ausführlichen über Semen geben, worin alle seine neueren Untersuchungen mitgetheilt werden sollen.

Rudolph Wagner.

On the natural History and Classification of Birds by William Swainson. Vol. I. London. 1836. 365 S. Vol. II. 1837. 398 S.

So unverkennbar Swainson's Talente für Klassifikation sind und so wenig man seinen Arbeiten eine geistreiche Behandlung absprechen kann — wie dieß Ref. schon bey der Anzeige seiner zoologischen Geographie (gel. Anz. October 1836) anerkannt hat — so mangelhaft und verkehrt sind auf der andern Seite seine Richtung und seine Leistungen.

Vorliegender Abriß der Klassification der Vögel, — denn eine Naturgeschichte kann man das Werk nicht nennen, da es bloß der Systematik gewidmet ist —, würde ein höchst brauchbares Hand-

buch seyn, wenn es nicht voll der einseitigen Richtung wäre, die Swainson mit mehreren seiner Landsleute theilt.

Die rein schematische, bey uns glücklicher Weise längst verlassene und hier selbst nur durch Einzelne repräsentirte Systematik, die entsetzliche Vermehrung der Gattungen, werden das Buch für viele unbrauchbar machen. Der Ornitholog von Fach wird jedoch manchfache Belehrung daraus schöpfen; denn Swainson muß im Besitz außerordentlich reicher Hülfsmittel seyn und ist ein höchst vortrefflicher Zeichner. Gerade deshalb ist jene fehlerhafte Richtung recht zu beklagen, weil sonst dem Anfänger die sehr große Zahl herrlicher Holzschnitte, Abbildungen ganzer Vögel, Schnäbel und Füsse von fast allen Gattungen darstellend, ein höchst willkommnes Hülfsmittel wäre und es ist wirklich unbegreiflich, wie für einen so wohlfeilen Preis (6 Schilling das Bändchen) so etwas typographisch Vollendetes hat abgeliefert werden können.

Die Zahl der Gattungen ist ungeheuer und von Swainson auf 745 gebracht worden, von denen er allein gewiß die Hälfte aufgestellt und mit Namen versehen hat.

Da diese Schrift unsres Wissens von keinem deutschen Blatte näher angezeigt wurde, auch Wiegmann in seinem letzten Jahresbericht (s. dessen Archiv 1837. p. 203) angiebt, daß er sie nicht gesehen habe, so mag hier eine kurze Analyse zur Uebersicht dieses neuesten Vögelsystems stehen.

Ord. I. Raptores.

1) Fam. Vulturidae mit 7 Gattungen.
— Falconidae
Subfam. Aquilinae 5 Gatt. (worunter auch Gypogeranus!)
— Cymindinae 6 Gatt.
— Buteoninae 5 Gatt. (Buteo, Milvus etc.
— Falconinae 4 Gatt.
— Accipitridae 4 Gat. (Astur u. a.)
2) Fam. Strigidae mit 10 Gattungen.

Ord. II. Insessores.

Trib. I. Dentirostres.

Fam. Laniadae.
Subfam. Lanianae 5 Gatt. (Lanius etc.)
— Thamnophilinae 4 Gatt.
— Dicrurinae 5 Gatt. (Ocyptorus etc.)
— Ceblepyrinae. 5 Gatt.
— Tyranninae 7 Gatt.

Fam. Merulidae.
Subfam. Brachypodinae. 11 Gatt.
— Myiotherinae 12 Gatt.
— Merulinae 6 Gatt.
— Crateropodinae 9 Gatt.
— Oriolinae 6 Gatt.

Fam. Sylviadae.
Subfam. Saxicolinae 7 Gatt.
— Philomelinae 5 Gatt.
— Sylvianae 12 Gatt.
— Parianae 17 Gatt. (mit Parus, auch Accentor u. a. Gatt.!)
— Motacillinae 5 Gatt. (hier auch Anthus).

Fam. Ampelidae.
Subfam. Leiotrichonae 2 Gatt.
— Vireoinae 4. Gatt.
— Bombycillinae 3 Gatt.
— Ampelinae 5 Gatt.
— Piprinae 5 Gatt.

Fam. Muscicapidae.
Subfam. Querulinae 2 Gatt.
— Psarianae 2 Gatt.
— Fluvicolinae 6 Gatt.
— Muscicapinae 15 Gatt.
— Eurylaiminae 5 Gatt.

Trib. II. Conirostres.

Fam. Corvidae.
Subfam. Corvinae 7 Gatt.
— Garrulinae 3 Gatt.
— Glaucopinae 4 Gatt.
— Coracinae 3 Gatt.
— Frigilinae 1 Gatt. (C. pyrrhocorax!)

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1837.

(Schluß.)

Bartol. Gamba, Delle novelle Italiane in prosa Bibliografia. Firenze 1835. 8.

Tomaso Campanella, Poesie filosofiche. Lugano 1834. 8.

Ugo Foscolo, Saggi sopra il Petrarca. Lugano 1824. 8.

Carlo Goldoni, Drammi e opere. Vol. 1—17. Prato 1823. 8.

J. Bowring, Batavian Anthology. London 1824. 8.

John Bowring, Specimens of the Russian poets. London 1821. 8.

John Bowring, Specimens of the Polish poets. London 1827. 8.

Louis Say, Etudes sur la richesse des nations. Paris 1836. 8.

Revue d'économie politique. 1836. Paris 1836. 8.

J. C. L. Simonde de Sismondi, Etudes sur l'économie politique Vol. 1. 2. Paris 1837. 8.

Lorenzo Martini, Polizia Medica. Capolago 1834. 8.

Polizia economico-medica delle Vettovaglie. Milano 1806. 8.

Giacomo Barzellotti, Polizia di Sanità. Siena 1806. 8.

Carlo Ilarione Petitti di Boreto, Saggio sul buon governo della mendicita, degli istituti di beneficenza e delle carceri. Vol. 1. 2. Torino 1837. 8.

Jeremy Bentham, Constitutional Code. London 1830. 8.

Jeremy Bentham, Papers relative to Codification and public instruction. London 1817. 8.

Jeremy Bentham, The rationale of reward. London 1825. 8.

James Scratchley, The London Dissector. London 1832. 8.

Giovanni Pozzi, La nuova scienza veterinaria. Vol. 1. 2. Milano 1802. 8.

Robert Liston, Elements of Surgery. London 1837. 8.

Jeronymo Joaquim de Figueiredo, Flora pharmaceutica e alimentar Portugueza. Lisboa 1825. 4.

Dr. Chevalley, Description des eaux minéro-thermales et des étuves de l'île D'Ischia. Naples 1835. 8.

J. E. Chevalley de Rivaz, Analyse et propriétés médiciuales des eaux minérales de Castellamare. Naples 1834. 8.

Michael Underwood, a treatise on the diseases of children. London 1835. 8.

James Johnson, The influence of tropical climates on European constitutions. London 1827. 8.

William Heberden, Commentaries on the history and cure of diseases. London 1802. 8.

John Clarke, Commentaries on some of the most important diseases of children. London 1815. 8.

Caleb Hillier Parry, Elements of pathology and therapeutic London 1815. 8.

Henry Parnell, a history of the penal laws against the Irish Catholics. London 1825 8.

Jeremy Bentham, The rationale of punishment. London 1830. 8.

Jacobus Scheltema, Geschiedenis der Heksenprocessen. Haarlem 1828. 8.

Jos. Mellius, Institutiones juris civilis Lusitani. Vol. 1—4. Olispone 1807. 8.

Richard Burn, The justice of the peace and parish officer. Vol. 1—6. London 1837. 8.

Collezione di leggi e regolamenti delle provincie Venete. Vol. 1—20. Venezia 1813—29. 8.

M. Raynouard, Histoire du droit Municipal en France. Vol. 1. 2. Paris 1829. 8.

Jeremy Bentham, Rationale of judicial evidence. Vol. 1—3. London 1827. 8.

Biblia Armenica, veteris et novi testamenti, ed. Jo. Zohrob. Venetiis 1805. 4.

L'Antiquité de l'église de Marseille et la succession de ses évêques. Vol. 1—3. Marseille. 1747. 4.

Fr. Tuzii, Memorie istoriche massimamente sacre della città di Sora. Romae 1727. 4.

Jean de Catellan, Les antiquités de l'église de Valence. Valence 1724. 4.

John Knox, History of the reformation in Scotland. Glasgow. 1831. 8.

J. B. S. Carwithen, The history of the church of England. Vol. 1—3. London 1829. 8.

Wilhelm Broes, De Engelsche Hervormde Kerk. Vol. 1. 2. Delet 1825. 8.

Basilius, Hexameron. Venetiis 1830. 8. (Armenic.)

Jo. Chrysostomi Commentaria ad Evangelium Matthaei. Vol. 1. 2. Venetiis 1826. 8. (Armenic.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. August.

Nro. 153. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Ueber die Lage der Gewerbe in Deutschland und über den Einfluß des Fabrik- und Maschinenwesens auf den wirthschaftlichen, politischen, physischen und sittlichen Zustand der gewerbtreibenden Klassen; von Dr. Friedrich Schmidt. Berlin, 1838. 8. 364 S.

Der Verfasser dieser Schrift anerkennt zwar, daß die ärmeren Klassen der europäischen Bevölkerung heut zu Tage eben so viel, ja mehr Gütergenuß und Bildung haben, als vor 3 — 400 Jahren reiche Leute. Als Ursache führt er die Entwickelung der Technik und die Anwendung großer Kapitale in derselben an, die den Preis vormals theurer Producte so verringerten, daß sie nun auch den Minderbemittelten zugänglich werden. Gleichwohl behauptet er, werde es trotz den immer mehr sinkenden Preisen der Lebensmittel täglich schwerer, sich dieselben zu verschaffen und „inmitten des wachsenden Nationalreichthums nehme auch gerade in den dießfalls belobtesten Ländern die Zahl der Armen und die Zahl der Verbrecher immer zu.“ Diese Widersprüche aufzuklären hat er sich daher in seinem Buche vorgenommen. Er beginnt seine Untersuchung mit einer Zusammenstellung der verschiedenen „Ansichten“ über die gegenwärtige Lage des Gewerbswesens und findet, daß die Einen behaupten, es werde zu viel producirt, was die Preise zu tief drücke, man müsse also weniger hervorbringen, damit man mit mehr Vortheil verkaufe; — wogegen Andere möglichstviel und wohlfeil zu produciren rathen, damit man möglichst viel zu consumiren vermöge. — Hierin, meynt er nun, werde beyderseits zu weit gegangen. Ehe er indeß eine Vermittlung dieser Extreme versucht, hält er für nöthig, eine Erläuterung einiger Vorbegriffe vorauszuschicken, und so finden wir denn Seite 29 — 140 eine ungemein breite Darstellung der Lehre vom Preise der Güter, die wir füglich übergehen können, da sie gar nichts Neues enthält und das Bekannte ohne Schärfe wieder giebt, wie denn z. B. immer von „theuren und wohlfeilen Preisen“ die Rede ist. Hierauf folgt ein Kapitel „über den Einfluß der theuren und wohlfeilen Preise auf den Reichthum und Wohlstand der Völker,“ worin er zuvörderst an dem Beyspiele der Getraid-Production in Frankreich beweiset, daß bey größerer Menge und Wohlfeilheit der Producte nicht bloß die Consumenten sich besser befinden, sondern selbst der Producent Vortheil habe. Rechnet man nämlich *) den eigenen Verbrauch der französischen Landbevölkerung auf 42 Mill. Hectoliter Waizen und war die Gesammterndte 1817: 48 Mill., 1819 63 Mill. Hect., so daß dort 4, hier 21 Mill. Ueberschuß verkäuflich waren, so galten jene bey dem hohen Preise von 42 Fr. per Hectol. nur 260 Mill. Fr., diese bey der niedrigen von 18 Fr. 400 Mill. Fr. Sodann sucht er aus den Daten, welche Baines in seiner Geschichte der britischen Baumwoll-Manufaktur giebt, zu beweisen, daß, um gleichviel Gesammtgewinn zu machen, der Gewerbtreibende heut zu Tage mit mehr Kapital arbeiten müsse als 1814, daß also jetzt nur mehr größere Unternehmungen genügendes Einkommen abwerfen, kleinere daneben zu Grunde gehen. Das Letztere ist aus der Betrachtung eines vorherrschend mit Maschinen arbeitenden Gewerbes

*) Nach Cordier, Memoire sur l'agriculture de la Flandre française. Paris, 1823.

noch nicht allgemein bewiesen; das Erstere aber bedurfte keiner ausführlichen Erörterung, da schon die ungeheuere Zunahme der Baumwoll-Verarbeitung in England den Beweis liefert, daß früher der Unternehmer mehr als üblichen Gewinn gefunden, dieser aber in eben dem Maaße abgenommen haben muß, in welchem weniger neue Kapitale diesem Erwerbzweige zuflossen. Hiernächst läugnet der Verfasser nicht, daß der Lohn der an den Maschinen beschäftigten Arbeiter durchaus gestiegen sey; er meynt aber, der Zustand der Arbeiterklasse sey doch verschlechtert, weil er daneben in einigen andern Erwerbzweigen desto niedriger stehe, und man auf den Gesammtbetrag des Lohns aller Arbeiter sehen müsse, um zu erfahren, ob sich ihr Zustand gebessert habe. (Wenn man nur diesen Gesammtbetrag so leicht anzugeben wüßte!)

Diese Reflexion leitet den Verf. wieder zu einer allgemeinen Betrachtung von Reichthum und Wohlstand zurück, die zu dem längstbekannten Satze führt, daß nicht bloß die Gesammtmasse der Güter, sondern zugleich deren Vertheilung den Wohlstand einer Nation bedinge. Um nun diese Vertheilung zu beurtheilen, betrachtet der Verf. zunächst die Getraidpreise und glaubt daraus, daß sie überall jetzt höher stehen, als zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, so wie aus der Möglichkeit der Verpachtung der Grundstücke schließen zu dürfen, daß sie jetzt die Kosten decken; die Klage der Landwirthe also unbillig sey. Anders verhält es sich, nach seiner Meynung, in den Gewerben. In der Baumwollfabrication sey der Preis der Producte so gesunken, daß er oft gar keinen Unternehmergewinn übrig lasse; und ähnlich werde es wohl in andern Gewerbsarten auch seyn. Allein dieser Schluß ist zu rasch und die Behauptung von der Baumwoll-Manufaktur in England ruht bloß auf unsicheren Schätzungen, aus welchen kein Unbefangener mehr abnehmen wird, als daß dieses Gewerbe im Ganzen erstaunlich angewachsen ist.

Der Verf. ist daher keineswegs berechtigt (S. 194) ohne weiteres als bewiesen vorauszusetzen, daß in allen Gewerben „gleiche, wo nicht noch ungünstigere Verhältnisse“ obwalten. Gleichwohl schreitet er §. 83. sofort zur näheren Erwägung der Klagen über die übeln Zustände, deren Vorhandenseyn eben noch nicht bewiesen ist. Sind doch selbst in England noch dreymal so viel Arbeiter in den Handwerken als in Fabriken beschäftigt. *) Wenn nun auch dort alle Fabriken sich in der Lage befänden, in welcher der Verfasser die Baumwoll-Fabrikation finden will, so wäre damit doch noch immer über den Zustand der eigentlichen Handwerke kein Aufschluß gewonnen.

Von der Baumwollmanufaktur Englands aber auf die Fabriken und Handwerke anderer Länder zu schließen, geht noch weniger an. Indessen folgen wir dem Verfasser weiter. Zuvörderst findet er die Ursache der niedrigen Preise der Producte in der starken Concurrenz der Kapitale, die allmählich den großen Unternehmungen das Uebergewicht geben und mehr und mehr Personen aus der selbständigen Lage verdrängen, und in den Fortschritten des Maschinenwesens, welche die Technik immer abhängiger vom Kapital machen. Das Fabrik- und Maschinenwesen sey zugleich die Ursache der so häufigen Ueberfüllung des Marktes, indem der Fabrikant, um sein Kapital nicht ungenützt zu lassen, oft ohne Bestellung arbeite. Er führt hierauf wörtlich an, was Simond de Sismondi, Villeneuve-Bargemont, Moroques und Mohl neuerlich gegen das Fabrik- und Maschinenwesen vorgebracht, und läßt dann Bemerkungen Brougham's zur Widerlegung jener Vorwürfe folgen. Um indeß die Sache näher zu unterstützen, liefert er einen Auszug aus der Schrift von Baines über die Baumwollmanufaktur in Großbritannien, woraus sich ergiebt, daß der Sachlohn der Spinner, Drucker und Bleicher sich gehoben hat, obwohl fortwährend Verbesserungen an den Maschinen vorgenommen wurden. Daß der Lohn der Handweber dagegen sehr tief steht, ist bekanntlich eine unvermeidliche Folge der Erfindung und Anwendung der Webemaschine, die indeß eben so vorübergehen wird, wie die Brodlosigkeit der Bandweber nach Erfindung des Bandwebstuhls: worauf dann nur mehr

*) J. Marshall, Digest of all the accounts relating to population, production, revenue, financial operations, manufactures etc. of the United Kingdom of Great Britain and Ireland. Lond. 1834. pag. 90.

die vortheilhaften Wirkungen der neuen Erfindung, beſſeres und wohlfeileres Product nebſt höherem Lohne der bey den neueren Vorrichtungen beſchäftigten Arbeiter, ſichtbar ſeyn werden. Uebrigens rührt der üble Zuſtand der Baumwollweber in England vornehmlich von dem Eigenſinne her, mit welchem ſich dieſe Leute großentheils gegen die rechtzeitige Ergreifung eines andern Erwerbes ſträubten und von manchen politiſchen und ökonomiſchen Hinderniſſen, welche einer Aenderung des Erwerbes im Wege ſtehen. Geſunken iſt auch der Lohn in der Bobbinnet-Fabrikation und in der Strumpfwirkerey, und da nun eine Spinnmaſchine ſich verbreitet, welche gar keinen Spinner bedarf, ſo iſt auch in der eigentlichen Spinnerey ein Sinken des Lohns zu befürchten.

Zugleich bemerkt der Verf. nach Ure, daß in den der Fabrikbill unterworfenen Manufakturen auf 151079 männliche und 193544 weibliche Arbeiter die 18jährigen und jüngeren betragen: 72,014 männliche und 85130 weibliche. Er will hieraus ableiten, die Zahl der erwachſenen Arbeiter ſey nicht ſo groß, daß die jüngeren Leute alle Hoffnung hätten, in den Fabriken unterzukommen und fragt, was aus den überzähligen werde?

(Schluß folgt.)

On the natural History and Classification of Birds by William Swainson. Vol. I. London. 1836. 365 S. Vol. II. 1837. 398 S.

(Schluß.)

Fam. Sturnidae.
- Subfam. Sturninae 5 Gatt.
- — Lamprotorninae 2 Gatt.
- — Scaphidurinae 4 Gatt. (Quiscalus etc.)
- — Icterinae 4 Gatt.
- — Aglainae 5 Gatt.

Fam. Fringillidae.
- Subfam. Coccothraustinae 23 Gatt.
- — Tanagrinae 15 Gatt.
- — Fringillinae 18 Gatt.
- — Alaudinae 7 Gatt.
- — Pyrrhulinae 8 Gatt.

Fam. Musophagidae.
- Subfam. Phytotominae 3 Gatt.
- — Musophaginae 3 Gatt.

Fam. Buceridae. 1 Gatt.

Trib. III. Scansores.

Fam. Rhamphastidae 4 Gatt.

— Psittacidae.
- Subfam. Macrocircinae. 4 Gatt.
- — Psittacinae 5 Gatt.
- — Plyctolophinae 4 Gatt.
- — Lorianae 5 Gatt.
- — Platycercinae 5 Gatt.

Fam. Picinae.
- Subfam. Picianae 22 Gatt.
- — Buccoinae 7 Gatt. (hier Picumnus, Pogonias, Yunx etc.)

Fam. Certhiadae.
- Subfam. Certhianae 10 Gatt.
- — Anabatinae 5 Gatt.
- — Sittinae 5 Gatt.
- — Troglodytinae 5 Gatt. (worunter Troglodytes eur. u. Tichodroma!)
- — Buphaginae 2 Gatt.

Fam. Cuculidae.
- Subfam. Cuculinae 5 Gatt.
- — Coccyzinae 5 Gatt.
- — Cratophaginae 6 Gatt.
- — Indicatorinae 2 Gatt. (Indicator u. Opisthocomus.)

Trib. IV. Tenuirostres.

Fam. Meliphagidae 15 Gatt. (hier auch Philedon und Arachnothera!)

— Cinnyridae 5 Gatt.

— Trochilidae 5 Gatt.
- Subfam. Promeropidae 3 Gatt. (Promerops, Upupa, Epimachus.)
- — Paradisiadae. 5 Gatt.

Trib. V. Fissirostres.

Fam. Meropidae 6 Gatt. (mit Coracias.)
— Halcyonidae 6 Gatt. (Alcedo, Tamatia, Monassa, Galbula.)
— Trogonidae 7 Gatt. (auch Prionites.)
— Caprimulgidae 9 Gatt.
— Hirundinidae 4 Gatt. (Hirundo mit Cypselus!!)

Ordo III. Rasores.

Fam. Pavonidae 10 Gatt.
— Tetraonidae 15 Gatt. (mit Perdix).
— Struthionidae 6 Gatt. (worunter Otis und Apterix.)
— Columbidae 15 G. (hieher auch Chionis!!)
— Megapodinae 10 Gatt. (worunter z. B. Menura, Palamedea, Dicholophus, Psophia, Crax!!)

Ord. IV. Grallatores.

Fam. Ardeadae 11 Gatt. (hier beysammen mit Ardea, Ciconia, Platalea, Haematopus).
Fam. Tantalidae 4 Gatt.
— Rallidae 6 Gatt.
— Scolopacidae 13 Gatt. (hier Eurypyga, Tringa, Recurvirostra, Numenius).
— Charadriadae 8 Gatt. (mit Glareola)

Ord. V. Natatores.

Fam. Anatidae.
Subfam. Phoenicoptinae 1 Gatt.
— Anserinae 5 Gatt.
— Anatinae 8 Gatt.
— Fuligulinae 5 Gatt.
— Merganidae 1 Gatt.
Fam. Colymbidae 4 Gatt. (Podiceps, Colymbus, Podoa etc.)
Fam. Alcadae 6 Gatt.
— Pelicanidae 5 Gatt.
— Laridae 13 Gatt. (hier auch Sterna, Phaëton, Diomedea, Procellaria, Dromas).

So bringt also Swainson seine 745 Gattungen unter 5 Ordnungen und 38 Familien mit ihren 70 Unterfamilien.

Vergleichen wir damit die Hauptsystematiker, so finden wir bey Linné zuletzt 904 Arten in 62 Gattungen und 6 Ordnungen vertheilt. Illiger nimmt 7 Ordnungen, 41 Familien, 147 Gattungen an. Cuvier stellt in der letzten Ausgabe seines règne animal 6 Ordnungen auf; als weitere Abtheilung dienen die 109 Hauptgattungen, welche aber zum Theil Familien darstellen. Hiezu kommen noch ungefähr 227 Untergattungen, so daß man im Ganzen etwa 300 Gattungen annehmen könnte; denn es ist schwer, bey Cuvier's Unbestimmtheit in der Nennung und Aufzählung die gleichwerthigen Gruppen herauszufinden. Gleichzeitig mit Cuvier (1829) gab Nitzsch die letzte Uebersicht seines Systems, wo unter den drey großen Gruppen, den Luft-, Erd- und Wasservögeln, die zusammen die erste Hauptabtheilung (Av. carinatae) bilden, sich alle Vögel nur in 22, und mit den Aves ratitae, oder Straußartigen Vögeln, in 23 Familien untergebracht finden.

Man sieht hieraus, wie willkührlich Swainson's Gattungsvermehrung ist; denn wenn man in den letzten 10 Jahren auch eine große Menge Vögel-Arten entdeckt hat, so lassen sich diese doch meist unter bekannte Gattungen bringen und es finden sich unter diesen neuen Arten sicherlich keine zwanzig, welche als Typen neuer Gattungen dienen können.

Wie wünschenswerth es sey, daß ein Naturforscher von Fach — nicht ein bloßer Dilettant — sich der Ornithologie annehme und ein Systema avium lieferte, dazu giebt Swainson's Arbeit einen neuen Beleg. Es müßte aber ein Deutscher seyn; denn wenn die englischen und französischen Ornithologen Naumann's großes Werk über die deutschen Vögel, so reich an Beobachtungen, so ausgezeichnet durch die anatomischen Zugaben des seel. Nitzsch, nicht einmal kennen, geschweige denn benützen, so haben sie den Stab über sich selbst gebrochen. R. W.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. August.

Nro. 154. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Ueber die Lage der Gewerbe in Deutschland und über den Einfluß des Fabrik- und Maschinenwesens auf den wirthschaftlichen, politischen, physischen und sittlichen Zustand der gewerbtreibenden Klassen; ꝛc.

(Schluß.)

Indeß übersieht er, daß sehr viele von den in Fabriken beschäftigten Kindern später in andere Erwerbsarten, namentlich in Handwerke und in den Landbau übergehen, daß Viele unters Militär treten, so wie daß nicht alle Mädchen unverheirathet bleiben und nicht alle verheirathete noch fortwährend in Fabriken arbeiten. Daß er endlich die Zunahme der Armentaxe bis 1833 (seit dieser Zeit scheint der Verf. nichts weiter hierüber gehört zu haben) dem Fabrikwesen zuschreibt, ist einer der groben Irrthümer, den er mit vielen unserer Landsleute theilt. Wenn er sich auch nicht die Mühe nehmen wollte, den Report über die Untersuchung des Armenwesens von 1833 und die seither erschienenen Jahresberichte über die englische Armenpflege zu studiren, so konnte ihn schon ein flüchtiger Blick in eine englische Armentafel überzeugen, daß der Pauperismus vorherrschend den Landbau-Districten angehört. Daß er übrigens weit mehr in einer Mißanwendung ursprünglich zweckmäßiger Gesetze über die Armenversorgung als in der wirklichen Arbeitslosigkeit des gemeinen Volks in England seinen Grund hatte, ist bekannt und erhellet am besten aus den Resultaten der neueren Einrichtung der Armenpflege. *) In Bezug auf die Verarmung des Departement du Nord in Frankreich, die nach der Behauptung von Villeneuve-Bargemont von der Baumwollfabrikation herrührt, hat Referent bereits früher (Berliner Jahrbücher 1835. August) bemerkt, daß wenn die Baumwollen-Manufactur allein die Ursache wäre, Elsaß sich nicht bey eben der Fabrication wohlbefinden könnte. Wer wird übrigens läugnen, daß in einzelnen Gewerben vorübergehend zuviel producirt werden könne, was den Unternehmer mit Schaden zur Beschränkung seines Geschäftes zwingt und auch auf die Arbeiter nachtheilig einwirkt? Aber ist dieß nicht zu jeder Zeit bey allen Handelsgewerben der Fall gewesen? Ja haben sich nicht selbst einzelne Ortsgewerbe oft genug in dieser Lage befunden?

In Nürnberg führen noch zwey Gassen den Namen der Beckenschlager-Gassen, obgleich seit Menschengedenken das Gewerbe aufgehört hat. Als man in der Revolution in Frankreich Husaren-Uniformen unnöthig fand, wurden mehrere Husarenknopfmacher in Nürnberg brodlos. Diese beyden Gewerbe waren als einfache Handwerke betrieben. Wenn die Producenten und nicht die Consumenten die Hauptpersonen bey der Production wären; wenn jene ein Recht hätten, zu produciren, was und wie theuer sie wollten, und nicht vielmehr die Consumenten das Recht, zu bestimmen, was sie verbrauchen und wie hoch sie das Begehrte lohnen wollen; so konnten die Friseure zu Anfang dieses Jahrhunderts mit aller Billigkeit auf Fortdauer ihrer Fabrication auf den Köpfen der Honoratioren durch ganz Europa dringen und wir müßten noch immer Zöpfe tragen und unser wohl eingefet-

*) Nach dem Third annual report of the poor law commissioners for England and Wales. London 1837. pag. 310 bedurfte man in England und Wales 1833/34 noch pr. Kopf der Bevölkerung 9 sh. 1 dl. Armensteuer, 1836/37 nur mehr 5 sh. 10 dl.

tetes Toupé mit Puder bestäuben lassen. Oder ist die Frage, ob man Spitzengrund oder andere Gewebe zur Verzierung anwenden, ob man Baumwoll- oder Leinzeuge, Woll- oder Seidenzeuge tragen soll, im Wesentlichen eine andere als die Frage um den Haarzopf? Wenn der Lohn der Spitzengrundweber oder der Baumwollweber so abnimmt, daß sie nicht mehr leben können, so ist dieß ein Zeichen, daß sie zu unbedachtsam ihre Zahl haben anwachsen lassen, daß die Consumenten ihren Dienst in solchem Umfang nicht bedürfen. Hieran ist das Maschinenwesen nicht Schuld, sondern der Leichtsinn mit dem sie, ohne auf etwas weiteres zu denken, diesem einseitigen Erwerb sich in die Arme geworfen. Der Bobbinnett-Stuhl hat es zuerst möglich gemacht, Spitzengrund zu weben, und er gewährte Anfangs den höchsten Lohn; kann man es der Maschine zuschreiben, wenn der gedankenlose Zudrang der Arbeiter in diese Fabrication nunmehr den Lohn sehr tief herabgedrückt hat? Sollen die Consumenten die Waare theurer zahlen, damit diese noch länger in gleichem Leichtsinn verharren? Als die Bobbinnett-Maschine erfunden war, entstand allgemeine Klage, die Spitzenklöppler seyen verloren. Dieß hat sich nicht bestättigt; dagegen soll nun diese Maschine eben die Arbeiter zu Grunde richten, denen sie einen ganz neuen Erwerb verschaffte! Nicht über die Fabriken und Maschinen muß man in einem solchen Falle klagen, sondern über den Mangel an sittlicher und wirthschaftlicher Haltung unter der Arbeiterklasse.

Wie kann man vollends einen so absurden Satz aufstellen, wie der ist, mit welchem der Verfasser seine dießfallsige Betrachtung schließt (S. 275):

„Daß die in gewerblicher Rücksicht gemachten Fortschritte einen um so nachtheiligeren Einfluß ausüben, je mehr sich ein Gewerbszweig ausgebreitet hat.“ Er deutet zu dessen Beweis nochmals auf die Baumwollenfabrikation im Departement du Nord in Frankreich hin; allein nicht die Fabriken und Maschinen, sondern der Unverstand und die Eitelkeit der napoleonischen Regierung, die um jeden Preis Baumwoll-Manufacturen in einem Lande haben wollte, das um 100 Prct. theurer producirte als England, sind die wahre Ursache, wenn die französische Bauwollfabrication siech ist. Ihren einheimischen Markt hat sie längst ausgefüllt und zur Ausfuhr sind einige ihrer Fabricate nur mittels der Prämie geeignet, die der Staat bewilligt. So muß denn allerdings jeder zufällige Ueberschuß an solchen Producten, die keinen Ausweg ins Ausland haben, eine Stockung der Production bewirken, die am Ende auch den Lohn drückt.

Uebrigens haben wir schon bemerkt, daß das Fabrikwesen hier um so weniger allein Schuld seyn kann an der Verarmung der Arbeiter, als die Baumwoll-Manufactur in und um Mühlhausen aufs Beste gedeiht. Wollte man dem angeführten Satze des Verfassers seinem Wortlaute nach Folge geben, so müßte man rathen, alle Mühlen zu zerschlagen und Mehl zwischen Steinen mit den Händen reiben zu lassen; das Drucken mit dem Abschreiben der Bücher zu vertauschen; das Gewebe des Webstuhls durch die geflochtenen Matten der Wilden zu ersetzen; die Arbeitsthiere davon zu jagen und ihr Futter auf Arbeiter zu verwenden, welche Pflug und Wagen zögen. Ja eigentlich ersparen gerade diese beyden Maschinen am meisten Hände und sie waren zu ihrer Zeit Fortschritte, die sich stärker ausbreiteten und mehr Hände entbehrlich machten, als irgend eine andere seitherige Erfindung: consequent müßte man auch sie verbrennen und die Waaren durch Menschen hin und her schleppen, das Land mit dem Spaten bauen lassen, der selbst seinem Erfinder einen höchst unbilligen Vorzug vor denjenigen gegeben hatte, die ihren Fleck Land mit den Händen aufscharrten, also gleicherweise weggeworfen werden müßte, wenn man wirklich auf alle die Fortschritte der Technik verzichten wollte, „die sich am meisten ausgebreitet haben.“

Wir wissen wohl, der Verf. meynt es so arg nicht. Dergleichen Sätze sind gewöhnlich nur der Widerhall von Meynungen, die sich aus vorübergehenden Erscheinungen bilden und bald eben so gleichgültig vergessen werden, als man sie leichtsinnig ausgesprochen hat. Doch darf man nicht unterlassen, manchmal dem gesunden Menschenverstand wieder seinen Platz zu vindiciren.

Nicht die Maschinen, nicht die Vermehrung der Großgewerbe trägt die Schuld, wenn die Ar-

beiterklasse irgendwo sich übel befindet, sondern der Leichtsinn, der in ökonomischer und sittlicher Beziehung unter den Arbeitern herrscht und der gänzliche Mangel an Vorsorge für die Klasse der Fabrikarbeiter bey den Regierungen. Wenn die Fabrikarbeiter hohen Lohn vergeuden, ohne zu bedenken, daß sie im Alter, zur Zeit einer Gewerbestockung oder Behufs der Ergreifung eines andern Erwerbs einen Nothpfenning aufsparen sollten, so ist daran das Fabrik- und Maschinenwesen eben so wenig Schuld, als die Branntweinfabrikation an den häufigen Todesfällen, welche das Branntweintrinken in Rußland zur Folge hat. Wenn Kinder und junge Leute durch zu lange Arbeitszeit in Fabriken an der körperlichen Entwicklung und dem Erwerb der Bildung gehindert werden, die ihnen nicht bloß als Menschen, sondern selbst für ihr Fortkommen nöthig ist; wenn sich die ganze Klasse der Fabrikarbeiter durch diese Aufreibung der edelsten Jugendkraft in ein grämliches, mattes Geschlecht verwandelt, das vielleicht eben so lang lebt, als andere Menschen, doch entschieden den Zweck des Lebens über der Sorge ums Leben verfehlt, so sind daran Fabriken und Maschinen völlig unschuldig. Eben so wenig darf man das Fabrikwesen anklagen, wenn Vergehen und Verbrechen in Fabrikgegenden mit der Ausbreitung der Manufacturen zunehmen. Sie tragen die Schuld, welche es übersehen, im Anfang, wenn Fabriken entstehen, diejenigen Garantien für den ökonomischen Sicherstand, die Gesundheit und Sittlichkeit der Arbeiter zu verlangen, welche, wenn sie nicht tief im Interesse des Arbeiters selbst begründet wären, der Staat im Namen der Nation, die Gesellschaft im Namen der Menschheit zu fordern berechtiget ist.

Der Verfasser hat sich nach dem Titel vorgenommen, über die Lage der Gewerbe in Deutschland zu schreiben. Indeß bis zu Seite 303 ist von Deutschland in seinem Buche nirgend die Rede. Bis dahin spricht er fast bloß von England und da er hierbey außer der Schrift von Baines durchaus nur französische Schriften anführt *), so dürfen wir wohl sagen, er sey auch in dieser Beziehung ohne genügende Vorbereitung ans Werk gegangen und habe den Leser, der dem Titel gemäß, Belehrung über „die Lage der Gewerbe in Deutschland“ sucht, völlig zum Besten. Denn daß er endlich im 16. Kapitel „Aussichten für Deutschland in Bezug auf das Fabrik- und Maschinenwesen“ verspricht, ist kein Ersatz; und man wird es nicht gründlich finden, daß der Verfasser, ehe er nur ein Wort von diesen deutschen Gewerben selbst gesprochen, schon von ihnen aus ins Weite sieht. Vielleicht befinden sie sich so wohl, daß es sich eher darum handelte, fest zu halten, als weiter zu sehen. Die Aussicht des Verfassers ist nun, „daß wir dem Pauperismus um so weniger entgehen werden, je mehr die Menge von Actien-Unternehmungen, und die Menge von Eisenbahnen, welche theils schon im Baue begriffen sind, theils aber auch erst vorbereitet werden, gleichzeitig mit einer Menge Unternehmungen anderer Art zusammentreffen, so daß, wenn diese Unternehmungen gleichzeitig und schnell durchgeführt werden, die Folgen in dieser Beziehung nicht lange auf sich warten lassen dürften.“

Was muß es nicht für ein Trost seyn für manche Leute, hier schwarz auf weiß in Berlin gedruckt zu lesen, daß uns die Eisenbahnen und die vielen Unternehmungen anderer Art die englische Krankheit des Pauperismus bringen! Leider sagt aber der Verfasser nicht, in wie ferne Actien-Unternehmungen an sich diese Wirkung haben, und welche „Unternehmungen anderer Art“ gemeynt sind, verschweigt er gänzlich. Bloß von Eisenbahnen wird §. 118 allerley hin und her geredet; wobey der Verfasser über Hansemann's ungemein gründliche Schrift mit der leeren Phrase abspricht „er möchte die Vortheile der Eisenbahn nicht allzu hoch, am wenigsten so hoch, wie Hansemann anschlagen.“

Zum Schluße verspricht der Verf. die Vorschläge zu prüfen, welche von mehreren Schriftstellern zur Verbesserung des Zustandes der Arbeiter gemacht worden, wobey von Sismondi allein zwanzig Seiten wörtlich eingerückt werden. Allein von einer Prüfung dieser Excerpte finden wir nichts, vielmehr wendet sich das Buch unvermuthet schnell zum Ende, indem der Verf. demjenigen beystimmt, was man seit längerer Zeit in Deutschland zur

*) Vornehmlich Moroques und Villeneuve-Bargemont, von deren Oberflächlichkeit ich in den Berliner Jahrb. 1835. August, Zeugniß gegeben habe.

Sicherung der Fabrikarbeiter vorgeschlagen hat und was auch hier und da von deutschen Fabrikbesitzern bereits in Ausführung gebracht ist, nämlich: Beschränkung der Arbeitszeit nach Verhältniß des Alters, Sicherung der Lohnzahlung ohne wucherischen Abzug, Aufklärung der Arbeiter über den Zusammenhang ihres Interesses mit dem des Fabrikherrn; Errichtung von Sparkassen; Erleichterung des Ankaufs kleiner Grundstücke; Unterricht der Jugend. Damit meynt der Verf. sey „so ziemlich alles gethan, was zu thun nöthig ist."

F. B. W. Hermann.

Trades, Unions and Strikes. (Arbeiter-Verbindungen und Weigerung zu arbeiten.) Edinburgh Review, April 1838. pag. 208—259.

Wie nöthig es ist, daß eine Regierung jeden Vorgang im bürgerlichen Leben beobachte und Uebelständen im Entstehen zu begegnen suche, davon geben die unter den Gewerbsarbeitern in Großbritannien und Irland gegenwärtig bestehenden Verbindungen und ihr Wirken einen schlagenden Beweis. Völlig natürlich und unbedenklich scheint es auf den ersten Blick, daß die Genoßen desselben Erwerbs sich zur Wahrung und Verfolgung ihrer Interessen vereinigen; und doch ist aus den Verbindungen der englischen Fabrikarbeiter allmählig ein Zustand der untern Volksklassen in einzelnen Erwerbszweigen und Gegenden hervorgegangen, der nicht bloß das häusliche Leben und die Sittlichkeit der Arbeiter zu zerrütten, sondern der öffentlichen Sicherheit und dem Staate selbst gefährlich zu werden droht. Wiewohl in Deutschland ähnliche Erscheinungen noch nicht vorgekommen sind, am wenigsten bey uns in Bayern, wo man erst anfängt, auf größere Fabrik-Unternehmungen zu denken, so scheint es doch rathsam, die wichtigen Erfahrungen, welche das große Fabrikwesen Englands hier darbietet, nicht unbemerkt zu lassen.

Würde sich ergeben, daß es die Gesetzgebung Englands bey der Entstehung größerer Gewerbs-Unternehmungen in ihrer Gewalt hatte, dem natürlichen Streben der Arbeiter, ihren ökonomischen Zustand zu sichern und zu verbessern, mit Einrichtungen entgegen zu kommen, welche dieses Streben zu unterstützen, zu regeln und vor Ausschweifungen zu bewahren vermochten, so wäre es bey uns gerade recht an der Zeit, die Verwirrung zu erwägen, welche entstehen kann, wenn man einzelne Volksklassen ohne schützende Garantie ganz sich selbst überläßt. Eben jetzt werden, dem Vernehmen nach im südlichen Bayern einige große Spinnereyen und Webereyen errichtet. Indem diese neue Arbeits-Gelegenheit darbieten, vornehmlich fürs weibliche Geschlecht und für jüngere Personen, so können sie anfangs auf den Zustand der Arbeiterklasse nur vortheilhaft wirken. Der durchschnittliche Erwerb einer Familie vermehrt sich, wenn auch die Kinder etwas beytragen und die Familien können besser leben. Da der gemeine Mann selten weiter hinaus oder auf edlere Bedürfnisse und Pflichten denkt, so hat dieß gewöhnlich zur Folge, daß die Erwachsenen etwas mehr Getränk und etwas bessere Nahrung genießen, ohne daß die mit zum Erwerb beytragenden Kinder darum besser gehalten würden und geschieht es auch, so äußert es sich darin, daß man auch ihnen allerley Genüße gestattet, welche sie besser später oder gar nicht kennen lernten. Zugleich wird die Erleichterung, welche durch den Erwerb der Kinder in der Unterhaltung einer Familie eintritt, neue Niederlassungen veranlassen, bey welchen, wenn auch der Erwerb der Aeltern nicht ausreicht, auf den Lohn der Kinder, als auf einen sichern und nothwendigen Beytrag zum Unterhalt der ganzen Familie, gerechnet wird. Damit verbraucht dann gewißermaßen die gegenwärtige Generation die Jugendkraft der künftigen. Es ist daher nothwendig, nicht den ganzen Erwerb der Kinder den Aeltern zufließen zu lassen, sondern einen Theil davon den jungen Leuten aufzubewahren und zu verzinsen, bis er zur Förderung ihres weitern Fortkommens oder für ein anderes dringendes Bedürfniß derselben verwendet werden kann.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. August.

Nro. 155. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Trades' Unions and Strikes. (Arbeiter-Verbindungen und Weigerung zu arbeiten.) Edinburgh Review, April 1838. pag. 203 — 259.

(Fortsetzung.)

Auf ähnliche Weise ist es nicht zu billigen, wenn der junge und kräftige selbständige Fabrikarbeiter so lange er unverheirathet ist, seinen ganzen Lohn verbraucht, während dieser ausreichen würde zur Ansammlung eines kleinen Kapitals, daß den Arbeiter bey seiner Verheirathung oder, wenn er unverheirathet bleibt, im Alter zu erleichtern vermöchte. Besonders wichtig ist dieß in Bezug auf die weiblichen Arbeiter, die bey gehöriger Beschränkung bis zu ihrer Verheirathung sich eine kleine Summe anzusammeln vermöchten. Ein Kind, das mit 11 Jahren in eine Fabrik eintritt, kann bey täglich 12 — 15 kr. Lohn täglich 4 kr., jährlich ungefähr 20 fl. ansammeln. Bis zum Ende des 15ten Jahres kann es dann 80 — 86 fl. besitzen. Ist es ein Knabe, der sofort die Fabrik verläßt, so hat er genug, um das Lehrgeld in irgend einem Gewerbe zu zahlen, und auf solche Art verwendet, kommt das Ersparniß dem Knaben und seinen Aeltern zugleich zu Gute.

Ist es ein Mädchen, die bis zum 21 Jahre in der Fabrik bleibt, vom 16ten Jahre an aber bey 20 — 24 kr. Lohn nur mehr täglich 2 kr. zurücklegen kann, (weil sie nun selbständig für sich sorgen muß,) so vermehrt sie doch jene 86 fl. mit neuem Ersparniß und Zinsen um ungefähr 74 fl. und sie hat am Ende des 21ten Jahres 160 fl. Ein junger Arbeiter, der 36 — 48 kr. Lohn bezöge, könnte wohl 4 — 8 kr. täglich zurücklegen und auf solche Weise bis zu seinem 30ten Jahre eine Summe von 360 fl. besitzen, welche bey seiner Verheirathung zum Ankauf eines Grundstückes hinreichte, dessen Ertrag forthin seinen Erwerb als Fabrikarbeiter ergänzte und ihn in Stand setzte, seine Familie ordentlich zu ernähren. Und selbst wenn die Fabrikarbeit aufhörte, wären solche Arbeiter durch ihre Ersparnisse wenigstens auf so lange gegen Noth geschützt, bis sie einen andern Erwerb fänden. Während man übrigens auf solche Art für das Wohlbefinden der Arbeiter wirkt, gewinnt zugleich der Fabrikbesitzer ungemein, indem die Arbeiter mit ihrem Interesse an den Fortbestand und das Gedeihen des Unternehmens gebunden werden. Man darf aber nicht erwarten, daß die Aeltern, welche ihre Kinder in Fabriken arbeiten lassen, freywillig gestatten, einen Theil des Lohns den Kindern aufzusparen, und eben so wenig, daß junge selbständige Arbeiter genug Selbstbeherrschung besitzen, um einen Theil ihres Lohns dem augenblicklichen Verbrauch zu entziehen. Es muß dieß unter die Bedingungen gehören, unter welchen sie allein in der Fabrik Arbeit finden; und da man sich hiebey nicht auf die Einsicht und den guten Willen der Fabrikherren verlassen kann, so muß der Staat eingreifen, und gleich bey Ertheilung der Erlaubniß zu dem Unternehmen den Fabrikherrn anweisen, einen Theil des Lohns in der angegebenen Weise zurückzubehalten und monatlich in die nächste Sparkasse auf den Namen des Arbeiters einzulegen. Zugleich muß Vorsorge getroffen werden, daß die Kinder bey mäßiger Arbeitszeit ordentlichen Schulunterricht erhalten, bis sie sich zur Ergreifung irgend eines Erwerbes entscheiden, und daß von da an die in den Fabriken verbleibenden männlichen Arbeiter Gelegenheit haben, Sonntags Nachmittags im Zeichnen und andern Gegenständen, die

zu ihrem bessern Fortkommen dienen können, unentgeltlich Unterricht zu bekommen; daß die Erwachsenen beyder Geschlechter in verschiedenen Arbeitsräumen beschäftigt sind, und daß die Arbeiter in der Nähe der Fabrik zu billigen Preisen ordentliche Speisen und Getränke haben können. Besonders wichtig ist die Feststellung des Lohns. Hat hier der Fabrikbesitzer völlig freye Hand, so sucht er mehr und mehr am Arbeiter zu gewinnen. Wie wenig dagegen die Arbeiter durch Verabredungen sich schützen können, wird sich unten zeigen. Es scheint daher nöthig, die Billigkeit der Arbeitszeit und des Lohns zu überwachen, und insbesondere auf den Fall einer Gewerbsstockung oder einer gänzlichen Auflösung der Fabrik für anderweitigen Erwerb der Arbeiter zu sorgen. Vielleicht wäre es zweckmäßig, die Fabrikherren zu veranlassen, jedem Arbeiter, der eine gewisse Zeit lang bey ihm arbeiten würde, eine Prämie auszusetzen.

Diese Aufsicht und Vorsorge für die Arbeiter würde an jedem Orte am Besten einigen verständigen und gemeinsinnigen Bürgern unter Obhut der Polizeybehörde aufgetragen; in ähnlicher Weise, wie es bey der Armenpflege geschieht und wir möchte, kaum eine andere öffentliche Thätigkeit, die wohlthätiger auf das bürgerliche Leben einwirken möchte, als eine solche Curatel über die Fabrikarbeiter. So überwacht, ist nicht zu fürchten, daß diese je in üblere Lage kommen, als andere gemeine Arbeiter, vielmehr darf man erwarten, daß sie, weil in regelmäßigem Verdienst, bald den wohlhabenderen Theil der Arbeiterklasse bilden werden.

Wenn freylich statt dieser Vorsorge von Seite des Staates der Arbeiter ganz sich selbst überlassen ist; wenn er, statt an Häuslichkeit sich zu gewöhnen, jeden Tag verbraucht, was er jeden Tag einnimmt, ohne die stärkeren Bedürfnisse des verheiratheten Standes oder des Alters zu bedenken, so muß man sich nicht wundern, wenn nach kurzer Prosperität, die der reichlichere Verdienst bringt, eine an Völlerey gewöhnte, dem häuslichen Leben entfremdete Masse von Leuten die Fabriken umgeben, die sich allmählig desto schlechter befinden, je mehr leichtsinniges Heirathen die Zahl der Köpfe mehrt, die sich dem Fabrikverdienst zudrängen. Aber dann muß man auch so billig seyn, nicht über die Fabriken, sondern über die Vernachlässigung der Pflicht zu klagen, welche den Regierungen gegen die Volksklassen obliegt, die zu wenig sittliche Haltung und ökonomische Mittel besitzen, um sich ohne äußern Beystand in gedeihlicher Lage zu erhalten.

Wie tief die Arbeiterklasse das Bedürfniß empfindet, ihren Erwerb zu sichern und zu regeln und wie nothwendig es ist, diesem Bedürfniß zur rechten Zeit entgegen zu kommen, lehren am besten die englischen Arbeiterverbindungen.

Als in den Jahren 1348 u. 1344 eine Pest England so entvölkert hatte, daß der Lohn aller Arbeiter bedeutend stieg, regulirte das Parlament im Jahre 1350 den Lohn nach den früheren Sätzen. Nach mehreren ähnlichen Gesetzen wurde 1425 den Maurern verboten, durch Verbindungen Lohnerhöhung zu erzwingen. Gleichwohl suchten es von Zeit zu Zeit die Arbeiter einzelner Gewerbe, durch Verabredung, Niederlegung der Arbeit und Abhaltung anderer von den Werkstätten den Lohngebern hohen Lohn abzutrotzen; da diese Versuche meist die öffentliche Ruhe störten, so wurden im Jahre 1799 alle Arbeiter-Verbindungen, jede Störung der Arbeit durch Ueberredung, gewaltsame Abhaltung ꝛc. mit Strafe belegt. Daß gewaltsame Störung der Arbeit verpönt wurde, war nothwendig; daß aber in einem Lande, wo Vorsorge der Regierung für die Erwerbtreibenden nicht besteht, sondern das Fortkommen der freyen Thätigkeit eines Jeden weit mehr überlassen ist, als auf dem Continente, auch alle Verbindung der Arbeiter zur Verfolgung ihrer Interessen in friedlicher Weise bey 2 — 3monatlicher Gefängnißstrafe verboten wurde, erscheint zu hart, wenn man bedenkt, daß Verabredungen der Meister zur Lohnminderung nur mit 20 Lst. Strafe belegt waren. Wirklich blieb auch das Gesetz fast ohne Erfolg; vornehmlich weil Niemand leicht als Zeuge gegen die bestehenden Verbindungen aufzutreten wagte: ja gegen das Jahr 1820 hin vermehrten sich die Arbeiter-Verbindungen und die gewaltsamen Maßregeln derselben gegen Lohngeber und gegen concurrirende Arbeiter in so bedenklicher Weise, daß 1824 eine Parlaments-Commission zur Untersuchung des Uebels ernannt wurde. Hier zeigte sich denn, daß alle diese Verbindungen nicht bloß durch das friedliche Mittel der Arbeits-Verweigerung

ihren Lohn hoch zu halten oder zu erhöhen, die Zahl der Arbeitsstunden zu fixiren und die Zulassung neuer Arbeiter und Lehrlinge in die Fabriken zu beschränken suchten, sondern daß sie zur Abhaltung fremder Arbeiter Geschenke, Drohungen, körperliche Mißhandlung, unter andern Beschüttung mit Schwefelsäure, ja selbst Mord anwendeten und daß sie unnachgiebigen Fabrikherren sehr oft Maschinen und Gebäude zerstörten. Die Commission trug darauf an, alle Verabredung sowohl der Lohngeber als der Arbeiter über die Wahrung ihrer Interessen frey zu geben, dabey aber denen allen Schutz angedeihen zu lassen, welche sich solchen Verbindungen nicht anschließen wollten, mindestens durch Abkürzung des gewöhnlichen Strafprozesses. *) In dieser Art kam denn auch 1824 eine Acte zu Stande. Seit dieser Zeit haben sich, wie zu erwarten stand, die Arbeiterverbindungen vervielfältigt, im Innern weiter ausgebildet und eine erstaunliche Macht durch das ganze Land gewonnen. Ihre Einrichtung ist im Allgemeinen folgende. Alle oder nur die Hauptarbeiter (z. B. bey der Baumwollenspinnerey bloß die Spinner) bilden eine Korporation unter gewählten Vorständen, die mit despotischer Gewalt versehen sind. Meist scheiden sie sich in 2 — 3 Klassen, Gesellen oder ausgelernte Arbeiter und Lehrlinge (skilled workmen und apprentices). Jedes Mitglied zahlt ein Eintrittsgeld und einen wöchentlichen Beytrag von 2 1/2 — 5 Schilling, und leistet einen Eid auf unbedingten Gehorsam gegen die Vorstände und Geheimhaltung ihrer Beschlüsse. Die Aufgabe der Verbindung ist: den Lohn hoch zu halten, oder zu erhöhen und die Arbeitszeit möglichst zu beschränken. Dazu treffen sie folgende Anordnungen: 1) Sie suchen ihre eigene Anzahl möglichst klein zu erhalten, indem sie den Zutritt neuer Arbeiter durch hohe Gebühr beschränken, und demjenigen, der aus der Verbindung scheiden und auswandern will, ja selbst dem, der Andere hiezu veranlaßt, eine Prämie zahlen. 2) Die Lohngeber dürfen nur eine gewisse Anzahl Lehrlinge halten und keinen aufnehmen, der der Verbindung mißfällt; sie dürfen keine Arbeiter einstellen, die der Verbindung nicht angehören; sie müssen den Lohn nach einer ihnen vorgeschriebenen Skala zahlen und dürfen ihn nicht ohne Einwilligung der Verbindung herabsetzen; sie müssen die Arbeitszeit in gleicher Weise regeln und Aufseher, die der Verbindung mißfallen, sogleich entlassen. Hie und da verlangen sie auch, daß die Meister bloß solche Arbeiter einstellen, die der Verbindung angehören und gerade brodlos sind. Fügen sich die Meister dieser Anordnung nicht, so erhalten sämmtliche Mitglieder der Verbindung den Befehl, zu einer bestimmten Stunde die Arbeit niederzulegen (to strike) und mit ihnen ist natürlicherweise dann auch gewöhnlich eine große Zahl von Hilfsarbeitern fortzuarbeiten ausser Stande (so müssen mit den Spinnern die übrigen, meist weiblichen Arbeiter und Kinder, die Fabriken verlassen.) Damit aber die Fabrikanten verhindert werden, Arbeiter von andern Orten oder Erwerbsarten zu nehmen, umstellen sie die Werke mit Wachen, und suchen die herankommenden Arbeiter durch Abmahnung und wohl auch durch Zahlung einer Entschädigung für die Reise abzuhalten; gelingt es ihnen nicht, auf solche Weise den Betrieb des Geschäftes zu verhindern, so brauchen sie Gewalt. Sie brechen in die Fabriken ein und zerschlagen die Maschinen; die Arbeiter werden in ihren Wohnungen und auf öffentlicher Strasse überfallen und mißhandelt und „zur Abschreckung“ einer oder der andere mit Schwefelsäure beschüttet, was sehr oft schauderhafte Verstümmelungen zur Folge hatte; ja mehrmals sind Ermordungen vorgefallen, worunter die letzte 1837 in Glasgow am hellen Tage in einer frequenten Strasse durch förmlich gedungene Mörder, wie die hierüber geführte Criminal-Untersuchung zeigte. *)

Während der Strike dauert, leben die Mitglieder von dem, was sie in die Gesellschaftskasse zusammengeschossen haben. Geschah der Schlag nur gegen einzelne Fabriken des Gewerbs, dem die Ar-

*) Selection of reports and papers of the House of Commons. Vol. 18. London 1856. Nr. 437: Report from the Select Committe an Combination Laws (1825). u. Nr. 417: Minutes of Evidence taken before Select Committee on Combination Laws (1825).

*) Report of a trial of Thomas Hunter, Perter Hachet etc. operative Cotton-Spinners in Glasgow before the High Court of Justiciary at Edinburgh Janr. 3, 1838 etc. for the crimes of illegal conspiracy and murder by A. Swinton. 8. Edinb. 1838.

beiterverbindung angehört, so daß nur ein Theil der Arbeiter auſſer Arbeit tritt, so kann der Fabrikant ihnen nicht widerstehen, da hier die Arbeiter aus dem fortgehenden Lohne ihrer Genoſſen leicht erhalten werden. Sie ſiegen hier um ſo leichter, als ſie gewöhnlich die Arbeit in einer Zeit niederlegen, wo ſie wiſſen, daß dem Lohngeber dringend daran gelegen iſt, fortzuarbeiten, z. B. wenn er große Beſtellungen hat, oder ſtarke Wechſel auf ihn gezogen ſind. Freylich hat dieß nicht ſelten den Bankrutt des Fabrikanten zur Folge, woraus dann für die Arbeiter ſelbſt der größte Nachtheil hervorgeht. Iſt aber der Kampf mit der Geſammtheit der Fabriken, welche die verbundenen Arbeiter beſchäftigen, ſo daß dieſe von ihrer bisherigen Erſparniß leben müſſen, ſo müſſen ſich gewöhnlich die Arbeiter am Ende aus Mangel an Unterhalt zu billigen Bedingungen verſtehen.

Faſt unglaublich iſt es, welcher Entbehrung in dieſem Falle die vereinigten Arbeiter ſich unterwerfen müſſen; bis auf wenige Pfenninge kommt am Ende die Unterſtützung herunter, die ſie aus der Geſellſchaftskaſſe beziehen können, und völlig der öffentlichen Wohlthätigkeit fallen die Hilfsarbeiter heim (weibliche Arbeiter und Kinder), welche aus der Geſellſchaftskaſſe nichts erhalten. Dabey bedenke man die Unſittlichkeit, die ſich unter rohen Menſchen verbreiten muß, die Wochen-, ja Monate lang den ganzen Tag auf öffentlichen Plätzen und in Schenken herumliegen und auf nichts anderes denken, als wie ſie an den Fabrikanten und concurrirenden Arbeitern Rache zu üben vermögen. Es iſt nachgewieſen, daß in allen Gegenden, wo eine Arbeits-Verweigerung längere Zeit dauerte, Krankheiten, Sterbefälle und Verbrechen auffallend zahlreicher waren, als außerdem. Und wenn es am Ende wieder zu einer Vereinigung mit den Lohngebern kommt, ſo iſt doch nicht ſo bald an die Wiederherſtellung eines ordentlichen Haushaltes bey den Arbeitern zu denken, da ſie gewöhnlich bey Schenkwirthen und Krämern ſo verſchuldet ſind, daß ſie auf lange hin nur einen Theil ihres Lohns wirklich genießen.

Welch eine Verwüſtung von Werthen während eines ſolchen Strike ſtatt findet, läßt ſich aus ein paar neueren Fällen erſehen. Als 1835 die Nachfrage nach Eiſen und Kohle ſich raſch ſehr ſtark hob, ſetzten es 2 — 3000 Kohlengräber in Lanarkſhire durch, für einen Lohn von 30 Schilling wöchentlich nur 3 — 4 Tage und nicht über 5 Stunden täglich zu arbeiten. Dadurch ſtieg der Preis der Kohle von 8 1/2 auf 16 — 17 Schilling. Als im Jahre 1837 plötzlich die Nachfrage nach Eiſen und Kohle abnahm und damit der Preis der Kohle, verlangten die Kohlenwerksbeſitzer mehr Arbeitstage für denſelben Lohn. Darauf traten 2000 Kohlengräber mit etwa 2000 Ziehknaben aus der Arbeit und blieben 26 Wochen lang unthätig. Unterdeß war es den Lohnherren gelungen, theils unterſtützt vom Militär, theils unter dem Schutze einer von ihnen ſelbſt aufgeſtellten Polizey-Mannſchaft, gewaltſame Angriffe der Kohlengräber abzuhalten und gegen 800 Handweber aus der Gegend an das Geſchäft zu gewöhnen; dieß zwang die Kohlengräber am Ende bey 30 Schilling Lohn ſich zu 5 tägiger und täglich 8 ſtündiger Arbeit zu verſtehen. Unterdeß hat nun offenbar Niemand gewonnen, als wer Kohlenvorräthe beſaß, die allmählich aufgebraucht wurden. Dagegen verloren die Conſumenten durch die Uebertheurung der Kohle von 1835 — 37 wenigſtens 1/2 Mill. Lſt.; die Arbeiter während des Strike gegen 100,000 L. Lohn; die Hilfs- und Frachtgewerbe 25,000 L., die Kleinhändler an Profit; die Kohlenwerks-Beſitzer an Zinſen 50,000 L.: zuſammen über 675,000 L. In ähnlicher Weiſe wirkte der Strike in den Baumwollſpinnereyen in der Umgegend von Glasgow im Jahre 1837. Als im Jahre 1836 die Preiſe des Baumwollgarns bedeutend ſtiegen, bewilligten die Fabrikanten (in 38 Fabriken) auf Mahnung der Arbeiter (800 Spinner mit etwa 6000 Arbeiterinnen und Kindern) den Spinnern ſtatt 30 — 35 Schilling 35 — 42 Schilling Lohn. Dieß konnte nicht fortdauern, als 1837 die Nachfrage nach Baumwollgeſpinſt ſo ſtark abnahm; die Fabriken zahlten nur mehr 26 — 36 Schilling Spinnerlohn.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. August.

Nro. 156. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

History of Rome. By Thomas Arnold, D. D. Head Master of Rugby School etc. Vol. I. London 1838. XXIII. und 576 S. gr. 8.

Niebuhr's Werk ist in England durch die Uebersetzung von Hare und Thirlwall, zwey ausgezeichneten Mitgliedern der Universität Cambridge, so verbreitet als bey uns in der Ursprache; und vielleicht haben dort manche Vorzüge desselben sogar mehr Eingang und Anerkennung gefunden als in Deutschland. Das Schwierige der Form aber, welches Niebuhr's Landsleuten selbst Mühe und mitunter Verdruß machte, — daß man zusehen muß, wie er den Weg baut, auf dem er führen will, — ließ den Kreis seiner Leser unter den, bequemer Bücher gewohnten, Engländern doch nicht so groß werden, als sonst zu erwarten gewesen wäre. In dieser Betrachtung faßte Hr. Dr. Arnold, der sich schon als Erklärer des Thucydides rühmlich hervorgethan hat, den Entschluß, durch eine neue Bearbeitung der römischen Geschichte, wobey er Niebuhr's Werk zum Grunde legte, desselben Entdeckungen und Lehren allgemeiner zugänglich und annehmlich zu machen. Das ist in dem vorliegenden ersten Bande, der bis zur Einnahme Roms durch die Gallier geht, so wohl gelungen, daß auch Leser, denen das deutsche Werk bekannt ist, aus der Nachbildung Vergnügen und selbst Belehrung schöpfen können. Der Verf. hält sich zwar an Niebuhr vorzugsweise, so daß er von ihm nur selten, und das meistens, wie er selbst bekennt, nicht ganz entschieden abweicht. Aber nicht nur geht er zu den Quellen selbst, sondern läßt auch die Arbeiten anderer Gelehrten, namentlich mehrerer Deutschen, die in den Anmerkungen mit einer bey Ausländern seltenen Richtigkeit der Schreibung angeführt sind, nicht unbenützt. Mehr als sein Vorgänger läßt er sich zu dem Leser herab, indem er ihm nicht so viel voraus zu wissen zumuthet. Sehr glücklich wetteifert er mit Niebuhr in einer seiner glänzendsten und lehrreichsten Bestrebungen, die man die vergleichende Geschichtskunde nennen könnte. Gleich jenem weiß er Begebenheiten, Einrichtungen und Verhältnisse einer fernen und dunklen Vergangenheit, durch Hinweisung auf Aehnliches in näheren und lichteren Zeiten, anschaulicher zu machen. Dazu dienen insbesondere die Beziehungen die er auf die englische Geschichte und Verfassung nimmt, welcher auch Niebuhr gestand viel Licht verdankt zu haben. (Vergl. Gel. Anz. Bd. II. S. 279.) Noch schärfer, als dieser, trennt er in seinem Vortrage die Sage von der Forschung nach dem geschichtlichen Grunde. Er erzählt die Mähren von den römischen Königen in einem treuherzigen und feyerlichen Tone, wie Lucretius von Phaethon und von der magna mater spricht. Darauf folgt, wie bey diesem, die Critik. Der älteren Geschichte Italiens, die bey Niebuhr, wie ein großes Vorgebirge, den Zugang erschwert und Manchem wohl verleidet, enthält er sich ganz; theils weil er diese Kunde für kein wesentliches Erforderniß zu seinem Zwecke hält, theils und noch mehr, weil er sie in ihrem bisherigen unvollkommenen Stande nicht mittheilen will, für welchen jetzt neue Nachforschungen, besonders über die etruskischen Alterthümer, eine große Besserung hoffen lassen. Durch solche Einschränkungen wurde es ihm möglich, die Geschichte, der Gründlichkeit unbeschadet, in diesem Bande schon so weit zu führen, als sie bey Niebuhr in dessen zwey ersten Bänden geht; ob er gleich, (ohne dringenden An-

laß, vermuthlich nur wegen der Mangelhaftigkeit der bisherigen Bearbeitungen,) ein ganzes Kapitel, (es sind deren in allem 24,) der Geschichte des älteren Dionysius widmet, auch noch mehr Rücksicht, als sein Vorgänger, auf die jetzige Gestalt der Stadt und Landschaft nimmt, die er durch eigene Ansicht, und noch mehr aus Mittheilungen eines Freundes, welchem das Buch gewidmet ist, des k. preuß. Geh. Rathes Bunsen, kennen gelernt hat.

Den Geist des Werkes lassen folgende Proben wohl erkennen.

S. X. Vorrede. „Von Unpartheylichkeit zu sprechen, wo man die Geschichte ferner Zeiten schreibt, könnte für Scherz gehalten werden, hätten nicht jene Zeiten mehr Aehnlichkeit mit den unseren, als Manche sich vorstellen; oder bewiese nicht das Beyspiel Mitford's, wie ein Partheygeist unserer Tage bestimmend auf unsere Ansicht der alten Geschichte wirken kann. Aber Vielen ist nicht deutlich, was die wahre Unpartheylichkeit eines Geschichtschreibers ausmacht. . . . Wer da glaubt, daß es politische Wahrheiten gebe, der kann diese nicht mit Gleichgültigkeit betrachten, kann nicht anders als wünschen, daß auch Andere sie erkennen und annehmen. Auf der andern Seite darf er nicht vergessen, daß diese Wahrheiten viel bestritten worden sind; daß sie nicht, gleich moralischen Wahrheiten, die allgemeine Zustimmung der Redlichen erlangt haben. Ferner, daß in menschlichen Dingen niemals die reine Wahrheit auf der einen, der reine Irrthum auf der andern Seite gewesen ist. . . . . Wer, um die Trefflichkeit eines Grundsatzes hervorzuheben, die Fehler oder Frevel verwischt, die sich in seine Ausführung gemischt haben und vielleicht, wegen der Schwäche der menschlichen Natur, unzertrennlich davon gewesen sind, macht sich der tadelswerthesten Partheylichkeit schuldig. Und nicht minder, wer um Widerwillen gegen einen irrigen Grundsatz zu erregen, die guten Absichten und die edlen Gesinnungen herabsetzt, welche dem Irrthume oft, und manchmal nicht zufällig, beywohnen."

S. 474. „Könige waren den Griechen keineswegs zuwider; daß der Sprößling eines Heldenstammes über ein Land herrschte, wo seine Ahnen seit undenklicher Zeit geherrscht hatten, ließ sich der Philosoph so gut als der gemeine Mann gefallen. Aber ein Tyrann, ein Mensch von nicht erhabener Herkunft, der sich durch List oder Gewalt zum Herrn seiner Mitbürger emporgeschwungen hatte, auf ihre Kosten jede in ihm tobende Leidenschaft befriedigte und nichts gelten und bestehen ließ als was seiner Gewalt zuträglich war, ein solcher Mensch wurde als ein reissendes Thier angesehen, das, als in die Hürde der bürgerlichen Gesellschaft eingebrochen, augenblicklich auf jede Weise, mit jeder Waffe zu vertilgen, jedermanns Recht und Pflicht war. Solche baare Ungeheuer der Eigensucht hat das christliche Europa selten gesehen."

S. 93. „Das Hervorstechendste in dem Nationalgeiste der Römer, das wodurch er so dauernd auf die Menschheit gewirkt hat, war ihre Vorliebe für Ordnungen und Staats-Einrichtungen, ihre Ehrfurcht vor dem Gesetze, ihre Angewöhnung, den Einzelnen als nur für die Gesammtheit lebend zu betrachten. Dieser Zug, von dem sich das gerade Gegentheil an dem Barbaren und dem Wilden findet, scheint dem Stamme eigen zu seyn, welchem beyde, die Griechen und die Römer, angehören. Auch den deutschen Stamm hat er bezeichnet, jedoch minder stark; den Celten war er ganz fremd; an keinem Volke Asiens hat er sich ausgebildet; aber scharf tritt er an den Doriern in Griechenland und an den Römern hervor; auch fehlt er bey den Joniern nicht; nur schmälert ihn etwas bey diesen jene persönliche Freyheit die aus der überwiegenden Regsamkeit ihrer Geisteskraft entstand, welche für alle Welt ein Born der Weisheit werden sollte. In Rom wie in Lacedämon war der Geist weit weniger selbstthätig und darum der Trieb, einzurichten und zu ordnen, weit mehr vorherrschend. Daher wir Spuren dieser Anlage schon in den ältesten Ueberlieferungen Roms antreffen. Schon des Romulus Einrichtungen sind seinen Kriegsthaten gegenübergestellt; und die letzten Jahre des streitbaren Tullus trübt der Zorn

der Götter, weil er Numa's heilige Gebräuche und Ordnungen versäumt. Nur als Gesetzgeber war Numa, war der vielgeliebte Servius bekannt; Ancus, gleich dem Romulus, nicht nur Eroberer sondern auch Urheber von Satzungen. Dieses Ruhes entbehren, als Fremde, die Tarquinier; und die schwere Schuld, die auf dem zweyten lastet, ist sein Umsturz der guten Ordnungen seiner Vorgänger."

S. 496. „Beynahe zweyhundert Jahre lang erfüllten die Celten oder Gallier Europa und Asien mit dem Schrecken ihres Namens; aber es war ein vorübergehender Sturm, der, wenn er überhaupt zu etwas gut, nur gut zum Zerstören war. Die Gallier hatten nichts Eigenes, das andere Stämme zu ihrem Vortheile von ihnen hätten annehmen können; sie vermochten so wenig zur geistigen Bildung als zur Verbesserung gesellschaftlicher Verhältnisse etwas beyzutragen. Daher war, nachdem sie ihre Aufgabe der Verwüstung vollbracht hatten, ihnen selbst beschieden ausgerottet zu werden oder sich in Völker von größerem schaffenden und bauenden Vermögen zu verlieren."

S. 228. „Als von denen, welche damals allein römische Bürger waren, überwundene Latiner zu Rom, als freye Leute, angesiedelt wurden, war es nicht nöthig, daß sie zum vollen Bürgerrechte sogleich gelangten; vielmehr war der Beysassen-Stand ein schicklicher Uebergang aus der Reihe der Fremden zu den Einheimischen. Nachdem aber im Verlaufe der Jahre aus den Besiegten und den Siegern Ein Volk geworden und diese Einheit bereits thatsächlich in der Verfassung des Servius Tullius anerkannt war, da lag in dem Beharren auf der alten Scheidung von Seiten der Vollbürger eine Herausforderung zu erneuerter Feindschaft."

S. 340. Ueber den für die Gemeinen scheinbar ungünstigen Ausgang der Streitigkeiten im J. d. St. 312. „Die Erklärung liegt nahe und ist eine der schätzbarsten Lehren der Geschichte. Die Gemeinen erlangten die Verbesserungen, welche sie begehrten; und sie begehrten nur solche, wofür sie reif waren. Sie hatten sich einst auf den heiligen Berg entfernt, um sich unleidlichem persönlichem Drucke zu entziehen; später den Aventinus besetzt, um ihre Tribunen wieder zu bekommen, und die Ehre ihrer Weiber und Töchter sicher zu stellen; neuerlich Fuß auf dem Janiculum gefaßt, um eine kränkende Unterscheidung zu beseitigen, die das häusliche Leben verbitterte und ihre Enkel in manchen Fällen mit dem Flecken oder doch den Nachtheilen unächter Geburt bedrohte. Alles Dinge, bey denen Alle persönlich betheiligt waren und woran sie unerschütterlich festhielten. Daß hingegen einige hervorragende Leute aus ihrer Mitte zu den höchsten Aemtern sollten gelangen können, das kümmerte die Gemeinen wenig. Hatten sie doch zu ihrem persönlichen Schutze ihre eigenen Tribunen; die Regierung schien den Patricieern zu gebühren oder wenigstens ihnen ohne ein großes Opfer überlassen werden zu können. So steht es mit allen Dingen am Besten, wenn sie zur rechten Zeit eintreten, und politische Rechte werden von dem Volke am gedeihlichsten ausgeübt, dem sie nicht vorzeitig, d. i. bevor es das Bedürfniß empfindet, eingeräumt werden."

Sein Ziel setzt der Verf. weit, nach des Ref. Meynung, zu weit hinaus. Er gedenkt, wenn ihm Leben und Gesundheit zureicht, bis zur Krönung Carls des Großen in Rom fortzugehen. Man könnte sagen, damals habe das zweyte Rom begonnen; bis dahin also laufe die Geschichte des ersten. Allein das alte Rom ist schon gegen das Ende des fünften Jahrhunderts nicht mehr handelnd und herrschend, sondern leidend und dienend, hat also keine Geschichte mehr für sich, nur einen Platz, und kümmerlich genug, in einer fremden. Drey Jahrhunderte von dieser an die römische Geschichte als eine Zugehörung derselben anzureihen dürfte nicht ohne einen für die Sachen nachtheiligen Zwang möglich seyn. Dagegen wäre es allerdings schön, die Geschichte Roms bis zu jenem Zeitpuncte des Erlöschens seiner Herrschaft fortzuführen; da kein anderes Reich eben so klein und dunkel geendet als angefangen hat und die Auflösung fast eben so all-

mählig als die Gründung gewesen ist. Indessen sollte am wenigsten ein Engländer auf dem Gebiete, welches Gibbon angebaut hat, Eroberer seyn wollen.

Trades' Unions and Strikes. (Arbeiter-Verbindungen und Weigerung zu arbeiten.) Edinburgh Review, April 1838. pag. 208—259.

(Schluß.)

Hierauf verbot die Verbindung der Spinner die Fortsetzung der Arbeit und 6800 Arbeiter blieben 17 Wochen lang unthätig. Während dieser Zeit erhielten die 6000 Weiber und Kinder gar keine Unterstützung und die Spinner selbst erhielten am Ende nur mehr 18 sl. (54 kr.) wöchentlich aus der Kasse ihrer Verbindung. Zugleich hatten die Fabrikanten mit fremden Arbeitern die Arbeit aufzunehmen versucht, von denen indeß einer, wie oben erwähnt, erschossen wurde. Erst nachdem diese That viele Verhaftungen unter der Verbindung zur Folge hatte, begann die Arbeit wieder — zu dem Lohne, den die Fabrikanten schon vor dem Strike angeboten hatten. Der Verlust an Lohn belief sich während der 17 Wochen auf 78,540 L.; die Verluste an Zinsen und an Erwerb der Neben- und Hilfsgewerbe, dann der Kleinhändler auf 116,000 L. Wie diese Vorgänge auf den Zustand der gemeinen Bevölkerung in Glasgow wirkte, zeigt folgende Vergleichung:

Es kam	1822	1837
Ein schweres Verbrechen auf		
Einwohner . . .	1540	645
Mit Jury wurden gerichtet	98	392
Fieberkranke in Spitälern	229	3860
Es starben im Ganzen	3690	10,880

Eben so nachtheilig wirken die Arbeiter-Verbindungen in Irland. O'Connel behauptet, daß mehrere Gewerbzweige in und um Dublin durch sie ganz vernichtet worden, und daß sie die Ursache sind der auffallenden Theurung und schlechten Qualität der dortigen Gewerbsproducte. Dabey ist es eine bemerkenswerthe Wirkung der Arbeiter-Verbindungen, daß sie den Unternehmer drängen, sich so viel möglich durch Anwendung von Maschinen von der Hilfe der sogenannten gelernten Arbeiter unabhängig zu machen. Selbst wenn die Maschinenarbeit etwas theurer ist, wird sie der Arbeit solch' verbundener Arbeiter vorgezogen. So wird binnen wenig Jahren die größere Zahl der Spinner (die gerade am meisten Unruhe erregten) durch die selbstspinnende Mule-Jenny entbehrlich gemacht seyn.

Nach solchen Erfahrungen scheint es vielleicht der Mühe werth, den im Eingang gemachten Vorschlägen einige Aufmerksamkeit zu schenken. Und man muß nicht meynen, als ob in ihnen etwas Neues verlangt sey. Es besteht vielmehr in Deutschland in einem Erwerbzweige, der viele Aehnlichkeit mit dem Fabrikwesen hat, im Bergwesen nämlich, seit uralter Zeit eine solche Vorsorge für die Arbeiter, wie wir sie hier für die Fabrikarbeiter in Anspruch nehmen. Aber man darf mit dergleichen Einrichtungen nicht warten, bis bereits Fabriken bestehen und üble Gewohnheiten unter den Arbeitern sich gebildet haben; sondern gleich bey der Errichtung neuer Fabriken muß man die Anordnungen treffen, welche den üblen Folgen des Fabrikwesens vorzubeugen vermögen.

F. B. W. Hermann.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. August.

Nro. 157. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Travels in Arabia by Lieutenant J. R. Wellsted in 2 Volumes. London 1838.

Von diesem gehaltvollen Werke zeigen wir hier vorläufig den Inhalt des ersten Bandes an.

Arabien, so anziehend und so reich durch die Geschichte seiner Bewohner, wie seiner Natur, gehört zu den wenigen Ländern der Erde, welche durch Gewalt der fremden Waffen niemals erobert wurden; zu gleicher Zeit blieb es aber auch bisher ein für unsere Länderkunde noch großentheils unerobertes Feld. Herr Wellsted, Lieutenant im englisch-ostindischen Seedienst, den wir in den nachstehenden Auszügen auf seinem Wege begleiten wollen, hatte das Glück, in Gegenden dieses Landes einzudringen, in welche die wissenschaftliche Forschung der neueren Zeit noch niemals ihren Fuß setzte, und er ist mit einer Ausbeute zurückgekehrt, durch welche der Kreis unserer Erkenntniße nach dieser Richtung hin sehr bedeutend bereichert wird.

Die Hoffnung, welche unser Reisender genährt hatte, mit Mehemed Ali's Truppen im Jahr 1835 in Yemen einzudringen, war durch das gänzliche Mißlingen dieser ägyptischen Expedition vereitelt worden; da entschloß er sich, ausgerüstet mit den besten Empfehlungen, die Provinz Oman *) zu besuchen, von welcher sich alle frühere europäische Reisende durch das Gerücht ihres ungesunden Climas und der Feindseligkeit ihrer Bewohner hatten abschrecken lassen. Der jetzt regierende Fürst des Landes Sayyid S'aid, ein Enkel jenes Achmed Ibn S'aid, der im Jahre 1730 sein Vaterland vom persischen Joche befreyte, ist ein eifriger Freund der Engländer. Er hat zwar die Macht und den Rang, nicht aber den früher gewöhnlichen Titel der Herrscher dieses Landes als Iman, weil er sich der zur Erlangung dieses Titels unerläßlichen Anforderung, vor den Häuptlingen seines Volkes eine Art Antrittspredigt zu halten, entzogen hat. Statt Herr Pfarrer, heißt er daher bey seinen Leuten bloß schlechtweg Fürst oder Sayyid. Man rühmt diesen Fürsten, der jetzt in einem Alter von 55 Jahren steht, allgemein wegen seiner milden Gesinnung und seines verständigen Benehmens; während seiner nun 30jährigen, glücklichen Regierung hat er sich die allgemeine Liebe und Bewunderung seiner Unterthanen und die Hochachtung der Fremden erworben, die er mit der größten und allgemeinsten Duldung bey ihren Rechten schützt. Auch Wellsted fand bey ihm die freundlichste Aufnahme und das zuvorkommendste Eingehen in seine Absicht, das Land zu durchreisen.

Von Bombay nach Mascat (dem Moscha der Alten), wo sich der jetzige Fürst des Landes gewöhnlich aufhält, war unser Reisender auf einem Segelschiff 12 Tage (vom 9. bis 21. November 1335) unterwegs gewesen. Er hielt sich lange genug in der Stadt und ihrer nächsten Umgebung auf, um über dieselbe gute Auskunft geben zu können. — Maskat, der vormalige Hafen der Hadramiter hatte sich schon während den Zeiten der Portugiesischen Herrschaft, welche hier vom Jahre 1508 bis 1658 an dauerte, zu einem nicht unbedeutenden europäischen Stapelplatz erhoben; bey der Wiedereroberung durch die Araber fiel die Portu-

*) Oman, wie unser Reisender es nach seiner natürlichen und politischen Lage bestimmt, erstreckt sich als ein schmaler, ostwärts ans Indische Meer, westwärts an die große arabische Wüste angrenzender Landstrich von der Insel Mazeira, unter 20° 48' Breite bis Ras Mussendom unter 26° 24' Br. Seine Länge, beträgt 80, die größte Breite 30 geogr. Meilen.

giesische Besatzung durch die Schärfe des Schwertes, nur die Befestigungswerke und die Gemäuer zweyer Kirchen, davon die eine fast ganz in Trümmer verfallen, die andere in einen Pallast des Iman verwandelt ist, erinnern noch an das Hiergewesenseyn ihrer christlichen Erbauer. Die Stadt liegt am Anfang einer nach innen sich ansehnlich erweiternden Bucht, deren enger Eingang durch wohl angelegte Batterien vertheidigt wird. Weder ein Baum noch ein Grün irgend einer andern Art wird rings um die Stadt gesehen, dennoch macht diese, wie einige andere Städte des Orients, von ferne gesehen, durch ihre Moscheen, Minares und Kastelle einen ziemlich imposanten Eindruck aufs Auge. Dieser Eindruck wird freylich in der Nähe durch den Anblick der vielen armseligen Häuser und Hütten sehr vermindert, doch zeigen sich unter ihnen auch manche ansehnliche, schöne Gebäude, die jedoch hier nicht mehr, wie in Yemen und Hedscha'hs von arabischer, sondern von persischer Bauart sind. Vor allen andern zeichnen sich der Pallast des Fürsten (Iman) und der seiner Mutter aus, welche von ihrem Sohne mit einer innig kindlichen Liebe und Ehrfurcht gepflegt und behandelt wird. Denn er besucht sie täglich, und bemüht sich allen ihren Wünschen zuvor zu kommen. Gegen das Meer hin ist Maseat offen, gegen das Land durch eine 14 Fuß hohe Mauer geschützt, durch welche 2 Thore ins Innere der Stadt führen, welche täglich bey Sonnen-Untergang verschlossen werden. Lebensmittel aller Art sind hier in Ueberfluß zu haben, der Bedarf an Wasser wird durch einen tiefen Brunnen und durch einen erst neuerdings erbauten Aquäduct befriedigt. Die Bewohner der Stadt sind ein Gemisch der verschiedensten Nationen und Glaubensgenossen des Orients: Araber, Perser, Hindu's, Syrer, Kurden, Afghanen, Belutschen, so wie einige Juden. Die große Duldsamkeit und Befreyung von allen drückenden Abgaben, welche sie unter der milden Regierung des Sayyid S'aid genießen, zieht die Fremden in immer größerer Anzahl hieher und allein noch an den höhern Ständen erkennt man den Character der reinen, unvermischten Arabischen Abkunft. Nur für die Europäer, wenigstens für die aus den mittleren und nördlichen Ländern unseres Welttheiles eignet sich Maseat schwer zu einem längeren Aufenthalt; denn diese werden hier gewöhnlich bald von einem bösartigen und meist tödtlichen Fieber befallen.

Eine weniger noch durch ihre Menge, als durch ihren Wohlstand ansehnliche Klasse der Bewohner bilden die Banyanen. Ihrer leben jetzt über 1500 in Maseat, die jedoch kaum als ansäßig betrachtet werden können, da sie niemals ihre Frauen und Familie mitbringen, obgleich sie gewöhnlich 15 — 20 Jahre hier verweilen. In ihren Händen ist hauptsächlich der Handel mit orientalischen Perlen. Ungehindert dürfen sie nach der Sitte ihrer Väter den Kühen abgöttische Verehrung zollen; eigene Ställe sind diesem Thierdienste eingeräumt. Auch die hier anwesenden Juden genieſſen einer öffentlichen Achtung, wie nirgends anderswo in einem unter Mahomedanischer Herrschaft stehenden Lande. Die Zahl der gesammten Einwohner in Maseat und dem fast ein Ganzes mit ihm bildenden Muttrah läßt sich auf 60,000 schätzen; die Wichtigkeit des hiesigen Handels kann man daraus beurtheilen, daß die Mauthabgabe, von welcher alle Ausfuhrartikel vollkommen befreyt sind, die aber für Einfuhr-Artikel auf 5 Procent festgesetzt ist, in Maseat um 105,000, in Muttrah um 60,000 Dollars verpachtet ist, wobey die jährliche Einfuhr zusammen auf 3,300,000 Dollars oder 900,000 Pf. Sterl. angenommen wird. Diese Einfuhr-Summe erscheint für Maseat um so bedeutender, da die Abgaben fast nur vom Getreide und Kleidungsmaterial erhoben werden, während Kaffee und selbst Perlen keine Abgaben bezahlen, obgleich der Handel in beyden Artikeln sehr bedeutend ist. Denn auf den Kaffeehandel gehen alljährlich von hier 10 große Schiffe, von 250 Tonnen Ladung, und gegen 20 kleinere aus, welche auf ihrer Hinreise Pilgrime, die nach Mekka wallfahrten, und allerhand Waaren der östlichen Länder laden, auf der Rückreise aber mit Kaffee sich befrachten, von welchem ehedem, ehe der westindische Kaffee im Orient den vorherrschenden Eingang fand, ein ansehnlicher Theil über Basarah nach Syrien gieng. Von allen Perlen, die im persischen Meerbusen gefischt werden, kommen, so kann man annehmen, zwey Drittel nach Maseat, von wo sie nach Bombay und von da weiter in andere

Gegenden, vor allem nach China versendet werden.

In einer Entfernung von nur einer englischen Meile von Mascat liegt Matarah: zu Lande sind beyde durch eine schroffe Hügelreihe getrennt, zur See durch die beständige Ueberfahrt auf Boten verbunden. Die 20,000 Bewohner von Matarah sind meist Wollenweber. Durch diesen Ort geht der Weg zu den heißen Quellen von Iman Ali, welche etwa 7 Stunden von Mascat abliegen. Jene Quellen entspringen aus Thoneisenstein, in dem sich viele Quarzadern zeigen; ihre Wärme beträgt unmittelbar am Punct des Hervordringens 112° Fahrenheit; in dem Felsenbecken, das für die Badenden bestimmt ist, nur etliche Grade weniger. Ohngeachtet dieser hohen Temperatur pflegt man die Kranken, welche oft von sehr weit entfernten Gegenden hieher gebracht werden, sogleich in dasselbe einzutauchen und sie mehrere Secunden lang mit Gewalt unter dem Wasser zu halten. Ein alter Araber von 80 Jahren schien durch diese Behandlung dem Tode nahe gebracht zu seyn, dennoch sagten seine Begleiter, daß sie ihn, sobald er sich wieder erholt habe, abermals untertauchen würden, denn wenn dieses vielgepriesene Wasser die erwartete Wirkung nicht thut, schreiben sie dieses dem Umstande zu, daß die Manipulation nicht oft genug wiederholt worden sey. Das Wasser scheint zwar ein wenig Kupfergehalt zu führen, wird aber dennoch für ein gesundes Getränk gehalten und von den Bewohnern des Landes gerne getrunken. Der Abfluß der Heilquellen, nachdem er sich in einem zu diesem Zweck angebrachten Bassin etwas abgekühlt hat, vertheilt sich durch kleine Gräben rings umher über das Land und erzeugt hier eine Fülle von Bäumen und anderen Gewächsen, welche durch die Ueppigkeit ihres Gedeihens an Indien erinnern. Die Umgegend der Quellen gehört einem kleinen Stamm der Beni-Wahab Araber; in der heißen Jahreszeit sieht man aber hier öfters bis 8000 Bewohner der Stadt und ihrer Umgegend versammelt, welche an dem Schatten und den Früchten der Bäume sich erquicken, und die Zeit mit Schlafen oder mit dem Hersagen einzelner Verse aus dem Koran zubringen. Denn diese Gegend wird für die gesündeste in Oman gehalten, obgleich Wellsted am 24. November die Hitze am Mittag 94° Fahrenheit im Schatten fand, während gleich nach Sonnenuntergang die empfindlichste Abkühlung eintrat.

Unser Reisender verließ das gerade in dieser Jahreszeit für Europäer und selbst für die Eingebornen ganz vorzüglich ungesunde Mascat am 25. November, um von hier aus zu Wasser nach Sur zu gehen. Das stürmische Wetter bewog seine ortskundigen Schiffer bey den Ruinen der alten arabischen Stadt Kilhat für mehrere Stunden Anker zu werfen. Man findet hier noch eine alte Moschee, welche, wie dieß die vielen an ihr bemerklichen Inschriften bezeugen, häufig von indischen Mohamedanern besucht wird. Der Boden von Kilhat enthält Goldkörnchen, die noch jetzt von den Bewohnern eines benachbarten Fischerdorfes gesammelt werden. Man schätzt dieses Gold zu Mascat wegen seiner vorzüglichen Reinheit. — Der Höhenzug, der sich längs dem Ufer von Mascat bis Sur hinzieht, heißt Djebbel Syenne oder Racki, und wird an manchen Stellen von breiten Thälern durchschnitten, durch welche ein fliessendes Wasser vom Innern her seinen Lauf nimmt; auf der Sohle dieser Thäler sieht man einzelne Dattelpflanzungen, während die Hügel durchaus öde und alles Pflanzenwuchses beraubt erscheinen. — Noch an demselben Tage, an welchem das Schiff von Mascat ausgelaufen war, ankerte es eine Stunde nach Sonnenuntergang bey Sur. Dieser Ort ist der Hafenplatz des Districtes Jaslan, er liegt an einem niedrigen, sandigen Ufer, auf welchem sich fast gar keine Spur von Grün zeigt; die Häuser sind für dieses Land ziemlich gut gebaut und bequem genug eingerichtet; ein altes Kastell an der Westseite der Stadt zeigt sich in sehr verfallenem Zustande. Ein Ausflug in die nordwärts gelegenen Kalkgebirge gab kein besonders erfreuliches Bild von der Natur des Landes. Hin und wieder an wasserreichen Stellen und Thalschluchten zeigten sich allerdings einige Pflanzungen von Datteln und andern nutzbaren Gewächsen, auf den Höhen selber findet jedoch kaum das genügsame Schaaf und die überall hinkletternde Ziege die nothdürftige Nahrung. Einige Schäfer, auf welche Wellsted auf diesem Streifzuge durchs Gebirge traf, waren anfangs durch den Anblick des Fremdlings frappirt, nachdem sie aber der Begle-

ter aus Sur über die friedliche Absicht des Reisenden verständigt hatte, bewirtheten sie ihn freygebig mit Milch und Datteln und führten ihn dann in ihre Hütten, die in einer benachbarten Bergschlucht an einem fließenden Wasser lagen. Er hatte sich kaum in einer dieser Hütten auf ein Fell niedergesetzt, als einige junge, sehr wohlgebildete Frauenzimmer mit einem großen Gefäß voll Milch zu ihm hineintraten. Diese nöthigten ihn mit solcher gutmüthigen Zudringlichkeit zum Trinken, daß er nur durch die Betheuerungsformel bey dem Barte des Propheten sie zu überzeugen vermochte, daß er jetzt nicht mehr im Stande sey zu trinken. Einige kleine Geschenke und artige Worte gewannen dem Fremdling das Zutrauen und die Freundschaft dieser gastfreyen Hüttenbewohner so sehr, daß man mit wechselseitigem Bedauern über das kurze Beysammenseyn sich trennte. Ueberhaupt beschreibt Wellsted hier und bey anderer Gelegenheit die Beduinen in Oman als wohlgewachsen, körperlich gewandt, von schöner Gesichtsbildung und von einer zur Fröhlichkeit geneigten Gemüthsart.

Am 2ten December, als zur Reise in die weiter nach innen gelegenen Gegenden des Landes die Kamele und alles sonst Nöthige bereit war, trat Wellsted den Weg über Russur nach dem Wadi Betha an. Zuerst durch ein seichtes Thal, auf dessen Sohle sich rundliche Massen von Kalkstein zeigen, während die Hügel zu beyden Seiten aus rothem oder gelbem, buntstreifigem Sandstein bestehen. Obgleich in den drey letzten Monaten des Jahres hier gewöhnlich einzelne Regengüsse fallen, tritt dennoch nach der Aussage der Eingebornen, nur etwa je nach drey Jahren ein so anhaltender Regen ein, daß das Thal mit einem Strome erfüllt wird, welcher es dann für Kamele ungangbar macht. An dem Passe Bab el Russur zeigt sich, freylich in ziemlich verfallenem Zustand, ein kleiner Wachtthurm mit einer Kanone, der, wie andere Festungswerke der Art gegen die Ueberfälle der Wahhabis angelegt ist. Weiter aufwärts im Thale findet sich hie und da fließendes Wasser, daneben einzelne Dattelpflanzungen; das Thal endet in einer weiten Ebene, auf welcher unser Reisender auf der ersten Tagreise spät in der Nacht sein Lager aufschlug. Am zweyten Tage, den 3ten December, beym Erwachen sah er sich in einem fruchtbaren wohlangebauten Landstrich, in der Nähe von drey mit Mauern umgebenen und mit kleinen Kastellen versehenen Ortschaften: Homaidah, El Kamil und El Wafer. Die Bewohner der Gegend wollten vermöge eines fanatischen Aberglaubens der Araber dem Fremdling nicht verstatten, daß er seine Unheil bringenden Blicke auf ihre Pflanzungen richte; er setzte seinen Weg weiter fort durch eine Fläche, deren Boden abwechselnd aus Sand und weißlichem festem Thon besteht. So oft sich ein Trupp Beduinen sehen ließ, zeigten seine Begleiter die größte Vorsicht; denn obgleich sich Sayyid S'aid die Sheiks dieser Gegend durch allerhand Geschenke verbindlich zu machen sucht, gilt dennoch sein Ansehen hier so wenig, daß fast täglich feindselige Angriffe und Mordthaten vorfallen, wovon meist jede, nach dem Gesetze der Blutrache neue Mordthaten nach sich ziehet. Ueberhaupt ist die Schilderung, welche Wellsted von den Beni Abu Hassan Beduinen gibt, in deren Hauptniederlassung er am Nachmittag ankam, keine sehr einnehmende; dieser Stamm, der 1200 Männer zählt, erscheint als einer der verwildertsten und rohesten von allen Arabern; die Männer gehen meist nackt, ihr Haar hängt ihnen fast bis an den Gürtel herab; ihr Leben bringen sie größtentheils im Nichtsthun oder in Geschwätz und Zwistigkeiten hin, denn die Pflege der Dattelbaume fordert nur sehr wenig Zeit und Mühe. Gegen Wellsted äußerten sie sich in ihrer rohen Neugier wie halb Wahnsinnige. Unter diesen Umständen konnten die Einwendungen, welche der Sheikh dieser Beduinenhorde unserem Reisenden gegen seine Absicht von hier in das Land der Abu Ali Beduinen zu gehen, machte, so wie die übertriebenen Schilderungen von der Bosheit dieses Nachbarstammes nur wenig Vertrauen finden. Immerhin mußte es indeß als ein kühnes Wagestück erscheinen, daß ein Engländer den Abu Ali's einen Besuch abstatten wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. August.

Nro. 158. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Travels in Arabia by Lieutenant J. R Wellsted in 2 Volumes. London 1838.

(Fortsetzung.)

Dieser Beduinenstamm, der aus einer Landschaft in der Provinz Nasyd hieher einwanderte, hatte sich bald nach dem Einfalle des Abdul Uziz im Jahre 1811 mit der Sekte der Wahhabis vereint und war seitdem bey allen Nachbarstämmen der Gegenstand eines tödtlichen Religionshasses geworden, so daß er nach dem Rückzuge des Abdul Uziz mit aller Kraft nur für seine Erhaltung zu kämpfen hatte. Sobald ihm jedoch die Errichtung eines verhältnißmäßig sehr festen Kastells gelungen war, wendete nun er seinerseits die Waffen gegen seine vorigen Angreifer und machte sich allen seinen Nachbarn durch Feuer und Schwert furchtbar. Da versuchte es der Iman, diesen der inneren Ruhe so gefährlich erscheinenden Stamm zu vertreiben oder zu vertilgen und als ihm der Versuch mißlang, rief er im Jahre 1821 die Engländer unter Capitän Thomson zur Hülfe herbey. Thomson befand sich damals seit der Einnahme von Ras el Khaimah mit 800 meist aus Sepoys bestehenden Soldaten auf der Insel Kishar. Ein Abgesandter des Kapitäns an jene kriegerisch aufgeregten Beduinen wurde von ihnen umgebracht; Thomson landete hierauf in Sur und zog in Verbindung mit den Truppen des Iman gegen Beni Abu Ali. Die Beduinen hatten sich in dem Dattelnwalde vor ihrer Festung in den Hinterhalt gelegt und als die Engländer jenseits eines Hügels an diesem Walde hinzogen, stürzten sich die Feinde mit wildem Geschrey unter ihre Reihen, brachten die Sepoys, welchen sie keine Zeit ließen, von ihren Bajonetten Gebrauch zu machen, in gänzliche Unordnung und richteten eine solche Niederlage unter ihnen an, daß zwey Drittel der englischen Truppen todt auf dem Schlachtfelde blieben, und daß auch von den Uebrigen, nach einem achttägigen, oft beunruhigten Marsche, nur 150 Mann und 20 Officiere mit Capitän Thomson Mascat erreichten. Die Beduinen hatten während der Schlacht keinen Pardon ertheilen wollen; ein Officier wurde von ihnen in dem Augenblicke, da er seinen Säbel als Gefangener abgab, mit einem Speere durchbohrt; der Wundarzt, welcher krank in seinem Palankin lag, wurde aus diesem herausgerissen und ermordet. Kaum war dieser Unfall in Bombay bekannt geworden, da sendete das Gouvernement der englisch-ostindischen Compagnie ein Korps von 3000 Mann unter Sir Lionel Smith nach Oman. Diese rückten alsbald gegen Beni Abu Ali an und nachdem den Beduinen ein nächtlicher Ueberfall, der leicht hätte können sehr gefährlich werden, mißlungen war, kam es in der Nähe der Festung auf einer freyen Ebene zu einer entscheidenden Schlacht. Die Beduinen, deren Schaar nur 800 Mann stark war, begleitet zum Theil von ihren antreibenden Weibern, griffen die Engländer mit so blinder Wuth an, daß sie sich selber in die vorgehaltenen Bajonette stürzten, und ließen von diesem unglücklichen Kampfe nicht ab, bis sie fast alle todt oder gefährlich verwundet auf dem Platze liegen blieben. Unter den Verwundeten befand sich auch der Scheikh, den die Engländer mit noch einigen Andern gefangen nach Bombay führten. Nach zwey Jahren ließ man diese Gefangenen frey und gab ihnen noch Geschenke und Geld zum Wiederaufbaue ihrer Stadt. Seitdem war kein Engländer zu den Abu Ali Beduinen gekommen; Wellsted war der erste, der sich

wieder unter diesen Stamm, den seine Landsleute fast vernichtet hatten, hineinwagte.

Es war um 2 Uhr des Nachmittags, als unser Reisender dem Fort von Abu Ali sich nahte. Alsbald umringte ihn eine Schaar von Beduinen, unter ihnen der junge Scheikh. Kaum hatte sich Wellsted bey diesem als Engländer zu erkennen gegeben, der gekommen sey, um einige Tage bey ihnen zuzubringen, als ein lautes Jubelgeschrey und das Abfeuern etlicher alter Kanonen im Fort die Freude kund gab, welche die Beduinen über diesen Besuch empfanden. Man chlug ihm sein Zelt auf; Schaafe wurden geschlachtet und zubereitet; Milch in Menge herbeygebracht. Dieser warme Empfang im Anblicke des Forts, das die Engländer zerstört, auf demselben Platze, wo die englischen Waffen den Namen der Abu Ali fast ganz vernichtet hatten, erschien um so edler, da er zunächst bloß eine Erwiederung des guten Zutrauens war, daß ihnen ein Engländer durch seinen freundschaftlichen Besuch bezeugte.

Nach dem Abendgebete erhielt Wellsted einen zahlreichen Besuch der Männer. Der alte Scheikh befand sich auf einer Pilgerreise nach Mekka; seine Stelle vertrat in diesem Augenblicke der junge Scheikh. Die aus der Gefangenschaft in Bombay zurückgekehrten Krieger hatten Vieles von den Sitten der dortigen Engländer erzählt, eine Menge Fragen wurden in Beziehung hierauf an den Gast gerichtet. Zuerst über die Religion der Engländer, wobey sich diese Beduinen, als Wellsted verschiedene wesentliche Mängel des Islams im Vergleich mit dem Christenthume berührte, auf unerwartete Weise frey vom Fanatismus und nachgiebig bezeigten. Zuletzt machte ein alter Beduine dem Gespräche mit der Bemerkung ein Ende, daß jede Religion für das Land und für das Volk, wo sie herrsche, die Beste sey. — Darauf folgten andere Fragen über die Sitten und die Bildung der unverschleierten englischen Damen. Auf Wellsteds Bericht hierüber riefen sie: „Laßt sie arbeiten und ihren Haushalt besorgen! Was haben die Frauen mit Lesen und Schreiben zu thun, dieß gehört sich für die Mullahs.“ „Der Frau, so fügte ein Greis mit schneeweißem Barte hinzu, „gebührt der Spinnrocken, dem Manne das Schwert.“ Ungeachtet dieser Aeusserungen stehen gerade bey den Abu Alis die Frauen in ganz besonderem Ansehen; sie begleiten öfters in Zeiten der Gefahr den Mann aufs Schlachtfeld und während der jetzigen Abwesenheit des alten Scheiks leiteten seine Frau und Schwester die öffentlichen Angelegenheiten. Diesen beyden Damen machte Wellsted am Tage nach seiner Ankunft einen Besuch. Er fand sie dicht verschleiert auf dem platten Dache eines Hauses sitzend, das von dem Viehe des Scheikh umgeben war. Unter andern sagten sie zu ihm: „Wir haben gefochten; ihr habt nach Kräften euer Wiedervergeltungsrecht für eure Erschlagenen genommen und nun sind wir gute Freunde.“

Bey seiner Zurückkunft zum Zelte fand Wellsted die Männer des Abu Ali Stammes, an der Zahl 250, versammelt, welche bereit waren, ihm zu Ehren einen Waffentanz aufzuführen. Als dieser vollendet war, zeigten sie ihm ihr Geschick im Schießen nach einem Ziele. Gegen Abend war eine ziemliche Anzahl von Geneba Beduinen herbeygekommen, davon einige den Fremden durch den Wettlauf der Kameele unterhielten. Da unter diesen Besuchenden sich ein Scheikh befand, bat sich Wellsted bey ihm und seinen Beduinen auf einige Tage zu Gaste, und sein Erbieten wurde mit Vergnügen angenommen. Doch sagte ihm der Scheikh: „Du willst das Land der Beduinen sehen, siehe dieß da, (hiemit ergriff er seinen Speer und stieß ihn in den festen Sandboden) ist das Land der Beduinen.“

Der Stamm der Beni Geneba oder „Kinder des Wanderns,“ welchen Wellsted jetzt besuchte, zählt ungefähe 3500 Männer; er ist weit im Lande umher und an seine Küsten zerstreut; der vornehmste Scheikh des Stammes, welcher der Schiedsrichter in allen schweren Streitsachen ist, hält sich mit einer Anzahl seiner Leute zu Sur auf. Ein Theil der Geneba Beduinen lebt vom Fischfange und obgleich sonst im Allgemeinen der Stand der Fischer bey den Beduinen so verachtet ist, daß die Söhne und Töchter der andern Stände nur selten eine Verbindung mit denen der Fischersleute eingehen, so gilt dieses dennoch nicht von den Küstenbewoh-

nern dieses Stammes. Diese treiben jedoch auch ihr Handwerk mit solchem Geschick und solcher Kühnheit, daß sie sitzend auf einem Brette, welches über 2 aufgeblasene Felle gelegt und an ihnen befestigt ist, selbst dem furchtbarsten Haifisch aufs Meer nachgehen und ihn gewöhnlich durch starke Schläge auf seine Schnauze besiegen. Freylich sollen sie sich auch kein Gewissen daraus machen, die Mannschaft der an ihren Küsten gestrandeten Schiffe zu überfallen und auszuplündern. Der Hirtenstand der Geneba Beduinen führt mit Recht den Namen der Kinder des Wanderns; denn während er in der kühlen Jahreszeit bald da bald dort an der Küste seine Heerde weidet, begiebt er sich, wann die Zeit der Südwest Monsoons sich nahet, in die abgelegenen Thäler und Schluchten der Berge, wo er ein Leben der Hölenbewohner führt. Die Beduinen dieses Stammes zeichnen sich im Ganzen durch schöne, kräftige Gestalt, regelmäßige Gesichtsbildung, Tapferkeit und munteres Wesen aus; mit den Arabern des Abu Ali Stammes sind sie durch Bande des Bluts und wechselseitige Verheirathung fortwährend verbunden. Wellsted hatte zu dem Besuche, den er bey den Genebamännern machte, weder einen Diener noch Gepäck mit sich genommen; seine Gastfreunde versorgten ihn mit Allem, was er bedurfte. Er fand bey diesem Volke noch in ganz vorzüglichem Maaße ein Leben und eine Fortbildung der Lieder und Sagen, an denen Arabien zu allen Zeiten so reich war. Seine kleine Reise, zu welcher er in allem 4 Tagreisen brauchte, führte ihn meist über sandige Anhöhen, zwischen denen der arabische Gummibaum (Acacia vera) in großer Menge wächst. Die Beduinen behaupteten, daß der jetzige Werth, in welchem das Gummi zu Mascat stehet, kaum die Mühe des Einsammelns lohne.

Der Abschied von den Abu Ali Beduinen, zu denen Wellsted am 9ten December zurückkehrte, war herzlich. Seine Gastfreunde luden ihn dringend ein, im nächsten Jahre wieder zu kommen und dann einen ganzen Monat unter ihnen zu verweilen. Man wolle ihm dann ein Haus bauen, wie die in Indien sind. Das Thal Betha, durch welches er jetzt seinen Weg nahm, ist reich an Bäumen, welche meist zu den Arten der Akazie (Acacia vera und arabica) gehören; auf der Sohle des Thales gedeiht auch häufig der Nebekbaum (Lotus Neba). Von Zeit zu Zeit bemerkt man zwischen den Bäumen eine einzelne Beduinenhütte oder Gruppen des weidenden Viehes. Die wellenförmigen Anhöhen des Sandes sind mit Gesträuch, besonders von Cissus arborea bewachsen, welches dem sonst so leicht zerstäubenden, lockern Boden einige Festigkeit gibt; dennoch wird auch diese Gegend von jenen Orkanen heimgesucht, welche die Luft mit dem Sande der Wüste von Westen her erfüllen und nicht selten mehrere Tage lang alles Weiterreisen unmöglich machen. Den größten Theil des Jahres hindurch ist der Boden sehr arm an Wasser.

In einer Entfernung von ohngefähr 16 Stunden von Beni Abu Ali beginnt das Gebiet von Bediah, das nur 7 Ortschaften, jede von 2—300 Häusern umfaßt. Diese Ortschaften liegen in grünenden Oasen, welche ringsumher von der sandigen Wüste umgrenzt sind, ihre Fruchtbarkeit empfangen sie aber nur durch den besondern Fleiß ihrer Bewohner, welche öfters aus einer Entfernung von mehreren Meilen das Quellwasser der Hügel, das meist ziemlich tief unter dem Sande aufgesucht werden muß, durch Wasserleitungen herbeyführen. Die Bewohner des Bediah-Districts pflegen ihre Häuser unter der Oberfläche des Bodens anzulegen, den sie bis zu einer Tiefe von 6—8 Fuß ausgraben und das Ausgegrabene Erdreich wallförmig um die Wohnungen anhäufen. Die Fruchtbarkeit ihrer einzelnen Oasen ist ungemein groß; es wachsen da unter andern Feigen, Walnußbäume und Mandeln, Citronen- und Orangenbäume, so hochstämmig und dicht belaubt, und mit solcher Fülle der Früchte, daß nur wenige andere Gegenden der Erde eine ähnliche Ueppigkeit des Pflanzenwuchses aufzuweisen haben. Doch über alle diese Bäume, deren Schatten das Erdreich beständig lieblich kühlt und erfrischt, erhebt sich die Fürstin dieses Landes, die hohe, schlanke Palme. Jenseits der kleinen Landschaft von Bediah nimmt das Wadi Betha einen andern Charakter an. Namentlich jenseits Cawbill, das am 4ten Tage nach der Abreise von Beni Abu Ali (am 13. Dec.) erreicht wurde, zeigen sich niedrige Berge von Kalkstein, dessen Hölen von Schakals und Hyänen be-

wohnt sind. Noch an demselben Tage kam Wellsted nach Ibrah, vor welchem er bey einem Dattelnhayne sein Zelt aufschlug. Ibrah war vormals ein viel bedeutenderer Ort, als es jetzt ist. Seine Häuser sind von sarazenischer Bauart und tragen zum Theil geschmackvolle Stuckaturzierrathen an sich. Das weibliche Geschlecht in Ibrah wird wegen seiner Schönheit und Artigkeit gerühmt; desto unartiger fand unser Reisender einen Theil der hiesigen Männer, denn nirgends sonst in ganz Oman als hier widerfuhr es ihm, daß man mit Steinen nach ihm warf.

Am 14. Dec. reiste W. wieder von Ibrah ab. Man hatte gegen Abend den Weg verloren, was die Kamele gewöhnlich sogleich zu bemerken pflegen, sie fangen dann an mit ausgestrecktem Schwanze durcheinander zu rennen und suchen ihre Ladung abzuwerfen. Am 15. wurde Semmed erreicht, eine Oase mit etwa 400 Einwohnern; am 16. traf unser Reisender ganz unvermuthet mit einem Landsmanne, dem Lieutenant Whitelock zusammen, welcher hieher gereist war um sich in der arabischen Sprache zu vervollkommnen. Der Scheikh von Semmed bewirthete Beyde aufs gastfreundlichste. Wellsted unterhielt dagegen seinen Gastfreund mit einem Experiment von Bruce, indem er ein Talglicht durch ein ziemlich dickes Brett schoß. Am 19. brach man von Semmed auf und kam an Kothra vorüber, in dessen Nähe sich ein sehr wenig einträglicher Kupferbergbau findet. Am 20. führte der Weg durch Okahil und Tulhat, am 21. zu dem herrlich gelegenen Minna. Diese Stadt, aus Nuschirvans Zeit, ist von reichen Waldungen von Orangen- und andern Fruchtbäumen umgeben, dazwischen zeigen sich Pflanzungen von Zuckerrohr und Getreidefeldern. Von da führt der Weg zum Theil durch ein sumpfiges Land von häufigen Rohrgewächsen bedeckt nach Neswah, in dessen Umgebung viel Zuckerrohr gebaut wird. Außerdem fertigt man hier Matten und Fußteppiche von Binsen, kupferne Gefäße und allerhand Zeuge von Kameelhaaren. Naswah ist die einzige Stadt in Oman, von welcher der Iman einige Einkünfte bezieht, die sich freylich nicht über 1000 Dollars belaufen. Am 25. Dec. besuchte unser Reisender den Djebel Akhdar oder das grüne Gebirge, dessen Hauptmasse Kalkstein ist. Das Gebüsch, das sich ihm hin und wieder zeigte, bestund namentlich aus Tamarisken. Das Gebirge steigt sehr steil und zu bedeutender Höhe an (nach dem Siedpuncte des Wassers bestimmt sie Wellsted auf 6000 Fuß ü. d. M.) Seine Erstreckung der Länge nach beträgt 6, die Breite gegen 3 geographische Meilen. Die Bewohner dieser Gebirgsgegend zeigten sich dem Fremden keinesweges hold und gewogen, unsere Reisenden wurden zu Schirazi von allen Häusern, in denen sie während der auffallend kühlen Nacht Herberge begehrten, sehr unfreundlich zurückgewiesen; erst am andern Morgen, da man erfahren hatte, daß es Leute aus einem sehr weit entfernten Lande seyen, räumte man ihnen eine Wohnung ein. Von hier aus machte Wellsted mehrere kleine Streifzüge in das grüne Gebirge, das seinen Namen sehr mit Unrecht führt, da es meist aus nackten Kalkfelsen besteht. Doch so öde auch das Gebirge seyn mag, so fruchtbar und gut gebaut sind seine Thäler, in denen unter andern ein bedeutender Weinbau betrieben wird. Von ganz vorzüglicher Höhe wird bey Schirazi der Mandelbaum gesehen, der nach der Meynung der Araber in Oman zu Hause ist. Die Feigen sind zwar daselbst nicht so groß und so gut als in Kleinasien, doch wird eine solche Menge von ihnen gebaut, daß man von hier aus fast das ganze Land damit versorgt. Außer den genannten Früchten gewinnt man auch auch viele Wallnüsse, Orangen, Kaffee und selbst Muscatnüsse; die Felder geben reichen Ertrag an Getreide. Jetzt war es auch für diese Gegend Winter; der Weinstock und ein Theil der andern Bäume stunden entlaubt.

Die Bewohner dieses Gebirgsstriches gehören zu dem Stamme der Beni Riyam, welcher nur etwa 1000 Seelen zählt. Die Männer sind meist dem Trunke des Weines sehr ergeben, dabey träge und geistig unempfänglich; die Weiber hingegen, auf denen die Last fast aller Arbeiten im Hause und Garten liegt, sind munter und gewandt. Schon die Unzugänglichkeit des steilen Gebirges hat diesen Beduinenstamm in einer Unabhängigkeit erhalten, welche derselbe fälschlich seiner Tapferkeit zuschreibt.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. August.

Nro. 159. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Travels in Arabia by Lieutenant J. R. Wellsted in 2 Volumes. London 1838.

(Schluß.)

Die benachbarten Stämme verachten die Beni Riyam als Uebertreter des Gesetzes, weil sie Wein trinken, das Gebot des Fastens nicht halten und die Gebetsübungen unterlassen; diese aber entschuldigen ihr Weintrinken mit der kalten Lage ihres Wohnortes.

Auf dem Rückwege von Schirazi nach Neswah kamen unsere Reisende an einen Hügel, auf welchem sich sehr bedeutende Ruinen von Bauwerken zeigten, welche nach der Aussage der Araber schon aus der Zeit ihrer heidnischen Vorfahren herstammen. Auch an dem Wege, hinabwärts vom steilen Abhange des Gebirges, zeigten sich Spuren einer menschlichen Bearbeitung, welche wenigstens von einen ganz andern und verschiedenen Volke herzurühren scheinen, als die jetzigen Araber sind. Das Engthal Wadi Moidien, das sich von Schirazi bis Birke el Moge erstreckt, erscheint nur als eine Gebirgskluft; denn seine Breite beträgt nirgends mehr als 100 Schritte, die gähen Felsenwände zu seinen Seiten steigen zu einer Höhe von 2000 bis 3000 Fuß an. In dieser Schlucht läßt sich öfters der Profildurchschnitt des Gebirges bemerken, das zu oberst aus Alpenkalk, dann aus altem rothem Sandstein, stellenweise mit Glimmerlagen, zu unterst aus Granit, abwechselnd mit Glimmerschiefer bestehet. Die Sohle des Thales ist häufig mit Felsenblöcken bedeckt, zwischen denen sich ein kleiner Fluß hinwindet; hie und da zeigen sich Anlagen von Gärten und Feldern. Birke el Moge, das an der Mündung des Engthales liegt, hat ein ansehnliches Fort. Die Umgegend ist überaus fruchtbar und wird als sehr gesund gepriesen. Man sieht hier schon häufig den Platanenbaum. Indem Wellsted von den Beduinen dieses Ortes, so wie von denen aus Neswah redet, dessen Scheikh ihm am 1. Januar 1836 nach Birke el Moge entgegenkam, trägt er zugleich noch einzelne Züge der Beschreibung seines Lebens und Verkehrs mit den Beduinen nach. Kein Stand und Beruf gewährt so leichten Zutritt zu der Hütte des Beduinen und gewinnt dem Fremden so bald die Achtung und das Vertrauen desselben, als der Stand des Arztes. Was nur immer Medicin heißt, hat in den Augen dieser Leute einen solchen Werth, daß sogar die aus Magnesia und Rhabarber bestehenden Pulver, welche Wellsted aus seiner Reiseapotheke wegwarf, begierig von Männern und Frauen vom Boden aufgelesen und verschlungen wurden. Das beliebteste und in den meisten Fällen wirksamste Universalmittel, das unser Reisender den Söhnen der Wüste gab, waren Pillen von Ambra und Opium. — Wenn einmal der Reisende als Arzt gilt, dann darf er auch auf Bergen und im Thal, in Feldern und Gärten alle Kräuter und andere Naturkörper, die ihm interessant scheinen, ungehindert sammeln; die Kinder der Beduinen halfen hiebey selber unsern Reisenden sehr bereitwillig. Namentlich die Beduinen der Wüste und ihrer Angrenzungen sind der unermüdetsten Anstrengung und der größten Entbehrungen auf ihren oft hunderte von Meilen betragenden Zügen fähig; dagegen können sie dann auch wieder Monate lang in ihrer Hütte sitzen und nichts thun, als Kaffee trinken, ihren Nargyl rauchen, Reis essen und schlafen. Denn der Beduine kann eben so leicht den größten Theil des Tages verschlafen, als des nöthigen Schlafes auf dem Boden mehrere Tage lang ganz entbeh-

ren. Von der Gastfreyheit dieser Leute war öfters die Rede. Wenn der Hausvater oder Vornehmste der Gesellschaft sein „Bis Millah“ (im Namen Gottes) über die Schüssel mit Reis oder andern Speisen sprach, dann kann jeder Anwesende mit zugreifen, am Ende der Mahlzeit trinkt man einen Schluck Wasser, der Wirth beschließt sie mit den Worten: „Al hum'd Allah“ (Preis sey Gott) und die Gäste stehen auf. Von gesellschaftlichen Spielen in europäischer Art wissen die Beduinen nichts. Alle Glücksspiele (wie unsere Karten und Würfel) untersagt ihnen weislich ihre Religion, nur mit einer Art blinde Kuhspiel und mit dem Suchen nach einem versteckten Ringe belustigen sie sich zuweilen; ihre liebste Unterhaltung ist jedoch das Anhören von Erzählungen und Mährchen und die Männer, welche das Geschäft des Erzählens betreiben, sind sehr beliebt und gesucht. Wechselseitig unterhält man sich auch mit allerhand Hexen- und Verzauberungs-Geschichten, an welche diese Söhne der Wüste noch sehr ernstlich glauben. Unter andern halten sie die Ziegen öfters für verzauberte oder gewesene Menschen.

Die Absicht unseres Reisenden, von Neswah aus nach Der Aywah, der Hauptstadt der Wahhabis, vorzudringen, wurde durch das Mißtrauen seines israelitischen Banquiers in Moskat, der ihn einige Zeit ohne Geld ließ, vor allem aber durch Krankheit gehindert; denn Wellsted selber, so wie alle seine Gefährten, waren von einem heftigen Fieber befallen. In Birke el Moge, wohin sie am 22. Januar zurückkehrten und in dessen gesünderer Luft sie bis zum 26. verweilten, erholten sich die Kranken und traten nun ihren Weg zurück nach der Küste über Maty und Biah an. Im Thale von Seeza und Zyla, durch welches der Weg von Biah aus verläuft, zeigt sich zu beyden Seiten Thonschiefer; die Granitfelsen verschwinden, man sieht fast keine andern Pflanzungen mehr, als die von Datteln. Zu Semayel, das auf halbem Wege zwischen Neswah und Maskat liegt, saß Wellsted am Abende des 28. Januars noch sehr entkräftet von seiner Krankheit und tief ermüdet von der Anstrengung der heutigen Tagreise vor der Thür seiner Nachtherberge, vor welcher ein klares, munteres Wasser hinströmte. Ein vorbeygehender Araber blieb einige Augenblicke stehen, betrachtete den krank und traurig aussehenden Fremdling mit Theilnahme, grüßte ihn dann mit dem Gruße des Friedens und auf das krystallhelle Wasser hindeutend, sagte er: „Siehe her, mein Freund; denn fließend Wasser macht das Herz fröhlich.“ — Jenseits Semayel war die Gegend zum Theil unfruchtbar und öde; die Hitze in den engen schattenlosen Thälern war überaus drückend. Am 30. Januar langten unsere Reisenden an der Küste zu Sur an, wo sie bis zum 25. Februar verweilten. Noch einmal wollte Wellsted es versuchen, bis zu dem Lande der Wahhabis vorzudringen, er schlug jedoch dießmal zuerst den Weg der Küste entlang gegen Suweik ein. Heftige Regengüsse, welche durch jedes Obdach drangen und welche alle Küstenthäler mit Regenbächen erfüllten, alle sonst unbedeutende Flüsse zu Strömen anschwellen machten, erschwerten diese Reise. Vor Mesnaah beginnen jene reichsten Dattelwälder von Oman, welche von hier an bis hinan gegen Khoofahan 30 geographische Meilen weit, sich erstrecken, so daß, nach der Aussage der Araber, der Reisende ohne Unterbrechung in ihrem Schatten wandeln kann. Ein großer Theil der Früchte wird nach Indien ausgeführt, wo man sie in den brittischen Besitzungen zur Bereitung des Arraks benützt. Auch andere Baumarten finden sich häufig an der Küste, im Meere sieht man vorzüglich den Fucus barbatus und das Sargassum vulgare.

Suweik ist ein Ort von nur 700 Häusern, mit Mauern umgeben, und in seiner Mitte mit einem ansehnlichen Fort, in welchem der Scheikh Sayyid Hillal, ein Vetter des Iman wohnt, der eine Schwester von diesem zur Gemahlin hat. Von dem Heldenmuthe dieser Frau erzählt Wellsted Mehreres. Ihr Mann war einst bey dem Iman des Einverständnisses mit seinen Feinden beschuldigt und saß in Maskat gefangen, der Iman sendete Truppen nach Suvnik, welche die Festung zur Uebergabe aufforderten, mit der Drohung, daß, wenn man sich dessen weigere, Sayyid Hillal hingerichtet werden solle. „Und wenn man ihn,“ so erwiederte die Frau des Scheikhs, „hier vor meinen Augen tödtete, so würde ich doch die Festung nicht übergeben.“ Sie leitete auch wirklich die Vertei-

digung des Ortes so kräftig und geschickt, daß die Truppen des Iman mit Verlust abziehen mußten; nach einigen Monaten wurde die Unschuld ihres Gemahles anerkannt und er kam in seine Wohnung zurück.

Von Suweik wendete sich Wellsted landeinwärts, über Kothra und das romantisch gelegene Faletsch nach dem Wadi Thilah. Bey dem Stamme der Beni Kelban erfuhr er die freundlichste Aufnahme; die Landschaft um Muskin fand er mit den Reizen des Frühlings und Sommers zugleich geschmückt; denn während jetzt (am 8. März) auf den Feldern die Getraiderndte begann, zeigte sich zugleich an den Platanen und Mangobäumen das junge Laub; der Weinstock hatte Knospen gewonnen. Moskiniyat hatte seit dem verheerenden Einfall der Wahhabi's im Jahre 1800 sich noch nicht wieder zu seinem vorigen Wohlstande erhoben. In Obri erwartete unsern Reisenden ein unfreundlicher Empfang von den dortigen Beduinen und da überdieß ein Corps der feindseligen Wahhabi's bis hieher vorgedrungen war, sah sich Wellsted genöthigt, seine Reise tiefer ins Innere des Landes hier aufzugeben und nach Suweik zurückzukehren, von wo aus er noch eine Küstenfahrt bis hinan gegen Schinas unternahm.

Hiemit beschließt Wellsted seine eigentliche Reise in Oman, deren Beschreibung er übrigens noch mehrere höchst interessante Notizen über die nördlicher gelegenen Gegenden der Küste jenseits Schinas, so wie über das westwärts hievon an dem persischen Meerbusen grenzende Küstenland der Seeräuber beyfügt. Von Schinas bis zu dem 14 Meilen weiter nordwärts am Meeresufer gelegenen Dibba bleibt der Charakter des Landes, wie seiner Bewohner dem bisher beschriebenen noch ähnlich. Der Iman hat in Dibba ein Fort und es finden sich daselbst einige meist dem Kornhandel bestimmte Fahrzeuge. Zwischen Dibba und dem Ras Mussendom, der nordöstlichsten Spitze von Arabien, erscheint das Küstenland in hohem Grade unwirthbar und verödet. Man sieht nichts als kahle, dunkelfarbige Berge und Felsenklippen, auf denen nur etwa der giftige Milchstrauch (Euphorbia Tirucalla) wächst, dessen scharfe Blätter dennoch für Kameele und Ziegen genießbar sind und zwischen welchen einzelne Palmen dem Auge einige Abwechselung gewähren. Die Bewohner dieser armen Küstengegend leben so abgeschieden von der übrigen Welt und sind solche Fremdlinge in dieser, daß sie, gleich den neuholländischen Völkern, bey dem Anblicke aller Erzeugnisse der europäischen Cultur in Staunen gerathen. Das Volk der Seeräuber, das jenseits dem Ras Mussendom, an den westlichen Ufern lebt, hatte sich durch seine barbarische Grausamkeit gegen alle fremde Schiffe, welche der Sturm an seine Küste führte, oder welche von seinen Fahrzeugen übermannt wurden, allgemein furchtbar und verhaßt gemacht, bis im Jahre 1809 und noch mehr 1819 durch das englische Gouvernement in Ostindien die Macht dieser Barbaren gebrochen und gedemüthigt wurde. Die Bewohner der Seeräuberküste erinnern durch ihre außerordentliche Stärke und ihren persönlichen Muth an die alten Normannen; außer dem Geschäfte der Seeräuberey, das ihnen für jetzt meist gelegt ist, treiben sie Perlen-Fischerey und Fischfang. Wellsted versichert, daß es unter ihnen Schwimmer gebe, die, ohne auszuruhen, einen Raum von 7 englischen Meilen (fast 3 Stunden) durchschwimmen können.

Als besonderer Anhang zu dem ersten Bande seiner Reise durch Arabien giebt der Verfasser noch eine Schilderung der Ruinen von Nakab el Hajar an der Südspitze von Arabien unter dem 15° der Breite, welche er am 1. May 1835 besuchte. Diese Ruinen, unter denen zwar weder Säulen noch Bögen, noch manche andere Zierathen der ägyptischen und altgriechischen Tempel entdeckt werden, die aber dennoch als Werke einer riesenhaft kräftigen, hochgeförderten Baukunst erscheinen, mögen aus der Zeit herrühren, in welcher der Handel von Indien und Arabien über Aegypten seinen Lauf nach den Küstenländern des Mittelmeeres nahm. Die jetzigen Araber glauben von allen solchen Meisterwerken ihrer heidnischen Vorfahren (Kafirs), daß diese sie durch Hilfe der Teufel erbaut hätten. Die Inschriften, welche Wellsted an diesen Ruinen entdeckte und in seinem Werke abbildet, verdienen die höchste Beachtung. Wellsted hält ihre Charaktere für Buchstaben des Himyaritischen Alphabets, das zu jenen Zeiten, als der Koran in

kufiſchen Charakteren niedergeſchrieben wurde, in Yemen gebräuchlich war, ſpäter aber ganz außer Gebrauch kam.

Den Inhalt des zweyten Bandes von Wellſteds Werke, der die Reiſe durch das petreiſche Arabien enthält, werden wir in Kurzem anzeigen.

Repertorium der Phyſik, enthaltend eine vollſtändige Zuſammenſtellung der neuern Fortſchritte dieſer Wiſſenſchaft, herausgegeben von H. W. Dove und Ludwig Moſer. Berlin. I. Bd. 1837. II. Bd. 1838.

Bekanntlich beſteht heut zu Tage beynahe die ganze Literatur der Naturwiſſenſchaften, und insbeſondere der Phyſik in Zeitſchriften aller Nationen und Sprachen. Wer daher mit dem raſchen Gange einer Wiſſenſchaft gleichen Schritt halten will, muß ſich aus dieſen Zeitſchriften dieſe Fortſchritte aneignen. Allein, wie man leicht ſieht, iſt die vollkommene Löſung dieſer Aufgabe für den Einzelnen theils wegen der großen Anzahl dieſer Zeitſchriften, theils wegen der verſchiedenen Sprachen, in welcher ſie geſchrieben ſind, beynahe unmöglich und wenn auch einzelne Zeitſchriften ſich aus dem Inhalte ihrer auswärtigen Schweſtern bereichern, ſo iſt es doch auch dieſen unmöglich, Alles zu leiſten.

Daher iſt es ein in hohen Grade verdienſtliches Unternehmen, aus Allem, was über einen Zweig der Wiſſenſchaft aller Orten geleiſtet worden iſt, ein Ganzes zu bilden, nnd ſo den Zuſtand dieſer Wiſſenſchaft und ſeine Veränderungen darzuſtellen.

Dieſes hat früher Herr Prof. Fechner durch ſein Repertorium für die Phyſik mit unermüdeter Anſtrenguug und ausgezeichnetem Erfolg ſo geleiſtet, daß kaum eine andere Nation ein Werk dieſer Art aufzuweiſen hat. Allein durch vielfache Beſchäftigungen in Anſpruch genommen wurde es ihm unmöglich, dieſe verdienſtvolle Arbeit fortzuſetzen. Auf ſeine Aufforderung übernahm ſie aber Herr Prof. Dove, und ſie konnte keinen beſſern Händen anvertraut werden.

Wir beſitzen nun durch ihn in Verbindung mit den HHrn. Jacobi, Dirichlet, Neumann, Rieß, Strehlke und Moſer bereits zwey Bände dieſer wichtigen Arbeit, über welche ſich aber nur dadurch Bericht erſtatten läßt, daß eine allgemeine Ueberſicht des reichhaltigen Inhaltes vorgelegt wird.

Der erſte Band zerfällt in 6 Abſchnitte, wovon I. die allgemeine Phyſik (Maaße, Hypſometrie und Barometer, Dämpfe, Adhäſion, Reibung, Widerſtand, Bewegungs-Erſcheinungen tropfbarer Flüſſigkeite nund Dichtigkeit) (1 — 149) II. die mathematiſche Phyſik (149 — 175) III. Galvanismus (175 — 251) IV. Electromagnetismus (252 281) V. Magneto-Electricität (283 — 351) VI. Thermomagnetismus (352 — 357) behandelt.

Der zweyte Band liefert im VII. Abſchnitte die Lehre von der Electricität (Eigenſchaften, Wirkungen, Erregung, Apparate) (1 — 98), im VIII. vom Magnetismus nebſt einigen Nachträgen zum Galvanismus und inducirten Magnetismus (100 — 284). Beygegeben dieſem Bande iſt eine ausführliche Literatur der Optik vom Herausgeber. Sie iſt eigens paginirt um von dem Ganzen getrennt als ſelbſtſtändig behandelt werden zu können.

Zur Bequemlichkeit im Gebrauche dieſes Buches iſt jeder Band mit einem Namen- und einem Sachregiſter verſehen.

Ref. glaubt, daß dieſe kurze Anzeige jeden Freund der Naturkunde von der Wichtigkeit dieſes Werkes überzeugen werde, ſo wie ohnehin jeder Phyſiker überzeugt wird, daß es für ſeine Bücherſammlung ein unumgängliches Bedürfniß ausmache.

Ref. wünſcht im Intereſſe der Natur-Kunde von Herzen, daß Herr Herausgeber und ſeine HH. Mitarbeiter nicht ermüden oder durch äußere Verhältniſſe gehindert werden mögen, ihre ſo gehaltals mühevolle Arbeit fortzuſetzen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. August.

Nro. 160. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 10. Februar 1838:

(Fortsetzung.)

II. Herr Konservator Siber giebt nachstehende Resultate aus den Beobachtungen des Barometers und Thermometers im Jahre 1837.

Barometer.

a) Die höchsten, niedrigsten und berechneten mittlern Barometerhöhen nebst den monatlichen Variationen ergeben sich aus der folgenden Tafel:

	Höchster am		Niedrigster am		Mittlerer	Variation
		‴		‴	‴	
Januar 9.	Abend	322,66	14 Mrg.	313,46	318,1490	9,20
Februar 9.	Morgen	324,18	24 Mitt.	312,85	319,2997	11,33
März 8.	Abd.	320,16	4. Abd.	312,97	316,7307	7,19
April 26.	Mittag	318,60	16. Abd.	309,86	316,0437	8,74
May 29.	Abd.	319,35	10 Mitt.	312,56	317,3733	6,79
Juny 23.	Mrg.	319,93	18 Mitt.	316,86	318,3273	3,07
July 27.	Mrg.	319,90	13 Mrg.	316,47	318,1584	3,43
August 18.	Mrg.	320,77	30 Mrg.	314,51	318,2738	6,26
Septemb. 18.	Mrg.	321,06	13 Abd.	312,00	317,4869	9,06
October 14.	Abd.	324,15	31 Mitt.	314,41	319,6592	9,74
November 22.	Abd.	321,86	29 Mrg.	309,60	318,0110	12,26
December 3.	Abd.	322,74	21 Mitt.	315,04	318,9879	7,70

Die daraus hervorgehenden Resultate sind:

b) der höchste Barometerstand des ganzen Jahres fiel mit 324‴,18 auf den 9ten Februar,
der niedrigste mit 309‴,60 auf den 29. November
folglich mit einem Unterschiede von 14‴,58.

Der mittlere aus allen auf 10° R. reducirten Beobachtungen berechnete Stand war für das ganze Jahr 318‴,0417, also um 0‴,379 höher als im vorigen Jahre.

c) Die höchsten Barometerstände des Jahres fielen mit 324,18 und 324,15 auf Februar und October, die niedrigsten mit 309,60 und 309,86 auf November und April, aber keiner auf die Monate May, Juny, July, August und September.

d) Analog diesem Ergebniß fielen die höchsten Barometerstände der Monate 5mal Morg., 1mal Mit. u. 6mal Abds.; die niedrigsten aber 4mal Morgens, 5mal Mittags und 3mal Abends, also die höchsten und niedrigsten Stände 18mal auf die licht- und wärmeloseste Zeit des Tages und 6 mal auf Mittag.

e) Das Barometer stieg
am Tage des Apogäums . . 10
1 — 2 Tage } nach demselben 2
3 — 4 Tage } nach demselben 1
am Tage des Perigäums . . 8
1 — 2 Tage } nach demselben 4
3 — 4 Tage } nach demselben . . . . . 1mal also
18mal am Tage des Apogäums und Perigäums, 6mal 1 — 2 Tage nach demselben, und nur 2mal nach 3 — 4 Tagen, also 24mal in oder bald nach diesen Mondspunkten, und nur 2mal später, ungefähr, wie in den vorausgegangenen Jahren.

f) Die Variation für die Wintermonate
December, Jäner und Februar war = 9,41.
für die Frühlingsmonate
März, April und May . . . = 6,90.
für die Sommermonate
Juny, July und August . . . = 4,25.
für die Herbstmonate
September, October, November . = 10,35.

Thermometer.

a) Den monatlichen Gang der Temperatur nach den höchsten, niedrigsten und mittleren berechneten Thermometerständen nebst den Variationen in jedem Monate weiset die folgende Tafel nach.

	Höchster am		Niedrigster am		Mittlerer.	Variation.
Januar	26. Mtg.	+ 6,8	5 Morg.	— 9,0	— 0,7100	17,8
Februar	20 Mitt.	+ 8,8	6 Morg.	— 8,0	— 0,5391	16,8
März	16 Mitt.	+ 10,2	24 Morg.	— 8,8	— 0,0604	19,0
April	26 u. 27 Mit	+ 15,0	10 Morg.	— 2,4	+ 6,3061	17,4
May	2 Mitt.	+ 18,0	11 Morg.	+ 1,4	+ 9,8988	8,6
Juny	29 Mitt.	+ 22,2	4.6.8. Mitt.	+ 7,0	+ 13,6175	15,2
July	28 Mitt.	+ 23,0	18 Morg.	+ 9,0	+ 13,5346	14,0
August	16 Mitt.	+ 23,4	28 Morg.	+ 8,8	+ 15,2419	14,6
September	12 Mitt.	+ 17,6	29 Morg.	+ 1,8	+ 9,1599	15,8
October	5 Mitt.	+ 15,8	22 Morg.	+ 0,8	+ 7,2591	15,0
November	11 Mitt.	+ 7,0	30 Morg.	— 0,4	+ 2,4983	7,4
December	25 Mitt. 20 Abd.	+ 9,4	16 Morg.	— 10,0	— 0,2417	19,4

b) daher war der höchste Stand am 16. August = + 23°,4
der niedrigste am 16. December = — 10°,0.
der mittlere des ganzen Jahres berechnet aus allen Beobachtungen = + 6°,3229, also um 0°,988 niedriger als im vorigen Jahre.

c) Das Mittel der höchsten Stände war = + 14°,76
der niedrigsten = — 0,81.

d) Die Abwechslung der Temperatur (Variation) des ganzen Jahres gieng von — 10°,0 auf + 23,°4 mit einem Unterschiede von 33°4. In einzelnen Monaten war sie nie kleiner als 7,4, gewöhnlich zwischen 15° und 19°.

e) Die Repräsentanten der mittleren Temperatur des Jahres, welche 1836 auf 22. April und 20 October, 1837 auf 19. April und 24. October gefallen waren, kamen heuer zwar auch wie 1836 auf 22. April aber auf 21. und 30. October.

Witterung.

Den Zustand der Witterung im vorigen Jahre berichtet die folgende dritte Tafel durch Angabe der heitern, halbheitern, und der Tage, an welchen meteorisches Wasser, als Regen oder Schnee, gefallen ist, nebst der Quantität des letztern für die einzelnen Monate.

	Heitere Tage	Halbheitere Tg.	Reg. od. Schnee.	Wasser-Menge	Gewitter
Januar	2	19	10	8p. L.	—
Februar	6	15	7	6,0	—
März	7	11	13	7,5	—
April	8	11	11	12,0	—
May	1	7	23	65,0	1
Juny	6	10	14	21,0	4
July	6	10	15	49,0	1
August	11	11	9	42,0	4
Septemb.	10	9	11	28,0	1
October	3	15	13	18,0	—
Novemb.	—	11	19	42,0	—
Decemb.	3	18	10	20	—

b) Daher waren unter den 365 Tagen des vorigen Jahres 63 heitere, 147 halbheitere, 155 Schnee- oder Regentage, es kömmt also auf 5 Tage ungefähr nur ein heiterer.

c) Die Quantität des meteorischen Wassers betrug im ganzen Jahre die Höhe von 298,5 par. Linien = 2,07 par. Fuß auf einen Quadratfuß, also um 27 Linien mehr als im vorigen Jahre.

III. Herr Professor v. Kobell sprach über den Arfvedsonit aus Grönland, von welchem Exemplare aus der akademischen Sammlung vorgezeigt wurden.

Nach seiner Analyse hat dieses Mineral eine ganz andere Zusammensetzung, als sie Afvedson und Thomson angegeben haben. Die Bestandtheile sind nämlich:

			Sauerstoffgehalt.	
Kieselerde	49,27	„	25,594	
Thonerde	2,00	„	0,934	
Eisenoxydul	36,12	„	8,218	
Natrum mit einer Spur von Kali	8,00	„	2,046	
Kalkerde	1,50	„	0,420	2,765
Talkerde	0,42	„	0,161	
Manganoxydul	0,62	„	0,138	
Chlor	0,24	„		
	98,17			

Hieraus ergiebt sich unzweydeutig die Formel $Na\,Si^3 + 3\,fSi^2$. Das Mineral ist demnach ein Eisen-Natrum-Amphibol und um so interessanter, als man bisher in keinem andern Amphibol Natrum gefunden hat und ein neuer Beleg für das Vicariren des Natrums mit Kalkerde, Talkerde ꝛc. gegeben ist. —

Die Analyse wird ausführlich in Erdmann's Journal erscheinen. —

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 19. May 1838.

Herr Conservator Siber verlas folgende Vergleichung der Temperatur des jüngsten Winters und der neun vorhergehenden.

Ich erlaube mir, der verehrlichen Klasse hier eine Vergleichung der Temperatur des heurigen Winters mit den Wintern der 9 vorausgegangenen Jahre vorzulegen, indem ich die höchsten, niedrigsten und mittleren Thermometerstände in den Monaten December, Januar und Februar in diesen 10 Jahren ins Gedächtniß zurückrufe und darüber einige Bemerkungen hinzusetze.

	December			Januar			Februar			Mittel
	H.	N.	M.	H.	N.	M.	H.	N.	M.	
	+	−		+	−		+	−		
1828/29	9, 5 18. Mitt.	6, 3 3. Morg.	+ 2,12	6, 4 30. Mitt.	12, 8 22. Mrg.	— 2,50	8, 9 21. Mitt.	12, 0 12. Mrg.	— 0, 58	— 0,318
1829/30	0, 5 1. Mitt.	13, 5 28. Mrg.	— 4,69	0, 4 7. Mitt.	17, 5 31. Ab.	— 7,28	10, 8 28. Mitt.	20, 5 2. Mrg.	— 0, 14	— 3,971
1830/31	7, 8 9. Ab.	10, 3 27. Mrg.	— 0,74	4, 5 29. Mitt.	12, 5 31. Ab.	— 3,44	10, 5 11. Mitt.	17, 0 1. Mrg.	+ 1, 61	— 0,855
1831/32	8, 3 10. Mitt.	11, 5 28. Mrg.	+ 0,59	8, 6 11. Mitt.	8, 0 6. Mrg.	— 0,85	7, 3 25. Mitt.	6, 2 15. Mrg.	+ 1, 12	+ 0,318
1832/33	7, 7 2. 18. Mitt.	6, 0 29. Mrg.	+ 0,74	4, 7 30. Mitt.	11, 8 9. Mrg.	— 3,56	11, 0 10. Mitt.	1, 0 18. Mrg.	+ 3, 84	+ 0,248
1833/34	9, 1 20. Mitt.	3, 1 27. Mrg.	+ 4,08	11, 1 24. Ab.	2, 2 31. Ab.	— 2,84	11, 9 27. Mitt.	6, 6 12. Mrg.	+ 1, 16	+ 0,803
1834/35	7, 6 9. Ab.	10, 0 29. Mrg.	+ 2,15	6, 4 10. Mitt.	11, 0 24. Mrg.	— 0,82	11, 2 26. Mitt.	6, 5 2. Mrg.	+ 1, 99	+ 1,076
1835/36	5, 2 5. Mitt.	11, 2 12. Mrg.	— 1,81	7, 0 24. Mitt.	15, 2 2. Mrg.	— 1,38	4, 6 1. Mitt.	9, 0 21. Mrg.	+ 0, 64	— 0,853
1836/37	9, 2 5. Ab.	7, 7 31. Mrg.	+ 1,86	6, 8 26. Mitt.	9, 0 5. Mrg.	— 0,71	8, 8 20. Mitt.	8, 0 6. Mrg.	— 0, 54	+ 0,608
1837/38	9, 4 25. Mitt.	10, 0 16. Mrg.	— 0,24	4, 4 31. Mitt.	15, 8 23. Mrg.	— 3,42	7, 2 28. Mitt.	12, 0 20. Mrg.	— 0, 83	— 1,498
Mittel	+ 8, 43	— 8, 96	+ 0,02	+ 6, 03	— 11,58	— 2,68	+ 8, 22	— 9, 88	+ 0,602	— 0,446

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. August.

Nro. 161. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 19. May 1838.

Herr Conservator Siber verlas folgende Vergleichung der Temperatur des jüngsten Winters und der neun vorhergehenden.

(Fortsetzung.)

1) Die höchsten Stände des Decembers bewegten sich zwischen + 9,5 (am 18. December 1828) und + 0,5 (am 1. 1829) also mit einem Unterschiede von 9°, die niedrigsten zwischen — 13,5 (am 28. 1829) und — 3,1 (am 27. 1833) mit einem Unterschiede von 10°,4, die mittleren aber zwischen + 4,08 (1833) und — 4,69 (1829) deren Unterschied = 8°,77 ist.

2) Die höchsten Stände des Januars änderten sich von + 11,1 (24. 1824) auf + 0,4 (7. 1830) um 10°, 7, die niedrigsten von — 17,5 (31. 1830) auf — 2,2 (31. 1834) um 15°,3, die mittleren von — 7,28 (1830) auf — 0,71 (1837) um 6,57.

3) Die höchsten des Februars variirten von + 11,9 (27. 1834) auf + 4,6 (1. 1836) um 7°,3, die niedrigsten von — 20,5 (2. 1830) auf — 1,0 (18. 1833) um 19°,5, und die mittleren von + 3,84 auf — 0,83 um 3°,01.

4) Die mittleren Temperaturen der 10 Winter überhaupt geben einen Unterschied von 4°,97 indem dieselbe 1829/30 = — 3,97, 1834/35 = + 1,07 war.

5) Was den heurigen Winter ins Besondere betrifft, so gehört er allerdings zu denjenigen Wintern, welche man strenge zu nennen pflegt. Während nämlich die mittlere Temperatur der Wintermonate December, Januar und Februar in den Jahren 1831/32, 1832/33, 1833/34, 1834/35, 1836/37 selbst positiv war, fiel sie 1828/29 auf — 0,3, 1830/31 und 1835/36 auf — 0,8, im heurigen Winter aber auf — 1°,5. Daher war die mittlere Temperatur des heurigen Winters tiefer als alle genannten, und nur 1829/30, wo sie auf — 3°,9 herabgesunken ist, tiefer als heuer. Wenn aber auch 1829/30 die mittlere Temperatur der Monate December und Januar (— 4,7 und — 7,3) um 4° tiefer als heuer (— 0°,2 und — 3°,4) stand, so war doch der heurige Februar kälter, als alle voraus gegangene, indem er 5 Jahre positive mittlere Temperatur, die übrigen Jahre aber zwar negative, aber immer höhere als heuer (= — 0,8) und selbst im Februar 1830 noch — 0,1 also um 0,7 höher zeigte.

Der Unterschied der höchsten und niedrigsten Temperatur lag im Winter 1829/30 zwischen + 10°,8 (am 28. Febr.) und — 20°,5 (am 2. Februar) = 31°,3, im heurigen Winter aber zwischen + 7,2 (am 28. Februar) und — 15,8 (am 23. Jan.) = 23°,0.

Es war daher zwar 1829/30 die tiefste Temperatur um 4°,7 niedriger, aber auch die höchste um 3°,6 höher als heuer, wodurch sich besonders deswegen, weil sich 1830 von dem 20. Februar keine negative mittlere mehr ergab, indessen heuer die positiven täglichen mittleren erst am 25. Febr. begonnen haben, 1830 auch bis über + 8° stiegen, heuer aber + 3°,2 nicht überstiegen, resultirt, daß der heurige Winter in einiger Beziehung selbst den von 1829/30 an Strenge übertroffen hat.

Setzen wir noch die Verhältnisse des Monats

März von heuer und 1830 hinzu, so stieg die tägliche höchste Temperatur 1830 bis zu + 18°, heuer nie über 9°. Zwar war die tägliche niedrigste in beyden Jahren beynahe gleich (1830 = — 2°,6, 1838 = — 2°,4, und auch die mittleren des Tages fielen in beyden Jahren nie auf — 2°, und nur zweymal unter 0, aber die übrigen Tagesmittel zeigten 1830 20 Mal über + 5°, und erreichten selbst 9, 10, 13°, während sie 1838 nur 3 Mal über + 5° standen, und nie über + 6° stiegen, so, daß die ganze berechnete mittlere Temperatur dieses Monates 1830 = + 4°, 43, 1838 aber nur = + 2,74 war.

Auch hatten wir 1830 in diesem Monate zwar 6 Regentage, aber nur 2 Schneetage, 1838 auf eben so viele Regentage 13 Schneetage, und der Wind, welcher 1830 24 Mal von W., SW. und S. gekommen war, kam heuer 14 Mal aus O. NO. und NW.

Im Ganzen wird also der heurige Winter von dem im Jahre 1829/30 an Strenge kaum übertroffen worden seyn.

Die Quantität des während dieser 10 Winter als Schnee und Regen gefallenen meteorischen Wassers war sehr verschieden. Die größte Zahl (= 32) der Tage, an welchen Schnee gefallen ist, gab der Winter von 1835/36, die kleinste (= 10) der Winter von 1831/32. Die Zahl der Tage, an welchen es geregnet hat, war am größten (= 23) 1833/34 am kleinsten (= 4) 1829/30. Die übrigen Winter war die Zahl der Schneetage zwischen 29 und 19, die der Regentage zwischen 19 und 5. Die Quantität des gefallenen Wassers war am größten (= 62 par. Lin.) 1833/34, am kleinsten (= 37 par. Lin.) 1832/33, in den übrigen Jahren zwischen 53 und 38 par. Lin.

Im heurigen Winter ins Besondere hatten wir 29 Mal Schnee und nur 5 Mal Regen, welche 44 par. Lin. meteorischen Wassers gaben; daher war in Vergleich mit dem Winter 1829/30 die Anzahl der Schneefälle um 4, die der Regen nur um 1 größer als in dem genannten Jahre.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 9ten Juny 1838.

Hr. Conservator Siber verlas folgenden Bericht über die Sternschnuppen-Nächte.

Da die Zeitschrift für Physik und verwandte Wissenschaften, herausgegeben von Baumgartner und Ritter von Holger, seitdem sie in ihrer dritten Reform zu sehr dünnen und noch dazu sparsam erscheinenden Heften zusammengeschmolzen ist, weniger mehr in den Händen der Naturforscher zu seyn scheint, so erlaube ich mir, aus dem neuesten Hefte derselben (VII. für 1837) der verehrlichen Klasse einen Auszug aus zwey Berichten über Sternschnuppen mitzutheilen.

Bekanntlich sind seit einigen Jahren und besonders seit 1833 alle Naturforscher auf die Sternschnuppen-Nächte des Novembers aufmerksam geworden. Auch im vorigen Jahre war man auf dieselben in gespannter Erwartung. Allein an vielen Orten war der getrübte Himmel verbunden mit dem Lichte des Mondes ein unüberwindliches Hinderniß der Beobachtung. Desto willkommener müssen Nachrichten von solchen Orten seyn, wo Beobachtungen möglich waren.

Dahin gehören die hier mitzutheilenden Nachrichten.

Die erste ist von Dr. Wilh. Gintl, k. k. Professor der Physik in Grätz, welcher seine Beobachtungen auf dem Grätzer Felde, die Schönau genannt, in den Nächten vom 12. auf den 13. und 14. November gemacht hat.

Der am 12. um 6 Uhr Abends noch bewölkte Himmel gab zwar wenig Hoffnung, allein ein schönes Nordlicht entschädigte zum Theil den Beobachter. Gegen 2 Uhr Morgens theilten sich zwar die Wolken, aber keine Sternschnuppe erschien, um so weniger bey dem bald darauf wieder verfinsterten Himmel.

Der Hr. Beobachter ließ sich aber dadurch nicht abhalten, auch am folgenden Abend seinen Beobachtungsort wieder einzunehmen, obschon auch diesesmal der Himmel bis auf wenige Puncte verhüllt war. Endlich wenige Minuten nach Mitter-

nacht zeigte sich ihm die erste Sternschnuppe und von da bis 3 1/2 Morgens sah er in Allem 26. Es hätten aber gewiß wenigstens doppelt so viel gesehen werden können, wenn noch Mitbeobachter vorhanden gewesen wären. Die Puncte des Sternenhimmels, an welchen sie erschienen waren verschieden. Er sah 10 im Orion und seiner Nachbarschaft, 6 im großen Löwen, dem Krebse und dem kleinen Löwen, 4 in den Zwillingen, 3 im großen Bären, 1 in der Cassiopea, 1 im nördlichen Dreyeck, und 1 in den Fischen. Die Richtung ihrer Bewegung war mit Ausnahme von zweyen der Richtung der Erde entgegengesetzt, d. i. v. O. n. W.

Der Hr. Beobachter beabsichtigte allerdings auch vom 27. bis 30. November zu beobachten, aber der ungünstige Himmel hinderte ihn daran.

Der zweyte Beobachter ist C. L. von Littrow, Adjunct an der k. k. Sternwarte in Wien. Die Beobachtungen wurden mit einem eigens dazu verfertigten Instrumente gemacht, nämlich mit einem Theodoliten von Holz, der statt des Fernrohres ein einfaches Absehen trägt, und dessen Nullpunct an der horizontalen Theilung in den Meridian gebracht war, so daß man unmittelbar durch die Lesung Azimuth und Höhe erhielt.

Die Nacht am 12. November war abwechselnd heiter und regnerisch trüb, besonders die Gegend des Löwen. Daher war es kein Wunder, daß in der einzigen allein heiteren Stunde nur 15 Sternschnuppen gesehen wurden. Am 13. gab es 5 ziemlich heitere Stunden, und die Anzahl der beobachteten Sternschnuppen war 50. Vom 14. bis 19. war keine Beobachtung möglich. Am 19. auf den 20. wurde der Himmel um 1 Uhr vollkommen rein, und Littrow sah bis 4 Uhr, wo sich der Himmel wieder trübte, 36 Sternschnuppen. Am 22. durchbrach sich Abends 7 Uhr unerwartet der Himmel, blieb ungefähr eine Stunde völlig heiter und gab 6 Sternschnuppen. Am 28. erschienen von 9 1/4 bis 6 Uhr 56 Sternschnuppen, am 29. aber von 5 3/4 bis 11 Uhr 6. Im Ganzen wurden in 17 heiteren Stunden der genannten Tage 169 Sternschnuppen bemerkt.

Aus H. v. Littrow's weiterem Berichte ergeben sich folgende Resultate:

a) In Beziehung auf die Fixsterne, in welchen die Sternschnuppen entstanden zu seyn schienen, ist zu bemerken, daß unter den 62 damals sichtbaren Sternbildern nur 19 waren, in welchen keine Sternschnuppen entstanden sind. Die meisten entstanden aber im großen Bären (31), im Fuhrmann (14) im großen Löwen (10), im Drachen (10) und im Cepheus (8), zusammen 73. Die übrigen 96 waren unter die übrigen 43 Sternbilder vertheilt, von welchen aber viele nur 1 oder 2, keines mehr als 5 oder 6 zeigte.

b) Die einzelnen Gruppen schienen strahlenförmig angeordnet zu seyn, indem sich fast für jede Partie derselben ein Punct finden läßt, in Beziehung auf welchen sich die Richtungen dieser Partie nicht durchkreuzen, sondern wie von einem Mittelpunct ausfliegen.

c) Jeder einzelne Tag scheint seinen eigenen Herd gehabt zu haben, was vielleicht auf ein Fortschreiten des allgemeinen Phänomenes hinweiset.

d) Auffallend ist das nahe gleichzeitige Fallen zweyer oder mehrerer Sternschnuppen. Von den 169 beobachteten gehören in dieser Hinsicht 120 zusammen, da sich ein solches nahe gleichzeitiges Erscheinen zweyer oder mehrerer gegen 60 Male ereignete.

e) Aufmerksamkeit verdient vielleicht auch der Umstand, daß sehr häufig nahe zur selben Tageszeit an den verschiedenen Tagen auf demselben Flecke des Himmels Sternschnuppen fielen.

Bescheiden fügt am Ende Hr. v. Littrow hinzu: „Wir sind weit entfernt, den hier gemachten Bemerkungen irgend wichtige Bedeutung für die Natur des Phänomens beyzulegen, da die Anzahl der Beobachtungen zu haltbaren Folgerungen keineswegs hinreicht.“

Beyde Beobachter haben ihre Beobachtungen in eigenen kleinen Himmelscharten bildlich dargestellt, auf welchen theils der Punct des Entstehens, theils die Richtung der Sternschnuppen angegeben ist.

Ebenderselbe trug folgende Bemerkungen über die Höhe der Grenze des ewigen Schnees vor.

Bekanntlich schmilzt der in einem Winter gefallene Schnee in den meisten, selbst gebirgigen Gegenden während des Sommers wieder weg. Nur in hohen Gebirgen hält sich derselbe das ganze Jahr hindurch und daher die Benennung des ewigen Schnees.

Es ist für sich begreiflich, daß da, wo die Temperatur noch positiv ist, dieses Fortbestehen des Schnees nicht möglich ist, und daher an Orten, wo ewiger Schnee liegt, das ganze Jahr hindurch eine Temperatur von wenigstens der Gefrierkälte des Wassers herrschen müsse.

Wären keine weiteren Einwirkungen thätig, so würde dieser mit der Breite vom Aequator bis zu den Polen abnehmende Wärmezustand schon darauf hinführen, daß dieser ewige Schnee immer weiter herabsteigen, und irgendwo selbst die Erdoberfläche berühren müsse.

Und in der That lehren auch die gemachten Beobachtungen, daß die Höhe der Schneegrenze vom Aequator bis 71° nördlicher Breite von 2500 bis zu 367 Toisen Höhe herabsteige, und an einigen Orten, wie in der südlichen Halbkugel, schon unter 56° mit dem Niveau des Meeres zusammen falle.

Aber, wenn dieses schon im Allgemeinen wahr ist, so ist doch der Gang dieses, wie Ideler mit Recht sagt, vielleicht complicirtesten Phänomens der ganzen Erdbeschreibung im Einzelnen sehr verschieden.

Um Anomalien und Beugungen so viel als möglich zu vermeiden, sind alle Daten, welche Hällström und Ideler zusammengestellt haben, so zu benützen, daß aus den Beobachtungen, welche unter demselben Breitegrad gemacht worden sind, die mittlere gesucht und in die Tafel eingetragen wurden.

Mit Rücksicht auf die vom Aequator fortschreitenden nördlichen Breiten, und auf die Höhen der unter denselben beobachteten mittleren Schneegrenze von 100 zu 100 Toisen, sind letztere in Zahlen unter

0°	= 2438 Toisen.	60°	= 800 Toisen.
2°	= 2397	61°	= 860
18°	= 2342	62°	= 857
19°	= 2333,6	63°	= 785
20°	= 2355	64°	= 430
30°	= 1900	65°	= 482,6
31°	= 2267,5	66°	= 652,3
33°	= 1517	67°	= 566,6
37°	= 1720,8	70°	= 483,5
38°	= 1530	71°	= 367,5
49°	= 1331,5		

Die von H. Leop. von Buch *) angegebenen Höhen stimmen zum Theil mit diesen Angaben, obwohl sie zum Theil auch von denselben abweichen. Sie sind in der Tafel mit rother Tinte angegeben, und in Zahlen für

0°	= 2441,3 Toiſ.	62°	= 856,9 Toiſ.
14 — 19°	= 2667,6	65°	= 769,5
20°	= 2349,5	67°	= 599,6
45°	= 1399,9	67 1/2°	= 549,9
61°	= 866,9	70°	= 543,7

Aus diesen Daten geht allerdings eine beyläufige Ansicht der Abnahme der Höhe der Schneegrenze hervor. Allein selbst nach der von mir gemachten Vereinfachung und Reducirung aller inner den Grenzen der einzelnen Breitegrade gemachten Beobachtungen auf eine mittlere bleiben noch bedeutende Anomalien, die in H. v. Buch's Angaben nur deßwegen weniger hervortreten, weil in denselben vom 20 bis 45° Breite keine Beobachtung vorkömmt.

Ich behalte mir vor, später über diese Anomalien ausführlicher zu sprechen, und begnüge mich, heute nur noch die Factoren und Elemente einer Formul, welche das Gesetz der Höhenabnahme der Schneegrenze darstellen sollen, näher zu betrachten.

*) Garnier Traité de Meteorologie p. 14.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. August.

Nro. 162. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 9ten Juny 1838.

Hr. Conservator Siber trug folgende Bemerkungen über die Höhe der Grenze des ewigen Schnees vor.

(Schluß.)

Die Schneegrenze steigt allerdings vom Aequator zu den Polen herab, und es fällt daher von selbst in die Augen, daß die geographische Breite einen nothwendigen Factor der genannten Formul ausmachen müsse. Allein es ist hier ein großer in der Erfahrung nachgewiesener Unterschied auch unter demselben Grade der Breite. So ist z. B. diese Grenze in den lappländischen Alpen (67° nördl. Br.) an der norwegischen Seite = 516 Toisen, an der schwedischen Seite = 643, also mit einem Unterschied von 127 Toisen = 762 Fußen.

Im Stifte Bergen ist sie an der norwegischen Seite = 800 Toiſ., am Ostabhange — = 916, mit einem Unterschied von 116 Toisen = 696 Fuß.

Am südlichen Abhange des Himalaya (30° 0′) = 1900, am nördlichen Abhang (31° 0′) = 2610 Toisen, also mit einem Unterschied von 710 Toisen = 4260 Fuß.

Ein zweyter Factor dieser Formul ist offenbar die Temperatur eines an der Oberfläche der Erde einem Puncte der Schneegrenze gegenüber liegenden Punctes, und gleicher Erdwärme scheint, unter übrigens gleichen Umständen, gleiche Höhe der Schnee-Linie entsprechen zu müssen.

Man kann in die Vermuthung kommen, daß aus diesem Grunde die Beugungen der Schneelinie den Beugungen der isothermen Linien parallel gehen müssen. Allein eine genauere Betrachtung überzeugt uns sogleich, daß diese Beugungen mehr mit den isotheren (Gleichsommer) Linien, als mit den isothermen überhaupt im Verhältniß stehen müssen, weil natürlich das Schmelzen des Schnees bis zu dieser Höhe am meisten von der Sommerwärme abhängig ist.

Da die Temperatur von der Erdoberfläche aufwärts, wie allgemein bekannt ist, immer niedriger wird, so wird auch das Gesetz dieser Abnahme ein dritter Factor der gesuchten Formul seyn müssen. Allein auch dieses Gesetz kennen wir eben so wenig genau, als das der Temperaturzunahme gegen den Mittelpunct der Erde, wenn schon aus von Humboldt's, Ramond's, d'Aubuisson's, Gaylussac's, Graham's, Beaufroy's, Sacharow's u. a. a. Beobachtungen von Quito bis Petersburg eine Temperatur-Erhöhung um 1° C. auf 83,6 Toisen als Mittel angesehen werden, und so wenigstens einen beyläufig richtigen, wenigstens annäherend brauchbaren Rechnungsfactor geben dürfte.

Eine auf diese drey Elemente gebaute Formul sollte nun allerdings unter ganz gleichen Umständen die abnehmende Höhe der Schneelinie geben. Allein eine Menge von Nebenumständen bringen vorläufig nicht berechenbare Anomalien in die Erfahrung. Ich werde die Ehre haben, in der Folge einmal auf die Betrachtung derselben zurückzukommen.

Es haben zwar Hällström und d'Aubuisson Formuln für diesen Gegenstand aufgestellt, und es ist nach dem ersten, wenn die Polhöhe = φ gesetzt wird, die Höhe

$h = 2462{,}4 + 293 \text{ Sin. } \varphi - 2501{,}8 \text{ Sin.}^2 \varphi$

nach dem zweyten kürzer

$h = 4320 \text{ Cos.}^2 \varphi + 500$,

allein die erstere Formul, welche aus willkührlich ausgewählten Beobachtungen hervorgegangen ist, führt auf das aller Erfahrung widersprechende Resultat, daß die Schneegrenze auch unter den Polen noch 253,6 Toisen über der Meeresfläche liege. Die zweyte Formul aber ist aus solchen Beobachtungen abgeleitet, welche eben paßten, und setzt voraus, daß die Schneegrenze erst unter den Polen die Erde berühre, welches ganz falsch ist, indem sie in der südlichen Halbkugel schon unter 56° die Erde berührt, Südgeorgien nie vom Schnee entblößt wird, und Cook und Forster schon unter 55° südlicher Breite das Thermometer nie über 0° gesehen haben.

Man sieht aus dem Gesagten, daß eine vollkommen gültige Formul bis jetzt im Allgemeinen nicht gefunden worden ist, vielleicht auch unter den obwaltenden Umständen nicht einmal möglich ist, besonders auch schon deßwegen, weil die Aussagen der Beobachter nicht hinreichende Zuverläßigkeit gewähren können, weil a) die Beobachtungen sehr oft nicht die wirkliche höchste Schneegrenze des ganzen Jahres geben, sondern nur für den Tag, an welchem der Beobachter eben Zeit, Muth und Gelegenheit hatte, diese oder jene Höhe zu ersteigen, und man leicht einsieht, daß die wahre Schneegrenze an einem Orte nur gleich nach der höchsten Sommerwärme angegeben werden könne. b) Selbst die Beobachtung eines Jahres kann zur Feststellung dieser Höhe nicht hinreichen; denn da sich mit der Veränderung der Sommerwärme in verschiedenen Jahren nothwendig auch die Höhe der Schneegrenze verändern muß, so gehören immer mehrjährige Beobachtungen dazu, um aus ihnen das Mittel der gesetzlichen Höhe zu erhalten.

c) Dazu kömmt, daß wahrscheinlich nicht alle Beobachter (besonders die älteren) mit gleicher Genauigkeit die Höhen aus ihren barometrischen Beobachtungen berechnet haben, woraus sich so manche Verschiedenheiten in beynahe gleichen Breiten aus verschiedenen Beobachtungen erklären möchten.

d) Daß die physikalische und geognostische Verschiedenheit der Localitäten mächtig hier einwirke, brauche ich nicht zu bemerken, und werde hierauf in der Folge bey einer anderen Gelegenheit zurück kommen.

Für heute sey es genug, nur vorläufig darauf hingedeutet zu haben.

Cactearum aliquot novarum ac insuetarum in horto Monvilliano cultarum accurata descriptio. Fasc. I. Curante C. Lemaire, eruditorum collegiorum plurium sod. historiae naturalis botanicesque professore. Lutet. Paris. Apud F. G. Levrault. 4. 40 S. mit 1 Tafel.

Es ist schon bey mehreren Gelegenheiten in diesen Blättern erwähnt worden, welchen Aufschwung die Neigung, naturhistorische Sammlungen aller Art zu begründen, in neuester Zeit bey Privaten jedes Standes gewonnen habe. Freylich sind die Resultate, welche aus solchen Bestrebungen hervorgehen, in dem Maaße sehr verschieden, in welchem entweder ächtes Bedürfniß zu wissenschaftlichen Beschäftigungen oder vielleicht nur Liebhaberey oder selbst Modesucht dem ganzen Treiben zu Grunde liegen. Was im ersteren Falle kluge Koncentration der gegebenen Mittel und zweckmäßige Verwendung derselben zu scharf umschriebenen monographischen Zwecken leisten könne, das beweisen uns die zahlreichen Privatsammlungen, welche innerhalb ihrer Grenzen die größten öffentlichen Museen an Vollständigkeit übertreffen. Sie scheinen gleichsam dazu bestimmt, die geringere Theilnahme zu ersetzen, welche die meisten Regierungen, fortgezogen von der technischen Richtung des Augenblickes, den reinnaturhistorischen Wissenschaften widmen. Insbesondere ist dieses der Fall mit der Pflanzenkunde. Die größten bekannten Herbarien befinden sich durchgängig in den Händen von Privaten und auch rücksichtlich der botanischen Gärten ist das Uebergewicht

nur theilweise auf der Seite der öffentlichen Anstalten. Es können zwar in der That nur selten Privatleute Institute von dem Umfange begründen und erhalten, wie z. B. die größeren botanischen Gärten Deutschlands sind. Aber eben, weil ihnen diese dem Stoff nach unbegränzte Ausdehnung versagt ist, beschränken sie sich weislich auf Monographien einzelner Familien oder selbst Gattungen und leisten hierin wieder bey weitem mehr als die größten öffentlichen Etablissements, die ihre verhältnißmäßig zum Theil noch sehr karg zugemessenen Mittel nach allen Richtungen hin zu zersplittern gezwungen sind. Wie bedeutend erscheint nicht z. B. in dieser Beziehung die Sammlung von Saftgewächsen des Herrn Fürsten von Salm-Dyk gegenüber den öffentlichen Gärten Deutschlands. Mischt sich überdieß noch Wetteifer oder Mode ins Spiel, so leisten solche Privatgärten oft das Unglaubliche. Was ist auf diese Weise nicht seit den letzten Jahren für die Kenntniß der Amaryllideen, Orchideen, Palmen, Ericeen, Calceolarien, Camellien, Cacteen, Geraniacen, Rosen u. s. w. geschehen! Selbst Handelsgärtner, wie z. B. Loddiges in England, verwenden ohne Aussicht auf genügenden Gewinn große Summen auf Herstellung zweckmäßiger Glashäuser für einzelne Pflanzenfamilien, wie solche keine öffentliche Anstalt besitzt, und andere Private senden auf ihre Kosten Reisende in fremde Welttheile, lediglich um Pflanzen aus gewissen Familien für sie zu sammeln. Eine Menge andrer reicher Gartenbesitzer setzen, ohne sich einer bestimmten Richtung dabey bewußt zu seyn, ihren Stolz darein, ohne Wahl nur die neuesten und seltensten Pflanzen in ihren Glashäusern zu besitzen, und bezahlen dieselben zu Preisen, welche kein botanischer Garten ihnen nachbieten kann. Dieses geschieht selbst mit Gewächsen, welche sich nie oder erst spät durch ausgezeichnete Formen dem Auge besonders bemerkbar machen.

Man erstaunt in dieser Beziehung über die Menge von seltenen Arten, die in den neueren Katalogen der großen Handelsetablissements aufgeführt werden und deren effectiver Preis sich nach der Schwierigkeit der Anzucht und der Größe der Exemplare v[illegible] hundert bis zu tausend Gulden absolut. Man kann in so ferne wohl sagen, daß die Liebhaberey, welche im 17ten und 18ten Jahrhunderte insbesondere die Holländer verleitete, große Summen für den Besitz einer seltenen Spielart z. B. von Tulpen hinzugeben, keineswegs in unsern Tagen erloschen sey, sondern nur zu einer auch für die Wissenschaft förderlichen Richtung sich veredelt habe, indem es sich jetzt dabey nicht mehr um flüchtige Varietäten, sondern um ächte neue Acquisitionen für die systematische Botanik handelt, welche, wenn einmal der Reiz der Neuheit vorüber und damit der imaginäre Werth gemindert ist, auch in die reinwissenschaftlichen Anstalten übergehen. Viel hat zu dieser vortheilhaften Aenderung das schöne Beyspiel beygetragen, welches in neuester Zeit so viele ausgezeichnete Männer aus den höchsten Ständen durch ihre Neigung zu den Naturwissenschaften gaben und theils auf großen, nicht selten gefahrvollen Reisen, theils in Begründung ausgedehnter Sammlungen bethätigten.

In den letzten Jahren hat mit Ausnahme der Orchideen keine Pflanzenfamilie die Aufmerksamkeit der Liebhaber so sehr erregt, als die der Cacteen. Eine Menge Sammlungen sind entstanden und eine große Anzahl neuer Arten daraus von mehreren Botanikern beschrieben worden. Das vorliegende Werkchen zählt die Novitäten auf, welche Baron von Mouville auf seinem Landgute gleiches Namens bey Rouen kultivirt und giebt zugleich einige allgemeine Betrachtungen über die Morphologie der Cacteen. Für die Zukunft verspricht Hr. Lemaire uns eine vollständige Monographie der Familie mit Abbildungen aller Arten, gleichzeitig das dritte Unternehmen dieser Art, da Dr. Pfeiffer in Kassel, und Professor Miquel in Rotterdam dieselbe Arbeit beabsichtigen.

In der vorliegenden Abhandlung werden als neu beschrieben: 1) 15 Mammillarien (M. elephantidens, sulco-lanata, diacantha, dolichocentra, erecta, spinosissima, implexicoma, daimonoceras, deflexispina, microceras, horripila, anfractothele, aureiceps, crocidata, arietina fast sämmtlich aus Mexiko und Santa fé di Bogota). 2) 4 Melocacten (M. goniodacanthus, obtusipetalus, Brongniartii, crassicostatus, 2 aus Santa fé, zwey unbekannter Herkunft). 3 19 Echinocacti, E. Montvillii mit etwas roher Abbildung (aus

Paraguay), tetracanthus, erinaceus (aus Montevideo), Lemarii, porrectus (Mexiko), minax wohl nur E. ingens Karw., platyceras, Courantii, Vanderaeyi alle aus Mexiko, pumilus (Vaterland unbekannt), theionocanthus, Mirbelii, coptonogonus, electracanthus, dolichacanthus, subporrectus, ensiferus, pentacanthus, sämmtlich aus Mexiko, mammulosus (Vaterland unbekannt). E. melocactoides soll nur Varietät von Melocactus communis seyn. 4) 4 Cerei, gladiatus (Paraguay), rostratus, pugioniferus (Mexiko), lamprochlorus. 5) 5 Opuntien, aoracantha, retrospinosa, eburnea, diademata, Turpinii. Ueber Cereus senilis Haw. werden noch Notizen mitgetheilt, daß derselbe in seiner Heimath an geschützten warmen Berghängen gedeihe und daselbst völlig einfach zu einer Höhe von 25 Fuß aufwachse. Der Stamm zählt 20 — 30 Kanten; die langen weißen Borsten, welche ihn in der Jugend völlig bedecken, verlieren sich im spätern Alter oder machen steifen stechenden Dornen Platz. Auch hatte der Verfasser Gelegenheit, sich in Paris an einem abgestorbenen wilden Exemplare zu überzeugen, daß die 2″ großen purpurrothen Blüthen in großer Anzahl und dichtgedrängt aus eigenen mit sehr dichter rothbrauner Wolle bedeckten Cephalien an der Spitze des Stammes hervorkommen. Dieses veranlaßte ihn, für C. senilis und Columna Trajani, der auf ähnliche Weise blüht, eine eigene Abtheilung, Cerei cephalophori, vorzuschlagen, womit wir bey der großen Verschiedenheit des Habitus nun freylich nicht übereinstimmen können. Wir müssen übrigens dabey bemerken, daß C. senilis durch die Beschaffenheit seiner langen Borstendornen, die selbst wieder dicht mit Borsten besetzt sind, von den meisten mit kahlen Dornen versehenen Cereen abweiche.

Ob sämmtliche von Hr. Le Maire aufgestellte Arten wirklich neu seyen, läßt sich nun schwer ermitteln, da derselbe keine Definitionen hervorgehoben, sondern bloß ziemlich kurze und schwankende Beschreibungen gegeben, auch seiner eigenen Bemerkung zufolge häufig noch junge nicht völlig entwickelte und noch nicht blühbare Exemplare vor Augen gehabt hat. Eben so möchten wir nicht Allem beypflichten, was die Einleitung an physiologischen und morphologischen Bemerkungen über die einzelnen Gattungen der Cacteen enthält, wie z. B. daß die Echinocacten sämmtlich keine Holzkörper besässen u. dgl., noch weniger aber das Latein rechtfertigen, in welchem die ganze Abhandlung geschrieben ist.

Z.

Erinnerungen aus Marokko, gesammelt auf einer Reise im Jahre 1830, von Ferdinand Freyherrn von Augustin. Wien 1838. 117 S. in gr. 8. mit 19 Abbild.

Die Marokkaner hatten es sich herausgenommen, zwey österreichische Kauffahrtey-Schiffe zu rauben, was zur Folge hatte, daß die kaiserliche Flotille drey Hafenstädte jenes Raubstaates beschoß, bis von diesen die geforderte Genugthuung geleistet wurde. Nach hergestelltem Frieden beschloß der österreichische Hof an den Sultan von Fez und Marokko eine Gesandtschaft zu schicken, welcher der Verf. dieser Erinnerungen, Grenadier-Oberlieutenant in der kaiserlichen Armee, beywohnte. Was er in jenem Lande gesehen und erlebt, schildert er hier in einfacher, schlichter und anziehender Weise. Eine ausführliche Beschreibung des Landes und seiner Bewohner darf man freylich nicht erwarten, da sowohl die Kürze der Zeit, in welcher sich die Gesandtschaft daselbst aufhielt, als auch die Kürze des Wegs, welchen sie zurücklegte (von Tanger bis Mequinez, wo der Sultan damals residirte), endlich noch das Mißtrauen der Marokkaner, an umfassende Beobachtungen nicht denken ließen. Was indeß die Umstände erlaubten, ist geschehen, und die Geographie wird mit Dank die ihr gewordenen Beyträge aufnehmen; auch wird man mit Vergnügen die Schilderung von der Aufnahme der österreichischen Gesandtschaft, die eine sehr ehrenvolle war, lesen.

Die äußere Ausstattung dieses Buches ist sehr elegant. Besonders erfreulich sind die 19 Abbildungen, theils merkwürdige Bauwerke und Gegenden, theils Scenen aus dem Karawanenzuge, theils auffallende Nationalitäten darstellend; sie sind sämmtlich sehr charakteristisch, zumal da die letzteren kolorirt sind.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. August.

Nro. 163. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Vier Abbildungen des Schädels der Simia Satyrus von verschiedenem Alter, zur Aufklärung der Fabel vom Oran utan, herausgegeben von Dr. C. F. Heusinger. Marburg 1838. 44 S. mit 4 Taf. in gr. 4.

Monographie sur le genre Singe (Monographies de Mammalogie par C. J. Temminck. Vol. II. livr. 2. Leide 1838. p. 50 — 138. tab. 33 —46).

Wir haben zu Anfang dieses Jahres zwey Monographien über den Orang-Utang erhalten: die eine von Heusinger, die andere von Temminck in seinen Monographies de Mammalogie, woselbst sie die zwölfte ausmacht. Somit mehrt sich denn das Material zur Kenntniß dieses merkwürdigen Thieres mit jedem Jahre, und wir dürfen hoffen, daß selbige bald befriedigend sich ergeben werde.

Die erste Abhandlung von Heusinger hat mehr einen antiquarischen als zoologischen Charakter; dieß ergeben schon die Aufschriften der Kapitel, die sich in folgender Ordnung aneinander reihen: 1) zur Etymologie des Wortes Affe, 2) die älteste Urkunde von Affen, 3) der Affe in der indischen Mythe, 4) der Affe in der egyptischen Mythe, 5) der Affe in Griechenland, 6) heutige Verehrung der Affen bey den afrikanischen Negern u. s. w. mit Untersuchungen über die Ursachen des Thierkultus, und endlich 7) von dem Oran utan. Die angeführten etymologischen und mythologischen Abschnitte haben sehr wenig mit dem OrangUtang zu thun, sondern handeln von den Affen im Allgemeinen; sie zeugen von einer großen Belesenheit und es scheint dem Ref., der sich in diesem Gebiete kein eigenes Urtheil herausnehmen kann, daß der Gegenstand mit großer Umsicht bearbeitet ist. Vom zoologischen Standpuncte aus ist allein der letzte Abschnitt behandelt. Er beschränkt sich jedoch lediglich auf eine kurze Erläuterung der vier von Besel gezeichneten Tafeln mit eben so viel Schädeln des Orang Utang *) aus verschiedenen Altern, um hiedurch die Ansicht von Rudolphi, Cuvier u. A. wiederholt zu bestätigen, daß der Pongo nur der alte Zustand von diesem Thiere sey. Die Tafeln sind sehr schön gezeichnet.

Bedeutender in zoologischer Beziehung ist Temmincks Monographie, obgleich auch sie die eine große Hauptfrage nicht zu lösen vermag: wie viel Arten von asiatischen Orang-Utangs anzunehmen seyen. Owen hatte im ersten Bande der Transact. of the zoolog. soc., nach den in London vorfindlichen Materialien, die Meynung ausgesprochen, daß alle diese Thiere in eine einzige Art zusammen zu fassen seyen. Diese Ansicht hat er neuerdings widerrufen, und drey Arten vermuthungsweise aufgestellt, deren Haltbarkeit jedoch sehr problematisch ist, da die summatranische Art auf einem Skelete beruht, dessen Heimath nicht ganz sicher anzugeben ist, und die Simia Morio lediglich nach einem einzigen Schädel charakterisirt ist, der vielleicht eher auf individuelle Abweichung als auf spe-

---

*) Heusinger schreibt dieses Wort durchgängig Oran utan nach der jetzt üblichen Transscription des Sanskrit; indessen bemerkt er, daß das sonst gewöhnliche Orang Utang wohl eben so richtig sey, indem beyde Worte mit dem sanskritischen Kehl n endigen, das die Malayen bey der Annahme des arabischen Alphabets durch das etwas veränderte arabische Kehl g ersetzt haben, welches dem deutschen ng entspricht.

ziffsche Verschiedenheit schließen läßt. Auf einer zum Theil ganz andern Basis beruht Blainville's Aufstellung von vier Arten, wobey er jedoch in einen großen Irrthum hinsichtlich Wurmb's Beschreibung verfällt. Auch Wiegmann ist, ebenfalls zum Theil auf andere Materialien gestützt, in seinen neuesten Jahresberichten der Meynung, daß es mindestens drey, vielleicht sogar vier Arten asiatischer Orangs gäbe.

Es ist zu bedauern, daß Temminck keine Rücksicht auf diese Vorgänger genommen hat, obgleich Blainville's Abhandlung bereits 1836 und Owen's Beschreibung der Simia Morio zu Anfang des Jahres 1837, und dessen Hauptarbeit 1835 erschienen ist. Das reiche Material, das in Leyden an Fellen, Skeleten und einzelnen Schädeln aufgehäuft ist, würde Temminck am ersten in Stand gesetzt haben etwas Zuverläßiges über diese widersprechenden Meynungen mitzutheilen und selbige unter sich auszugleichen. So aber versucht er seinen eigenen Weg zur Lösung der eben besprochenen Aufgabe.

Temminck beginnt seine Monographie mit dem Schimpanse, ohne jedoch über diese wenig gekannten afrikanischen Orangs etwas Neues sagen zu können. In der Synonymik vermißt Ref. die Anführung der anatomischen Arbeiten von Traill und Owen, wovon jene in den Mem. of the Wern. soc. III., und diese in dem Proced. of the committ. of the zool. soc. I. mitgetheilt ist.

An asiatischen Arten unterscheidet Temminck zwey, den längst bekannten Singe Orang-Outang und einen Orang - roux. Von letzterer Art sagt er übrigens selbst, daß wir zur Zeit weder genaue Beschreibungen, noch selbst authentische Aussagen über ihre Heimath besäßen. Die einzig zuverläßige Stütze für die Ausstellung dieser zweyten Species sey ein gegenwärtig in der pariser Menagerie lebendes Individuum, das er selbst nur oberflächlich habe betrachten können und dessen ausführliche Schilderung er daher den französischen Zoologen überlassen müsse. Zwar erwähnt Marion de Procé bereits dieses Individuums, indeß nur aus seiner Angabe der Färbung läßt sich auf eine Differenz von den gewöhnlichen Orang-Utangs schließen, indem er die Haare von jenem roux, rothgelb, nennt, während sie bey diesen dunkel, braunroth sind. Die Heimath des pariser Individuums soll Sumatra seyn, was indeß Temminck bezweifelt, und eher auf den Kontinent schließt, ohne jedoch für diese Vermuthung Gewähr leisten zu können. Ueber diese neue Art muß Ref. sein Urtheil zur Zeit noch so lange zurückhalten, bis von ihr eine Beschreibung vorliegt; einstweilen kann man von ihr blos eine vorläufige Notiz nehmen.

Hinsichtlich der übrigen asiatischen Orang-Utangs hält es Temminck nicht für ganz unwahrscheinlich, daß auf Borneo, wie auf Sumatra zwey verschiedene Arten neben einander vorkommen könnten; wenigstens versichern die Dajaken, die Eingebornen von jener großen Insel, daß es bey ihnen zwey Spezies dieser Affen gebe. Vor der Hand hat aber das Museum zu Leyden nur die Felle und Skelete von der einen Art aufzuweisen, die übrigens nicht bloß auf Borneo beschränkt, sondern ebenfalls Sumatra angehörig ist; die Simia Satyrus ist also immer noch die einzig mit Sicherheit ausgemittelte Art vom asiatischen Orang-Outang.

Bekanntlich sind die jungen Individuen dieser Species oft zu uns gebracht und beschrieben worden; von alten Thieren lag jedoch vor Temmincks Arbeit nur die Beschreibung von Wurmb vor, welcher in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts als Officier auf den holländischen Kolonien in Indien gedient hatte. Auch hatte bis in die neueste Zeit keine Sammlung ausgestopfte Exemplare von alten Thieren aufzuweisen, bis Holländer und Engländer solche neuerdings aus den indischen Colonien heimbrachten, und sie nun allmählig in mehrere Museen gewandert sind. Ich habe in Frankfurt Gelegenheit gehabt, eine schöne Suite von fünf ausgestopften Exemplaren aus verschiedenen Altersperioden, worunter ein ganz altes Männchen, so wie außerdem ein in Branntwein aufbewahrtes Thier und zwey Skelete nebst vier besondern Schädeln, mit Temmincks Beschreibung der äußern Beschaffenheit dieser Art und ihren osteologischen Verhältnissen vergleichen zu können, und kann also aus eigener Erfahrung die große Genauigkeit und Vollständigkeit dieser Schilderung rühmen. Auch die

sechs sehr schön gearbeiteten Tafeln, von denen vier der Darstellung der äußern, zwey der osteologischen Beschaffenheit gewidmet sind, müssen rühmlichst erwähnt werden, sie geben die erste richtige Abbildung des alten Männchens. Nur über zwey Puncte habe ich kürzlich Einiges zu bemerken.

Erstlich ist mir aufgefallen, daß Temminck behauptet, an den Hinterfüssen sey der zweyte Finger (l'index des pieds) beständig der längste von allen, und die andern nehmen von da an allmählig ab. Diese Behauptung ist unrichtig; ich habe an den beyden vorhin erwähnten Skeleten, so wie an dem in Batavia aufbewahrten Exemplare die Bemerkung gemacht, daß der mittlere Zehenfinger der längste von allen ist, und was mir der Augenschein ergeben, hat auch die Maaßabnahme vom größern Skelete bestätigt. Die Fußbildung des Orang Utangs macht also in dieser Beziehung keine Ausnahme von der anderer Affen.

Eine zweyte Bemerkung betrifft die Auswüchse an den Wangen. Von diesen Theilen, welche dem Gesicht des alten Männchens einen so häßlichen Anblick gewähren, sagt Temminck, daß bey dem Weibchen keine Spur existire. Ich habe nun zwar keine Gelegenheit gehabt, ein altes Weibchen vom Orang-Utang, wornach ich das Gegentheil behaupten könnte, zu sehen, allein Wurmb, ein sehr genauer Beobachter, gibt an, daß selbiges dem Männchen gleiche, mit der Ausnahme, daß die Wangenlappen nicht so groß und vorstehend seyen. Diese Bemerkung ist Temminck entgangen, wie er denn auch in der Aufzählung der Litteratur den 4ten Band der Verhandl. van heet Batav. Genootsch. in welcher Wurmbs Beschreibung des Weibchens enthalten ist, nicht aufführt. Hierüber, so wie über die vermuthete zweyte Art auf Borneo, wird nun hoffentlich recht bald die wissenschaftliche holländische Kommission, welche sich gegenwärtig auf dieser Insel aufhält, genügenden Aufschluß schaffen können.

A. W.

Das Siebengebirge und seine Umgebungen nach den interessanteren Beziehungen dargestellt von F. G. Zehler. Crefeld 1837. 266 S. in klein 8. mit 2 geognostisch illuminirten Gebirgskarten, 2 Profilen und 4 Ansichten.

Wenn man von Mainz nach Köln den schönen Rheinstrom hinabfährt, so ist das Siebengebirge mit seinen Vorbergen der letzte Höhenzug, welcher aus der Thalsohle aufsteigt; weiter hinab beginnt die große Ebene, durch welche der Strom dem Meere entgegen eilt. Höchst imposant ist der Anblick dieses Gebirges. Zwar hat es keine Berge, deren Meereshöhe 1500 Fuß erreichte; gleichwohl erlangen sie ein stattliches Ansehen, da die Thalsohle selbst sehr tief liegt (Königswinter ist zu 181 par. Fuß berechnet) und die ansehnlichern Kuppen deßhalb um tausend Fuß und mehr über die Ebene emporragen. Zugleich zeichnen sich diese Berge durch eigenthümliche Formen aus, Dome, Kegel und langgezogene Rücken darstellend, die auf dem engen Raume von einer Quadratmeile zusammen gedrängt sind. Den Namen Siebengebirge führt es eigentlich nicht mit Recht, denn es besteht aus mehr als sieben Bergen, doch sind sieben davon die ausgezeichneteren, welche von Norden her gesehen allein unterschieden werden können.

Von diesem Siebengebirge und seinen Umgebungen liefert Zehler eine ausführliche Beschreibung, die hauptsächlich mit den geognostischen Beziehungen sich befaßt. In wie weit diese richtig geschildert sind, kann Ref., der zu den vielen Reisenden gehört, welche auf dem Dampfschiffe schnell an diesen Höhen vorübereilen, nicht weiter bemessen; indeß gewinnt man beym Lesen dieses Buches Vertrauen zu seinem Verfasser, der auf jeden Fall großen Fleiß auf die Untersuchung des Siebengebirges verwendet hat, und deßhalb jedem Geognosten, der durch eigene Beobachtungen dasselbe kennen lernen will, zum Führer und Hinweiser auf die merkwürdigsten Puncte dienen kann. Ohnedieß ist das Siebengebirge für den Geognosten von großem Interesse, da hier trachytische Bildungen in einer Mächtigkeit auftreten, wie sie anderwärts in Deutschland nicht bekannt sind, und da selbige zu jenen Felsarten gehören, deren Entstehungsweise zu den räthselhaften und strittigen gehört. Zehler ist enthusiastischer Vulkanist, und sieht daher im Siebengebirge allenthalben Vulkane, Krater und Laven; doch macht er selbst bemerklich, daß Einwirkungen des Trachyts auf geschichtete Gesteine sich nirgends wahrnehmen ließen. Als vollkommen ausgemacht betrachtet er es, daß im Siebengebirge der Trachyt älter als der Basalt sey, indem Basaltgänge in beträchtlicher Anzahl in Trachyt und Trachytconglomeraten aufsetzen, nirgends aber ein Trachytgang im Basalt oder entschiedenem Basaltconglomerat sich zeige.

Beygegeben ist eine größere Karte, das eigentliche Siebengebirge, und eine kleinere, das sogenannte Vorgebirge auf dem rechten Rheinufer darstellend. Beyde sind nach den geognostischen Formationen illuminirt. Außerdem kommen noch 2 geognostische Durchschnitte auf einer Tafel, nebst einer Ansicht der Ruinen Heisterbach, des Trachyt-Steinbruchs am Stenzelberge, der Ruine Godesberg und des Siebengebirges mit Rolandseck und Nonnenwerth. Die bildlichen Darstellungen sind gut, wenn auch gerade nicht splendid.

Galerie ornithologique ou collection d'oiseaux d'Europe, décrits par Alcide d'Orbigny, dessinés d'après nature par Thiolat et publiés par Armand Robin. Paris (1838). Livr. 1 — 18 mit 36 kolor. Tafeln in groß Querquart.

Während Gould im Begriff war, sein Prachtwerk über die europäischen Vögel zu vollenden, begann in Frankreich ein ähnliches Unternehmen, das ebenfalls die europäischen Vögel in Abbildungen und Beschreibungen darstellen soll. Als Bearbeiter des Textes ist Alcide d'Orbigny, der bekannte Reisende und Naturforscher, als Verfertiger der Abbildungen sind Traviès und Thiolat, als Herausgeber Armand Robin genannt. Alle zehn Tage soll eine Lieferung aus 2 Tafeln und 1/2 Bogen Text bestehend, erscheinen, wovon der Preis 2 Fr. beträgt. Bis jetzt sind uns 36 Tafeln, jedoch ohne Text, der hier wohl die Nebensache seyn wird, zugekommen, und somit liegt genug Materiale vor, um wenigstens über die bildliche Abtheilung dieses Unternehmens ein motivirtes Urtheil zu fällen.

Ich wüßte nicht anzugeben, worin die Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit dieses Werkes liegen soll. Nachdem einmal Gould's Birds of Europe vollendet vorliegen, kann ein ähnliches Unternehmen nur dadurch aufkommen, daß es bey gleicher Güte mit dem englischen Werke die Mängel desselben vermeidet und zugleich einen so gemäßigten Preis setzt, daß es deßhalb bey Fachgelehrten und Dilettanten einen leichtern Eingang finden kann. Nimmt man nun mit Gould 462 Arten europäischer Vögel an, so hat die vorliegende Galerie ornithologique zu ihrer Darstellung ohngefähr 231 Tafeln nöthig, indem sie auf jeder in der Regel zwey Arten zusammenstellt. Hiedurch würde der Preis des ganzen Werkes auf ohngefähr 231 Fr. kommen, wozu in Deutschland der Bezugskosten wegen eine ansehnliche Erhöhung zu rechnen wäre. Dieser Preis wäre an und für sich nicht zu hoch, wenn nur nicht so manche billige Anforderungen unerfüllt geblieben wären. Eine allzuhohe wäre es freylich zu verlangen, daß die Abbildungen an Schönheit den Gould'schen gleichkommen sollten; so weit sie von Traviès gearbeitet sind, sind sie in der gewöhnlichen, etwas geleckten französischen Manier recht gut ausgefallen, viel weniger gilt dieß von Thiolat, der für jenen Künstler eingetreten ist, ohne ihm gleichkommen zu können. Sehr verkehrt ist es aber, daß, da fast durchgängig 2 Arten auf einer Tafel zusammengestellt sind, diese nicht von einer Gattung, sondern meist von zwey verschiedenen Gattungen, ja selbst von zwey verschiedenen Ordnungen genommen sind, so daß an eine systematische Anordnung der Tafeln gar nicht zu denken ist, was als ein nicht geringer Uebelstand erscheint. Eben so ist es eine Verkehrtheit, europäische Vögel auf Pflanzen sitzend zu zeichnen, welche ganz außerhalb der geographischen Grenzen liegen, in denen jene heimisch sind. Endlich werden durch diese Galerie ornithologique die bestehenden ornithologischen Werke über einzelne europäische Länder nicht entbehrlich gemacht, da jede Art nur in einer einzigen Abbildung gegeben ist, obschon häufig genug die alten Männchen von den Jungen und Weibchen so ganz verschieden sind, daß zur Erkennung der beyden letztgenannten eine Abbildung des Männchens gar nichts hilft. Dilettanten wissen sich in einem solchen Falle alsdann gar nicht zu helfen, und werden es demnach vorziehen, sich eher Naumanns Werk, in welchem sie die heimischen Vögel in allen Farben-Abänderungen dargestellt finden, anzuschaffen, als diese Galerie ornithologique, welche sie in so vielen Stücken rathlos läßt.

A. W.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. August.

Nro. 164. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Schiller's Album. — Eigenthum des Denkmals Schillers in Stuttgart. — Mit einem Stahlstich und Facsimile. — Gedruckt in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1837. 324 S. gr. 8.

Wer „Schiller's Flucht aus Stuttgart" und die von seiner Schwägerin, Frau von Wolzogen, verfaßte Lebensbeschreibung desselben gelesen hat, wird sich mit Wehmuth gestehen müssen, daß dieser außerordentliche Mann von den unerforschlichen Mächten, durch welche zum Theil die äußeren Schicksale der Menschen bestimmt werden, nicht eben so, wie von dem inneren Genius begünstigt war. Wenn es uns jetzt fast unbegreiflich scheint, wie die Verwickelungen, die den Jüngling aus seinem Vaterlande trieben und in ein unstätes, unsicheres Leben hinausstießen, in früherer Zeit von solcher Folge seyn konnten, ohne eine mildere Lösung zuzulassen, so hat es auch in einer übrigens größer gesinnten Zeit der allgemein Bewunderte nicht zu der würdigen und unabhängigen Stellung bringen können, welche ihm gebührte, dagegen ergieng, etwa drey Jahrzehende nach seinem Tod, von seinem Geburtslande aus ein Aufruf an gemeine deutsche Nation zu einem den Dichter ehrenden Denkmal. Man wollte zwar zum Theil einem Vaterland, das Schiller in früher Jugend zu verlassen genöthigt war, das er in der Folge kaum wiedergesehen, das im Leben ihm nichts geboten hatte, als einmal eine — Professur in Tübingen mit etwa 1000 fl. Gehalt, wo inzwischen auch der einzige Mann, der über gewöhnliche Berechnung hinaus ihn im Leben belohnt, geehrt und unterstützt hatte, der in seinem Bereich Großes groß zu behandeln gewohnte Buchhändler, nachherige Freyherr, J. G. von Cotta nicht mehr lebte, das Recht bestreiten, sich an die Spitze dieser Unternehmung zu Ehren des Dichters zu stellen, welcher inzwischen der Mann des ganzen deutschen Volkes geworden war, und mehr dem gemeinsamen, als seinem besondern Vaterlande angehörte. Bedenkt man indeß das Wohlbegründete des Glaubens an den unüberwindlichen Einfluß, den der Himmel und die Natur eines Landes auf den ersten Compler physischer und geistiger Eigenschaften eines in ihm geborenen Menschen ausüben, und wie seine erste psychische und moralische Stimmung ganz von Eindrücken dieses Landes bestimmt wird; weiß man außerdem, daß nicht nur in den ersten Werken Schiller's, sondern vielleicht bis in seine letzten Hervorbringungen noch Nachwirkungen der Verhältnisse und Umgebungen, unter denen er aufwuchs, erkennbar sind, und ist es eine bekannte Sache, daß er nicht erst in späteren Jahren oder nach seinem Tode, sondern von seiner ersten Erscheinung an der Stolz des größten Theils seiner Landsleute, zum Theil bis in die untersten Stände gewesen, und wie ihm nirgends treuere und anhänglichere Freunde gelebt, als in seinem Geburtslande, so dürfte nur Anmassung oder beschränkte Eitelkeit das Recht, mit dem Gedanken eines Schiller-Denkmals den andern deutschen Stämmen voranzugehen, den biedern Würtembergern streitig machen; und in der That reiche Gaben höchster, hoher und niederer Personen strömten in Folge der wiederholten Aufrufe aus allen Theilen Deutschlands, zum Theil selbst dem Ausland, zusammen und man durfte daran denken, das Denkmal dem berühmtesten Bildhauer dieser Zeit, Albrecht Thorwaldsen, zu übertragen.

Der Erfolg indeß könnte gerade auf den Gedanken leiten, ob nicht ein, rein aus landsmann-

schaftlicher Begeisterung hervorgegangenes, beschränkteres, bescheideneres, weniger auf Ostentation abgesehenes Unternehmen am Ende den wahren Freunden und Verehrern Schiller's mehr Genugthuung gewährt hätte.

Das Gyps-Modell des künftigen ehernen Standbildes ist von vielen Personen in München gesehen worden. Bald wird das Standbild im vollendeten Guß sichtbar seyn, und auch jetzt schon giebt Entfernteren ein dem vorgenannten Album beygelegter Stahlstich ein treues Bild desselben. Personen, welche den großen Dichter im Leben gekannt und ihm nahe gestanden haben, versichern, daß im Leben Schiller's schwerlich ein Moment weder körperlicher Abspannung, noch des tiefsten, absorbirtesten Denkens vorgekommen sey, in welchem er einer Haltung und Stellung fähig gewesen wäre, wie sie das Standbild zeigt. Die natürliche Bewegung seines Kopfes, zumal in Momenten der Begeisterung und genialer Conceptionen, war, wie sie versichern, eher ein Zurückwerfen, als ein Senken oder gar Sinkenlassen desselben; sein Gang, vielleicht von der früher angewöhnten militärischen Haltung her, von solcher Art, daß er auch körperlich auf dem Kothurn zu schreiten schien. Nie, auch in Augenblicken empfindlicher Schmerzen, ja der physischen Erschöpfung, habe sich auf solche Weise die Uebermacht seines Geistes über den Körper verläugnet. Schiller's Krankheit war nicht Schwindsucht, er ist nicht an langem Siechthum, sondern nach oft wiederholten Anfällen plötzlich gestorben, ohne wahrscheinlich je zu einem solchen Nachlaß aller Spannung herabgekommen zu seyn. Hätte er aber auch kurz vor dem Abscheiden ein solches Aussehen gehabt, nimmer konnte die Absicht eines Ehren-Denkmals seyn, ihn in dem letzten Stadium eines durch Krankheit geschwächten Lebens darzustellen; man will wo möglich den Mann in seiner Kraft, in der Fülle seines schönsten und reifesten Alters sehen. Den berühmten Künstler trifft kein Vorwurf, er hatte Schiller'n nie gesehen; nie den sanften Anflug von Röthe in Augenblicken der Begeisterung auf seinem Gesicht,*) das Herrschende, den überlegenen Geist Ankündigende seiner Bewegungen erblickt; ihm konnte nur ein Bild vorschweben, wie es sich aus der allgemeinen Tradition von Schiller's Kränklichkeit, deren eigentliche Beschaffenheit man auch nicht überall kannte, unter dem gleichzeitigen Einfluß einer gewissen Sentimentalität in der Ferne gebildet hatte. Wenn sich dem verdienten Veteran, dem man die treffliche, mit einer Liebe, wie nur Jugendbegeisterung sie einflößt, bis in die zartesten Einzelheiten ausgeführte Büste Schiller's verdankt, die Unternehmung des Werks im Großen nicht mehr zumuthen ließ, konnte man nicht wenigstens den Entwurf im Kleinen (mehr hat man wahrscheinlich auch dem berühmten, römischen Bildhauer nicht zu danken) ihm übertragen, und fand sich nicht in dem an Talenten sonst so reichen Würtemberg ein junger Bildhauer, der unter Danneckers Leitung diesen Entwurf so gut ins Große auszuführen vermochte, als jetzt, so viel man weiß, ein Berliner Gehülfe Thorwaldsens Entwurf ausgeführt hat? Dann sah man auf dem auserwählten Platz, wo jetzt das eingefallene und zusammengesunkene Leidensbild mit dem — nur den letzten und äusserlichsten Akt des dichterischen Schaffens bezeichnenden Schreibegriffel in der Hand stehen wird, wahrscheinlich den freudig mit aufgehobenem Haupt, mit Lebens- und Geistesvollem Antlitz ausschreitenden Jüngling, wie er in den Vorstellungen seiner älteren Landsleute lebt. Die so ihn gesehen, erfreuten sich der Aehnlichkeit, die Nachkommenden wurden vor dem falschen Eindruck bewahrt, der jetzt unvermeidlich in die Vorstellungen der Nachwelt von dem äußeren Wesen des Dichters übergehen wird.

Doch das ist nun einmal geschehen und wäre es nicht der Wahrheit wegen, die man zumal den Nachkommen schuldig ist, so würde man ungern als mißlungen bezeichnen, was so wohlgemeynt und mit so vieler Liebe veranstaltet worden. Wenden wir uns nun zu dem sogenann-

*) Auch Göthe spielt darauf an in den schönen Zeilen:

„Nun glühte seine Wange roth und röther
Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,
Von jenem Muth, der, früher oder später,
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt
u. s. w.

ten „Schillers-Album“! Unter den zur Förderung des Denkmals Berufenen ſtand die J. G. Cottaiſche Buchhandlung obenan; was lag näher, als der Gedanke eines Buchs, in das Alle, auf die Schiller als Dichter gewirkt hatte, ſich mit kurzen, proſaiſchen oder poetiſchen Aufſätzen, oder auch etwa mit ihren bloßen Namen einzeichneten, um ſich dadurch als Verehrer und Freunde des großen Dichters zu bekennen? Die Ehre, in dieſer Geſellſchaft zu erſcheinen, wurde durch die übernommene Verbindlichkeit erkauft, ein Exemplar des Buches gegen 3 fl. in Empfang zu nehmen; beſtritt nun die Verlagshandlung unentgeltlich Papier-, Druck- und andere Koſten, ſo ließ ſich eine namhafte Summe erwarten, die dem Denkmal zu gut kam. So entſtand das Schillers-Album. Nach der am Ende befindlichen Ueberſicht waren der beytragenden Theilnehmer 812, außerdem wurden 937, im Ganzen alſo 1749 Exemplare abgeſetzt. Daß Jedem, ohne Unterſchied der Geburt, des Standes und Berufs der Zugang eröffnet und wenigſtens ſeinen Namen einzutragen verſtattet wurde, war dem Charakter des Dichters gemäß, der nicht auf einen Theil der Nation, ſondern auf die ganze gewirkt, und den das deutſche Volk aller Stände ſich am meiſten angeeignet hatte.

An ſich nun können die ſchriftſtelleriſchen Beyträge zu dem Album keiner eigentlichen Kritik unterworfen werden, doch iſt es nicht unintereſſant zu bemerken, wie verſchieden Verſchiedene, prout varia sunt hominum ingenia, ſich bey dieſem Anlaß benehmen. Man erwartet vielleicht, daß alle, die mehr als ihren Namen beygetragen, ohne Ausnahme wenigſtens ein auf Schiller bezügliches Wort beygeſteuert haben. Dieß iſt jedoch von Vielen nicht geſchehen. Ob gerade immer aus Beſcheidenheit, weil nicht Jeder ſich zutraute, über den Dichter würdig genug ſich zu äuſſern, oder weil es mitunter auch Eingebildete giebt, die ſich zu vornehm dünken, anzuerkennen, was die Welt und was ſie ſelbſt Schiller'n verdanken, iſt nicht zu unterſuchen. Wir erwähnen, um doch Etwas anzuführen, eines beſonders wichtigen Mannes Varnhagens von Enſe, deſſen Sentenz: — Entbehren iſt beſſer, als Genießen u. ſ. w. zur Noth in jedem gewöhnlichen Stammbuch ſtehen könnte. — Am beſten noch, wenn Beyträge dieſer Art wenigſtens ſelbſt etwas Friſches und Munteres an ſich tragen, wie der des Freyherrn von Zurhein:

„Nimm Kell' und Schwert zugleich zu Händen
Nicht friedlich bauſt du dir dein Haus;
Willſt fördern du dein Werk und enden,
Beſteh' den dargebot'nen Strauß!
Fahr' mit der Kelle fort zu bauen,
Wenn deiner Feinde Waffen ruh'n;
Doch mit dem Schwerte mußt du hauen,
Befehden ſie dein friedlich Thun;
Drum Kell' und Schwert zu rechter Zeit,
Blüht Friede dir aus böſem Streit!“

Daß es genug mit ſich ſelbſt Beſchäftigter und Befangener gebe, die nicht unterlaſſen würden, auch bey ſolcher Gelegenheit ihr individuelles Fürwahrhalten, ſelbſt etwa gegen Schiller, geltend zu machen, konnte man bey einiger Menſchenkenntniß erwarten. Gegen Schiller's Worte: „Tauſend Jahre hat der Tod geſchwiegen“ meynt Juſtinus Kerner ſeinen bekannten Geiſterſpuck wahren zu müſſen. Der würtembergiſche Prokurator Dr. Schott läßt ſich über: „die ſchlimmſte aller Tyranneyen, die Mißgeburt der neueſten Zeit, die conſtitutionelle Tyranney“ vernehmen: von Rotteck benutzt ſeine Anrede an „den großen Dichter und Freyheitbegeiſterten Mann,“ um vom Fall Warſchau's, vom troſtloſen Reich der Ordonnanzen und der Scheere der Cenſur zu reden. Von den auf Schiller ſelbſt ſich beziehenden Beyträgen enthalten einige derſelben hiſtoriſche Notizen, die ſchwerlich alle den Leſern im gleichen Grade wichtig ſcheinen werden, als ſie den Mittheilern erſcheinen mochten. Obermedicinalrath von Froriep in Weimar berichtet, daß er am 12. May 1796 von ſeiner Pflegemutter, der Kirchenräthin Griesbach, Schiller'n, der im Hauſe wohnte, vorgeſtellt und freundlichſt und herzlichſt empfangen worden; im Jahre 1805 aber um die Mitternachtsſtunde vom 11. auf den 12. May eben dazu gekommen ſey, wie die Hülle des großen Geiſtes von einigen jungen Gelehrten, Künſtlern und Staatsmännern zu Grabe getragen worden und außer ihm nur noch Eine Perſon der Leiche gefolgt ſey. Charakteriſtiſch und die Denkart einer Würtembergiſchen Frau noch

am Ende der 1790ger Jahre bezeichnend, ist die Erzählung eines Herrn von Roos, Med. Dr., K. russischen Staatsraths und ältesten Arztes an mehreren Anstalten von St. Petersburg:

„Zu Leonberg während des Winters 1797 bis 1798 lernte ich die Mutter Friedr. Schiller's kennen. Sie war eine noch angenehme, 60 bis 65 Jahre alte Frau, deren mageres und faltenreiches Gesicht dennoch Heiterkeit und Freundlichkeit aussprach. Ihre wenigen Haupthaare waren ergraut und ihre Körperhaltung bey kleiner Statur war etwas vorwärts gebückt, ihre Rede hingegen floß leicht und munter, hatte einen noch angenehmen Ton, so wie ihr Benehmen noch Anmuth und Uebung im gesellschaftlichen Leben zeigte. Sie war auf Besuch im Schlosse daselbst bey Freunden, von denen ich ihr vorgestellt wurde. Als sie hörte, wer ich sey und daß mein Aufenthalt in Leonberg Vorbereitung zum Studium der Medicin und Chirurgie und zum Dienste als Feldarzt zum Zwecke habe, sagte sie: „Ich habe ihre Aeltern gut gekannt," erzählte Einiges, was die Angabe bestätigte und fuhr fort: „Zu der Wahl ihres künftigen Berufs wünsche ich Ihnen Glück und Ihrer Frau Mutter bessere Früchte, als es der Fall mit meinem Sohn für mich war." Thränen näßten ihre ohnehin gerötheten Augen, und sie ging zu Erzählungen von ihrem Sohn über."

Bemerkenswerth ist Schillers Aeusserung beym ersten Vorlesen der Braut von Messina: „das Alles seyen nur Versuche, der Köcher aber noch voll," von Böttiger mitgetheilt.

Die andern, auf Schiller Bezug nehmenden Beyträge preisen entweder den Dichter im Allgemeinen, oder enthalten ein besonderes Urtheil über ihn. Dort kehrt unzählige Mal wieder: Schillers beßtes Denkmal seyen seine Werke, oder: Schillers schönstes Denkmal sey im Herzen des deutschen Volkes u. dgl. Es ist, als hätte ein Lehrer seinen Schülern einmal das Thema: „Schillers Lob" zu deutschen Versen aufgegeben, wo denn im Ganzen alle Gedichte einerley sind; je das eine etwas besser, als das andere. Herr Hofrath von Reinbeck (bekanntlich der Wortführer in Sachen des Schiller-Denkmals) benutzt den äussern Umstand, daß Schiller im November geboren und im May gestorben ist, zu folgendem sinnreichen Gedicht:

„Bist gegen Geistesleben, du Natur,
So fühllos ganz, daß du mit Eisesblick
Den Genius empfiengst, als er die Flur
Des Daseyns hier betrat; und als zurück
Zum Empyreum er sich aufgeschwungen,
Hat deine Stirn ein Blüthenkranz umschlungen?
„Mein Eisesblick — Symbol der Erdenzeit,
Mein Blüthenkranz — Bild der Unsterblichkeit."

Von — Schiller'n im Allgemeinen verherrlichenden, wirkliche Empfindung athmenden Beyträgen zeichnen sich neben wenigen andern aus die Gedichte der beyden von Maltitz, wie auch das Sonett Eduard's v. Schenk, wie Alles, was aus seiner Feder kommt, das Anmuthige, Zierliche und höchst Gebildete mit liebenswürdigster Bescheidenheit vereinend und daher des Anführens werth:

„Die deutschen Dichter alle sind gekommen,
Um ihrem edelsten auf seinem Grabe
Hier darzubringen eine Sängergabe,
Von trauernder Bewunderung entglommen.

Und ich, der für ihn glühte schon als Knabe,
Der heiß geweint, als ihn der Tod entnommen,
Der ihm von fern begeistert nachgekommen,
Der ich fortan in seinem Licht mich labe, —

Der letzte komm' ich nun, dem ew'gen Ruhme
Des Todten — nein! Unsterblichen zu huldigen:
Vermag ich solche Säumniß zu entschuldigen?

Vergebens sucht' ich eine frische Blume;
Ein Epheublatt nur hab ich darzubringen:
Laßt es dem Kranz unscheinbar sich verschlingen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. August.

Nro. 165. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Schiller's Album. — Eigenthum des Denkmals Schillers in Stuttgart. — Mit einem Stahlstich und Facsimile. —

(Schluß.)

Man kann überhaupt fragen, ob es nicht dem Sinne des Albums gemäß war, sich auf reine Ausdrücke der Liebe und Bewunderung für den frühe Dahingeschiedenen zu beschränken, ob Beyträge zu demselben eine schickliche Gelegenheit darboten, eigentliche Urtheile über Schiller'n auszusprechen. Wenigstens durften vergleichende, unvermeidlich immer auf der einen oder andern Seite etwas Gehäßiges mit sich bringende, ferne bleiben, also auch Fragen, die dergleichen Urtheile hervorrufen, wie die oft wiederholte über den Vorzug Göthe's oder Schiller's. Ausser einem österreichischen „Dichter und Beamten," den zu dem sonderbaren Anachronismus, den jüngern (Schiller) mit der Morgenröthe, den ältern (Göthe) mit dem hellen Tag zu vergleichen, wahrscheinlich nur der bequeme Reim von Göthe und Morgenröthe verleitet hat, müssen es Würtemberger seyn, die den Mißton einmischen. Dem Einen ist Göthe das reizende Weib, das ihn entzückt und fesselt; Schiller der bewährte Freund, den er ans Herz drückt. Gustav Schwab, der sonst immer gern gehörte, weist jedes Abwägen des einen gegen den andern ab, läßt sich aber durch das Bild „sel'ger Dioskuren" verleiten zu sagen:

„Ihr Sternbild wache über Fluth und Wind,
Zu retten willig, wenn ein Sturm ergriffen
Die Nachen, die der Dichtung Meer durchschiffen,"

womit beyden Dichtern wohl etwas zu viel zugemuthet wird.

Findet man es denn so schwer, Schiller's große und erhabene Einseitigkeit einzugestehen, Schiller's, der nur Dichter seyn wollte, nur nach dem Einen Ziel hinsteuerte, auf die Nation im Großen zu wirken, sie in ihrer ganzen Masse und Tiefe zu bewegen, der schon darum auf einen Kreis mehr allgemein verständlicher, meist rein sittlicher Motive beschränkt seyn mußte, dafür aber auch den Ruhm des am meisten tragischen Dichters in demselben Sinne sich erwarb, in welchem ihn Aristoteles, zur Verwunderung gewisser Neueren, dem Euripides zuerkannte, während Göthe, mehr als bloß Dichter, nichts ausschliessenden Sinnes, offen für Alles, auch für das, was Schiller unter sich hielt und unter sich zu halten berechtigt war *), dabey jeder Bewegung der Zeit und der Literatur folgend, zum Theil selbst sich bequemend, allerdings über eine größere Welt von Tönen und Motiven gebot und den Ruhm einer Universalität ansprechen kann, wovon in gleicher Weise, obwohl in einem völlig andern Gebiet, nur Leibnitz den Deutschen ein Beyspiel gezeigt hatte.

*) Ueber Schiller's sogenannten Idealismus enthalten Göthe's bekannte Worte vielleicht die treffendste Andeutung:

„Und hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine,"

nicht, wie der Theolog S. 107. des Albums, ein bekanntes Verfahren mit andern Texten auch hier anwendend, und Göthe verbessernd drucken läßt:

„Blieb, was so Viele bändigt, das Gemeine."

Noch weniger vielleicht hätte man erwarten dürfen, an Schiller auch den neuesten religiösen und theologischen Maßstab gelegt zu sehen. In der That, wenn Gustav Pfitzer Schiller'n in Bezug auf die Götter Griechenlands anredet:

„Dein Herz, so feurig, so titanenhaft,
Hätt' jene Götterherrschaft nicht ertragen."
— — — — — —
Um jene Wesen klaget dein Gedicht,
Die in der Schönheit Formen sichtbar waren,
Sie rief'st du an, und wußtest selbst es nicht,
Wie ganz ein Priester du des Unsichtbaren!"

so hat er nach der Ansicht des Ref. den Dichter besser, als der würtembergische Herr Hofprediger geehrt, welcher Seite 89 die Meynung äussert: „Wenn Schiller — in einer andern Stimmung, als worin die Götter Griechenlands entstanden seyen, das Christenthum eine Verklärung des sittlichen Imperativs durch die Liebe genannt habe, so sey er in der Zeit, wo sich der Idealismus zur Leichenrede auf Alles, was positive Religion und kirchlicher Glaube hieß, anschickte, ein Prophet des Sieges gewesen, welchen das Christenthum in unsern Tagen, vornämlich auch dadurch habe feyern sollen, daß die Philosophie ihren größten Werth darein setze, eine christliche zu seyn und dafür zu gelten," — wobey er übrigens selbst nöthig findet, seiner Angabe damit zur Hülfe zu kommen, daß er hinzusetzt: „die ethische Seite des Christenthums, welche freylich Schiller bey jener Aeusserung zunächst im Auge gehabt, sey ja von dem positivsten Dogma desselben, dem der Incarnation des göttlichen Logos unzertrennlich!" Auf solche Weise könnte man etwa auch aus Tiedge einen Propheten der christlichen Philosophie machen. Göthe hatte von diesen Herren vielleicht eine weniger billige Beurtheilung zu gewärtigen, indeß gereicht es weder ihm, noch Schiller'n zur Schmach, wenn sie, was das Supernaturale, also auch das positiv Christliche betrifft, in der Wissenschaft und Erkenntniß nicht über Kant hinausgekommen sind, um so mehr als Manche, die sich speculative Theologen oder christliche Philosophen zu seyn rühmen, und zu Leichenreden auf den Rationalismus berufen glauben, beym Licht besehen, auch nicht über jenen Standpunct hinausgekommen sind. Ihren Kantianismus in diesem Sinne rechneten sich beyde Männer zur Ehre, wie denn Göthe, obwohl in der letzten Zeit minder ruhig darüber, sein Bestehen auf dieser Denkart in den bekannten Gesprächen mit Eckermann sogar ausdrücklich bezeugen zu lassen für gut gefunden. Am wenigsten war Schiller der Mann, Etwas seyn zu wollen, was er nicht war, und dem Ref. wenigstens ist er in seinem rein ablehnenden Verhalten zwar nicht gegen das Ethische, aber gegen alles Metaphysische des Christenthums lieber, als in dem falschen Propheten-Mantel, mit dem er gegen seinen Willen bekleidet werden soll. Auch einem andern Theologen (S. 192) ist es angelegen, aus Schiller einen religiösen Dichter zu machen, als ob schicklicher Weise sonst ein Theolog nicht ihn anerkennen, oder etwas zu seinen Ehren sagen könnte; freylich sey das Religiöse seiner Poesie nicht bewußt und eigentlich christlich, sondern stehe mehr auf einem antiken, griechisch-hebräischen Standpunct!

Wir hätten gewünscht, das Programm zu dem Album hätte in den schönen Worten Göthe's bestanden:

„So feyert Ihn! Denn was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben," *)

und gewiß erfreulicher war der Eindruck, wenn die Beytragenden Alle sich streng an dieses Programm hielten. Man könnte, zu den wehmüthigen Betrachtungen unseres Eingangs zurückkehrend, sagen: Der Gedanke eines Schiller-Denkmals sey nicht in die günstigste Zeit gefallen und entweder zu früh oder zu spät gefaßt worden. Die Jahre, in welchen das unerschöpflich gutmüthige, überall hinhorchende, von Allem angezogene Publikum Deutschlands sich eben an den Ariditäten einer Rahel oder dem (allerdings poetischer gestimmten) Briefwechsel eines (24jährigen) Kindes erbaute, haben nicht viel wahre Begeisterung für Schiller erwarten

*) In dem mehrmals erwähnten Epilog zu Schillers Glocke.

lassen. Die Beschaffenheit des Albums selbst zeige am besten die Größe seines Verlustes, und wie in Bezug auf Deutschland Schiller für Göthe nicht eine zufällige, sondern nothwendige Ergänzung gewesen. Nicht uninteressant würde es seyn zu fragen, welche Folgen Göthe's mehr als 25jähriges Allein-Wirken für die deutsche Literatur, vielleicht für ihn selbst gehabt habe. — Indeß auch so, bey dem Mangel an Wärme, der in vielen Beyträgen fühlbar ist, bey dem vielen Schaalen und Unzweckmäßigen, was das Album enthält, wollen wir darum den Gedanken desselben nicht verwerfen. Wir verdanken ihm das eine Gedicht, das in jedem Sinn mit Recht an den Eingang gestellt ist, da es gleich von vornherein die Schuld des ganzen Deutschlands gegen den Dichter bezahlt und den Leser, der zu ihm zurückkehrt, alles andere übersehen oder vergessen läßt, — nicht, weil es das Gedicht eines Königs, sondern, weil es von der wahrsten Empfindung eingegeben, das köstlichste Zeugniß von Schillers Werth und Bedeutung für Deutschland ist. Der Dichter, dem die geistige Macht verliehen war, durch Darstellung der großen Weltgeschicke seine Nation im Tiefsten zu erregen, konnte vielleicht nur von einem König so gefühlt und verstanden werden. Bemerkenswerth gewiß ist, daß im Ganzen die reinste und schönste Begeisterung für Schiller sich in den Beyträgen von fürstlichen Personen ausspricht. Möge denn das erwähnte Gedicht auch am Schluß dieser Anzeige stehen:

An Schiller.

„Jahre kommen und die Jahre schwinden,
Immer doch erneuert sich der Schmerz,
Den um deinen Heimgang wir empfinden,
Dauerhafter, als geprägt in Erz.

Fühlen lassen die empfangnen Gaben,
Was dein längres Leben hätt' ertheilt,
Schöne Hoffnung, die mit dir begraben,
Die so frühe leider schon enteilt.

Deutsch bist du, o Schiller, deutsch vor Allen!
Deine Worte dringen zum Gemüth,
In des Volkes Herz sie widerhallen,
Das für seinen Schiller ewig glüht.

Einmal nur, und niemals, niemals wieder
Einem Volk das Ideal sich zeigt,
Nie auf's neue tönen solche Lieder,
Ewig bleibest du uns unerreicht."

Unterzeichnet ist: „König Ludwig von Bayern, geboren in Straßburg den 25. August 1786, zur Regierung gelangt 1825" — zwanzig Jahre nach Schillers Hinscheiden!

Atlas zur Geschichte von Bayern, entworfen und gezeichnet von Karl von Spruner. Gotha bey Justus Perthes 1838. gr. Fol. Format. — Vorbemerkungen 12 S.

Bereits vor 5 Jahren, als der gelehrte Chartograph den oben angeführten Atlas eben vollendet hatte, unternahm es der Unterzeichnete, das Geschichtliebende Publikum mittels einer Anzeige in den bayerischen Annalen 1833, 24. December, pag. 1162 — 1164 auf diese außerordentliche Leistung aufmerksam zu machen, und vielleicht einen inländischen Verleger zu deren Herausgabe zu bewegen. Das Letztere sollte ihm so wenig gelingen, als dem Herrn v. Spruner, dem zwey bedeutende Firmen auf seinen Antrag antworteten: „Die Arbeit sey nicht mit hinlänglicher Sicherheit rentirend" (S. 12 des Textes). — Indessen zweifle ich nicht, daß bey vielen Forschern und Freunden der vaterländischen Geschichte das jüngste chartographische Werk des Hrn. v. Sp., betitelt: Historisch-geographischer Handatlas. Gotha, Just. Perthes, 1837, Fol. 1te, aus 8 Blättern bestehende Lieferung, die Erinnerung an das früher angezeigte Unternehmen desselben unermüdeten und talentvollen Hrn. Verfassers aufs Neue belebt haben dürfte. Gerade die allererste Arbeit v. Sp., seine schon im J. 1831 vollendete „Francia orientalis" muß durch ein sonderbares Geschick zuletzt ans Licht treten; indem es, sicherem Vernehmen nach, in den ersten Tagen des Septembers an die Glieder des historischen Vereines von Bamberg vertheilt werden soll. —

Ueber Unentbehrlichkeit historischer Charten zum Behufe geschichtlicher Studien und selbst beym Vortrage der vaterländischen Historie brauche ich wohl kein Wort

zu verlieren. Der vorliegende Atlas erfüllt alle Anforderungen, die man billiger Weise an dergleichen Werke nur immer machen kann. Es gebührt ihm überdieß das Verdienst, die Bahn in dieser Richtung gebrochen, und damit eine bedeutende Lücke in unsrer historisch-geographischen Literatur ausgefüllt zu haben. Denn was können wir wohl aufzeigen, das sich neben die v. Spruner'sche Leistung stellen ließe, und halten einzelne, dürftige Producte mit diesem in jeder Beziehung vortrefflichen Ensemble auch nur den entferntesten Vergleich aus? Hier zum erstenmale sind die bayerischen Lande von der Urzeit bis auf die Gegenwart in ihren mannichfachen Veränderungen, die sie erlitten, vermittels einer Reihe von Charten uns vor das Auge geführt, und was dem Herrn Verf. im 1ten Hefte seines Handatlas nach dem competenten Urtheile Sachverständiger mit Italien trefflich gelungen ist, nämlich in einer Folge spezieller Charten Eines Landes (Italiens) Veränderungen und daraus sich ergebenden Geschicke zu schildern, das hat er auch hier mit Bayern — so weit wir urtheilen können — auf eine eben so geistreiche, als auch vom Quellenstudium und entschiedenem Talente für das geographisch-historische Fach zeugende Weise unternommen. Ueberhaupt hat Hr. v. Spr. zuerst unter den deutschen Chartographen durch das jedesmalige Eingehen auf eine ganze Folge von speciellen Charten Eines Landes (welches er sich zum Gegenstande seiner Bearbeitung genommen) die Geographie des Mittelalters auf eine der wissenschaftlichen Anforderung entsprechende und würdige Weise darzustellen angefangen.

Die Ordnung der VII. die Geschichte von Bayern zum Objecte habenden Charten ist nun folgende:

I. Blatt. Rhaetia, Noricum und die angrenzenden Länder; aus den Quellen und nach den besten Erläuterungen von Buchner, Knapp, Leichtlen, Muchar, Stichaner, Raiser, Hanselmann, Reichard, Schmidt, Mannert, Pütter, Koch-Sternfeld, Pallhausen ꝛc. (s. den Text p. 2 — 4.) — Hier, wie fast bey allen übrigen Charten ist Rücksicht genommen auf die später erworbenen Länder in Schwaben, Franken und am Rheine; daher die Ausdehnung dieses Blattes von Emona (Laybach) im südöstlichsten Winkel bis nach Bingium (Bingen) hinab, von Sedunum (Sitten) am Rhodanus bis Vindobona, und nördlicher bis zum Böhmerwald und Fichtelgebirge. Der Limes Romanus scheidet das Reichsland vom Boden der Barbaren ab. Zwischen den Donauquellen, dem Nekar, Rhein und Main die agri Decumates. Das römische Gebiet allenthalben von Militärstrassen durchschnitten, die neben ihrer ursprünglichen Bestimmung auch die Schleußen des Verkehrs in den Ländern südlich der Donau und westlich des Rheines gewesen sind. Hr. v. Spr. hat diese Viae militares nach den im Texte (S. 3.) angezeigten Werken pünktlich und gewissenhaft verzeichnet. Ob jener Strassenzug, wie ihn die Peutingertafel von Vindonissa bis Regino und Bojudurum giebt, unmittelbar von Vindonissa (Windisch) aus auf der kürzesten Linie über den Rhein zur Donauquelle, von da immer am rechten Ufer hingelaufen; oder ob er sich schon oberhalb Ulm vom Strome so beträchtlich entfernt, daß die Orte von Aquileja bis Biriciana in der Nähe der Kaiser-Mauer gesucht werden müssen; oder endlich, ob sich die erwähnte Straße gar in das Neckarthal hinüber, von da gleichfalls an den Limes gewendet; darüber wird unter den Forschern vielfältig gestritten, ja, wie Einer derselben sich naiv ausdrückt: „diese räthselhafte Straße ist für die Alterthumsforscher wahrhaft zum Kreuz geworden!“ — Diese verschiedenen Ansichten sind auf der Charte berücksichtigt und dargestellt.

II. Blatt. Die Gauen von Bojoaria, Franconia und eines Theiles von Alemannia vom 8. bis in's 9te Jhrhdrt. — Ausdehnung des Blattes: Im Osten der Böhmerwald, Laureacum. Im Süden der Longobardische Ducat von Tridentum. Im Westen Duellium, und dann weiter nördlich die sogenannten rheinfränkischen Gauen; der Glems-, Zabernach-, Gardach-, Ulsenz-, Plum-, Moyn-Gau und die Wettereiba. — Im Norden das große Grabfeld mit seinen Sulpagis; die nördlichsten Orte sind Fladungen und Madalriches-stad. Rechts unten im Winkel ist ein eigener Abschnitt einem Theile der Francia Rhenensis, nämlich dem Worms-, Spener- und Nah-Gau gewidmet. Die 4 Herzogthümer Bajuvarien (blau), Alamannien (gelb), Ostfranken (roth) und Rheinfranken (grün), heben sich durch die schöne Colorirung, welche auch auf dem Blatte Nr. IV. beybehalten worden ist, sehr gut heraus, und gewähren einen bequemen Ueberblick dieser Hauptländermassen. Hr. Spr. hat das Sualefeld zum alamannischen Herzogthum gehalten, dem es auch ursprünglich zugehörte; denn wäre dieser Gau thüringisch gewesen; so müßte er durch die Siege der Franken-Könige gleich wie der größte Theil des Thüringer-Reiches, eine Beute der Franken geworden seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. August.

Nro. 166. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Manners and Customs of the ancient Egyptians, including their private life, government, laws, arts, manufactures, religion and early history; derived from a a comparison of the paintings, sculptures, and monuments still existing with the accounts of ancient authors; illustrated by drawings of those subjects; by J. G. Wilkinson etc., author of „a general view of Egypt and Topography of Thebes etc. Vol. I. p. XXXII. 406. Vol. II. p. XXXIV. 446. Vol. III. p. XXIV. 404. 8. London. John Murray, Albemarle Str. 1837.

Erster Artikel.

Nach den Vorbereitungen und Entdeckungen von mehreren Gelehrten besonders von Th. Young zur Entzifferung der ägyptischen Hieroglyphen ist durch den unermüdeten Eifer und Scharfsinn des Champollion le jeune ein so breiter und fester Grund dazu gelegt worden, daß, wie viel auch sonst, nach den ferneren verdienstvollen Bemühungen und Leistungen dafür von Ip. Rosellini, J. G. Wilkinson u. a., weitere Ausbildung nöthig seyn mag, doch in der Hauptsache auf die Ergebnisse daraus fortgebaut, und für die Alterthumswissenschaft Aegyptens immer mehr Aussicht gewonnen werden kann. Auf diese Art ist für das Studium derselben eine neue Zeit gekommen, eine freyere, erfreuliche Aussicht auf Erfolg, mit der veränderten Methode ist ein erhöhtes Interesse entstanden. In einem bestimmteren Gang der vergleichenden Forschung und der wechselseitigen Aufklärung der alten Schriftsteller und der Hieroglyphen können nun die Widersprüche leichter gelöst werden, die sich noch entgegenstehen in den von einander abweichenden Mittheilungen der Fragmente aus der ägyptischen Geschichte des Manethon, die wir von Eusebius, Julius Africanus u. a. haben, in den Nachrichten des, nicht immer unbefangenen und nur zu oft leichtgläubigen Herodot, dessen Furcht, Mysterien zu verrathen, wohl aus keiner tiefen Mysterien-Kenntniß entstanden ist, des noch unzuverläßigeren Diodor u. a. m.

Schon jetzt kann man, ohne das Ganze des hieroglyphischen Systems zu umfassen, leichter zur bestimmteren Kenntniß der ägyptischen Chronologie, der Dynastien und Geschichte der Könige u. a. kommen als bisher, weil auf allen kleinen und großen ägyptischen Denkmalen die jedesmaligen Könige in Namenschildern angegeben sind, die zur Zeit der Errichtung derselben lebten, und weil auf diesen Denkmalen die Aegyptier ihre Götter, deren Verhältnisse zu einander und zu den Königen u. a. so wie die vorzüglichen Landeseigenthümlichkeiten und mannigfachen Bewegungen ihres regen Lebens in Gemählden und Sculpturen umständlich aufbewahrt haben.

Denn man ist bereits zur Kenntniß einer so großen Zahl der phonetischen Hieroglyphen gekommen, daß sie ein beträchtliches Wörterbuch ausmachen, wozu schon mehrere Anfänge gemacht worden sind von Th. Young, J. G. Wilkinson u. a., und ein sehr bereichertes von Ip. Rosellini zu erwarten ist. Ihre große, zu 900 und noch höher angesetzte Zahl fängt schon an, weniger abzuschrecken, indem man die allgemeinen von den besondern und einzelnen zu unterscheiden anfängt. Die Grammatischen Endungen der Nomina und Verba, das Geschlecht, die Zahl, die Präpositionen, Conjunctionen zu ei-

ner ägyptisch-hieroglyphischen Grammatik sind bekannt. Der Grammaire Egyptienne — par Champollion le jeune (Paris 1836. I. P.), wozu nach des Verfs. Plan noch zwey Theile folgen sollten, wäre nun, nach dem Tode dieses so hoch verdienten Gelehrten, bald eine verbessernde Fortsetzung zu wünschen, oder eine weitere Ausbildung mit der sorgfältigsten Hervorhebung der älteren hieratischen Sprachform aus dem Koptischen, dem auch Champollion noch zu ausschließend gefolgt ist. — Ueberdieß haben wir schon schätzbare genaue Zeichnungen von einem beträchtlichen Theile der ägyptischen Denkmale in den Werken von J. G. Wilkinson, Ip. Rosellini, Champollion (auch nach seinem Tod herausgegeben) u. a.

Und diese Anstalten zur Enthüllung des ägyptischen Alterthums geschehen zu einer Zeit, wo zugleich das, noch vor wenigen Jahren meist unbekannte und verkannte indische nun schon vor uns aufgeschlossen ist, gelernt seine ausgebildete hl. Sprache, zugänglich seine unermeßliche Literatur, die reich in fast allen Zweigen des Wissens und Könnens das Ganze seiner vielfachen Thätigkeiten und Geistesentwickelung vor uns ausbreitet, und dadurch uns Einsicht giebt in das Innerste der alten religiösen Kunst- Verfassungs- und Bildungs-Formen Asiens, eben des Stammlandes der Aegyptier, von dem her wohl auch für die Forschung des früheren ägyptischen Alterthums Licht zu erwarten seyn mag.

Bey diesen großen, in so kurzer Zeit geöffneten Aussichten hat der gelehrte Forscher, wenn er die großen Völkerobjectivitäten historisch begreifend umfassen will, wohl mehr Arbeiten, als vor wenigen Jahren, gesteigerte Schwierigkeiten zu überwinden, aber auch um so festeren Grund und Boden. — Noch mehr Aufgaben und größere Forderungen kommen an den, welcher dem anwachsenden Reichthume der neuen Erfahrungen unserer Zeit nicht bloß in einzelnen, ihn ansprechenden Puncten folgen, sondern ihn selbstthätig, unbefangen aus seinem Grund zu Tag fördern will. Ein vergleichendes Studium der drey ägyptischen, der hieroglyphischen, hieratischen und demotischen Schriftarten, die aus einander in derselben Ordnung hervorgegangen sind, genaue Kenntniß des Koptischen und tiefes Eindringen in die merkwürdigen Abweichungen der alten heiligen Sprache von der demotischen, dem Volksdialekt oder vielmehr dieses von jener u. a. werden gefordert.

Denn die erkannten phonetischen Hieroglyphen gelten, wie nun die tiefer Eindringenden sehen, nicht überall von anderen Gruppen derselben Charaktere; noch andere kommen vor mit Wörtern, die nicht in der Koptischen Sprache enthalten sind, so wie mehrere noch nicht entzifferte symbolische Zeichen. — Doch rüstig wird das Werk fortgeführt, allem bisher Geleisteten eine neue, unerwartete Umfassung und Höhe gegeben, da es nun auch von deutschem Geiste und Ernst ergriffen, thätigst fortgesetzt wird. *)

Hr. J. G. Wilkinson, der Verf. des vorliegenden Werkes hat sich nicht durch bloße Bearbeitung eines, bereits von Andern gewonnenen Stoffes, sondern durch eigene Untersuchung und Betrachtung der Denkmale im Lande selbst, während mehrerer Jahre, durch Erforschung ihrer schriftlichen und bildlichen Darstellungen, durch Abzeichnungen und Entzifferungen, anerkanntes Verdienst erworben. Die Zuverläßigkeit der gegenwärtigen Hieroglyphenkunde wird demnach durch sein Zeugniß bestättigt: Er habe am Ende gefunden, daß die Forschungen von Dr. Young, Champollion, Rosellini, Major Felix und seine eigenen in den meisten

*) Der scharfsinnige deutsche Gelehrte, an der Spitze des archäologischen Instituts in Rom, hat bereits ein Werk, das er mit vielem Fleiß ausgearbeitet, der Vollendung nahe, worin er auf kritische Behandlung der ägyptischen Hieroglyphen und alten Schriften die ägyptische Chronologie neu gegründet, eine entschiedene Herstellung der ägyptischen Dynastien auf seine Untersuchungen gebaut, und auf den Ergebnissen davon die Grundzüge der ägypt. Geschichte aufgeführt hat. Mit Verlangen sehen wir der Erscheinung dieses Werkes entgegen. Zugleich ist Dr. Lepsius, Sekretär jenes Instituts, im Begriffe sich, besonders in sprachlicher Hinsicht, worauf das Meiste beruht, ein großes Verdienst zu erwerben, von dem schon in seiner Lettre à Mr. le Prof. Rosellini ein erfreulicher Beweis vor uns liegt.

Fällen zu ähnlichen Schlüſſen führen. In dieſem Werke, das als eine weitere Ausführung und zum Theil Verbeſſerung verſchiedener Stellen ſeiner, in dieſen Blättern *) gerühmten, Topography of Thebes, beſonders des V — VII. cap. zu betrachten iſt, hat der Verf., weiter fortgeſchritten, einen Reichthum merkwürdigen Stoffes zuſammengefaßt, und das Einzelne, ſowohl mit Beziehung auf die noch beſtehenden Denkmale, worauf es vorkommt, als auch die dahin gehörigen Stellen der alten Schriftſteller zu beſtimmen geſucht. Zu dem hat er durch die, dem Texte überall beygedruckten Zeichnungen von Plates, Woodcuts and Vignettes (an Zahl ungefähr 440) zum leichteren Verſtändniß in bequemer Anſchauung ein erwünſchtes Mittel für den Gebrauch ſeines Werkes geliefert. Indem der Verf. in faſt alle Gebiete des ägyptiſchen Lebens einführt, ladet er durch erleichterte Auffaſſung des Aeuſſeren auch zum gründlicheren Studium ſelbſt ein. Was er in ſeiner Topography of Thebes Pref. V. ſagt, gilt aber auch hier, nämlich: Er habe vermieden, ſich über die Hieroglyphen einzulaſſen, weil es für den gemeinen Leſer wenig Intereſſe habe, und ſich in Zukunft eine günſtige Gelegenheit von ſelbſt bieten möchte, wenn das Studium desſelben beſſer verſtanden würde. Ob der Verf. nicht, nach den gelehrten Mittheilungen in ſeiner Materia hieroglyphica, doch auch hier, ohne deßwegen von ſeinem Plan zu weit abzugehen, zu den behandelten Gegenſtänden überall, wo es anging, die gehörigen hieroglyphiſchen Belege und Aufklärungen mit Nutzen geſetzt hätte, nicht nur ſeinen Beweiſen vollere Anerkennung der Gelehrten zu geben, ſondern auch zur allgemeineren Bekanntſchaft mit den Hieroglyphen beyzutragen? Er bezieht ſich jedoch an mehreren Orten auf das eben genannte Werk.

Hier behandelt er zuerſt den chronologiſchen Theil, ein charakteriſtiſches, weſentliches Moment der Aegyptier, das von ihnen in allem, ſelbſt im Kleinſten, wie durch Zahl- und Maaßbeſtimmung, ſo geſucht wird, als hielten ſie die Aeußerlichkeit für das Wichtigſte, würdig genug, mit größter Genauigkeit der Zukunft aufbewahrt zu werden.

*) Gel. Anz. 1836 May. Nr. 98. ff.

Demnach hat man gegenwärtig durch Aufſchluß der Hieroglyphen ein neues, das ſchätzbarſte, monumentale, Mittel, die alten, langen ägyptiſchen Zeiten zu erkennen, und in ſichere Ordnung zu reihen, mit den Denkmalen und Kunſtentwicklungen, die Dynaſtien und ihre Könige, die Arten der mythologiſchen Bildungen und des Cultus, der Verfaſſung, Sitten und Gebräuche und ſelbſt die Verhältniſſe zu andern Völkern. Ref. glaubt daher, den chronologiſch-geſchichtlichen Punct, den Angaben des Verfs. gemäß, auch hier umſtändlicher ausführen zu müſſen.

Vor allem macht der Verf. im Vol. I. einen Verſuch, den Anfang der Geſchichte des Volkes zu beſtimmen. Nach ihm iſt der Gang der Coloniſirung und Civiliſation Aegyptens von Thebais aus, im größeren Umfange nördlich nach Niederägypten zu faſſen, nicht von Aethiopien her, das vielmehr von Aegypten aus civiliſirt wurde. Aber weder der Anfang in Theben noch auch das ſtufenweiſe Fortſchreiten ſcheint ihm jetzt mehr hiſtoriſch beſtimmt werden zu können. Daß der Urſprung der Aegyptier, wenigſtens der höhern Caſten, in Aſien zu ſuchen ſey, iſt auch ihm auſſer Zweifel. Ihr Eigenthümliches in der caucaſiſchen Menſchenrace, zu der ſie offenbar gehören, z. B. die große Härte ihres Schädels u. dgl., wodurch ſie ſich auszeichnen, kommt wohl bloß von climatiſchen Einwirkungen.

Auch die Entſtehung ihres Landes durch Anſchwemmung, wenn man ſie annimmt, müßte man nach dem Verf. weit über die hiſtoriſche Zeit hinausſetzen. Von der Zeit des großen Remeſes, 1355 vor Chr. G. bis jetzt, alſo in 3193 Jahren, iſt keine merkliche Aenderung in den Höhen des Landes um das Meer entſtanden, noch jenes weiter in dieſes getreten.

Die Nilanſchwemmungen konnten auch keine ſo große Aenderung machen, um anzunehmen, daß das Delta noch ein Sumpf geweſen ſey, als die oberen Theile Aegyptens bevölkert und civiliſirt waren. Doch will er darin, was ſich verſteht, auch von andern Flüſſen nicht dasſelbe als vom Nil behaupten, ſondern nur dieß, daß die Bildung Aegyptens und ſeines ausgedehnten Delta über den

Bereich unserer Untersuchungen hinausgehe, in eine viel frühere Zeit als die Bevölkerung Aegyptens und Aethiopiens. Nimmt man beydes mit dem Verf. an, sowohl den Ursprung der Aegyptier aus Asien, als des Ganges der Colonisation und Civilisation von Süden nach Norden, aber durchaus nicht von Aethiopien; so könnte wohl der erste Absatz der asiatischen Colonie am besten mittelst der See an einem Landungsplatz des rothen Meeres geschehen seyn.

Aber wir können jetzt den asiat. Ursprung und die ersten Fortschritte der Aegyptier noch nur in einer früheren, vorhistorischen Zeit denken, aus den, ihm bekannten, frühesten Thatsachen hier noch nichts folgern; nichts aus den, ihm gemäß ältesten, ägyptischen Sculpturen von Beni Hassan, woraus man nur sieht, daß die Aegyptier unter Osirtasen I., dessen Name auf diesen, so lange unvergänglichen, Felsen u. a. O. vorkömmt, 1740 vor Chr. G. in Asien gekämpft, und von dort Gefangene nach Aegypten gebracht haben; nichts daraus, daß man sieht, wie die Aegyptier schon in jener Zeit in den Künsten und Gebräuchen des civilisirten Lebens weit fortgeschritten waren. —

Ueber die Anfänge der Aegyptier müssen wir uns daher nach einer anderen Erkenntnißquelle umsehen. Aber gerade dieses Gebiet ist es, welches unser Verf. hier so fern mit Recht noch vermeidet, als er sich nur auf das äußerlich schon Gegebene, ihm erreichbare Historische beschränken will.

Man kann aber nicht sagen, daß selbst die weitere Untersuchung der Denkmale in Aegypten nicht viel höher hinauf führe als von irgend einem Volke in Asien (die Chinesen können hier bey dieser Stammfrage nicht in Betrachtung kommen, und auf die Jugen, z. B. auf den Anfang des Kalijuga der Hindu 3101 vor Chr. G. wollen wir keine Rücksicht nehmen) eine Epoche historisch zu bestimmen möglich ist. Kann man wirklich die Zeit vom ägyptischen Menes über 3700 Jahre vor Chr. G. nach bestehenden Monumenten und Hieroglyphen, wie von einem scharfsinnigen Gelehrten bald bewiesen werden soll, annehmen, und von da herab die meisten Jahrhunderte durch gleiche historische Beweisführung mit ägyptischen Dynastien und Königen und mit allem, was damit in Verbindung steht, ausfüllen: so würden sich andere, eigene Verhältnisse der ägyptischen Geschichte zu den, durch die Geschichte nicht mehr erreichbaren Zeiten der asiatischen Völker darstellen, und, wenn man von dem asiatischen Ursprunge der Aegypter, wie mir scheint, nicht lassen kann, so müßte man diesen noch viel höher hinauf rücken, und sich in die Zeit der mythologischen Gestaltungen versetzen. Man wäre genöthigt, tiefer in das Gebiet der menschlichen Geistesentwicklung selbst vorzudringen, wo man dem, nach unwandelbaren Gesetzen gebotenen Gange derselben folgen müßte.

Von dieser inneren mythologischen Tiefe sucht sich aber unser Verf. noch entfernt zu halten. In Manethon findet er die Anfänge Aegyptens nur gemischt aus Wahrheit und Dichtung, da die Urzeiten der Völker nicht nach authentischen Berichten, sondern, wie er sagt, nur durch Conjectur (Muthmassung) entschieden werden könnten. So sey auch die Urgeschichte der Griechen und anderer Nationen mit Allegorien und einem mystischen System der Mythologie überladen. Wo man immer bis auf den Grund davon kommen könne, bemerke man *in* den allgemeinen Umrissen eine auffallende Aehnlichkeit. — Sind es denn aber nicht gerade diese, über den bloß äußeren Beweisen waltenden, aber nicht von ihnen zu trennenden, sie beginnenden und leitenden Anfänge der Völker, wo auch die Keime ihrer wesentlichsten, individuell aufzufassende Lebensmomente und zugleich mit ihrer Mythologie, ihr Cultus, ihre Kunst und Institutionen wurzeln, und zu begreifen sind, und wovon bey ihnen alles Uebrige (die Sprache selbst), durchdrungen, beherrscht, und in seinem Innern vollständiger erfaßt wird? —

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. August.

Nro. 167. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Manners and Customs of the ancient Egyptians, including their private life, government, laws, arts, manufactures, religion and early history; etc.

(Fortsetzung.)

Daher kommt es aber nicht allein, daß der Vrf., der so viel Schätzbares dazu in Aegypten gesammelt, und vorbereitet hat, wie seine Materia hieroglyphica beweiset, hier lieber dieses ganze Gebiet, nicht bloß die damit zusammenhängenden Anfänge des Volkes, wegen der darin herrschenden, allerdings großen Schwierigkeiten, noch ununtersucht läßt, sondern weil er davon, so wie von den religiösen Gebräuchen, den Leichenceremonien, dem Einbalsamiren der Todten u. dgl. erst später handeln will (III. 397.), indem er es, wie er sagt, auf mangelhafte Weise nicht schon jetzt thun wolle (I. Introd. VII.), für eine ausführliche Behandlung des wichtigen Gegenstandes aber in den, diesem Werke gesetzten Grenzen nicht Raum habe.

Er schickt daher aus guten Gründen einem folgenden Werke über die höheren ägyptischen Gegenstände und Formen dieses zum gemeinen Nutzen zweckmäßig ausgearbeitete voraus, das man bey jenem nicht wird entbehren können. Doch hat er schon hier, wie zu erwarten war, diese mächtige Sphäre selbst nicht überall unberührt gelassen. Denn die Sculpturen und Mahlereyen sind auf allen vorzüglichen Denkmalen Aegyptens voll davon. Die Königspaläste sind vereint mit Göttertempeln, die Könige fast immer zugleich mit Göttern dargestellt. An vielen Orten sieht man Opfer den Göttern dargebracht; die Beute und Kriegsgefangenen werden immer den Göttern vorgeführt, und diese zeigen ihr Wohlgefallen daran, indem jene ihnen vom König mit eigener Hand geschlachtet werden. Den wichtigsten Unternehmungen und Handlungen der Aegyptier stehen Götter vor und bey. In vielen Thierformen sah der Aegyptier seine Götter. Die unmittelbaren Diener der Götter regierten den Staat mit ihnen, wie sie ihn durch dieselben geordnet hatten, und den Künsten aller Art standen Götter vor. Aber die ägyptischen Götter, ihre Erhebungen, Charaktere und Beziehungen auf einander so wie ihre verschiedenen Verhältnisse zur Welt können überall erst richtig verstanden, und an ihrer Stelle in der Entwicklung der Welt und des Menschen begriffen werden, wenn die Stufe ihres inneren Zusammenhanges und ihr lebendiger Organismus gefaßt ist. Ein vorzügliches Mittel dazu sind wohl ausser den alten Schriftstellern jetzt auch die noch in Aegypten bestehenden, gegenwärtig immer deutlicher erkannten Denkmale und Hieroglyphen. Ob aber über dieses oder vielmehr zu diesen Mitteln nicht noch ein vielbesprochenes, auch in diesem Werke erwähntes Verhältniß hier besonders in die Untersuchung gezogen werden dürfe, möchte Ref. lieber anderswo ausführlicher behandeln.

Eine ursprüngliche, alte indische Form, welche der in Aegypten gestalteten zu Grunde liegt, aber in Indien weiter in einer, schon bekannten, reichen Mythologie sich vielgestaltig höher gebildet hat, läßt sich noch in der ägyptischen nachweisen, so sehr sie sich auch im Nilthale climatisirt, mathematisch mechanisirt, und in tieferen Gebilden national beschränkt hat. Wie die, in diesen noch offenbaren, Aehnlichkeiten und die erkennbaren Spuren der alten Losreissung aus jenen, Licht erhalten dürften, möchte daher gegenwärtig nicht mehr unbeachtet bleiben

können. Die bey den alten Aegyptiern in den Gestalten der Thiere, der lebenden Geschöpfe der Hindu (पशु Pas'u), herrschenden Götter sahen in Indien, ihren hohen Herrn an Siva, dem (पशुपति Pas'upati) Herrn der, nicht nothwendig nach der ägyptischen Thierwelt gestalteten, Thiere, wie er nach einem alten indischen Namen (auch im Kosha des Amara sinha S. 5 und S. 120 ed. Colebr.) genannt wird, indem sich nach einer Legende jede Gottheit vor ihm, ihrem Herrn als ein (पशु pasù) Thier erkannte, als sie ihn baten, den Asura Tripura zu zerstören. — Durch Anschließung der einen Mythologie an die andere mag sich vor uns die Idee eines unerwarteten großen concreten Ganzen bilden.

Die Mythologie der Hindu nach ihren frühesten Anfängen, nach ihren sich daraus fortsetzenden Entwicklungsstufen und Gliederungen ist zugleich mit ihrer alten Sprache, Gesetzgebung u. a. so wie nach ihren Einwirkungen auf den größten Theil Asiens vor uns aufgeschlossen. Dazu kommt, daß, während die hl. Bücher der Aegyptier sammt der originellen, alten authentischen Deutung derselben, nach der nationellen Auffassung ihrer alten Weisen, noch als verloren angesehen werden, uns der authentische Sinn der alten indischen Mythologie und ihrer Literatur aus verschiedenen Epochen, in der Erkenntniß der alten indischen Weisen selbst, durch zahlreiche, uns verständliche Werke aus mehreren Zeiten zugleich mit jenen aufbewahrt sind.

Wie sich nun diese Rücksicht zu den wesentlichen Anfangs- und Entwickelungsepochen der ägyptischen Geschichte verhalte, wie die angegebenen Regierungen der Götter in Aegypten ihren, dem Alterthum eigenen, Sinn erhalten können, wird sich in der Folge zeigen.

Die Aehnlichkeit oder der innere Zusammenhang der mythologischen Entwicklung bey beyden Völkern, den man bey der übrigens sehr großen Verschiedenheit ihrer Formen, in Denkmalen und alten Schriftstellern erkennt, läßt sich wohl auf mehr als eine Art entstanden denken. Etwa auch ohne äußere Mittheilung könnte die Aehnlichkeit durch eine, bis zu einem gewissen Punct, gleiche Entwicklung des religiösen Bewußtseyns in beyden von einander unabhängig entstanden gedacht werden, aber auch durch äußere Mittheilung von einem Volke an das andere, die nach ihrer weiteren Entwickelung wie aus einem dritten hervorgegangen und abgewichen, angenommen werden dürften.

Was Ref. hier vor Vergleichung der beyden Mythologien im Voraus einzig erwägen zu dürfen glaubt, ist der Weg etwaiger früher Mittheilungen von Indien aus an die Aegyptier, (an eine entgegengesetzte von Aegypten aus an die Hindu wird man nun kaum denken) die nach allem selbst ein, in ihrem Lande isolirt stehendes Glied des edleren caucasischen Stammes ausmachen, so fern wohl von dem hohen Indien in einer vorhistorischen Zeit in das Nilthal gekommen seyn könnten, wohin sie die geistige wie die körperliche Gestalt, eine alte indische Urform ihres Ursprungs gebracht, und in das von allen anderen so verschiedene, eigenthümliche ägyptische, geistig wie leiblich vertrocknende Clima eingebildet, bestimmt ausgeprägt, und lange bewahrt haben.

Ref. bleibt hier vorerst bey der Betrachtung der äußeren Gründe der Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit eines frühen Verkehrs der Hindu mit Aegypten.

Nichts stand der Möglichkeit des frühen Verkehrs entgegen, Vieles diente zu Erleichterung desselben, und Vieles spricht für seine Wirklichkeit.

Man kann wohl nicht mit Herodot II. 102. annehmen, daß Sesostris (Remeses II. 1355 vor Chr. G.), der nach Manethon *ἱππικὴν καὶ ναυτικὴν ἔχων δύναμιν* (Jos. contr. Ap. L. 1. 15) war, der erste gewesen sey, der mit (400 nach Diod.) langen Kriegs-Schiffen aus dem arabischen Meerbusen ausgelaufen ist, — *Τὸν ἔλεγον οἱ ἱρῆες πρῶτον μὲν πλοίοισι μακροῖσι ὁρμηθέντα ἐκ τοῦ Ἀραβίου κόλπου, τοὺς παρὰ τὴν Ἐρυθρὴν θάλασσαν κατοικημένους καταστρέψασθαι.* Wenn man auch zugeben wollte, daß er nach fortgesetzter Fahrt, in das Meer wegen Untiefen wieder zurückgekehrt sey: so folgt weder, daß auch andere ägyptische Könige vor ihm, wie nach ihm, nicht weiter,

noch, daß nicht geschicktere Seefahrer als die Aegyptier von entfernten Ländern früher nach Aegypten gekommen seyen. — So wenig man auch eine Zeit bestimmen kann, wann der Verkehr mit Indien zur See nicht Statt hatte, so wenig läßt sich behaupten, daß diese Seefahrten früher von den Aegyptiern nach Indien als von den Hindu nach Aegypten unternommen worden seyen. I. 69. ff. 226. 96.

Wir wissen wenigst von anderen späteren, großen Colonisationen der Hindu von Kalinga aus weit über Meer in Java und Bali, wohin sie bald nach Chr. G. ihre Mythologie und anderes gebracht haben. Aber schon in Manu III. 158 ist von Seefahrern समुद्रयायिन् die Rede, und die Schifffahrtssprache ist längst im Sanskrit ausgebildet. Amara Sinha ed. Col. p. 55. Daß die Hindu geschickter im Schiffbau, erfahrner und kühner in der Schiffahrt, als die Aegyptier und Arabier waren, wird auch dadurch scheinbar, daß ihr Land eben so reich an dem dazu nöthigen Bauholz als Aegypten und Arabien arm daran ist. Sollten die Hindu nicht gleich den Chinesen schon sehr frühe die Magnetnadel gebraucht haben? *)

Wenn man auch die Schlachten nahe an Ufern, welche auf den ägyptischen Denkmalen mit Schiffen dargestellt werden, nicht auf Fahrten der Aegyptier über das Meer in den Indus (Sindhu) deuten will; so konnten doch die Hindu bald von ihrem alten nordwestlichen Stammlande nach Manu II. 21. ff., das sich nach allem, आसमुद्रात्पश्चिमात् über Backrien hin ausdehnte, durch Schiffe um so leichter auf dem Indus herab zur See an die thebaischen Ufer kommen, da sie sich auf ihrer Fahrt nicht immer nothwendig weit vom Seegestade hinaus in das hohe Meer wagen mußten. III. 214.

Eine frühe, unmittelbare, von Indien zu Wasser nach Aegypten geschehene Colonisation erklärt am leichtesten die eigenthümlichen, gemeinschaftlichen

*) The Hindus considered as the Carriers of the early trade between India and Arabia; im Asiatic Journal and monthly Register. October 1827. p. 108 sq.

alten Formen der Hindu und Aegyptier, welche den, zwischen ihnen auf dem Wege zu Land liegenden Völkern fehlen, die nicht das vermittelnd mittheilen konnten, was sie gar nicht hatten.

Geht man nun nach den vielen äußeren, vergleichbaren Seiten des vorliegenden Werkes, die Aehnlichkeiten durch, anfangend von den Götterregierungen, zu der Regierung des ersten Königs Menes, der Eintheilung der erblichen Stände und Klassen des Staates u. s. w.; so ist es schwer, alles, auch in der äußeren zufälligen Form Einstimmige, bey den, übrigens so großen Verschiedenheiten beyder Völker, sich bloß aus gleicher Art und Stufe der Geistesentwickelung und Civilisation entstanden zu denken. Vielmehr erscheinen ihre Abweichungen climatisch nationell, selbst ihr ins Aeußerlich-kleinliche gehender, unpoetischer Charakter, leichter durch das zu begreifen, wodurch sie sich auf ein, dem Hinduismus entgegengesetztes Extrem stellen mußten. Man darf hierbey selbst nicht unbeachtet lassen die Spuren der, vom Semitischen abweichenden, mehr dem Indischen sich nahenden Sprachformen, die durch weiteres Vordringen in die älteste hl. Sprache der Aegyptier, über das Koptische hinaus, entdeckt werden.

Von der vorhistorischen Zeit nimmt der Verf. an, es sey positiv begründet (im Sinne der Aegyptier selbst), daß keine aegyptische Gottheit je auf Erden gelebt habe. Aber auf eine ursprüngliche Priesterregierung könne daraus geschlossen werden, daß die ältesten Namen auf den Denkmalen in Namensschildern so eingeschlossen sind, daß der Titel des Priesters statt des Königs vorausgehe. Damit stimmten Herodot II. 142, 143., Manethon, Plutarch de Isid. 21.

Denn die Aufeinanderfolge der verschiedenen Götter in der Regierung des Landes deute auf verschiedene Priester-Collegien (Stämme), so unhistorisch auch ihre lange Dauer angegeben sey. Ihre Regierung hörte auf, als Menes erster König ward.

(Fortsetzung folgt.)

Atlas zur Geschichte von Bayern, entworfen und gezeichnet von Karl von Spruner.

(Fortsetzung.)

Die Nachricht des ungenannten Mayntzer Priesters (Pertz II. 355.), „der h. Bonifacius habe von den Diöcesen Augsburgs, Regensburgs und Salzburgs (?!) das Sualefelo und den Nordgau abgetrennt und hieraus das neue Bisthum Eichstätt für Willibald gebildet," verdient in Rücksicht auf das Sualefeld alle Beachtung: die Richtigkeit dieser Notiz vorausgesetzt, hätte Sualefeld zur Augsburger Diöcese, d. h. zu Alamannien gezählt. Erst im Jahr der Gründung des Bisthums Eichstätt wäre der Gau von Alamannien abgekommen, und dem neuen Bisthum zugewiesen worden, was allerdings auch auf die frühere politische Verbindung des Sualefeldes mit dem großen Landesherzogthum Schwaben einen Schluß zu machen erlaubt; doch wissen wir nicht genau zu sagen, ob die neue Zutheilung an Eichstätt in geistlichen Dingen eine Folge der vorausgegangenen Lostrennung des Gaues von Alamannien durch Karl Martell im Jahre 725 (Eckhart. Comm. de reb. Fr. Or. p. 380, L. XXII. §. XI.) gewesen, oder ob umgekehrt die Absonderung von der Augsburger Diöcese auch die politische nach sich gezogen. Das Erstere ist das Wahrscheinlichste. Sicher hingegen ist es, daß der Gau, obwohl dem Eichstätter Sprengel einverleibt, seit der Mitte des VIII. Jahrhunderts in politischer Beziehung als selbständige, keinem der 3 großen Herzogthümer Alamannien, Ostfranken und Bajuvarien angehörige Provinz von den fränkischen Machthabern behandelt wurde, und wenn dieß für die Zeit Willibalds und Wunibalds etwa bezweifelt werden wollte, so ist es doch für die Karolingische Periode vollkommen richtig und durch Urkunden erwiesen. Auch wird das Sualefeld nie unter den ostfränkischen Gauen aufgeführt; und wird es im späteren Mittelalter als ein Theil Frankens betrachtet, so rührt dieß davon her, daß dieser Gau unter der Diöcese des fränkischen Bisthums Eichstätt stand.

Die Westgrenze von Francia orientalis ist mit geringen Ausnahmen (z. B. Murrhart in Murrachgow, und das von jeher bis auf die Zeiten der Reformation zur Wirzburger Diöcese gehörige, in der Wettereiba belegene Sluohderin) nach dem von Crollius und Kremer (Crollius Abhandl. in den A. A. Theodoro-Palat. T. III. p. 333—480, Kremer, rhein. Franzien, mit Charte, und desselben Abhandl. in den A. A. Theodoro-Palat. T. IV. p. 147 seqq.) eingeführten System gezogen, welchem die Mehrzahl der Neueren beigetreten ist. Schon aus Rücksicht auf die allgemeine Verbreitung, und also auch auf die daran sich knüpfende Verständlichkeit, welcher Hr. Spr. auf seiner Charte nachstreben mußte, können wir es demselben nicht zum Tadel auslegen, daß er also verfahren. Wir erlauben uns aber in der Kürze hier einige Zweifel an der Richtigkeit der Crollius-Kremerischen Behauptung vorzulegen. Der Spessbart, sagen jene Gelehrte, scheidet zwey Provinzen. Alles Land nämlich westlich bis zum Rhein und über diesen Strom bis zur Westgrenze der Gauen Wormazfeld, Nahgau und Spirahgowe, dann vom Südhang des Rothauer-Berges und dem Gaue Heiserahe bis an den Nordhang des Schwarzwaldes, an die Nordgrenzen der alamannischen Gaue Mortinowa und Nagaltgau nennen sie rheinisches Franzien. Dagegen heißen ihnen die Striche östlich des Spessbarts bis zur Ostgrenze des Radenzgaues und von der Wirraha (den Bach) und dem Thüringerwald (Smalacalta und Brunwarterode) bis zur Nordgrenze des Sualefeldes und bis an den Murrachgow Ostfranken. Für das rhein. Franzien östlich des Rheins und in dessen Zusammengrenzen und Absonderung vom östlichen Franken geben ihnen die Diöcesen von Speyer, Worms und Mainz die Bestimmung an die Hand; wogegen der Wirzburger Sprengel — von welchem der Bamberger seit 1007 losgerissen — über sämmtliche Gauen des östlichen Frankens sich erstreckt.

Es muß jedoch jedem Unbefangenen bey der Prüfung dieses Systemes der Umstand auffallen, daß auch nicht eine einzige Urkunde, nicht eine einzige Stelle eines Chronisten oder Hagiographen von den Urhebern dieses Systems aufgebracht werden konnte, die die ausdrückliche Benennung Francia rhenana enthielte. Eben aus den verschiedenen gleichzeitigen Documenten vom VI. Jahrhundert bis in die zweyte Hälfte des IX. Säculums herab ist ersichtlich, daß ein sogenanntes rheinisches Franzien und noch dazu als eigene, vom östlichen Franken gesonderte Provinz, deren Ostgrenze bis zur Schneeschmelze des Spessharts gereicht, in der angegebenen Zeit nicht existirt habe. — Die Landstriche östlich des Rheins bis zum östlichen Grabfeld und zum Fichtelberg heissen dem Gregor von Tours und Fredegar, und den Urkunden: „jenseits des Rheines," Austrasien, „Auster," Land östlich des Rheins, „östliche Gegend, Germanien, Ducat der Austrasier."

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. August.

Nro. 168. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Manners and Customs of the ancient Egyptians, including their private life, government, laws, arts, manufactures, religion and early history; etc.

(Fortsetzung.)

In Rücksicht auf die historische Zeit legt der Verf. auch dem eingebornen Manethon mehr Glauben bey als den Griechen. Daß derselbe aus authentischen Quellen geschöpft habe, folgt daraus, daß, obschon die Denkmale (so weit sie dem Vrf. bekannt sind), seinen Nachrichten von der, der 18ten Dynastie vorhergehenden Zeit keine Bestättigung geben, sich doch in der 18. Dynastie und einigen folgenden eine große Aehnlichkeit in den Namen und in der Ordnung der Könige auf den Denkmalen, mit denen bey Manethon zeigt; wo er die größte Schwierigkeit nur in der hohen Zahl von 4750 Jahren von Menes bis Cambyses (von 4950 J. nach Herodot) findet.

Noch wie aus dem Uebergange zur historischen Zeit scheinen ihm die Pyramiden, im Norden von Memphis, nach ihm die ältesten bestehenden Denkmale Aegyptens. Aber hier fehlen Hieroglyphen und a. Sculpturen, auf die Zeit und Urheber ihrer Errichtung schließen zu können. Auf die Angabe, daß Suphis 2120 vor Chr. G. sie errichtet habe, läßt sich nach dem Verf. nichts bauen. Nach Manethon war Suphis der 2te König in der vierten Dynastie der Memphiten.

Vor Osirtasen I. (1740 vor Chr. G.) gewähren demnach die H. W. bekannten Denkmale Aegyptens keine Leitung. Wohl beweiset der Zustand und die Beschaffenheit dessen, was unter Osirtasen I. entstanden ist, die großen Fortschritte in den Künsten des civilisirten Lebens, die denen der 18ten Dynastie (von 1575 bis 1289 v. Chr. G.) gleichkommen; — aber über ihre Entstehung und die bestimmte Dauer der vorausgehenden Regierungen ist nichts bekannt, nichts über den Anfang ihrer Civilisation.

Die Regierung der 43 Hirtenkönige in Aegypten, und wo sie vom Norden her eingefallen seyn sollen, findet W. schwer zu vereinigen mit der gleichzeitig herrschenden 17ten Dynastie der Thebanischen Könige, und mit der langen Zeit der Ruhe und Freiheit von feindlichen Einfällen, die zur Erbauung der Pyramiden und Gräber, vorausgesetzt werden müsse, welche wir als die ältesten noch bestehenden Gebäude in Aegypten kennen, und die lange vor Osirtasen I. offenbar von Aegyptiern, gewiß nicht von Hirtenkönigen, erbaut worden sind. Zerstörung der Monumente diesen zuzuschreiben, hat man eben so wenig Grund, da wir selbst südlich in Theben, wohin sie nie gekommen sind, keine vor denen finden, die Osirtasens I. Namen tragen. Daß die Hykfos keine Juden gewesen seyen, ist (S. 20.) dem Vrf. gewiß!

Bey dem angenommenen Mangel monumentaler Beweise und aller andern authentisch-historischen Nachrichten von dem Früheren hält es der Verf. für das Beste, die Geschichte Aegyptens mit dem Könige anzufangen, von dem Denkmale zu einer urkundlichen Geschichte vorhanden sind, und von dem an man eine regelmäßige Aufeinanderfolge festsetzen kann.

Nachdem er also S. 24 ff. die ägyptischen Könige nach Herodot von Menes bis Psammetich, und diesen gegenüber nach Diodor von Menes bis Amasis angegeben hat, dann die Könige der 31

Dynastien nach Manethon von Menes bis Darius, wie sie von Julius Afrikanus und Eusebius aufbewahrt sind, weiter die Dynastien (von der 16ten bis zur 30sten) nach der alten ägyptischen Chronik, und endlich die Reihe der Könige von Menes an nach Eratosthenes, wobey der Verf. manche, wichtiger scheinende Angaben von Manethon nicht übergeht, die etwa noch ihre Stelle und Bewährung im Ganzen finden könnte, kommt er im II. Cap. zur eigentlichen Geschichte Aegyptens im engeren Sinne, indem er die Aufeinanderfolge der Dynastien und ihrer Könige nach Manethon und andern alten Schriftstellern, daneben nach Monumenten, wo sie vorkommen, aufzählt, nebst der Angabe der Zeit ihrer Thronbesteigung und der vorzüglichsten Begebenheiten unter ihnen, mit Berufung auf die Namensschilder in seiner Topography of Thebes. Er beginnt von Menes, (auf Monumenten hieroglyphisch-phonetisch Menai), welcher der erste ägyptische König, Gründer von Memphis (wie nach Ramajana B. I. Sect. V. Sl. 5. 6. ff. edit. Seramp. ein indischer मनु Manu von अयोध्य Ajodhja) gewesen seyn soll. Der Verf. setzt ihn nun in 2320 Jahre vor Chr. G.; da er in seiner Topography of Theb. aus Furcht vor der zu nahen Sündfluth es noch nicht gewagt hatte, ihn über 2201 Jahre hinauf zu setzen.

Bey der großen Dunkelheit von Menes bis zur 16ten Dynastie, wo Manethon unzureichend ist sowohl in Rücksicht auf die Zahl der Könige, als die Namen der Dynastien, stimmt der Verf. S. 36. Major Felix bey, welcher die 16. und 17. Dynastie, wie sie Wilk. nach Monumenten annimmt, identificirt mit der 12ten oder mit der 12ten und 13ten des Manethon (Wilk. I. 29. 30).

Die 15te Dynastie des Verf., welcher er nur einen König giebt, wäre demnach die 11te bey Manethon, wo auch nur einer angeführt wird, ein diospolitanischer Ammenemes, ein dem Memnoph nicht unähnlicher Name, obschon er von noch 15 anderen spricht, die er nicht nennt. Ist dieses der Fall, so müssen die Dynastien zwischen der 13ten und 18ten fälschlich eingeschoben oder gleichzeitig in Niederägypten gewesen seyn.

Dagegen nimmt Ip. Rosellini nicht nur (Mon. I. 122 ff.) gegen Guigniaut (in seinem Werke Religions de l'antiquité) einstimmig mit Wilkinson an, daß Menes eine wahre historische Person sey, sondern sucht auch (I. p. 98 ff.) zu zeigen, daß die 31 ägyptischen Dynastien alle nacheinander, keine Könige in verschiedenen Provinzen Aegyptens zugleich regiert haben, was er aus alten Schriftstellern und Denkmalen zu beweisen sucht.

Nach dem König Memnoph der XV. Dynastie, 1830 vor Chr. G., der in der Reihe der Vorfahren von Remeses II. im Memnonium vorkommt, nennt der Verf. Osirtasen I. in der XVI. Dynastie, 1740 vor Chr. G.; dann auch nach Monumenten Amun-m-Gori I., 1696 vor Chr. Geb. und Amun-m-Gori II., 1686 vor Chr. G., weiter in der XVII. Dynastie nach Monumenten Osirtasen II., 1651 vor Chr. G., Nofri-Ftep oder Osirtasen III., 1636 vor Chr. G., Amunm-Gori III. 1621 vor Chr. Geburt.

Der alten ägyptischen Chronik gemäß bestand die 17te Dynastie aus 4 Memphiten, die 16te Dynastie aus 8 Taniten. Diese Angaben zieht der Verf. denen von Manethon vor S. 23. Den Zustand der Civilisation und der Künste in der Zeit des Osirtasen I. 1740 vor Chr. G. und den folgenden Jahren beschreibt er S. 43 f. Unter ihm sollen die Tempel von Heliopolis gegründet, oder doch erweitert worden seyn. Nach S. 46 herrschte bey den Künsten des Friedens auch der Handel besonders mit Arabien, und damals, wo nicht noch früher, ward der Hafen von Philoteras am rothen Meere erbaut.

S. 47 kommt der Verf. zur merkwürdigsten Dynastie, der XVIII. von 1575 — 1289 vor Chr. Geb. Nur in dieser und in der Zeit des Menes, weicht er (nach Pref. VI. VII.) von Rosellini ab. Er hat darin schon früher in seiner Mat. hier., wie Burton in seinen Excerpta hiero. den Champollion bestritten. Sowohl wegen dieser Abweichung als wegen der Wichtigkeit dieser Dynastie, und der damit in Beziehung stehenden Begebenheiten, besonders wegen der vorausgesetzten Einstimmung der bestehenden Denkmale mit alten Schriftstellern darin hält es Ref. für nicht unzweckmäßig, diese Dynastie nach Wilkinson und nach Rosellini *) hier einander gegenüber anzuführen.

*) Monumenti I. I. p. 286. vrgl. 199.

XVIII. Dynaſtie der Diospolitaniſchen Könige

(nach J. G. Wilkinſon Manners cet. I. 47).

Namen nach alten Auctoren.	Namen nach Denkmalen.	Begebenheiten.	Thronbeſteigung.
			vor Chr. G.
		Erhebung (einer neuen Dynaſtie) eines neuen Königs, „der Joſeph nicht kannte“ Exod. I. 8. — Moſes geboren 1571. Flav. Joſephus ſagt, Pharaos Tochter war genannt Thermuthis. Antiqu. II. 9. Kekrops führt eine Kolonie von Saïs aus, und gründet das Königreich von Athen vor Chr. 1556. Neith die Göttin von Saïs = ΘΗΝ ägoptiſch geſchrieben.	1575
Amoſis (Chebron)	(Chebron) Ames		
Amenoph	Amunoph I.	. . . . .	1550
Ameſſes oder Amenſes ſeine Schweſter.	Amenſe ſeine Schweſter.	begriffen in der Regierung von Thothmes I.	
Mephres, Mesphris, oder Mesphra-Tuthmoſis.	Thothmes I.	ſein 14tes Jahr wird auf den Denkmalen gefunden.	1532
Misphra-Tummoſis oder Tothmoſis.	Thothmes II.	die Regierung von Amun-neitgori begriffen in dieſem.	1505
Thummoſis oder Tpothmoſis.	Thotmes III.	Auszug der Iſraeliten 1491, 430 Jahre nach der Ankunft Abrahams.	1495
Amenophis	Amunoph II.	Moſes ſtarb 1451	1456
Horus	Thothmes IV.	. . . . .	1446
Achencheres (eine Königin)	Maut-m-Shoi (Regentſchaft)	begriffen in der Regierung ihres Sohnes Amunoph III.	
Rathoſis	Amunoph III.	gehalten für Memnon der tönenden Bildſäule. Sein Bruder nicht in die Reihe der Könige aufgenommen.	1430
Achencheres oder Chebres.	Amun-men...?	. . . . .	1408
Achencheres oder Acherres.	Remeſſo oder Remeſes I.	. . . . .	1395
Armais	Oſirei? I.	rechnet man 900 Jahre von der Zeit des Herodot, ſo müßte Möris in dieſer Zeit gelebt haben. Die Aehnlichkeit von Möris (Mai-re) und Armais wird bemerkt.	1385
Remeſes Miamum.	Amun-mai Remeſes, Remeſes II. oder Große.	Seſoſtris der Griechen. Die Angabe ſeines 44ten und 62ten Jahr wird auf den Denkmalen gefunden. Manethon giebt ihm 66 Jahre. .	1355
Amenophis.	Pthamen-Thmeioſ-tep? ſein Sohn.	. . . . .	1289

(Fortſetzung folgt.)

Atlas zur Geschichte von Bayern, entworfen und gezeichnet von Karl von Spruner.

(Fortsetzung.)

Unter dem Ausdrucke Auster, Austrasien und Francia orientalis verstand man erstens alles Land im Osten des Rheines, und westlich bis zur Grenze von Neustrien; also ganz Auster. Zweytens das nachmalige Deutschland allein, so weit es fränkisch war, aber auch drittens eine eigene Provinz, welche von Franken bewohnt, die Länder Bajuvarien, Thuringen, Sachsen, Friesen und Wenden ausschloß, Francia orientalis geheissen, welche Benennung viertens im IX. Jahrhundert auch jenen 16 oder 17 Gauen zu Theil wurde, die unter dem Sprengel von Wirzburg standen, und welche in noch späterer Zeit, jedoch nicht vor dem XI. Jahrhundert, Franconien genannt wurden (Gonne duc. Franc. orient. p. 12. §. VIII. s. p. 15 in fine §. VIII. dann pag. 18. §. X.). — Die Bewohner „dieses ersten Austrasiens hiessen im Gegensatze zu jenen von Niustrien Osterleute. Das Land zwischen Rhein und Donau erhielt den Namen Germanien von Auster (Germania Austri) mit ausdrücklicher Unterscheidung von Alamannien und Noricum (Bayern), und noch zu Einhard's Zeiten waren Ostfranken und Germanen gleichbedeutend. Thuringia, Thyringea d. i. das südliche Thuringen, dem späteren Ostfranken entsprechend, gehörte zu diesem Germanien oder zu Austria. Es kommt jedoch schon kurz nach der Mitte des VIII. Jahrhunderts (754 — 768) mit seinen Namen Francia orientalis vor, und die thuringischen Herzoge Heden und Gosbert hatten ihren Sitz zu Wirzburg, woselbst im Jahre 741 als „in den innersten Theilen des östlichen Frankens“ das Bisthum errichtet wurde. Es verhielt sich aber, da um die besagte Zeit (kurz nach der Mitte des VIII. Jahrhunderts) die Ausdrücke Thyringea und Francia orientalis zugleich gebraucht wurden, das Erstere (Thyringea) zum Letztern (Fr. orient.) wie der Theil zum Ganzen. Die östlichen Franken bewohnten, nach Einhard, alles Land zwischen Sachsen und der Donau, dem Rheine und dem Fluße Sala, der die Thüringer von den Sorauben trennt. Daß diese Thuringer hier damals noch zu den Ostfranken zählten, geht aus der Stelle selbst hervor, so wie es durch die Nachricht von Hartrat's Verschwörung gegen Karl'n den Großen bestätigt wird: denn diese Verschwörung hatte statt in Austrien (in partibus Austriae), bey den Thüringern, jenseits des Rheines bey den östlichen Franken, in Germanien, und die Königin Fastrada, welche durch ihre Grausamkeit die Ursache der Verschwörung gewesen, wird eine Frankin (nationo Franca), und zwar von Ostfranken, nämlich von Germanien geheißen. — Einhards östliches Franken umfaßt auch das frühere Südthüringen als Theil Ostfrankens, während die Annales Laurissenses zum Jahre 787 zwischen austrasischen Franken und Thüringern unterscheiden. Nirgends findet sich zwischen den Rheinufern und der Wasserscheide des Spessharts eine von Ostfranken verschiedene und mit eigenem Namen bezeichnete Provinz, wie die Francia rhenana der Neuern, sondern die Striche zunächst des Rheins werden erst im Jahre 820 besonders angeführt, aber wieder nicht als rheinisches Franzien, sondern nur als Striche, denen ein besonderer Name nicht zukommt. Es heißt von ihnen: „aus den am Rhein gelegenen Gegenden (ex regionibus Rheno adjacentibus). Unmöglich kann man aber diese Länder bis zur Schneeschmelze des Spessharts ausdehnen wollen! Allem Vermuthen nach hat Einhard die Gegenden links des Rheins, das Wormsfeld und den Speyergau darunter verstanden, welche beyde Gauen sich zu keiner Zeit auf das rechte Rheinufer erstreckt haben. Einhard's und der Karolinger östliches Franken in der oben angegebenen Ausdehnung bis zum hyrcanischen Wald (Fichtelberg) ward als das Hauptland betrachtet, welches allen fränkischen Provinzen im Osten des Rheines den Namen verlieh, ohne deßhalb aufzuhören, eine eigene von Sachsen, Thüringen, Alamannien und Bajuvarien abgeschlossene Provinz zu seyn, welche sich seit dem Vertrage von Verdun (843) auch westlich des Rheins bis zur Grenze von Lotharingien erstreckt haben muß. Das erste urkundliche Vorkommen dieser Francia orientalis ist zum Jahre 851, 3. October (Pertz III. 410.), während Hagiographen (Pertz II. 348.) derselben um die Mitte des VIII. Jahrhunderts erwähnen. Noch im XII. Jahrhundert hießen die Bewohner dieser Provinz „Osterfranken“ (Gerbert Glossar theot. Aus einem Glossare Mstm. des XII. Jahrhunderts zu Sct. Blasien p. 15 und 79).

Einige Bemerkungen, die sich uns über den Nordgau aufdringen, behalten wir uns auf eine Beleuchtung der Gaucharte von Francia orientalis vor; nur wollen wir noch zur Seite 5 des Textes erinnern, daß, so viel wir wissen, nicht Jesuit Schwarz Verfasser der Schrift: „Franken Niemal im bayerischen Nordgaue. 1764, 4.“, sondern J. N. Mederer ist, wie aus v. Pallhausen's Nachtrag p. 179, 180 und Westenrieders neuen Beyträgen, Bd. I. (IX.) p. 86 — 88 entnommen werden kann.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. August.

Nro. 169. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Manners and Customs of the ancient Egyptians, including their private life, government, laws, arts, manufactures, religion and early history; etc.

(Fortsetzung.)

XVIII. Dynastie der Diospolitanischen (oder Theb.) Könige nach Ip. Rosellini. Monumenti dell' Egitto I. I. 286.

	Namen der Könige nach Denkmalen.	Namen der Könige nach Schriftstellern.	Jahre ihrer Regierung	Monate
I.	Amenôf . . . . . Amenofteph oder Amenophis I. die Königin Ari seine erste Gemahlin. Aahotphh seine zweyte Gemhln.	Amosis, Thetmosis Sohn des Misphra-Thutmosis.	26	4
II.	Thutmes I. . . . . Sohn des vorausgehenden, Aames seine Gemahlin.	Chebron sein Sohn.	13	"
III.	Thutmes II. sein Sohn . . . die Königin Amonmai.	Amenophis	29	7
IV.	Amenſe seine Schwester. . . Thutmes III. ihr erster Gmhl. Ameneuphé ihr zweyt. Gemahl.	Amenſes seine Schwester. begriffen in der Regierung der Amenſe.	21	9
V.	Thutmes IV. . . . . Sohn der Amenſe und Thutmes III. Meiphrehi seine Gemahlin.	Mephres, Miphra, Móris, Sohn der Amenſe.	12	9
VI.	Amenôf II.	Mephra Thutmosis Sohn des Móris.	25	10
VII.	Thutmes V. . . . . Tôre seine Gemahlin. Muthemra seine zweyte Gmhln.	Thmosis Sohn des Vorausgehenden.	9	8
VIII.	Amenôf III. . . . . Sohn des vorausgehenden und der Muthemwa. Taia seine Gemahlin	Amenophis-Memnon Sohn des Vorausgehenden.	30	10

	Namen der Könige nach Denkmalen.	Namen der Könige nach Schriftstellern.	Jahre ihrer Regierung	Monate
IX.	Hôr	Horus sein Sohn	36	5
X.	Tmauhmot	Achenthres seine Tochter.	12	1
XI.	Ramses I. . . . . Bruder des Vorausgehenden.	Rathotis, Athoris sein Bruder	9	"
XII.	Menephtah I. . . . . sein Sohn. Twea seine erste Gemahlin. Tsirè zweyte Gemahlin.	Die zwey Akencheres.	24	8
XIII.	Ramses II. . . . . sein Sohn. Nofrèteri seine Gemahlin.	Armais, Armesses.	14	"
XIV.	Ramses III. Sohn des vorausgehenden. Nofre-Ari seine erste Gemhln. Isinofre zweyte Gemahlin.	Ramesses; Sesostris des Herodot und Sesoosis des Diodor.	66	2
XV.	Menephtha II. . . . . Sohn des Ramses III. Isinofre seine Gemahlin.	Armesses di Miammo Sohn des Vorausgehenden. Pheron des Herodot, und Sesostris II. des Diodor.	3	"
XVI.	Menephtah III. . . . . (Taosra und Siphtah)	Amenophis sein Sohn.	19	6
XVII.	Uerri? . . . . . Nofrei seine Gemahlin.	. . . . .	2	5
			348	

Die Abweichung beyder ist beträchtlich, da nach den Angaben von Wilk. 13 Regierungen in der XVIII. Dynastie 286 Jahre einnehmen, dagegen nach denen von Ros. 17 Reg. 348 Jahre (nach Champollion 340 J. 7 Monate). Durch die Hieroglyphen müssen diese verschiedenen Annahmen wohl noch zu berichtigen seyn, wofür beyde ihre Gründe anführen: Wilk. hier I. 47 — 75, wobey er auch Manches in seinen frühern Werken bessert. — Von Amosis dem ersten König der XVIII. Dyn. soll wenig an Denkmalen übrig seyn. Einstimmig mit seiner Herkunft u. drgl. findet der Verf. die jüdische Geschichte S. 51. Dieser Amosis ist bey Rosellini Amenof I., dessen erste Gemahlin Ari. Der Name von Amunoph, eines großen Beförderers der Künste kommt nach Wilk. an vielen Orten in Theben vor. Von Thotmes I. sind noch Gebäude übrig.

Der Name des sonst unmerkwürdigen Thothmos II. findet sich zu Napata (Berkel). Zwischen diesen beyden Thothmos setzt Wilk. eine Königin, die er Amunneit-Gori nennt, und die, wie er sagt, bisher mehr Zweifel und Fragen erregt hat, als irgend ein Fürst dieser Dynastie. Ihr Name wurde gewöhnlich ausgekrazt, und die Namen von Thothmes I. und II. darüber gesetzt. Aber noch ist genug übrig, zu beweisen, daß der kleine Tempel von Medinet Habu, das schöne Gebäude unter den Gurnah Felsen, die großen Obelisken von Karnak u. a. auf ihren Befehl errichtet wurden, und mehrere technische Künste damals erfunden waren. Es ist schwer zu bestimmen, unter welchem Namen man sie bey Rosel. zu suchen hat, wenn nicht unter Amon-mai der Gemahlin von Thutmes II. Die Regierung von Thotmes III. erhebt der Verf. als eine der durch Ermunterung der Künste des Frie-

dens und des Krieges ausgezeichnetesten. Bey Rosellini wird Thutmes III. nur als erster Gemahl der Königin Amense angeführt, welche die Schwester von Thutmes II. ist. Monumenti I. I. p. 217 ff. Die Gründe, welche Ros. a. a. O. S. 226 f. aus Hieroglyphen gegen Wilk. vorbringt, hat dieser, meines Wissens, noch nicht widerlegt. Die Größe seiner Macht bezeugen ihm auf den noch bestehenden Monumenten von Theben, die er sehr vergrößerte, die fremden Fürsten, welche ihm die Tribute ihrer Länder bringen (S. 53.), und die vielen Gebäude in Ober- und Unterägypten, und in den Theilen von Aethiopien, wohin er gedrungen ist. Mehrere seiner Monumente sollen einen reinen und eleganten Styl haben. Verschiedene Obelisken wurden unter ihm errichtet, wovon zwey nun zu Alexandria sind, andere zu Rom, und einer zu Constantinopel. Man hat mehr Scarabäen und andere kleine Gegenstände mit seinem Namen gefunden, als mit irgend einem derer, die vor und nach ihm regiert haben.

Amunoph III. soll seinen ältern Bruder Amun-Tunh vertrieben haben, den der Verf. S. 58 für Danaus, den Gründer von Argos, 1425 vor Chr. G. hält. Von jenem sagt er S. 60. The era of Amunoph III. was noted for the great spirit and beauty of its Sculptures, die sich von der Zeit des Osirtasen bis zu Remeses dem Großen fortwährend mehr ausgebildet haben, aber ohne große Veränderung ihres allgemeinen, schon so frühe festgesetzten Charakters. Auffallend waren ihm die Gesichtszüge Amunoph's III. bey der Untersuchung der Porträts der ägyptischen Könige, indem sie denen der Neger ähnlicher sind, als die irgend eines Pharao, vielleicht weil seine Mutter von Aethiopien war.

Man findet kein Königsgrab vor Amunoph III. Sein Grab ist das erste, aus der 18ten Dynastie, das in Theben vorkommt. S. 60. f.

Armais (Osirei, nach Champollion und Rosellini Ramses II.) Sohn und Nachfolger von Remeses I. und Vater des II. dieses Namens (den daher Rosellini Ramses III. nennt, vrgl. Monumenti I. I. 268 ff.) dehnte seine Eroberungen in die nördlichen und südlichen Länder aus, unter denen merkwürdig ist das Land der Rotno, sowohl wegen ihrer Farbe und Kleidung, als wegen ihrer Landeserzeugnisse, aus einem kälteren Klima der Elephanten und Bären. Sein Feldzug wird dargestellt auf den Wänden von Karnak. Nach seiner Rückkunft von den eroberten Ländern errichtete er Denkmale zum Andenken seiner Siege.

Auf Osirei folgte, auch nach einer Angabe im Memnonium, 1355 vor Christi Geb. sein Sohn Remeses der große *), der den Namen von Amum-Mai-Remeses oder Remeses-mi-amum trug, der berühmte Sesostris der Alten, von Mehreren der Augustus Aegyptens genannt.

Er soll weiter als seine Vorgänger in Asien eingedrungen seyn. S. 65. Dem Verf. scheint es nicht leicht, zu entscheiden, welche die Nationen waren, gegen die Rameses II. gekämpft habe, sowie über die Namen derer, die nach allem in Civilisation weit fortgeschritten waren, wie sie auf den Wänden des Memnonium, zu Karnak und in den Tempeln von Nubien zu sehen sind. Er soll nicht nur mit langen Schiffen aus dem arabischen Meerbusen gefahren seyn, auch den Kanal vom Nil an in das rothe Meer bey Suez haben graben lassen. Auf einem Denkmal unter den Ruinen einer Stadt an dem lange verschütteten Kanal fand W. noch Sculpturen und den Namen von Remeses II. Der Verf. setzt die Dauer seiner Regierung mit Manethon auf 66 Jahre. An Denkmalen hat er bereits das 62te desselben gefunden.

(Fortsetzung folgt.)

Atlas zur Geschichte von Bayern, entworfen und gezeichnet von Karl von Spruner.

(Schluß.)

III. Blatt; erste Hälfte: „Die Besitzungen der Welfen und Hohenstaufen im XII. Jahrhundert.“ — Wir wüßten nicht leicht eine Arbeit, welche gleichsam mit einem Blicke die bedeutenden Landstriche der zwey mächtigsten Häuser, seyen es nun Allode oder Amtsgebiete, so klar und deutlich vor Au-

*) Vier Parallel-Stellen von Monumenten für Remeses den Großen führt auch Rosell. Mon. I. 204. an.

gen bringt, als diese Charte hier, die alle Länder umfaßt vom Neapolitanischen bis zu Tetmarsia und der Insel Rügen. Auch die zweyte Hälfte dieses Blattes: „die südöstlichen Marken Deutschlands bis zur Gründung der Herzogthümer Oesterreich und Steyermark“ wird den Freunden der österreichischen Geschichte eine gewiß willkommene Gabe seyn. Der Text S. 8 zählt die Werke auf, nach denen die Charte gefertigt worden. Die Colorirung erleichtert ungemein das Auffinden der Besitzungen, welche die Kirchen von Salzburg, Passau, Freysing, Aquileja, Regensburg, Brixen und das spätere Bamberg in jenen östlichen Bezirken hatten. Eine kleine Uebersichtscharte stellt Süddeutschland am Ende des 8. Jahrhdts. dar.

IV. Blatt. „Die Herzogthümer Bayern, Franken und ein Theil von Alemannien im 12. und 13. Jhrhdt. nach erblichen Grafschaften und Gebieten getheilt.“ — Eine äußerst mühevolle und gründliche Arbeit, höchst belehrend für die Geschichte der deutschen Reichsverfassung! — Auf dem Ruin der Gauverfassung erheben sich — und darum muß zu diesem Blatt das Blatt Nr. II. verglichen werden — die erblichen Comitate und Territorien in reicher Zahl, alle ausgeschieden durch Farben, deren Erklärung eigens beygefügt ist. Im Winkel links unten der Rheinkreis (Pfalz) gleichfalls in seine erblichen Comitate, Territorien u. s. w. eingetheilt. Ueberall ist die Veranstaltung getroffen, daß geistliches Gebiet durch Violett bezeichnet ist. In dem mir vorliegenden Exemplare hat sich indessen hinsichtlich der Illuminirung ein kleiner Fehler eingeschlichen, da gleich in der Erklärung der Farben und Abkürzungen das Herzogthum Bayern richtig blau, Schwaben dagegen roth und Franken gelb aufgeführt erscheint. Ein Blick auf die Charte erweist als Hauptfarbe für Schwaben gelb, für Franken roth, was auch mit der Angabe S. 7. des Textes und mit Nr. II. übereinstimmt.

V. Blatt. 1te Abtheilung. „Die Besitzungen der Wittelsbacher im 14. Jhrhdt.“ Die Länder, welche Ludwig der Bayer, dem die Hohenstaufen Rudolf von Habsburg und Heinrich VII. von Luxemburg hierin Vorbilder waren, zur Vergrößerung seines Hauses erworben, sind hier nebst den Wittelsbachischen Erblanden in ihrer damaligen Ausdehnung und Begrenzung sowie in ihrer Vertheilung unter des staatsklugen Kaisers Söhne zur Uebersicht recht bequem zusammengestellt (p. 10 des Textes). — Nicht minder verdienstlich ist die auf selbem Blatte befindliche Charte: „Das Churfürstenthum Pfalz am Rheine und das Herzogthum Zweybrücken“ darstellend, welche uns das Resultat gründlicher Forschungen zu seyn scheint. Wir müssen das gleiche Lob dem

VI. Blatte ertheilen, das uns in der größeren Abtheilung: Bayern und die obere Pfalz mit ihren Theilungen, Erwerbungen und Verlusten vom XIII. bis ins XVI. Jhrhdrt.“ bietet und auf eine eben so zweckmäßige als klare und in die Augen springende Weise mit den vielfachen Nutztheilungen, seit 1255 um Ostern angefangen, vertraut macht. Das kleinere Chärtchen: „Bayern, Pfalz und Zweybrücken nebst den niederrheinischen Herzogthümern im J. 1778.“ stellt alle Besitzungen dar, über welche Carl Theodor beym Antritte seiner Regierung gebot. — Unwillkührlich dringt sich uns der Wunsch auf, der Hr. Verf. möchte doch auch für Franken und Schwaben eine Charte gefertigt haben, welche nach dem Aussterben der Hohenstaufen, der Meraner und anderer großer Dynasten die Erwerbungen und den Besitz der Hochstifter, Abteyen, Reichsstädte und edlen Geschlechter zum Objecte hätte; wie dieß für die Pfalz am Rheine sub Nr. V. b geschehen ist. Eine eigene Charte, wie gesagt, von Schwaben und Franken vom 13 — 16. Jhrhdrt., überschrieben: „Franken u. Schwaben von der zweyten Hälfte des 13. Jhrhdts. bis zum 16. Säculum.“ hätte die so vortrefflich begonnene und bis ins 13. Jhrhdrt. herab nach den drey Hauptvolksstämmen durchgeführte Geschichte consequent bis auf die neuern Zeiten gebracht. Durch die Darstellung des letzten

VII. Blattes, — einer höchst gelungenen Arbeit — betitelt: „Das Königreich Bayern nach seinen gegenwärtigen Bestandtheilen mit allen Gebiets-Veränderungen von 1801 — 1816.“, auf welchem die seit 1801 gemachten Erwerbungen und Veränderungen, wie wir anderwärts schon geäußert, selbst blöden Augen kenntlich geschildert sind, wird ein weiteres Herabführen bis auf die Gegenwart überflüssig gemacht.

Wir schließen diese Anzeige mit dem aufrichtigen Wunsche, daß der Atlas zur Geschichte Bayerns bald in recht Vieler Hände sich befinden möge, um so immer mehr zum Studium der vaterländischen Historie anzuregen. Am zweckmäßigsten wäre es wohl, wenn dieß vortreffliche Werk, dessen Verdienst wir oben schon nach Gebühr in seinem ganzen Umfang anerkannt haben, für Lehrer und Schüler gleichmäßig willkommen und ersprießlich, in den verschiedenen Schulen des Königreichs auf höheren Befehl eingeführt würde, was um so eher geschehen könnte, als der Subscriptions-Preis dieses aus 7 Nummern in groß Folio Format bestehenden Atlas', welches mit aller Pracht und Eleganz ausgestattet ist, durch die sich die Firma Justus Perthes rühmlich auszuzeichnen pflegt, mehr nicht, als 5 fl. 24 kr. rheinisch beträgt.

G. Th. Rudhart.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. August.

Nro. 170. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Geschichte des Trojanischen Krieges. Mit Beylagen über die älteste Geschichte Griechenlands und Troja's. Ein historischer Versuch von Johann Uschold, Professor am k. b. Gymnasium zu Straubing. Stuttgart und Augsburg, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1836. 8.

Wenn die Billigkeit erfordert, daß man Schriften einer gewissen Gattung überhaupt nicht nach dem Grade der absoluten Ueberzeugung beurtheile, die sie im Gemüthe des Lesers zurücklassen, sondern nach dem Kapital der Kenntnisse, welches ihre Hervorbringung voraussetzt, und nach dem Grade der Geschicklichkeit, die der Verfasser in Behandlung seiner Argumente entwickelt: so gilt dieses insbesondere von dem vorliegenden Werke, an dessen Verfasser man einen würdigen Schüler und Nebenbuhler Otfried Müllers, Creuzers, Buttmanns, Welkers ꝛc. auf dem Gebiete der Mythenlehre und Urgeschichte Griechenlands erkennen wird.

Wer Dinge in Frage stellt, die man entweder für unauflösbar hält, oder lange schon entschieden glaubte, und tausendjährigen Besitz, wenn auch nur mythologischen, durch neue Betrachtungen als usurpatorisch schildert, hat im Sinne der meisten Leser schon voraus Unrecht und man macht sich in diesem Falle ganz eigentlich zur Regel, nichts anzunehmen, als was gegen jegliche Einrede gesichert und gleichsam aktenmäßig erwiesen ist. Neuerungen erregen allzeit Zorn und Widerspruch, selbst wenn sie materielle Wohlfahrt fördern. Um so mehr ist es in der Literatur der Fall, wo die Festsetzung einer ungekannten Idee nothwendig die empfindlichste Seite, die reizbarsten Elemente, die Autorität bisher regierender Meynungen verletzen muß.

Kann man aber auf dem viel bearbeiteten Felde griechischer Mythenlehre und Urgeschichte aus der Literatur der alten Welt selbst für Begründung einer ganz neuen und allen vorangehenden Erklärungsmethoden e diametro entgegenstehenden Doctrin solche Erkenntnißquellen schöpfen, vor welchen alle Widerrede verstummen muß? Wir glauben es nicht. Vielmehr wird die Argumentation auf breitgetretener Strasse fortwandeln und ihre Hauptstärke immer darin suchen, daß sie zu den Gegnern und Vorgängern sagt: „Seht! Diese Stelle habt ihr ganz übersehen, jene dort falsch verstanden und den wahren Sinn einer dritten aufzufinden, nicht Scharfsinn genug gehabt; ich blicke tiefer, combinire glänzender als ihr alle zusammengenommen, und liefere Resultate, auf die ihr niemals gekommen wäret.“ — Hr. Prof. Uschold wird gestehen, daß er die besten Gründe für seine Lehre in der nach unserer Meynung nicht ungegründeten Prätension helleren Blickes und richtigeren Verständnisses bekannter Quellen suchen mußte. Aus eben diesem Grunde darf es ihn auch nicht verdrießen, hin und wieder auf starken, ja unfreundlichen Widerspruch zu stossen. An Veranlassung, wahrer oder scheinbarer, wird es nicht fehlen. Man ist in Verfolgung und Begründung einer neuen Ansicht manchmal so verblendet, gereizt, beherrscht, daß man wirklich oft sieht, was nicht da ist, und dagegen nicht bemerkt, was vor unseren Augen liegt.

(Fortsetzung folgt.)

Manners and Customs of the ancient Egyptians, including their private life, government, laws, arts, manufactures, religion and early history; etc.

Schluß des ersten Artikels.

Schon nach der großen Zahl der unter ihm entstandenen Monumente, worauf seine Thaten und Namen vorkommen, ist jener Zeitraum wohl nicht zu groß angegeben (S. 73). Das Haupt, irrig genannt das des jüngeren Memnon, weil es kleiner ist als ein Colossus desselben Tempels, ist das Haupt dieses Remeses. Seine Regierung ist überdieß ausgezeichnet durch die Theilung des Landes zu den, nach der jedesmaligen Ausdehnung bestimmten Abgaben an die Regierung. Aber die Rechte und Grenzen des Landeigenthumes, diese Landesvermessung mußte schon wegen der Folgen der Nilüberschwemmung, lange vorher existiren. — Nur ein Bedenken, das der Verf. I. S. 64. 74. vorbringt, hat er unentschieden gelassen. Nämlich: Nach ihm (I. 64. u. a.) ist die Regierung von Sesostris II. und was ihr und ihm zugeschrieben wird, nicht (wenigst nicht alles) mit Sicherheit auf seine Person und Zeit zu beschränken. Denn „Von Manethon wird ein Sesostris in der 12ten Dynastie erwähnt, und Herodot hörte, daß er den Erbauern der Pyramiden vorhergegangen sey. Der Vrf. nimmt daher an, daß Sesostris ein alter, durch seine Thaten berühmter König und der Held der frühen ägyptischen Geschichte war. Dann aber, nachdem Remeses seine Vorgänger übertroffen hatte, wurde der Ruhm und Name des früheren Monarchen auf den glänzenderen Helden der späteren Zeit übertragen. Es ist daher merkwürdig, daß als Germanicus nach Aegypten kam, die Thebaner nicht den Sesostris sondern Rhamses als den König nannten, der die glorreichen Thaten vollbracht habe, die in allen Zeiten ihrem großen Eroberer zugeschrieben wurden.“ — Nach S. 74. könnte der ursprüngliche Sesostris zuletzt gar für Osirtasen I. angesehen werden. So erklärt sich der Vrf. den Ursprung der Verwirrung über den berühmten Sesostris.

Zur weiteren unpartheyischen Untersuchung bringt derselbe über die 18te Dynastie S. 77. ff. auch eine andere, noch unbekannte Ansicht bey, die er vom Lord Prudhoe erhalten hat, nach welcher das Verhältniß ihrer Könige zur Geschichte der Juden in Aegypten und zu ihrer Zeit anders als oben in der Tafel von W. gesetzt wird. Ref. theilt sie hier mit, weil man daraus sieht, wie die englischen Schriftsteller sich, auch im Aegyptischen dieser Zeit, strenge an die jüdische Chronologie und Geschichte halten.

Aus der Stelle Genesis XLVII. 11. „Joseph aber gab ihnen Besitzthum im Lande Aegyptens, im besten (Theil) des Landes, im Lande Rahmses, wie Pharao geboten; sagt Prudhoe, gehe hervor, daß das Land erst so genannt wurde, als Moses schrieb, anders, als zu der Zeit, als es Pharao dem Jacob gab, wahrscheinlich von einem Pharao des Namens Remeses, der nach jenem regierte.

Pharao's Worte seyen bloß (Gen. XLVII. 6.): „Laß sie wohnen im besten (Theil) des Landes, im Lande Gosen“, welches auch noch sonst oft das Land der Israeliten genannt wird. Pharao nenne es noch nicht das Land Rahmses. Der früheste Remeses aber sey nach den Hieroglyphen Remeses I. Nach mehreren Erklärungen nimmt nun Lord Prudhoe sechs Pharao's in folgender Ordnung an: 1) Horus, einen der Vorgänger des Amenophis (III.?); 2) Remeses I., den König einer neuen Dynastie, der Joseph nicht kannte, und dem die Israeliten die Städte Pithom und Rahmses erbauen mußten, welche nach ihm genannt sind; 3) Osiri I. oder Boccoris, der die Juden unterdrückte; 4) Rameses II. der die meisten Gebäude durch sie errichten ließ; 5) Pthamenoph, den Pharao des Auszuges der Israeliten; 6) Sethos seinen Sohn. Demnach setzt er den Auszug in das Reich des letzten Königs der 18ten Dynastie. Die Gründe, welche Prudhoe S. 77 — 81 für seine Meynung anführt, können hier nicht aus einander gesetzt werden. W. schließt diese eingerückte Ansicht damit: It is evident, that the date of those monarchs (of the 18. Dynasty) are all thrown back about 200 Years (!) — Dies folgt nun wohl nicht. Ist denn aber Rahmses der Genesis (XLVII. 11). auch Remeses I.?. Aus dem, daß sein Name v. 6. 7. nicht genannt

wird, sondern das Land Gosen, folgt es noch nicht. Denn auch später wird es Gosen genannt. Es ist zudem nach den Hieroglyphen noch nicht ausgemacht, daß dem Remeses I. nicht ein anderer Remeses vorgegangen sey. Die Ansicht von W. in der oben angeführten Stelle von S. 64 verdient hiemit verglichen zu werden.

Wie die 18. Dynastie behandelt der Verf. die folgenden, indem er eine Uebersicht ihrer Könige aus alten Schriftstellern und zugleich von Denkmalen vorausschickt, seine Bemerkungen über die Einstimmung und Abweichung derselben beyfügt, und die Zeit einer jeden Dynastie durch einige Züge, wodurch sie sich ausgezeichnet hat, charakterisirt.

Vorragend in der 19. Dynastie ist Remeses III., der sich auch durch große Feldzüge in Asien und nach seiner Rückkunft durch Errichtung von Denkmalen berühmt gemacht hat.

Nachdem eine eigenthümliche, hier bemerkenswerthe, Veränderung in der Darstellung der Hieroglyphenschrift schon unter Remeses II., wo sie nicht mehr in Relief über der Oberfläche vortretend, sondern im vertieften Relief eingehauen vorkommt, eingeführt war, wurde unter Remeses III. auch der untere Theil der Charaktere tiefer als der höhere eingehauen, der sich von der Oberfläche der Wand erst nach und nach tiefer senkt, bis er den innersten Theil der Eingrabung erreicht, so daß die Hieroglyphen von den unten an der Wand stehenden leicht unterschieden werden können. Da von den Nachfolgern des Remeses III. dieser Styl nicht allgemein nachgeahmt ward, so ist er zum Theil ein Unterscheidungszeichen der Hieroglyphen seiner Zeit.

Mit Remesis III. schließt sich vollends die klassische Zeit der ägyptischen Geschichte. S. 86 ff. Die Nachfolger desselben und die ganze 20ste und 21ste Dynastie liegen in einem Dunkel, das weder von den Denkmalen noch von Manethon oder von Herodot und Diodor Licht erhält. Ohnehin sind die Griechen in den Namen und Erzählungen von denen unzuverläßig, die der Regierung Psammetichs I. des Stifters der 26sten Dynastie, 664 Jahre vor Chr. G. vorhergehen. Sesostris und Remeses sind bey ihnen verstellt, und vielfacher Grund zur Verwirrung, wie wir oben gesehen haben, ist bey ihnen gelegt. Jedoch wegen some amusing details (S. 88.) in den Erzählungen von den Regierungen der früheren Pharaos bey Herodot und Diodor führt der Verf. sie als Seitenstücke zur Geschichte der ägyptischen Könige an.

Ref. übergeht dieß und die folgende Geschichte, welche an der oft befriedigenden Uebereinstimmung der Hieroglyphen auf den Denkmalen mit den alten Schriftstellern in wichtigeren Puncten einen großen Gewinn hat, der auch schon von anderen hervorgehoben ist, und nun immer mehr bestimmt, erweitert und gesichert wird.

In den Sculpturen auf den Wänden von Karnak wird der Feldzug Sheshonk's I. (Sesonchis nach Manethon, Schishak der Bibel 971 vor Chr. G.), aus der 22sten Dynastie gegen Judäa dargestellt, und wie er seine Gefangenen der Gottheit opfert. So sind mehrere Könige, die in der Bibel erwähnt werden, an den Monumenten entdeckt. Für Apis soll Psammetich I. (664 vor Chr. Geb.) ein herrliches Gebäude errichtet haben, wovon H. W. eine Zeichnung beygefügt hat. Die 26ste Dynastie ist ausgezeichnet durch die innigere Befreundung derselben, besonders des Amasis u. a., mit den Griechen (664 — 525 vor Chr. G.).

Von den Königen der persischen Dynastie (der 27sten von 525 — 414 vor. Chr. G. p. 198.) scheint bloß Darius, Sohn des Hystaspis, Nariosch auf den Monumenten, ausgezeichnet. Nur sein phonetischer Namen wird ähnlich denen der alten Pharaos getroffen, und er erhielt die, diesen eigenen, Ehren nach seinem Tode.

Im III. Kap. macht der Verf. Bemerkungen über das Land, seine Ausdehnung, Städtezahl und alte wechselnde Bevölkerung, die Zunahme des Landes, Sandbedeckung, Einkünfte und Handel des alten Aegypten mit Arabien und Indien, seine Seehäfen, Reichthümer, Gold-, Silber- und andere Minen, über die, für die Bevölkerung hinreichenden Landesprodukte, die niederen Volksklassen, über das Glück (?) der Aegyptier unter den Pharaonen, ihre Unzufriedenheit unter den fremden Königen. Dann kommt er S. 236 zu der Eintheilung des Volkes in erbliche Stände oder Casten, mit den

zahlreichen Unterabtheilungen nach den besonderen erblichen Beschäftigungen einer jeden. Die vielen, von einander abweichenden Angaben der alten Schriftsteller sucht der Verf. in Einstimmung zu bringen durch Annahme von vier großen Hauptcasten (ähnlich den nach Manu I. 107 — 110 auf uraltes Herkommen आचार शाश्वत ewige Sitte gegründeten, Indischen), wovon die der Priester und die der Krieger die beyden ersten ausmachten. Zu den Kriegern setzt er aber nach Diodor die Ackerbauenden, Jäger, Schiffer, u. a.; die dritte sind ihm die Künstler, Handelsleute u. a.; die vierte die Hirten, Fischer, und die dienende Klasse. Die Stufen, Arten und Verrichtungen der verschiedenen Priester, Opferer und Tempeldiener waren bey den Aegyptiern zahlreich, den Hindu meist unbekannt. Sie bildeten sich ganz anders bey jenen an jedem großen Tempel vom Oberpriester herab zu einer mächtigen, vielfach gegliederten Hierarchie.

Die Eigenthümlichkeit des ersten erblichen Standes der Aegyptier läßt sich wohl nur in einer frühen und langen äußeren Regierung dieser Kaste fassen, wodurch sie sich selbst und in Beziehung zu allen Hauptmomenten ihres Staates ausgebildet hat, obschon später auch die zweyte Kaste in Menes zur Herrschaft kam, aus der jedoch der König sich der ersten Kaste zu assimiliren hatte, und hoher Priester werden mußte. Plutarch de Iside IX. Nach den Sculpturen der Denkmale sind es immer die Könige, die in den Tempeln opfern. Ganz anders verhält es sich mit der ersten Kaste im Brahmanismus, wo die zweyte oder Kriegerkaste dem ältesten Gesetze gemäß, schon im Anfange nach Manu die Macht der äußeren Herrschaft besaß; die erste aber nur auf die geistige Macht der Philosophen, der Wissenden, Lehrenden, Rathenden, im Gerichte Urtheilenden, Gesetze Entwerfenden und Erklärenden u. dgl. Anspruch machte, demnach auch nur die vier Hauptabstufungen Asrama bildete, nämlich der Lernenden, Lehrenden, der sich den höhern Betrachtungen ausschließend Widmenden, und der zu dieser Absicht auf allen äußeren Besitz und Genuß Verzichtleistenden. Das Wissen bezog sich vorzüglich auf die Väden, worauf alles andere gegründet wurde, demnach standen sie wohl auch den Opfern u. dgl. allein bey und vor, aber dieses war nicht ihr einziges, noch ihr vorzügliches Geschäft.

Wie man durch Vergleichung der beyden aus authentischen Urkunden und Denkmalen erkannten alten Verfassungen, ihren gemeinsamen Ursprung, so wie ihre nationell-individuellen Abweichungen von einander und ihre klimatische Ausbildung wechselseitig fassen könne, kann hier nicht ausgeführt werden.

Warum W., indem er dieser Vergleichung erwähnt, sich auf Megasthenes, nicht auf die zuverläßigeren Originalquellen zugleich beruft, ist nicht einzusehen. *)

Auch die meisten anderen Abweichungen der übrigen ägyptischen Casten von den indischen sind großentheils den klimatisch-nationellen Eigenthümlichkeiten angemessen, hier aber oft irrig ausgefaßt.

Da auf den ägyptischen Monumenten die verschiedenen Beschäftigungen der Casten dargestellt werden, die Opfer, die Theile der Kriegskunst, die Krieger zu Wagen und zu Pferd (im IV. Cap. und Vol. II.) u. dgl. der Landbau, die Wässerung der Felder, die Arbeiten der Weber, Maurer, Zimmerleute, Wagner u. a. die der Verf. hier beschreibt; so könnte eine durchgeführte Vergleichung davon mit den entsprechenden bekannten indischen zu weiteren Ergebnissen und Schlüssen führen.

Othmar Frank.

*) Vergl. Ueber die Casten der Hindu nach ihrer ältesten Gesetzgebung im II. Jahresbericht der königl. bayer. Akademie der Wissenschaften vom 1. October 1829 bis 27. März 1831. S. 46 ff.

Berichtigung.

S. 289. statt alaws ist zu lesen laws.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. August.

Nro. 171. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Geschichte des Trojanischen Krieges. Mit Beylagen über die älteste Geschichte Griechenlands und Troja's ꝛc.

(Fortsetzung.)

Der Verfasser rechnet zwar auf billigen Sinn seiner Mitgelehrten, und meynt, man soll das Ganze, und nicht Einzelnes, was fehlerhaft seyn könne, als Maaßstab für den Werth des Buches anlegen, nicht wichtige Resultate mit Stillschweigen übergehen um nach Mängeln in Nebenumständen zu haschen und den fleißigen Autor auf den Pranger zu stellen.

Wie? Hr. Uschold verlangt Kritik ohne Leidenschaftlichkeit, Berichtigung eines falsch citirten Iliade-Textes ohne Seitenblick auf die Person, der ein solches Vergehen zur Last fällt; — ruhiges, unbefangenes Prüfen und gerechtes Urtheil mitten im Getümmel allgemeinen Wettlaufens nach Ruhm, Geltung und Profit? Das ist vielleicht zu viel begehrt!

Dieses soll aber Hrn. Uschold nicht abschrecken auf der so rühmlich betretenen Bahn fortzuschreiten. Und wenn er auch nur eine inhaltsreiche Wahrheit zu Tage fördert, wenn er die Kunde griechischer Vorzeit in der Hauptsache auch nur um einen Schritt weiterbringt, so ist es hinlänglich, um seinem Namen ein rühmliches Andenken zu sichern. In streitigen Gegenständen der Wissenschaft eine allgemeine Bekehrung zu erwirken, soll sich heute niemand mehr in den Sinn kommen lassen. Der Verf. fühlt dieses selbst, wenn er irgendwo die Bemerkung anfügt:

„Diejenigen aber, welche sich durch Vorurtheile bestimmen lassen, würden ihre Ansicht nicht aufgeben, wenn man dieselbe auch durch noch so viele Gründe als unrichtig und unhaltsam darstellen würde.“

Den beyden bisher über den Trojanischen Krieg vorherrschenden Meynungen stellt der Verf. eine dritte — ein wahres juste milieu zwischen zwey Extremen — entgegen. Wenn die eine Parthey Homers Poesien im ganzen Umfange für wahrhafte Geschichte erklärt, die andere aber im Gegensatze in denselben eitel Fabelwerk erkennt, ruft ihnen Hr. Uschold zu: Ihr habt beyde Unrecht! nur die Hülle ist poetisch, nur die Personen-Namen Achilleus, Agamemnon, Helena, Priamus, Odysseus ꝛc. sind Schöpfungen Homerischen Genie's; eine wahre Begebenheit, ein historisches Ereigniß, eine politische Umwälzung im europäischen Hellas, die Verdrängung griechischer Volksstämme aus heimathlichem Boden, ihre Wanderung, ihr Kampf auf der asiatischen Küste für Erringung neuer Sitze, die gewaltsame Colonisirung des Trojanischen Gebietes durch heimathflüchtige Myrmidonen wird in der Iliade dichterisch ausgeschmückt: nicht ganz Griechenland hat sich eines Weibes wegen zum Streit erhoben, eine von Nord-Hellas ausgegangene politische Nothwendigkeit hat zur Wanderung gezwungen; Helena als Königin von Sparta ist Schöpfung der Poesie, wie der Rex Regum Agamemnon und sein Bruder Menelaus.

Als Folie legt er seiner Lehre einen Satz unter, der unserer Meynung nach mehr als jede andere Häresie den Zorn der Hellenolatrie entflammen muß. Während diese letztere häufig die Hellenen gleichsam von Ewigkeit her Griechenland erfüllen und — wie die Weisheit beym Ecclesiastes — es auf ewige Zeiten ungeschmälert besitzen läßt, bewei-

set uns Hr. Uschold auf den Grund unverwerflicher Sagen, daß der große Thrakische Volksstamm, nicht ohne eine gewisse Kultur, ja geschmückt mit Dichtung, Gesang, cyklopischer Architektur und vielen Künsten des Lebens, nicht nur ganz Hellas, sondern alles Land zu beyden Seiten des ägäischen Meeres mit allen Inseln in der Urzeit bewohnt habe, und im Beginne der historischen Zeit durch den aus Thessalien hervorbrechenden Hellenenstamm verdrängt, unterjocht, und zum Theil absorbirt worden sey. Thraker sind Vorgänger und Lehrmeister der Hellenen! Ein Volksleben mit allen Stadien des Wachsthums und Verfalls geht Hellenischem Wesen in Hellas voran, und eine materielle Revolution giebt ihm den Boden Griechenlands, wie ihn eine materielle Revolution *περιπλομένων ἐνιαυτῶν* wieder genommen hat!

Etwas Aehnliches, wenigstens für Thrakische Vorgänge und die Uebertragung der Mythen Kadmus, Danaus, Europa und Kekrops vom Orient auf die Nordseite Griechenlands, hat schon vor mehr als zwanzig Jahren Peter Kanegiesser in seiner „Alterthumswissenschaft" versucht, aber in seinem Kampfe gegen erblich hergebrachte Erklärungsweise bey dem gelehrten Publikum so geringen Anklang gefunden, daß sein mit gründlicher Gelehrsamkeit angefülltes Buch beynahe spurlos vorüberging und heute von niemand mehr gelesen wird. In diesem Puncte wenigstens sind die Deutschen im hohen Grade conservativ. Lieber würden sie die seltsamsten Theorien im Gesetzbuche und in der politischen Oekonomie aufnehmen als zugeben, daß Kekrops nicht aus Aegypten, und Kadmus nicht aus Sidon nach Hellas gekommen sey um griechischen Wilden die ersten Keime menschlicher Gesittung zu bringen. Die frische Glut und das entschiedene Talent, mit welchem Hr. Uschold verjährte Doktrinen anfällt, wird die gelehrte Welt wohl zwingen entweder auf strengere Vertheidigungsmittel als bisher zu denken, oder das alte Meynungsgebäude Stück für Stück aufzugeben.

Man muß dem Verf. Gerechtigkeit wiederfahren lassen der Gedanke, die Quelle des Trojanischen Krieges statt in einem Akt fürstlicher Frivolität, in einer griechischen Völkerwanderung zu suchen, ist eben so neu als überraschend, und was noch mehr, er steht vollkommen in Einklang mit den Vorstellungen, die ein geläutertes Studium der Menschengeschichte über die Ereignisse der griechischen Vorzeit geschaffen hat. Eine Zeit mit ihrem Leben und ihrer Bildung, die untergeht, der Kraft und dem nachhaltigen Triebe einer neuen Ordnung erliegt, wie später im kolossalen Maßstabe die römische Welt unter den Streichen der Germanen sank, das begreift jedermann! — Allein wer giebt Hrn. Uschold das Recht, eine solche Migration, und in deren Folge eine Umgestaltung aller Staatsverhältnisse Griechenlands anzunehmen? Setzt er nicht seine Poesie an die Stelle der Homerischen? Wer redet von dieser Wanderung? Wie, wo und wann ereignete sie sich? und hatte sie auch in der That alle die wichtigen Folgen, die ihr der gelehrte Verf. unterlegt? Jedermann fühlt, daß von genügender Beantwortung dieser Fragen hauptsächlich Erfolg oder Nichterfolg der Schrift abhängt. Eine einzige aber wichtige Stelle bey Thucydides (I. 12), dann vorzüglich die Iliade sind der Cardinalpunct, um den sich die ganze Argumentation des Verfassers dreht. Zur Zeit des peloponnesischen Krieges wußte man in Griechenland vom Trojanischen Kriege ungefähr so viel wie heutzutage bey uns. Sorglose nahmen den Inhalt der Rhapsodien für baare Münze; Zweifler dagegen für eitles Fabelwerk. Mit kritischem Sinn den Kern von der Schale zu trennen und ein geschichtliches Ereigniß aus dem Labyrinth der Mythen herauszufördern scheint — mit Ausnahme des Thucydides — eine jenem Zeitalter noch ungewohnte und ganz fremde Kunst gewesen zu seyn. In der vorgenannten Stelle redet er in der That von einem Eroberungszug der Thessalier gegen die südlich von ihnen gelegenen Landstrecken, von der Verdrängung der Böotier aus Arne, von dem beständigen Wechsel des Bodenbesitzes, von wiederholten Umwälzungen der kleinen Staaten, als deren letzte der Einbruch der Herakliden in den Peloponnes betrachtet wird. Auch kommen alle diese theilweisen oder allgemeinen Stürme aus dem griechischen Nordlande, und nöthigten auch jedesmal mehr oder weniger starke Volkshaufen die alten Sitze zu verlassen und ein neues Vaterland in der Ferne zu gründen. In so weit wandelt der Verf.

ganz auf historischem Boden, nur geräth er gleich anfangs mit seiner Hauptquelle in einen chronologischen Widerspruch, indem Thucydides das Vordringen der Thessalier nach Böotien sechzig Jahre nach der Einnahme Troja's ansetzt, die große Wanderung der Dorier aber nach den Ueberlieferungen des Alterthums ebenfalls erst nach jener Epoche Statt fand. Dem Verf. ist es für Durchführung seines Satzes von Wichtigkeit, hierin einen Irrthum nachzuweisen und vor allem den Anfang des Trojanischen Krieges um sechzig bis achtzig Jahre weiter herabzurücken. Ob ein so ferne stehendes und völlig in Fabelgewand eingehülltes Ereigniß um 1294 oder um 1224 vor Chr. begonnen habe, ist bey dem unsichern Stande alles Wissens aus jenem Weltalter ziemlich gleichgültig, gewinnt aber hier eine höhere Bedeutung wegen der Folgesätze, die der gelehrte Verf. aus dieser ersten Reform nicht ohne Gewandtheit zu ziehen versteht. Ich beweise Euch aus Homer selbst, sagt er, daß die große Länderumwälzung in Griechenland, von welcher Thucydides spricht, zu Anfang des Trojanischen Krieges schon eingetreten, und nicht etwa nur die äolische Bevölkerung schon aus Thessalien südwärts getrieben war, sondern daß auch die Dorier bereits die Einnahme des Peloponneses vollendet hatten. Dieses Argument bleibt ohne Replik sobald die zu Hülfe gerufenen Stellen wirklich den Sinn haben, den der Verf. in ihnen sieht. Glücklicher Weise ist unter den hundert fünf Citaten, durch welche die Thesis (1 — 42) bewiesen werden soll, das vornehmste und wichtigste vollkommen richtig, da die angeblich erst sechzig Jahre nach Troja's Fall erbaute Stadt Arne laut Iliad. II. 507, schon am Beginn des Krieges bestand. Ist nun Arne reine und ursprüngliche Schöpfung der aus Thessalien getriebenen Aeolier, so wüßten wir nicht, was man gegen das Hauptcorollarium des Hrn. Prof. Uschold einzuwenden hätte. Ist es aber auch wahr, daß die vom Verf. im ersten Kapitel seines Buches angezogenen alten Schriftsteller sagen, Arne sey von den eingewanderten Aeoliern von Grund aus erbaut worden, gleichsam als habe vorher keine Stadt Arne bestanden?

Weniger schlagend, oder eigentlich nicht jederzeit geradezu im Sinne des Verfs. redend dürfte man manche andere Stelle finden, durch welche ebendaselbst die Aeolische Wanderung mit ihren Folgen noch weiter erhärtet werden soll. Diese Bemerkung gilt namentlich von zwey und dreyßig Texten der Iliade, zweyen aus der Odyssee, einem aus Thucydides, zweyen aus Herodot und eben so vielen aus Diodor, die der Hr. Verf. im ersten und dritten Kapitel seines Werkes citirt, und welche wir mit Gewissenhaftigkeit nach dem griechischen Urtexte geprüft haben. Hie und da ist auch — was in Schriften dieser Art besonders störend wirkt — ein Text nach Kapitel und Paragraph irrig aufgeführt, wie z. B. Seite 19, Note 13, wo man sich auf Pausan. VIII. 3, 3 beruft, während doch die Almenoveensche Ausgabe die angerufene Stelle unter VII. 19 enthält.

Wenn der Schatten des Patroklus (Iliad. XXIII. 84) dem Achilles ins Gedächtniß zurückruft, wie er wegen Tödtung seines Spielgenossen, Sohnes des Amphidamas, habe aus Lokris zu den Myrmidonen entweichen müssen, so würden gewiß nicht alle Leser auf den scharfsinnigen Gedanken kommen, aus dieser Stelle zu beweisen, daß um die Zeit des Trojanischen Feldzuges auch die kleine Provinz Lokris aus gleichem Grunde die alten Bewohner verloren habe. Dieser Amphidamas, sagt der Verf. scheine die Pelasgischen Einwanderer zu repräsentiren, weil dieser Name nur bey Pelasgern vorkomme. Und wenn zu weiterem Belege, daß um die besagte Zeit nicht mehr die Familie des Patroklus, sondern Klein-Ajax über das nördliche Lokris herrschte, Iliad. VII. 164, XIII. 46. 126. 197; XVI. 330; XVII. 256, 717 angezogen sind, so fragen wir Hrn. Uschold, ob in den benannten Versen wirklich von Klein-Ajax als „Gebieter der neuen Bewohner Lokriens" die Rede sey. Wir haben es nicht überall so finden können. Dagegen ist die Annahme, daß in der Urzeit durch die Häuptlinge gewöhnlich der ganze Volksstamm bezeichnet werde, so daß die einem Individuum beygelegten Handlungen in einem Collektivsinn zu verstehen seyen, im Allgemeinen nicht zu bestreiten. Die Schwierigkeit liegt aber in der Anwendung, und zugleich ist auch gerade hier die verwundbarste Seite des Buches.

Achilleus ist unserm Verf., wie Eingangs gesagt, keine wirkliche Person, sondern das vom Dichter geschaffene Bild des kriegerischen Myrmidonenvolks, dessen Sitz bekanntlich ebenfalls in Thessalien war. Weil nun Achilleus um die Zeit der Rüstung gegen Troja entfernt von der Heimat auf der Insel Skyros lebte, argumentirt Hr. Prof. Uschold in Folge seines Princips, daß auch die Myrmidonen damals schon aus Thessalien vertrieben waren, und ihren Sitz provisorisch auf besagtem Eiland aufgeschlagen hatten, von wo sie dann den Zug nach Troja, neuer Wohnsitze wegen, unternahmen. Die Erklärung, die der Hr. Prof. über den Aufenthalt des jungen Myrmidonen-Sprößlings auf Skyros gibt, ist sinnreich, durchaus nicht unwahrscheinlich und wenn man den Vordersatz ohne Beschränkung anerkennt, sogar unbestreitbar. Die Sache ist aber zu wichtig, die gegebene Erklärung noch zu hypothetisch, und der aus einem Verse Homers gezogene Beweis zu unsicher, als daß man sich schon vollständig beruhiget und überzeugt fühlen konnte. „An einer ganz zuverlässigen Stelle," sagt der Verf. (27), „giebt der Sänger deutlich zu erkennen, daß die Myrmidonen, als sie nach Troja zogen, Phthia nicht mehr besaßen." Diese Stelle ist Iliad. XVI. 169:

Πεντήκοντ' ἦσαν νῆες δοαὶ, ἦσιν Ἀχιλλεὺς
Εἰς Τροίην ἡγεῖτο Διῒ φίλος etc.

Hier ist wohl vom Zuge auf die asiatische Küste, aber keineswegs „deutlich" vom verlornen Phthia die Rede. Man könnte vielmehr gerade aus demselben XVI. Gesange der Iliade das Gegentheil von dem beweisen, was Hr. Prof. Uschold in demselben gefunden hat:

„Was weinest Du?" sagt v. 10 — 15 Achilles zu Patroklus, „Hast du vielleicht heimlich Botschaft aus Phthia gehört? Menoitios und Peleus sollen ja noch bey Leben seyn unter den Myrmidonen! ꝛc." —

Wenn Hr. Uschold vollständig beweisen kann, daß die Myrmidonen um jene Zeit wirklich in Folge der Pelasgischen Wanderung ihr Stammland in Thessalien verloren hatten und ohne feste Sitze waren, so ist sein Spiel gewonnen, und er hat eine große, eine schöne Wahrheit aus der Fabelwelt auf das Gebiet der Historie herausgezogen. Aber das bisher Gegebene ist noch nicht vollständig genügend. Und es ist sogar zweifelhaft, ob es dem Verf. mit all seiner Gelehrsamkeit und dem ganzen Reichthum seiner Combinationsgabe je gelingen werde, mehr als eine moralische Ueberzeugung für diesen Punct seiner Doctrin zu schaffen. Was Schärfe der Auffassung, was vielseitiges Wissen und langes Studium zu Begründung einer neuen Ansicht zu leisten vermögen, scheint uns in diesem Werke häufig erschöpft zu seyn. Man findet in der Anlage so viel gesunden Sinn, so vollkommne Symmetrie in den einzelnen Theilen, so viel Neues und Ueberraschendes auf allen Seiten, besonders Kap. III. und V., hauptsächlich aber in den verschiedenen, als eben so viele selbstständige Abhandlungen geltenden Beylagen, daß man zu Zeiten unwillkührlich ausruft: er hat das Wahre! es ist so! es muß so seyn!

Das dritte Kapitel, gleichsam der Brennpunct des Werkes, soll dem Leser auf dem Grunde der Prämissen darthun, daß es gerade diese aus ihrem Sitze verdrängten Haufen Nordgriechenlands, mit Ausschluß der südlichen Stämme, waren, die ihren Zug großentheils ostwärts gegen Lesbos nnd Tenedos, und von diesen beyden Inseln auf das gegenüberliegende Festland Troja's gerichtet haben. Den Kern dieser feindlichen Colonisten bildeten die Myrmidonen, denen sich einzelne Haufen vertriebener Aeolier anschlossen. Sammelplatz dieser wenig zahlreichen Expedition sey der kleine Hafen Aulis in Böotien gewesen. Hauptgewährsmänner hiefür sind Homerus und Pindarus, die sich gegenseitig ergänzen, und dem Verf. eine vorzüglich starke Waffe zur Vertheidigung seiner Lehre geben. Der Leser fühlt sich auf diesem Puncte um so mehr aufgefordert, die Beweisstellen näher ins Auge zu fassen, als er sonst Gefahr liefe, durch die klare und durch inneren Zusammenhang besonders in diesem Abschnitte sich empfehlende Argumentation des Vrfs. bestochen zu werden. Allein gerade hier haben sich wieder Irrthümer eingeschlichen, die man so gerne entfernt wünschte.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. August.

Nro. 172. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Antiphontis orationes XV. recognovit, annotationem criticam et commentarios adiecit Eduardus Maetzner. Berolini, Posnaniae, Bidgostiae, formis et sumptibus E. S. Mittleri. 1838. XVI. 282.

Antiphon. Recognoverunt J. Georgius Baiterus et Hermannus Sauppius. Turici, impensis S. Hoehrii. 1838. 83.

Nachdem Immanuel Bekker durch sorgfältige Vergleichung der ihm zugänglichen Handschriften zu den griechischen Rednern einen unerwartet reichen Apparat bekannt gemacht hatte, wurde das Studium auch für diesen Zweig der griechischen Literatur so rege, wie vordem nie gewesen; man untersuchte die einzelnen Redner rücksichtlich der Sprache und Sache genauer und so besitzen wir schätzbare Bearbeitungen des Isäus, Lykurgus, Lysias, Dinarchus, Andokides, mehrere Reden des Demosthenes, Isokrates; zuletzt erscheint Antiphon in der oben angezeigten sorgfältigen und beachtungswerthen Ausgabe des Hr. Mätzner; gleichzeitig mit ihr erhalten wir einen besondern Textabdruck desselben Redners aus dem Corpus oratorum der Herren Baiter und Sauppe; wie Dindorf die dramatischen Werke der Griechen in einem Bande lieferte, haben wir von diesen in gleicher Form die gesammten Redner zu erwarten. Diese Ausgabe kann jedoch hier mehr vergleichungsweise berücksichtigt werden, da die Begründung der vorgenommenen Aenderungen erst am Ende des Bandes folgen wird; im allgemeinen mag bemerkt werden, daß die Herausgeber sich mehr als H. M. an Bekker angeschlossen haben, auch bey den folgenden sich mehr an ihn anschließen werden, nur bey Demosthenes ist man von Bekker abzugehen vorzüglich genöthigt, weil er dort nicht wie im Isokrates der Autorität seiner besten Handschrift folgte.

Vom Antiphon kannte nach Angabe des Photius Cäcilius, ein berühmter Rhetor aus der Zeit des Augustus, sechzig Reden, fünf und zwanzig aus diesen bezeichnet er als unächt. Nehmen wir an, die uns erhaltenen gehören zu den ersteren, was zu glauben aller Grund vorhanden ist, so würden wir, nach der Aufschrift bey H. M. zu urtheilen, nur zwanzig vermissen; aber die vorhandenen fünfzehn schwinden auf anderthalb oder zwey wirklich gehaltene Reden zusammen; die drey Tetralogien, welche man in zwölf ausdehnt, sind nur Uebungsstücke, μελέται, ganz kurz, und obschon Geist und Charakter des Redners bezeichnend, doch unbedeutend im Vergleiche mit den eigentlichen Reden; zu diesen gehört die über die Ermordung des Herodes welche vollständig erhalten ist, und die über den Tod des Chorknaben, von welcher wie es scheint ein beträchtlicher Theil verloren gegangen ist. Sämmtliche Reden handeln über Mord und Todtschlag, wie wir von Isäus nur Erbschafts-Reden kennen, und obwohl die Alten Reden auch anderer Art von Antiphon anführen, werden doch diese φονικοὶ λόγοι besonders gerühmt und er gilt als Muster in diesem Fache.

Erwägt man, daß Antiphon der erste gewesen, der durch methodischen Unterricht und practische Anwendung die Rhetorik ausgebildet hatte, so muß man die Vollendung der Rede περὶ τοῦ Ἡρῴδου φόνου bewundern; aber die Beredsamkeit bestand schon lange in Wirksamkeit und hatte durch Uebung von selbst gewisse Gesetze erlangt, die der Natur des Gegenstandes angemessen waren, sich fortpflanzten und allmählig eine künstliche Form erhielten;

darum finden wir schon Antiphon auf einer vorzüglichen Stufe und nur wenig von den anderen verschieden; so ist bey ihm nicht, wie bey den nachfolgenden die Feststellung der Erzählung der Thatsache und deren Sonderung von der Beweisführung; er verbindet beydes und belegt die einzelnen Begebenheiten sogleich mit den erforderlichen Beweisen.

Was die Alten von seinen Reden aussagen, gilt auch von den uns erhaltenen; er ist erfindungsreich an Beweisen, weiß diese geschickt hervorzuheben, und oft wo die Angaben des Gegners bedeutend und wichtig genug scheinen, diese unerwartet gegen jene zu seinem Vortheile zu wenden, er bringt jedes einzelne zur Klarheit und einer gewissen Ueberzeugung und macht erst dann, wenn solches Verständniß bey dem Leser eingetreten, den Uebergang zu anderem; die Sprache ist kräftig und leicht verständlich, nicht rauh und gesucht wie die des Thukydides, mit welchem er als dessen Lehrer häufig, nicht ganz richtig, zusammengestellt wird. Neu und verkehrt ist, was der Herausgeber p. VII. von dem poetischen und vorzüglich tragischen Colorite unsers Redners spricht; er stützt sich auf die Worte des unbekannten Verfassers der Lebensgeschichte: τοῖς πρὸ αὐτοῦ δὲ ἐντυχὼν βιβλίοις καὶ τοῖς τῶν ποιητῶν μάλιστα εἰς τοσοῦτον προῆλθε δεινότητος ὥστε Νέστωρ ἐπεκαλεῖτο διὰ τὴν ἐν τῷ λέγειν ἡδονήν. Hier wie sonst, scheint der Redner mit dem tragischen Dichter Antiphon, welchen Dionysius tödten ließ (Aristotel. Rhet. II. 6), verwechselt und es ist vergebens, solchen Aussagen weiter nachzugehen; man wird höchstens beweisen können, daß einzelne Ausdrücke Antiphons, wie natürlich, auch bey Dichtern und Tragikern vorkommen, keineswegs aber, daß er sich mehr zur dichterischen Sprache, die dieser Art von Rhetorik überhaupt ganz ferne steht, hinneige oder eine besondere Belesenheit der tragischen Dichter zeige.

Die erste Rede κατὰ τῆς μητρυιᾶς, ist die schwächste; sie trägt nicht den Charakter einer Uebung, sondern einer wirklichen Begebenheit, hat auch sonst manches dem Antiphon eigenthümlicher, aber sie beweist so wenig, und wiederholt dieselben Gedanken auf eine so unangenehme Art, daß man sie nur als ein unvollkommenes Product der früheren Periode unsers Redners betrachten kann und es verzeihlich scheint, wenn man an ihrer Aechtheit zweifelte. Diese Rede entbehrt der eigentlichen Beweisführung; die Erklärung gegen den Vertheidiger der Beklagten §. 5 — 13 muß deren Stelle vertreten.

Die Tetralogien gründen sich auf das Recht, wornach dem Kläger und Beklagten zweymal zu sprechen, zugestanden war; darum werden sie in den Rhetores graeci stets unter dem Namen δευτερολογίαι angeführt rücksichtlich des sprechenden, τετραλογίαι heißen sie mit Recht in Beziehung auf den einen Verfasser. In der ersten läugnet der Beklagte den Mord begangen zu haben und es wird untersucht, ob er getödtet hat oder nicht; das Beyspiel der zweyten und dritten ist von einer zugestandenen, ersteres einer freywilligen, letzteres einer unfreywilligen und durch Nothwehr veranlaßten Tödtung. Diese Reden sind ganz auf dem sophistischen Gebiete und geben den eigentlichen Commentar zu dem was Plato und Aristoteles über das εἰκός der Rhetorik sprechen; zwar sind die Beyspiele durch alle Reden zerstreut, aber nirgends so durch und durch, wie hier, mit Bewußtseyn und Absicht. Aller Vortheil ist bey dem, welcher das letzte Wort hat, also dem Beklagten, und da die Rhetorik nicht wie die Mathematik, das nothwendige, sondern nur das mögliche und wahrscheinliche zu ihrem Gegenstande hat, so ist es leicht, den Gegner zu widerlegen und zu zeigen, daß der vorgebrachte Beweis nicht unmittelbar nothwendiges, sondern nur mögliches enthalte. Die dritte Tetralogie hat zum Gegenstande: ein junger und ein alter Mann geriethen in Streit; der jüngere tödtet den ältern und wird des Mordes angeklagt; dieser vertheidigt sich, er sey der angegriffene gewesen, habe den angreifenden nur abgewehrt und zufällig getödtet. Der Kläger sucht in seiner zweyten Rede diese Vertheidigung zu widerlegen, die Jugend sey überhaupt übermüthig und streitsüchtig, das Alter hingegen seiner Natur nach besonnen, vorsichtig und hüte sich vor Streitigkeiten mit jüngern, welchen sie an körperlicher Kraft und Stärke nachstehen. Dieß ist nur eine gewöhnliche, nicht nothwendige Erscheinung der Welt, ein εἰκός, kein ἀναγκαῖον oder τεκμήριον. Der Beklagte weiß dieß zu benutzen, er zeigt, daß dieß nicht immer der Fall

sey, sondern oft Ausnahmen statt finden, führt Zeugen vor, die eidlich bekräftigen, daß der ältere den Streit angefangen und hat damit seinen Gegner widerlegt. So gültig und richtig das εἰκός im allgemeinen ist, so unsicher wird die Anwendung auf ein bestimmtes Individuum; sind die Ausnahmen nicht selten, so ist es leicht das οὐκ εἰκός in ein εἰκός und umgekehrt zu verwandeln. Dabey wird aller Scharfsinn aufgeboten und gewöhnlich gerade dadurch eine Blösse gegeben, wodurch der Beklagte sich sichert und den Kläger in eine Verlegenheit setzt aus der er sich nicht mehr zu retten versteht. Inhalt der ersten Tetralogie ist: ein Mann ging Nachts mit seinem Sklaven aus, beyde werden überfallen und getödtet; der Sklave noch mit einiger Besinnung gefunden, nennt einen Feind seines Herrn unter den Thätern, den er erkannt habe. Dieser angeklagt, verwirft die Aussage des Sklaven, der ohne Bewußtseyn und in den letzten Zügen von seinen, des Beklagten, Feinden ausgeforscht worden sey: es sey nicht wahrscheinlich, οὐκ εἰκός, daß er ihn getödtet habe, ebendeßwegen weil er sein Feind gewesen, er habe ja gewußt, daß der erste Verdacht sogleich auf ihn fallen müßte; dann, hätte er ihn tödten wollen, so würde er selbst nicht zugegen gewesen seyn. Dagegen bemerkt der Kläger in seiner zweyten Rede, es sey ganz natürlich, daß er selbst zugegen war, seine Gegenwart sey, um die Mörder aufzumuntern, nothwendig gewesen, er wußte, daß wenn diese ergriffen würden, sie eben so gut gegen ihn aussagen würden; seine Abwesenheit hätte ihm also nichts geholfen, nur geschadet. An dieses εἰκός hält sich der Beklagte in seiner Widerlegung und beweist das alibi, wodurch der Kläger völlig geschlagen scheint, aber auch nur scheint. Also absichtlich war in der zweyten Rede dieser Punct hervorgehoben, damit der Kläger das Gegentheil beweise und das alibi den erforderlichen Eindruck nicht verfehle. Die Richter der Alten, die bekanntlich nicht Männer vom Fache waren und nicht mehr bedurften als ächt geborne Athener zu seyn, um das Richteramt ausüben zu können, wurden wie Aristoteles bemerkt, durch solche Täuschungen auch gewöhnlich zur Freysprechung des Beklagten bewogen. Daß solche Uebungen nicht etwa unserm Antiphon eigenthümlich, sondern überhaupt seiner Zeit nicht fremd gewesen sind, lehrt die Erzählung des Plutarchus, wornach Perikles (cap. 36.), als im Pentathlon einer wider seinen Willen mit dem Speere den Epitimios, den Pharsalier, getödtet hatte, den ganzen Tag mit Protagoras in Unterredung und Untersuchung zugebracht hat, ob im eigentlichsten und strengsten Sinne genommen, κατὰ τὸν ὀμδότατον λόγον, man die Ursache dieser That und die Schuld dem der geworfen hat, oder dem Speere oder den Agonotheten zuschreiben müsse. Dieß ist der Inhalt der zweyten Tetralogie, vielleicht hat jene Begebenheit die rhetorische Ausarbeitung des Antiphon veranlaßt.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte des Trojanischen Krieges. Mit Beylagen über die älteste Geschichte Griechenlands und Troja's ꝛc.

(Schluß.)

Aeolische Haufen haben sich nach Pindar in der That unter Pisandros Anführung auf den benannten Inseln niedergelassen. Das Citat in Hrn. Prof. Uscholds Buche ist aber ungenau. Statt Pind. Nem. XI. 33, und XI. 14, wie es S. 55 heißt, soll das einemal v. 43 und das zweytemal v. 47 stehen. —

S. 54, Note 4 soll Homer. Odyss. XIX. 326 beweisen, daß sich die Myrmidonen von ihren provisorischen Sitzen auf Skyros nach Lesbos und Troja wandten. Dieses Citat ist aber offenbar das am wenigsten gelungene im ganzen Buche, und natürlich auch nur ein Druckfehler, da im besagten Verse nicht im entferntesten von Skyros, Lesbos oder Myrmidonen die Rede ist, sondern ganz einfach das Wechselgespräch der Penelope mit dem ihr unbekannten Fremdling gemeldet wird.

Für den Leser ist es in der That wohlthuend, S. 56 endlich auf das große Argument des Verf. zukommen. Es ist aus Homer, Iliad. XVI. 168—200, an und für sich genau, und in extenso gegeben; auch ist es nicht änigmatisch, vieldeutig,

schwankend und etymologischer Deutelungen bedürftig; es redet klar, da es die Myrmidonen-Macht nach Schiffen, Mannschaft und Führern more militari mustert. Hr. Uschold hat Recht, diese wichtige Stelle hat man noch niemals in dem Sinne betrachtet, wie er sie ansieht und auslegt. Die fünf Unterfeldherren vertreten nach seinem System die fünf Volksstämme, die am Zuge Theil nahmen. Der vornehmste unter diesen Führern heißt Pisandros, wie bey Pindar ebenfalls ein Pisandros Aeolische Colonisten nach Lesbos und Tenedos führt. Diese beyden Pisandros sind dem Verf. eine und dieselbe Person, wie die Colonisirung der genannten Eilande und die Eroberung des Trojanischen Reiches nach seiner Meynung ein und dasselbe Ereigniß ist. Nur der Umstand wirft Schatten auf das Argument, daß Pindars Pisandros nicht aus Nord-Griechenland, sondern aus dem südlichen Peloponnesus seine Aeolier nach Tenedos führt: *Αἰμ' ἀπὸ Σπάρτης· Δμύκληθεν γὰρ ἔβα·* — Hr. Uschold sucht diesen Einwurf zu entkräften, indem er Pindar des Irrthums zeihet und Thucyd. VII. 57 zum Zeugen anruft. Thucydides widerlegt aber unserer Meynung nach hier nichts, und die Appellation auf Homers obengemeldte Stelle ist eigentlich petitio principii, und folglich aus logischen Gründen unzuläßig. Dessen ungeachtet scheint uns die Erklärung des großen homerischen Citats so viele innere Bürgschaften der Wahrheit in sich zu fassen, daß man sie für die einzig richtige und einzig mögliche halten muß. Und es wird zuletzt wohl nichts übrig bleiben, als sich den Conclusionen des Verf. zu unterwerfen. Denn fürwahr, Homer sagt geradezu, die Myrmidonen unter Achilles haben Lesbos und Tenedos bezwungen, zwölf Städte an der Küste, und eilf im Innern des Troer-Landes eingenommen. Agamemnon und Menelaos mit ihren Südgriechen thun nichts erhebliches, aevum non actis implent, sed segnibus annis! Achilleus und Odysseus, das ist, Myrmidonen und Aeolier tragen die ganze Last.

Was der Verf. S. 63 — 69 zur weitern Begründung seiner Ansicht aufstellt, scheint uns eben so sinnvoll als wahr zu seyn. Die Betrachtungen endlich, die er Kapitel 5 über Ursprung, Bau und epischen Gehalt der Iliade niedergelegt und der ganzen Lehre als letzte Stütze unterstellt, verrathen eine Vertrautheit mit diesem Meisterwerke der alten Poesie, wie man sie vielleicht nicht bey allen findet, die dasselbe Thema besprechen. Wer über die Iliade so schöne Gedanken faßt, ist in ihren Geist und ihr Gefüge tiefer eingedrungen, gewiß aber hellsehender als jene Kritiker, die vom Epos dieselbe mathematische Sicherheit verlangen, wie von einem diplomatischen Aktenstück. Von jeher hat es aber der Klugheit und dem Scharfsinn angehört, den verschlossenen Sinn der Vorzeit aufzuthun und das Gebiet der historischen Thatsachen auf Kosten der Fabel zu erweitern. Man wird Hrn. Prof. Uschold niemals beweisen können, daß es nicht so sey, wie er sagt, oder daß nicht alle moralischen, und großentheils selbst die documentalen Bürgschaften für seine Meynung sprechen, nur kann man ihn in mehreren Stellen überführen, daß sie nicht gerade dasselbe sagen, was er darin las, oder es nicht in demselben Grade sagen, wie er es gefunden hat. In jedem Falle aber ist das alte Meynungsgebäude über diesen Theil der Alterthumskunde bis auf den Grund erschüttert, in vielen Theilen ganz eingestürzt, Stellenweise ein neuer Peristyl im besten Geschmacke aufgestellt, und allenthalben Grund zu einer neuen und besseren Ordnung gelegt. Dieses ist schon ein großer Gewinn für die Wissenschaft. Die Idee haftet, wuchert fort, man kann sie nicht mehr übersehen!

Οὐκ ἔς' ἔτυμος λόγος οὗτος·
οὐ γὰρ ἔβας ἐν
Νησὶν ἐυσσέλμοις, οὐδ' ἵκεο Πίγαμα Τροίας.

Vide Isocrat. Encom. Helen. pag. 218. — Philostrat. vit. Apollon. VI. 11. pag. 245. Pausan. III. 19. §. 11. Mar. Tyr. Dissert. XXVII. p. 231. Boissonad. in Poet. graec. Syllog. T. XV. p. 79. Apud Frid. Ast. Annott. in Phaedr. pag. 355. —

Fallmerayer.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. August.

Nro. 173. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Antiphontis orationes XV. recognovit, annotationem criticam et commentarios adiecit Eduardus Maetzner.

Antiphon. Recognoverunt J. Georgius Baiterus et Hermannus Sauppius.

(Fortsetzung.)

So spielend solche fingirte Controversen sind und nur zur Uebung des Denkens dienen oder die Gewandtheit und das Talent des Redners zeigen, so wichtig wird die Anwendung bey wirklichen Criminalfällen, wie sie die beyden letzten Reden darbieten.

Der Herausgeber benutzte eine noch nicht verglichene Handschrift aus Meermans Bibliothek (jetzt in Oxford); sie stimmt nicht nur den besten bey, sondern hat an vielen Stellen allein das richtige, conf. V. 19.; mit Recht legte H. M. sie zu Grunde, er hätte ihr sogar noch mehr folgen sollen z. B. VI. 27. 71; sonst sind die Hülfsmittel zu Antiphon sehr sparsam; was Bake in den scholica Hypommemata Vol. I. gegeben, ist fast ganz unbrauchbar; bey weitem das wichtigste sind die Adversaria von Dobree; dieser Gelehrte hat Dichter, Redner, Geschichtschreiber zu seinem Vergnügen gelesen, und besaß eine solche Kenntniß der Sprache und seinen Sinn, daß er an vielen Stellen, an welchen andere nichts ahndeten, falsches nachwies und das richtige herstellte; da es nur kurze Bemerkungen zu eigenem Gebrauche waren, keineswegs bestimmt, veröffentlicht zu werden, so ist vieles nur angedeutet, oft auch früher vermuthetes bey wiederholter Lectüre geändert; aber es lohnt sich der Mühe, in alle Gedanken eines Dobree einzugehen, eines Mannes, der an Scharfsinn und Kenntniß Porson wenn nicht übertroffen, gewiß gleich gekommen ist; von diesem ganz einzigen Buche so geringfügig zu sprechen, wie der neueste Herausgeber der Andokides gethan hat, zeigt nicht von der besten Kenntniß; auch H. Mätzner hat, wie wir sehen werden, die vortrefflichen Verbesserungen dieses Mannes an manchen Stellen, wo er allein das wahre gesehen, nicht zu würdigen verstanden; kann man auch wie natürlich nicht alles billigen, so wird man doch stets Stoff zum Nachdenken finden und durch ihn das ächte zu erkennen veranlaßt werden.

Mit diesen und den schon frühern Herausgebern bekannten Hülfsmitteln versehen, suchte Hr. M. den Text in verbesserter Gestalt zu geben und das schwierige zu erklären; kundig der Sprache der Redner und dessen was über das Gerichtswesen der Griechen besonders von Deutschen zur Erläuterung vorgebracht worden ist, hat er manche falsch verstandene Stelle zuerst richtig aufgefaßt und bey zweifelhaften die verschiedenen Ansichten kurz und passend zusammengestellt; vorherrschend jedoch ist das grammatische Element; wir loben dieß wenn der Zweck ist, die Eigenheiten des Schriftstellers hervorzuheben, worauf viel zu wenig geachtet wird, erklären uns aber dagegen, wenn nur bekanntes oder leicht zugängliches gegeben wird, und hierin leistet die Ausgabe mehr als billig; sie vertheidiget gewöhnlich den Text gegen die Vermuthungen des Reiske; man hat nicht selten Grund, sich gegen ihn zu erklären, aber doch war Reiske vielleicht der einzige seiner Zeit, der die Alten mit Verstand gelesen hat; jetzt achten nicht nur Deutsche den Mann immer mehr, sondern auch Ausländer z. B. Dobree I. pag. 8. Das übrigens lobenswerthe Streben sich möglichst an die Handschriften zu halten, hat den Herausgeber zu manchen übereilten Bemerkun-

gen geführt; so schreibt Hr. M. V. 10: *ἐγὼ δὲ σχεδὸν ἐπίσταμαι τὴν ὑμετέραν γνώμην, ὅτι οὐκ ἂν καταψηφίσισθε οὔτ' ἂν ἀποψηφίσισθε ἑτέρου τινὸς ἕνεκα μᾶλλον ἢ αὐτοῦ τοῦ πράγματος· ταῦτα γὰρ καὶ ὅσια καὶ δίκαια.* Die Handschriften haben den Conjunctiv, nur zwey geben *καταψηφίσισθε*, das zweyte Verbum haben auch sie im Conjunctiv, Bekker schrieb, wie zu erwarten war, den Optativ, H. M. aber bemerkt: verba optimorum codicum vestigia temporum injuria obscurata atque paene deleta persequutus edidi. Das Jagen nach dem seltenen ist bey einem einfachen Autor und besonders bey einem Redner der nicht wie der Dichter oder Philosoph im Gebrauche der Sprache sich frey und willkührlich bewegen darf, sondern an den gewöhnlichen reinen Ausdruck gebunden ist, am unrechten Orte; die Form des Futurum *ψηφίσομαι* statt *ψηφιοῦμαι* ist bey den Attikern durch nichts begründet; zwar beruft man sich auf Lobeck ad Phryn. p. 746, Schömann ad Isaeum p. 196 und H. M. hat auch I. 12 aus seiner Handschrift *ὅπως αὐτῶν μὴ καταψηφίσισθε* statt des Conjunctiv gegeben; aber Lobeck erwähnt nur ein Beyspiel aus Lykurgus *καταψηφίσισθαι* und dieß ist jetzt aus den besten Handschriften verdrängt und in das Präsens gesetzt; eben so Lysias XIII. 93 und sonst; darum kann auch die Stelle bey Isaeus keine Sicherheit gewähren; bey diesem Worte war die attische Form sogeläufig, daß wir uns nie die gewöhnliche als Variante gelesen zu haben erinnern, dagegen haben die Handschriften niederen Ranges bey dem Optativ *ψηφίσαισθε*, auch wo Verbindung und Gedanke das Futurum nicht zuläßt, gewöhnlich *ψηφίσισθε*. Eine kühne Aenderung finden wir V. 21 *καὶ πρῶτον μὲν αὐτὰ ταῦτα σκοπεῖτε ὅτι μὴ προνοίᾳ μᾶλλον ἐγένετο ἢ τύχῃ* wo H. M. *οὐ* gesetzt hat. Wir versuchen über einzelne Stellen dieses wenig gelesenen Redners unsere Meynung auszusprechen und der schätzbaren Bearbeitung des Herausgebers einen kleinen Beytrag zu geben.

Der unbekannte Verfasser der Hypotheses hat seine Einleitungen ziemlich flüchtig gemacht und daher manches unrichtige beygemischt, so sagt er p. 16 bey der ersten Tetralogie, die Ermordung sey *ἀπὸ δείπνου* geschehen und auch H. M. p. 149 wiederholt dieses; aus den Reden zeigt es sich nicht und wird durch p. 34 genügend widerlegt. Eben so wird VI. behauptet, der Knabe sey gestorben, weil er *εὐφωνίας χάριν ἔπιε φάρμακον.* Dieses ist völlig ersonnen und nicht die geringste Andeutung in der Rede selbst; der Beklagte vermeidet vielmehr irgend eine vermuthliche Ursache des Todes anzugeben; ferner nicht der Vater des Knaben, sondern der Bruder ist Kläger; diese und ähnliche Fehler mögen zeigen, daß auch der Name Helos in der V. Rede nicht wie H. M. p. 198 glaubt, alten Ueberlieferungen sein Entstehen verdanke; wie sollte sich der Name des Beklagten erhalten haben, da er in der Vertheidigung selbst nie bezeichnet wird? Inhalt und Bedeutung der Reden werden in der Sprache der alten Rhetorik dargestellt, welche dem Herausgeber nicht überall klar gewesen ist, so ist p. 187 nicht an einen verschiedenen Verfasser zu denken und was p. 200 *τὰ ἀπ' ἀρχῆς ἄχρι τέλους* sind, wird bey Hermogenes und seinen Erklärern weit und breit nachgewiesen.

Tetralog. I. 3. §. 3. *οἵ τε ἧσσον κινδυνεύοντες τῶν μᾶλλον ἐν φόβῳ ὄντων οὐκ οἶδ' ὅπως ἂν μᾶλλον ἐπιβούλευσαν αὐτῷ· τοῖς μὲν γὰρ ὅ τε φόβος ἦ τε ἀδικία (οὐχ) ἱκανὴ ἦν παῦσαι τῆς προθυμίας, τοῖς δὲ ὅ τε κίνδυνος ἦ τε αἰσχύνη μείζων οὖσα τῆς διαφορᾶς, εἰ καὶ διενοήθησαν ταῦτα πρᾶξαι, ἀρκοῦσα ἦν σωφρονίσαι τὸ θυμούμενον τῆς γνώμης.* Was hier gesagt ist, bildet die Widerlegung des von dem Kläger gesprochenen II. §. 6., die Form *οἵ τε* zeigt, daß man es nicht als einen für sich bestehenden neuen Grund, wie man aus den Worten des Klägers schließen könnte, (es müßte *οἵ δὲ* heißen) sondern als einen erläuternden Zusatz zu dem vorausgehenden zu betrachten habe. Die Negation hat der Herausgeber wie er meynt, mit vollem Rechte, optimo jure, nach Reiskes Vorschlag aufgenommen; sie ist aber an dieser Stelle völlig unhaltbar; die Furcht, von jemanden gerichtlich verfolgt und in das größte Elend gestürzt zu werden und die Ungerechtigkeit die auszuüben man geneigt ist, sind nicht Bewegungsgründe, welche wenn auch nicht gänzlich, doch einigermassen abhalten, jenen zu tödten; sie geben vielmehr die Veranlassung dazu und muntern auf, die That zu begehen; darum

kann unmöglich gesagt werden οὐχ ἱκανὴ ἦν παῦσαι τῆς προθυμίας. Bekker änderte προθυμίας in προμηθίας und ihm folgt die Zürcher Ausgabe; doch nicht von Vorsicht, sondern von dem Eifer den Mord zu vollführen, soll gesprochen werden und daß προθυμίας das ächte Wort sey, ist deutlich angedeutet im folgenden εἰ καὶ διενοήθησαν ταῦτα πρᾶξαι. Der richtige Gedanke und zugleich der rhetorische Gegensatz wird durch die Aenderung erlangt: τοὺς μὲν γὰρ ὅ τε φόβος ἢ τι ἀδικία ἱκανὴ ἦν μὴ παῦσαι τῆς προθυμίας.

Ebendaselbst §. 6. μὴ παραχθῆναι δὲ τὴν γραφὴν οὐδεμίαν ἐλπίδα εἶχε τούτου γε ζῶντος· οὐ γὰρ ἂν ἐπείθετο αὐτῷ.

§. Mätzner erklärt pag. 163 roganti enim ut causa desisteret morem non gessisset ille sc. mortuus, οὗτος, quod pronomen repetendum e τούτου ζῶντος. Temere vir doctus, Dobree, coniecit ἐπίθετο pro ἐπείθετο, ut sententia haec existeret: neque enim necem ei intulisset si spes fuisset; quae ferri nequit quia efficit id quod dialectici circulum nuncupant in probando. Jenes ἐπίθετο ist eine emendatio palmaria von Dobree, die der Herausgeber nicht zu würdigen verstand; er wußte nicht, daß man in solchen Reden gewöhnlich als einen Beweis anführt, was selbst erst eines Beweises bedarf, daß derselbe Gedanke nur mit andern Worten von dem Kläger schon in der ersten Rede vorgebracht war §. 8. p. 19 σαφῶς δ' ἤδει ἁλωσόμενος αὐτήν· οὐ γὰρ ἂν τόνδε τὸν ἀγῶνα ἐνόμισεν ἀσφαλίστερον εἶναι· welche Stelle zugleich lehrt, daß er auch hier seinem Codex hätte folgen sollen, welcher nicht κίνδυνον, sondern ἀγῶνα gibt. Schon die Form ἐπείθετο mußte zu besserem führen, da der Aorist und das Activum gefordert wird. Richtig folgt hier und anderswo die Zürcherausgabe der Verbesserung des geistreichen Engländers.

Die nächst folgende Rede widerlegt die einzelnen vorgebrachten Beschuldigungen der Gegner in derselben Ordnung; in der Mitte jedoch sind zwey Argumente, nämlich §. 6 — 7. des Klägers stillschweigend übergangen; wir finden keinen Grund warum sie der Beklagte nicht erwidern sollte, so daß wir glauben, nach §. 8. sey eine Lücke und die fraglichen Puncte seyen durch ein Versehen von dem Abschreiber ausgelassen worden. Ebendaselbst §. 10. ἐκ δὲ τῶν εἰκότων προσποιούμενοί με ἐλέγχειν, οὐκ εἰκότως ἀλλ' ὄντως φονέα μέ φασι τοῦ ἀνδρὸς εἶναι, τὰ δὲ εἰκότα ἄλλα πρὸς ἐμοῦ μᾶλλον ἀποδέδεικται ὄντα. Der Sprechende bemerkt, die Kläger sagten selbst, sie hätten keine unmittelbaren Beweise gegen ihn, sondern nur Vermuthungen und Gründe der Wahrscheinlichkeit (εἰκότα), behaupten aber dennoch am Schluße mit Bestimmtheit, er sey der Thäter, und gleichwohl zeugen alle von ihnen vorgebrachten wahrscheinlichen Gründe nicht gegen, sondern für ihn. In jenem Satze ist ἄλλα auffallend und schon Reiske fand Anstoß, er vermuthete ἅμα. Hr. M. p. 170 erklärt: argumenta autem a probabilitate petita longe alia esse s. aliam vim habere (alium hominis interfectorem esse ostendere) atque a meis potius partibus stare evici. Diesen Gebrauch von ἄλλος hätte der Herausgeber mit zuverlässigen Beyspielen belegen sollen; wir halten ihn nicht für griechisch und wissen nur durch Aenderung des Accentes ἀλλά abzuhelfen wo sich die Rede dann leicht in der vollständigen Form ergänzt οὐ πρὸς τῶν κατηγόρων, ἀλλὰ πρὸς ἐμοῦ. Der Gebrauch der Partikel δὲ ἀλλὰ ist nicht bloß den dramatischen Dichtern eigen, Elmsl. ad Eur. Heracl. v. 565, sondern auch Prosaikern nicht unbekannt, Heindorf ad Plat. Soph. p. 342; aus den Rednern jedoch ist uns kein Beyspiel gegenwärtig.

V. 38 καὶ εἰ μὲν ἐγὼ τὸν ἄνδρα ἠφάνισα ἢ μὴ ἤθελον ἐκδοῦναι τούτοις ἢ ἄλλον τινὰ ἔφευγον ἔλεγχον, αὐτοὶ δὴ τούτοις ἰσχυροτάτοις εἰς τὰ πράγματα ἐχρῶντο καὶ ἦν ταῦτα αὐτοῖς μέγιστα τεκμήρια κατ' ἐμοῦ. Kein Gedanke widerholt sich bey Antiphon öfter, als dieser in der Form des Beweises ἐκ τοῦ ἐναντίου; vergleicht man die Stellen, so wird man für wahrscheinlich finden, daß auch hier αὐτοῖς ἂν τούτοις geschrieben war. VI. 27 αὐτὰ ἂν ταῦτα μέγιστα τεκμήρια κατ' ἐμοῦ ἐποιοῦντο, 28 αὐτοῖς ἂν τούτοις ἰσχυροτάτοις ἐχρῶντο. V. 84 αὐτοῖς γε τούτοις ἰσχυροτάτοις ἂν ἐχρῶντο. I. 11.

V. 57 Τίνος γε δὴ ἕνεκα τὸν ἄνδρα ἀπέκτεινα; οὐδὲ γὰρ ἔχθρα οὐδεμία ἦν ἐμοὶ κά-

κείνῳ. Da dieſe Worte in allen bis jetzt geſehenen Handſchriften §. 53. mitten in der Erzählung ſtehen, wo ſie ganz unverſtändlich ſind, ſo iſt nicht zu zweifeln, daß der erſte Herausgeber bey Aldus ſie nach eigenem Urtheile an unſere Stelle geſetzt hat; man hat an der Richtigkeit dieſer Umſtellung kein Bedenken getragen, obſchon die Form und Eintheilung der Rede ſie keineswegs billigt. Die einzelnen Beſchuldigungen der Gegner, welche der Sprechende widerlegt, werden in dieſer Rede ſtets durch ein: ſie ſagen, ſie bringen vor, eingeleitet §. 26. 28. 39. 45. 53. 64.; demgemäß bilden auch hier die nächſten Worte *λέγειν δὲ τολμῶσιν ὡς* einen neuen Grund, wobey der Uebergang durch *δὲ* angedeutet wird und jener Satz *τίνος γε δὴ κ. τ. λ.* kann nicht mehr vorausgehen. Weit paſſender ſtellt der Beklagte nach der Beantwortung der von dem Gegner vorgebrachten Beſchuldigung dieſe Frage an ſich ſelbſt, alſo nach *ἐμοὶ δὲ κἀκείνῳ οὐκ ἦν ἔχθρα οὐδεμία*. Dann ſieht man auch, wie durch einen Gleichklang, *ὁμοιοτέλευτον*, obige Worte ausgefallen, an den Rand geſchrieben und am unrechten Orte eingetragen worden ſind.

V. 87. *ἀνάγκη δὲ τῆς δίκης νικᾶσθαι παρὰ τὸ ἀληθές, αὐτοῦ τε τοῦ ἀληθοῦς, ἄλλως τε καὶ ἐὰν μὴ ᾖ ὁ τιμωρήσων.* Der Herausgeber bietet p. 242 u. 251 eine Erklärung, welche dem richtigen näher kommt als die ſeiner Vorgänger, ohne zu genügen. Die Worte *αὐτοῦ τε τοῦ ἀληθοῦς* geben deutlich zu verſtehen, daß der vorausgehende Gedanke in Form einer Antitheſe wiederkehre; dieß kann nur dann geſchehen, wenn *ἄλλως τε*, welche der Umſtellung gänzlich entgegen ſind, geſtrichen werden und verbunden wird *αὐτοῦ τε τοῦ ἀληθοῦς κἂν μὴ ᾖ ὁ τιμωρήσων.* scil. *τῷ ἀληθεῖ*. Der Beklagte muß ſich dem richterlichen Ausſpruche unterwerfen, und es hat dabey ſein Bewenden auch wenn er gegen das Recht und die Wahrheit verurtheilt wird; aber auch die Wahrheit bleibt was ſie iſt, — wahr, wenn ſich ihrer auch Niemand annimmt, vrgl. VI. 3. 18. Jene Aenderung könnte zu gewagt erſcheinen, wenn nicht dieſe ganze Stelle und vieles andere in der nächſten Rede wörtlich und gerade in der Geſtalt wie wir es hier erfordern, wiederholt würde.

Die letzte Rede iſt unvollſtändig, nicht nur der Schluß fehlt, wie der Herausgeber glaubt, p. 247, ſondern weit mehr; der ſprechende bezeichnet §. 3 — 10 Inhalt und Gegenſtand ſeiner Rede, *πρῶτον μὲν περὶ αὐτοῦ τοῦ πράγματος*, in Form einer Erzählung, dann *ἔπειτα περὶ τῶν ἄλλων ὧν οὗτοι κατηγοροῦσι, ἐὰν ὑμῖν ἡδομένοις, βουλήσομαι ἀπολογήσασθαι*. Iſt nun auch der erſte Theil vollſtändig erhalten — und ſelbſt daran kann man zweifeln — ſo fehlt doch der zweyte, extra causam, ganz und gar. Wir wiſſen was er behandelte; die Kläger haben die politiſche Seite ihres Gegners hervorgehoben und dadurch gegen ihn auf die Richter zu wirken geſucht, *διαβάλλοντες τὰ εἰς τὴν πόλιν·* von allem dem iſt nichts erhalten.

§. 2. iſt ganz aus der vorhergehenden Rede §. 14 genommen; daher Dobree ihn als nicht hieher gehörig bezeichnet. H. M. p. 250 vertheidiget die Worte, weil die Redner ſich ſelbſt oft wiederholen; nicht dieſes wird geläugnet, ſondern die Frage iſt, ob der Gedanke hier auch dem Zuſammenhange angemeſſen ſey, und betrachten wir dieſen, ſo können wir dem richtigen Gefühle des Dobree nur unſere Zuſtimmung geben. Die Worte *περὶ τῶν τοιούτων* haben dort ihre ſchöne Bedeutung, hier ſind ſie ohne alle Beziehung. §. 3. ſchließt ſich enge und unmittelbar an §. 1. und wird jetzt unangenehm unterbrochen; uns ſcheint daher jener §. zu dem folgenden wo von den Geſetzen die Rede iſt, als Erläuterung aus der vorhergehenden Rede übertragen zu ſeyn; ſehen aber keinen Grund im nächſten irgend etwas zu ändern.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. August.

Nro. 174. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Oeffentliche Sitzung am 25. August zur Feyer des Allerhöchsten Geburts- und Namens-Festes Seiner Majestät des Königs.

Der gegenwärtige Vorstand, Herr Geheimrath von Schelling, eröffnete die Sitzung mit folgendem Vortrag:

„Am Ende der Platonischen Bücher vom Staat findet sich die bekannte Erzählung des Armeniers Er (Ἤρ), der, auf einem Schlachtfeld für todt zurückgeblieben, wieder auflebte und berichtete was er in der andern Welt gesehen hatte. Unter andern erzählte er auch, wie vor den Seelen, denen bestimmt sey, in dieses Leben wiederzukehren, die Muster aller möglichen Lebensarten ausgebreitet werden, damit sie unter diesen nach einer durch das Loos bestimmten Ordnung wählen; denn frey sey die Wahl, aber unwiderruflich. Das Schauspiel nun aber, wie nämlich die einzelnen Seelen die Lebensarten wählen, errege bald Mitleid bald Bewunderung. In den meisten Fällen wählen die Seelen nach Maßgabe der Erfahrungen, die sie in dem vorhergegangenen Leben gemacht haben. So habe die Seele des Agamemnon, eingedenk dessen, was er einst von Menschen erfahren, und darum unter Menschen zu leben wenig geneigt, das Leben eines Adlers gewählt. Nach vielen andern aber, von denen die meisten, weil sie zuerst wählen durften, begierig nach dem Leben von Gewaltherrschern oder ähnlichen, dem Ehrgeiz zusagenden Lebensweisen gegriffen, sey auch die Seele des Odysseus gekommen, durch den Zufall des Looses die letzte unter den wählenden. Diese nun, der Mühen und Arbeiten des vorigen Lebens sich erinnernd und daher entschlossen allem Ehrgeiz zu entsagen, habe lange nach der Lebensart eines sorgenlosen Privatmannes gesucht, die sie endlich nach vielem Suchen, von den andern übersehen, irgendwo gefunden. Sobald sie aber das Gewünschte ansichtig geworden, habe sie geäußert, sie würde dasselbe gethan haben, auch wenn sie unter den ersten hätte wählen dürfen, und ganz sey sie mit dem was sie erlangt zufrieden.

Diese Aeußerung wird nicht einem Solchen zugeschrieben, der sich im Leben schwach und unfähig gezeigt hätte oder in seinen Bestrebungen unterlegen wäre, sondern demjenigen, der alle andern Könige und Helden des trojanischen Krieges an ausdauernder Kraft, an Klugheit und besonnenem Muth übertroffen und jegliche Probe eines mühe- und wechselvollen Geschicks zuletzt siegreich bestan-

den hatte. Schon immer schien mir deßhalb die Erzählung trefflich erfunden, um jeden, der es bedürfe zu einer gelassenen und gleichmüthigen Ansicht der verschiedenen Lebensverhältnisse zu stimmen. In diesen Tagen aber, da ich sie zufällig einmal wieder gelesen, wurde sie mir auf besondere Weise merkwürdig. Ich erinnerte mich, wie auch ein König unserer Zeit, ganz durchdrungen übrigens von der Größe und Hoheit seines königlichen — mit unermüdlicher Thatkraft erfüllten — Berufs mehr als Einmal das Glück und die Süßigkeiten des bürgerlichen Lebens öffentlich gepriesen hatte. Dieser König war unser König, und es schien mir dieser Zug eines menschlich fühlenden, nichts Menschliches sich fremd achtenden Herzens insbesondere am Geburtstage des Königs erwähnenswerth, da er allein schon hinreichen würde die übereinstimmenden Gefühle zu rechtfertigen, mit welchen dieser Tag von ganz Bayern gefeyert wird. Denn dem König, der für das stille, bescheidene Glück, das Er, wachend und fürsorgend, vielen Tausenden gewährt, ohne es selbst genießen zu können, eine so tiefe Empfindung zeigt, muß wohl das ganze Volk mit dem Vertrauen entgegenkommen, daß von Seinem Herzen nie eine Störung dieses Glückes ausgehen könne, daß Er fortwährend sein Volk weise, gerecht und milde beherrschen werde — Ihm ist die freywillige Liebe, Ihm die aufrichtige Anhänglichkeit, die unbedingte Hingebung seines Volkes gewiß.

Unter den verschiedenen Ständen aber, aus denen sich ein Volk, das dieses Namens werth ist, zusammensetzt, ist gewiß der, welcher sich mit Wahrheitsforschung und Erweiterung der Wissenschaften beschäftigt, vor allen bey Erhaltung jenes friedlichen Zustandes betheiligt, der nur aus der innigen Vereinigung eines Königs mit seinem Volk und eines Volks mit seinem König hervorgeht. Durch Geist und Willen ausgezeichnete Herrscher erwerben sich außerdem noch besondere Ansprüche auf die Huldigungen der Wissenschaften, wenn ihre Voraussicht und Großmuth Forschungen begünstigt, deren Wichtigkeit einem gewöhnlichen Beurtheilungsvermögen meist erst im letzten Erfolg sichtbar wird. So möge auch in dieser festlichen Versammlung, durch welche die Akademie der Wissenschaften, auf ihre Weise, den Geburtstag ihres Erhabenen Beschützers feyert, vorzugsweise einer wissenschaftlichen Unternehmung gedacht werden, die nur durch die besondere Unterstützung des Königs möglich geworden ist — einer Untersuchung, die, indeß sie die Grenzen der gegenwärtigen Kenntnisse zu erweitern verspricht, von der andern Seite nicht zu berechnende Vortheile für das bürgerliche Leben wenigstens in nicht allzugroßer Ferne ahnden läßt. Hr. Conservator und Professor Dr. Steinheil, ord. Mitglied der mathematisch-physikalischen Classe, wird die Ehre haben, das einstweilige Ergebniß seiner auf Befehl des Königs über Telegraphie, besonders vermittelst galvanischer Kräfte angestellten Untersuchungen dieser hohen Versammlung vorzutragen.

Herr Dr. Steinheil las nunmehr seine Abhandlung über den ebengenannten Gegenstand. *)

Den Schluß der Sitzung machten folgende Worte des Hrn. Vorstandes:

*) Diese Abhandlung ist auf Kosten des Herrn Verfassers gedruckt und durch den Buchhandel zu beziehen.

„Vorübergegangene ereignißreiche Zeiten treten erst völlig in den Hintergrund, wenn auch die Männer, welche in denselben besonders mächtig gewirkt, allmälig den Schauplatz verlassen. Allgemeine Theilnahme in diesem Sinne erweckte vor wenigen Monaten das Ableben des Staatsmannes, dessen Name mit den wichtigsten europäischen Verhandlungen, mit den großen politischen Veränderungen seines Vaterlandes, Frankreichs, seit mehr denn vier Jahrzehenten in Verbindung gestanden hatte. Ihm folgte nach kurzem Zwischenraume der geistesverwandte bayerische Staatsmann, der ihm zwar nicht an weitgreifender Wirkung gleich- aber wenigstens nicht an europäischem Rufe nachstand, (denn auch sein Name war weit über die Grenzen seines Geburtslandes gedrungen) und der außerdem vor ihm voraus hatte, nicht vorzugsweise nur die äußern Angelegenheiten, sonderu zugleich eine geraume Zeit hindurch die innere Verwaltung seines Vaterlandes fast unbeschränkt geleitet zu haben. Die hohe Versammlung bemerkt von selbst, daß ich von dem kürzlich verewigten Grafen von Montgelas rede, dem unsere Akademie schon als vieljährigem Ehrenmitglied, und wegen des großen Einflusses, den er auf ihre Wiederherstellung im Jahre 1807 ausübte, noch mehr aber darum ein ehrendes Andenken schuldig ist, weil er selbst durch geistige, von gründlichen Kenntnissen, zumal der Geschichte, unterstützte Bildung hervorragte, und für alles was im Gebiete der Wissenschaften ihm als bemerkenswerth und bedeutend sich darstellte, bis an sein Ende offnen Sinn und rege Theilnahme bewahrt hatte. Nicht jeder dürfte sich berufen glauben, dem Andenken eines solchen Mannes ein würdiges Denkmal zu setzen; um so erfreuter ist die Akademie, daß ein Mann aus ihrer Mitte, der dem Verewigten durch Familien-Verhältnisse näher gestellt war, es übernommen hat, ihm in der nächsten öffentlichen Sitzung die gebührenden letzten akademischen Ehren durch eine feyerliche Gedächtnißrede zu entrichten.

Aus dem Kreis der ordentlichen Mitglieder ist ganz kürzlich ein verdienter Mann geschieden, Hr. Dr. Karl von Loé, königl. Obermedicinalrath, Leibarzt, Director des Krankenhauses, und ordentlichen Professor der Arzneywissenschaft an der hiesigen Hohenschule. Wenn die Pflichten eines vielbeschäftigten, gewissenhaften Arztes, die Arbeiten, welche andere wichtige Aemter ihm auflegten, dem Dahingeschiedenen nicht erlaubten, der Akademie sich in dem Maaße, als sie wohl gewünscht hätte, zu widmen: dennoch wird die Erinnerung an das Wohlwollende, von jeglichem Parteygeist Entfernte seines Benehmens seinen Namen unter uns stets in ehrenvollem Andenken erhalten. Und wenn wir mit vielen andern seinen frühzeitigen Tod beklagenswerth finden, dürfen wir nichts desto weniger ihn glücklich nennen und seinem Namen ein immer bleibendes Gedächtniß verheißen, denn seiner Einsicht und Sorgfalt war es gelungen, in früherer gefahrdrohender Krankheit das Leben zu retten, für dessen Erhaltung eben heute die Segenswünsche und Gebete von ganz Bayern vereinigt sind.

Wir wenden uns der Gegenwart zu, indem wir die Namen der neuen Mitglieder nennen, welche die Akademie in diesem Jahre gewählt hat, und die nach erhaltener allergnädigster Bestätigung Sei-

ner Majestät des Königs als solche bekannt gemacht werden.

Der historischen Klasse mußte es in hohem Grade erfreulich seyn, daß ihr vergönnt war, einen Mann, den ein geschäftsvolles Leben und wichtige Staatsämter, die er bekleidete, nie verhindert hatten, seine Liebe zu geschichtlichen Forschungen zu bethätigen, namentlich in allen Gegenden des Landes sich um die Kunde vaterländischer Vorzeit wesentliche Verdienste zu erwerben, ihr vieljähriges Ehrenmitglied, Herrn Joseph Ritter von Stichaner, nunmehrigen königlichen Staatsrath im ordentlichen Dienste, nach langer Abwesenheit von der Hauptstadt, mit Genehmigung Sr. Majestät des Königs und mit seiner eigenen Einwilligung als ordentliches Mitglied sich verbinden zu können. Möge der allgemein Verehrte sich lange in diesem Kreise gefallen, lange noch einer Anstalt nützlich seyn, der, wie allem Vaterländischen, längst seine Mitwirkung und aufrichtige Theilnahme zugewendet war!

Als außerordentliches Mitglied wählte die philosophisch-philologische Klasse Herrn Joseph Müller, schon seit längerer Zeit Mitglied der asiatischen Gesellschaft in Paris, von wo er — durch großmüthige Unterstützung Sr. Königlichen Hoheit des Kronprinzen von Bayern 6 Jahre lang in den Stand gesetzt, dem Studium morgenländischer Sprachen sich zu widmen — wichtige handschriftliche Schätze, Abschriften bis jetzt nicht bekannt gemachter arabischer Geographen und von ihm zuerst entzifferter, für die Geschichte der altpersischen Religionen wichtiger Pehlwi-Texte zurückgebracht.

Die Gnade Sr. Majestät des Königs hat Hrn. Müller auf Antrag der Akademie die Mittel gewährt, hier, in der Nähe aller erforderlichen Hülfsmittel, zu weilen, um die Herausgabe seiner litterarischen Arbeiten zu besorgen; und ebenfalls haben Se. Majestät geruht, dessen Wahl zum außerordentlichen Mitgliede der Akademie zu genehmigen.

Zu auswärtigen Mitgliedern wurden gewählt, und von Sr. Majestät dem König bestätigt:

In der philosophisch-philologischen Klasse:

Hr. Eugène Bournouf, Mitglied des französischen Instituts und Professor der orientalischen Sprachen in Paris.

Hr. Johann Graff, Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften in Berlin.

In der mathematisch-physikalischen Klasse als Correspondenten:

Hr. Schwerd, Professor und Astronom zu Speyer.

Hr. Dr. Prunner, praktischer Arzt in Kairo.

Hr. Dr. Justus Liebig, Professor der Chemie in Gießen.

Wir beschließen diese Sitzung mit dem wiederholten Ausdruck unsrer treuen und dankvollen Ergebenheit für den König, mit den feyerlichsten Wünschen für das Heil Seiner Majestät und das Wohl des ganzen Königlichen Hauses.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. September.

Nro. 175. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

1. Classiker und Bibel in den niederen Gelehrtenschulen. Reden an Lehrer und gebildete Väter von Dr. Eduard Eyth. Basel im Verlag von C. F. Spittler. 1838.
2. Die Classiker in den niederen Gelehrtenschulen. Zur Würdigung der Schrift von Dr. Eyth: „Classiker und Bibel in den niederen Gelehrtenschulen“ von Carl Hirzel, Rektor der lateinischen Schule zu Nürtingen. Stuttgart, Druck und Verlag von Imle und Liesching 1838.

Wer es unternimmt, die Klassiker aus den Gelehrtenschulen zu verdrängen, der begeht die Kühnheit, einen historischen Besitzstand anzutasten, dem in Absicht auf altherkömmliche Rechtsgültigkeit weniges zu vergleichen ist. Denn zu geschweigen, daß in der vorchristlichen Zeit die Griechen ihre Kinder an ihren eigenen alten Schriftstellern, Rom die seinigen dagegen, seitdem das besiegte Griechenland den rohen Sieger überwunden hatte, an den Griechen gebildet, — auch in den frühesten wie späteren Jahrhunderten der christlichen Kirche finden wir den Anspruch der Klassiker, Hauptbildungsmittel der Jugend zu seyn, höchst selten bestritten, am heftigsten von erklärten Feinden des Christenthums, aber niemals, gar niemals von Staat oder Kirche für verwirkt erachtet. Herr Dr. Eyth hat auch keineswegs so Kühnes im Sinn; ein eifriger Bewunderer der klassischen Literatur in ihrer formellen Trefflichkeit will er den aus dieser zu gewinnenden Bildungsstoff selbst den Unmündigen durch sorgfältige Nachahmungen möglichst gesichert, und nur den, wie er meynt, seelengefährlichen Inhalt der Autoren dieser Altersstufe vorenthalten wissen; den christlich erzogenen, an der Bibel herangebildeten Jüngling aber (d. h. zunächst den Knaben, der aus der niedern Gelehrten- oder lateinischen Schule tritt) findet er befestigt genug, um ohne Gefahr für Glauben und Heiligung dem Studium der Alten eifrig obliegen zu können (p. 200). Aber wie es bisher gewesen, könne es nicht bleiben, wenn dem Verderben unter den höheren Kreisen der Gesellschaft, aus denen die Vorbilder, die Lehrer des Volks und insbesondere die Menge der unberechenbar wirkenden Schriftsteller hervorgeht, endlich gesteuert werden solle (p. 8. ff.). Denn dieses rühre daher, daß der Weg der unmündigen Jugend, bis sie zu dem schönen Lande gelange, in dem die besseren und höheren Geister der alten Welt ihren Wohnsitz genommen haben, durch eine Wüstenei führe, in der fast nur Dornen oder Disteln wucherten, ja daß, wie der Verf. mit einem andern Bilde sagt, der Geist dieser Jugend mit Blut und Galle genährt werde. (p. 8.)

Die Anklage, wie sie Dr. Eyth stellt, ist in mancher Beziehung neu. Erstlich in so fern, daß er alles Verderben der gebildeten Stände lediglich der lateinischen Schule zur Last legt; mit welchem Rechte, hat Hirzel p. 3 — 6 gezeigt; zweytens in so ferne er selbst neben einem gründlichen, biblisch-christlichen Religionsunterrichte die Klassiker den Knaben noch immer für so gefährlich hält, daß er ihnen dieselben ganz und gar, ja selbst Chrestomathieen aus den Alten entzogen wissen will. Denn während er in der ersten Schulrede, dergleichen fünf sein Büchlein ausmachen, nur folgendes, und zwar mit vollem Rechte sagt: „es wäre für unsere höheren Stände und überhaupt für unsere und die kommende Zeit unendlich viel gewonnen, wenn auch schon in den untersten Gelehrtenschulen das Stu-

dium der Bibel eine recht lebendige Wiedergeburt erlebte“ (p. 11), wirft er in der letzten p. 183 die Frage auf: „Was giebt die Philosophie der Erkenntniß, die Poesie dem Gefühle, die Geschichte dem Willen, was also das ganze klassische Alterthum dem ganzen Menschen und der neueren Zeit?“ und seine Antwort lautet: „an sich dem Umfange und der Form nach — Vieles! dem erwachsenen Manne, der zu prüfen weiß — Manches! dem Knaben aber, der noch nicht zu prüfen weiß, an Solchem wenigstens, worauf er sich verlassen könnte, — Nichts!“ Da nun aber, schließt er p. 187 weiter, der Zweck der Schulen den größten Zeitaufwand für Sprachen fordere, was aber die alten Sprachen geben, mit dem alten Adam im Knaben so sehr harmonire, daß „eine kleine Gabe guter Medicin das Schädliche der andern Gaben“ nicht überwinde, da der Uebergang von der Bibel zu den Klassikern allemal ein Sprung, ein Sprung vom Himmel auf die Erde sey, so stellt er p. 188 „kurz und frischweg“ die Forderung, statt der Klassiker, die aus den niederen Schulen ganz zu verbannen seyen, andere Lehrbücher der alten Sprachen anzufertigen. Dieß um so mehr, als die Klassiker „nicht im Stande seyen, den Knaben auf seinen künftigen Beruf vorzubereiten,“ als „vielleicht wohl der künftige Soldat manches Nützliche aus ihnen lernen möge, nimmermehr aber (Dr. Eyth sagt: „ich rede lächerlich, aber wahr“) der Oekonom nach Virgil Kartoffeln pflanzen oder Bienen ziehn, Niemand eine Maus von Silber oder Gold formiren könne, wer auch dem Schilde des Achilleus zehnmal zugesehn, nie der Rechtsgelehrte von einer Justitia lerne, die nur das Schwert führe, Niemand sich nach Hippokrates curiren lassen, noch weniger eine Predigt über das ewige Leben nach den Tusculanen hören wolle (p. 183 ff. vrgl. p. 199 und schon p. 6). Dergleichen Lehrbücher wären lateinisch, aber im christlichen Sinne geschriebene Encyclopädieen der vaterländischen Geschichte und Statistik (p. 90), des Handels, der Industrie, der verschiedenen Berufsarten, streng darauf berechnet, daß der Knabe, „statt seinen Kopf mit lauter Hannibaln und Alexandern anzufüllen, vertrauter werde mit der gegenwärtigen Welt“ (p. 191).

Somit hat sich für Herrn Eyth im Verlaufe seiner Abhandlungen die Sache noch ziemlich anders als in der ersten derselben gestaltet. In dieser war nur (vrgl. oben) über den schlechten, seelengefährlichen Inhalt der den Lateinschulen entsprechenden Klassiker Klage geführt, und man konnte vernünftiger Weise nichts Anderes erwarten, als eine Polemik etwa gegen Nepos, Cäsar, Phädrus, Ovidius. Allein Herr Eyth vermischt auf eine sehr unmethodische Weise die von ihm zu fordernde Nachweisung der relativen Gefährlichkeit gewisser Schriftsteller für eine bestimmte Altersstufe mit einer Anklage des Alterthums überhaupt, so daß er z. B. von der lyrischen Poesie spricht, als ob die Knaben den Horaz zu lesen hätten, von der Philosophie der Alten einerseits mit Rücksicht auf die Mythologie, wie wenn diese Lehrgegenstand der Lateinschulen, andererseits mit Hinweisung auf Lucian, als ob dieser ein Philosoph wäre. Bald leitet ihn nur die Rücksicht auf das, was in einer würtembergischen Chrestomathie von den Klassikern für Lateinschüler ausgehoben ist. Bald greift er antike Poesie, Geschichtschreibung u. s. w. im Ganzen an, so daß er wider seinen eigenen Willen im Grunde das Verdammungsurtheil ausspricht über allen classischen Unterricht, und, weil ihm Niemand die Voraussetzung zugeben wird, als sey der nach seinen Vorschlägen unterrichtete Knabe bey seinem Eintritt ins Gymnasium in seinem 14ten oder 15ten Jahre gegen alle verführerischen Reize der Classiker mit einem Gewande von Asbest angethan (p. 196), seinem gewandten und einsichtsvollen Gegner nichts wird erwiedern können, wenn dieser p. 13 seines Werkes sagt: „wenn ich der Meynung wäre, daß die Classiker nichts haben, als ihre Form, daß der hinter dieser gleißenden Hülle versteckte Inhalt eitel Verderben sey, so würde ich sie noch lieber dem Kinde geben, das den Inhalt noch wenig versteht, als dem Jüngling; ich würde sie zuerst aus den Gymnasien und Seminarien verbannen, und dann erst sehen, was ich in der Schule an ihre Stelle setzen wollte.“

Weil demnach Dr. Eyth seine Angriffe gegen das Alterthum überhaupt richtet, so zwingt er uns, die Voraussetzung von einer gänzlichen Gottverlassenheit (p. 101) und folglich totalen Unsittlichkeit desselben, die trotz einiger Versicherungen

des Gegentheils (z. B. p. 158) seiner ganzen Polemik zu Grunde liegt, etwas näher ins Auge zu fassen. Wir erklären dieselbe für ungerecht, ja schriftwidrig. Wahr ist es, die Alten kannten den Gott Israels, den Vater unsers Herrn Jesu Christi nicht; sie kannten die Gerechtigkeit, die vor ihm gilt, und folglich die wahre Heiligkeit nicht. Wahr ist es, ihre virtus und καλοκαγαθία hat einen andern Grund, als den, auf welchem sich christliche Tugend erbauen soll; das Alles läugnen wir eben so wenig, als nur immerhin Dr. Eyth. Aber daraus, daß sie Heiden und unbekannt sind mit dem wahren Gott, folgt doch wahrlich nicht, daß sie des Gottesbewußtseyns gänzlich entbehren. Bleiben sie denn nicht Menschen, denen der Apostel Erkenntniß Gottes zugesteht, so schwer er sie auch wegen untreuer Benützung derselben anklagt (Rom. 1, 19. 21), Menschen, die ein Gewissen haben und durch dasselbe des Gesetzes Werk geschrieben in ihren Herzen (ib. 2, 15)? Wenn Dr. Eyth dieses zugestehen muß, so fragen wir weiter, ob sich denn in Folge dieses Gottesbewußtseyns nirgends im Alterthum ein Sehnen der Creatur nach ihrem Ursprung, ein Verlangen nach Göttlichem wahrnehmen läßt, ob sich nicht aus demselben auch eine treugemeynte, natürliche Frömmigkeit, ferner Sitten und Einrichtungen erzeugten, welche zwar nicht die wiedergebährende Kraft des christlichen Glaubens hatten, aber doch keineswegs, wie Dr. Eyth p. 96 meynt, den Menschen, der sich ihrer Macht ergab, in roher unmittelbarer Natürlichkeit ließen? Wenn wir in den guten Zeiten Roms die Ehe, das Recht der Aeltern, den Eid, den Kultus heilig gehalten sehen, dürfen wir in solchen Erscheinungen verkennen, daß Gott sich auch an den Heiden nicht unbezeugt gelassen hat? Der Gehalt der heidnischen Gottesverehrung ist freylich durch das Christenthum gerichtet, nimmermehr aber die subjective Treue des Volks oder Individuums, das unwissend in seinem falschen Gott das numen divinum verehrt hat. Ja wollen wir nicht den Apostel Paulus, der sich auch sonst einige Male mit Aussprüchen klassischer Schriftsteller einverstanden erklärt, einer lügenhaften, weltlich klugen Accommodation bezüchtigen, so müssen wir anerkennen, daß er sogar in der δεισιδαιμονία der entarteten Athenienser ein Element von Wahrheit gefunden hat, das er benützen zu können glaubte, um sie zur Erkenntniß des wahren Gottes hinzuleiten. (Act. 17, 22. 23). So waren denn auch unsere strengen, alten Theologen, z. B. Johann Gerhard, billiger und gerechter gegen das Heidenthum, als Dr. Eyth. So sehr sie läugneten, daß von den Heiden opera vere bona geschehen seyen im christlichen Sinne des Worts, so glaubten sie doch von deren wirklichen Tugenden, z. B. von Scipio's Keuschheit, von Epaminondas' Wahrhaftigkeit u. drgl. sagen zu können, daß solche seyen a spiritu sancto, wenn auch nicht cum spiritu sancto. —

Nach diesem Allen können wir nicht anders, wenn wir das Alterthum wirklich verstehen wollen, als den Ahnungen des Wahren, den Erscheinungen sittlicher Gesinnung bey ihm mit Achtsamkeit nachgehen. Indem wir es im Lichte christlicher Erkenntniß betrachten, hat das Probehaltige, was wir in ihm finden, als ein historisches Zeugniß vom Verlangen und Bedürfen der menschlichen Natur für die christliche Lehre bestätigende Kraft; aller falsche Schimmer von Tugend und unächter Größe dagegen verschwindet im Glanze der reinen Wahrheit und Heiligkeit, so daß er uns nicht mehr zu blenden, folglich auch nicht mehr zu schaden vermag. Indem uns im Evangelium die Erkenntniß der Wahrheit und des Lebens aufgegangen ist, sind wir fähig geworden, alle niedrigeren Erscheinungen auf theoretischem und praktischem Gebiete an ihren Ort zu stellen; nachdem wir das von Platon geahnte höchste Gut *) als Geschenk von oben wirklich erhalten haben, vermögen wir alle früheren, irgendwie gemachten Versuche, desselben mächtig und habhaft zu werden, mit historischer Gerechtigkeit in ihrem wahren Werthe zu würdigen. Und

*) Plat. polit. VI. 508. E.: τοῦτο τοίνυν τὸ τὴν ἀλήθειαν παρέχον τοῖς γιγνωσκομένοις καὶ τῷ γιγνώσκοντι τὴν δύναμιν ἀποδιδὸν τὴν τοῦ ἀγαθοῦ ἰδέαν φάθι εἶναι, αἰτίαν γ' ἐπιστήμης οὔσαν καὶ ἀληθείας, ὡς γιγνωσκομένης μὲν δι' αὐτοῦ, αὐτὸ δὲ καλῶν ἀμφοτέρων ὄντων, γνώσεώς τε καὶ ἀληθείας, ἄλλο καὶ κάλλιον ἴτε τούτων ἡγούμενος αὐτὸ ὀρθῶς ἡγήσει (theilweise emendirt).

diese christliche Betrachtungsweise benimmt den Klassikern alles Gefährliche, weil sie sich bey aller Anerkennung, die sie ihnen widerfahren läßt, gleichwohl im Besitz eines unendlich Höheren weiß, das ihr im Alterthume Nichts zu ersetzen im Stande ist. Ganz richtig sagt also Hr. Rektor Hirzel p. 22: „wenn nun vollends das, was dem natürlichen Menschen so sauer eingeht (er spricht von der Schwierigkeit der Klassiker), auch von dem geistigen nicht empfohlen wird, sondern das Irrthümliche in den Ansichten, das Unsittliche und Verkehrte in den Handlungen dargestellt wird von dem Standpunct einer erleuchteteren sittlich-religiösen Ansicht, wie sollte heidnischer Sinn sich Wohnung machen können durch die Klassiker?"

Aus dem Bisherigen geht, wie wir hoffen, hervor, worin ein Grundfehler der Eyth'schen Polemik liegt. Das Anathema, welches er über die Classiker selbst ausspricht, hätte billig nur eine Behandlungsweise derselben treffen sollen, welche das Heidnische zum Absoluten macht, christliche Wahrheit verkennt und verschmäht, und in klassischer Schönheit des geistigen Lebens höchste Nahrung sucht. Dr. Eyth hätte thun sollen, was er p. 150 sagt: „ich ehre gewiß, was am Alterthume zu ehren ist, und möchte nur so viel, daß man es nicht vergöttere." Letzteres will Hirzel, will Referent so wenig als er; aber beyde glauben gegen das Alterthum jene historische Gerechtigkeit üben zu müssen, die Herr Eyth nicht übt. Wir gedenken das nachzuweisen, indem wir auf dasjenige, was Dr. Eyth in der zweyten, dritten und vierten Rede von klassischer Poesie, Geschichte und Philosophie sagt, mehr oder minder ausführlich eingehen.

„Was Eyth an der klassischen Poesie hauptsächlich auszusetzen hat, sagt Hirzel p. 23, „ist das, daß sie den Zwiespalt, in welchen das menschliche Gefühl durch die natürliche Lebenslust und Freudigkeit auf der einen Seite und durch die Anschauung der Nichtigkeit und Eitelkeit des Irdischen auf der anderen Seite versetzt wird, auf keine befriedigende Weise löst (p. 36. 40. 42.).

(Fortsetzung folgt.)

Antiphontis orationes XV. recognovit, annotationem criticam et commentarios adiecit Eduardus Maetzner.

Antiphon. Recognoverunt J. Georgius Baiterus et Hermannus Sauppius.

(Schluß.)

§. 19. fehlt der Nachsatz und zwar wie die Concinnität lehrt nach den Worten καὶ δούλων. Antiphons einfache Sprache duldet keine Anakolutha größerer Art und hier zeigt die Vergleichung und der Gegensatz, daß die Worte ἐξ ὧνπερ κτλ einen Anhang der fehlenden Apodosis bilden; auf ähnliche Art ist §. 45 das Verbum ausgefallen.

§. 44. macht H. M. bedeutende Zahlenänderungen im Texte und sucht im Commentare p. 272 nähere Nachweisung zu geben; er geht von dem Satze aus, daß der Beklagte aus der Prytanie gestossen worden sey; wäre dem so, so würde sein Verfahren begründet seyn: aber nicht dieß sagt der Sprechende, sondern daß er durch die eingelegte Klage der Gegner genöthigt worden sey, aus dem Senate, der βουλῇ, zu treten; jeder Prytane aber der mit seiner Tribus, φυλῇ, von der Leitung der Geschäfte zurücktrat, war das Jahr hindurch noch immer βουλευτὴς oder Senator. Darum ist jede Aenderung dieser Stelle zurückzuweisen.

Als Beyspiele richtiger Erklärung heben wir vor andern hervor I. 11 p. 140 τὸν φονέα vom Giftbecher, und Tetral. I. δ. 2. p. 168, welche Stelle von nun an gegen jeden weiteren Angriff geschützt ist. Die Zürcher Ausgabe hat die verdorbene Stelle V. 21 durch eine Vermuthung herzustellen gesucht, welche wir in den Anmerkungen begründet zu sehen wünschen. Von Druckfehlern bemerken wir bey H. Mätzner p. 104 ἀσέβεια, statt ἀσίβεια. vergl. p. 96. 8., in der kleinen Ausgabe V. 29 οἶνον für Αἶνον vergl. III. δ, 10.

Berichtigungen.

S. 300 Z. 38 statt ἐρίτις zu lesen ἐρίτιν.
S. 301 Z. 32 „ Backrien „ Baktrien.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. September.

Nro. 176. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

1. Classiker und Bibel in den niederen Gelehrtenschulen. Reden an Lehrer und gebildete Väter von Dr. Eduard Eyth ꝛc.
2. Die Classiker in den niederen Gelehrtenschulen. Zur Würdigung der Schrift von Dr. Eyth: „Classiker und Bibel in den niederen Gelehrtenschulen“ von Carl Hirzel ꝛc.

(Fortsetzung.)

Die Lösung, welche sie geben, sey: Vergessen und Geniessen (p. 43). Man stürze sich, um der Erde zu entrinnen, noch tiefer in alles Irdische. Der Schritt, den die Alten thaten, um über jene sich widersprechenden Ideen hinauszukommen, sey ein Fall (p. 46). Mit anderen Worten: der Verfasser hat an der Poesie der Classiker auszusetzen die verkehrte, darin zu Tage kommende Lebensphilosophie; p. 43: „wir finden Gefallen an jener Philosophie des Leichtsinns.“ Hier macht nun Hirzel seinem Gegner zuvörderst den unsers Bedünkens ungerechten Vorwurf, als suche derselbe den Werth des poetischen Kunstwerkes als eines solchen im Stoffe. Das thut Dr. Eyth im Allgemeinen keineswegs. Er muß nur, weil er im Grunde von den Erzeugnissen der klassischen Poesie lediglich in Absicht auf ihre pädagogische Brauchbarkeit handelt, den Inhalt derselben vorzugsweise berücksichtigen. Und daß die Zulässigkeit poetischer Kunstwerke zum Schulgebrauch vom Stoffe bedingt ist, wird Hirzel gewiß nicht in Abrede stellen. Uns hat vielmehr an Herrn Eyth's Polemik das höchlich befremdet, daß er zwar Miene macht, von der gesammten klassischen Poesie zu reden, nichts desto weniger aber vom Epos, einige sehr ungerechte Seitenblicke auf Virgil abgerechnet, völlig schweigt, von der Tragödie nicht mehr sagt (p. 40), als daß sie einen schönen und großen Charakter im Kampfe mit dem Schicksale untergehen lassen müsse, von der Komödie, daß sie sich, wie die Satire, dafür daß Welt und Menschen nach ihrer Meynung nicht sind, wie sie seyn sollen, durch Spott und Hohn zu rächen suche, — eine Dürftigkeit der Auffassung, die von Hirzel p. 29 mit vollstem Rechte gerügt wird — bey der Lyrik endlich bloß von Horatius spricht, und auch von diesem sehr einseitig. Doch selbst zugegeben, was nur mit Einschränkung wahr ist, daß dieser Dichter für des Lebens Noth und Vergänglichkeit keinen besseren Trost als den Genuß des Augenblicks kennt, so ist doch eine solche Lebensansicht wahrlich mehr ein Unglück, eine Schuld seiner Zeit, und, sagt Eyth p. 158, „der Krebsschaden ihrer ganzen Zeit kann doch den Einzelnen nicht zugerechnet werden!“ Und dürfte das auch geschehen, so wären wir deßwegen doch immer noch so weit entfernt, das Lesen desselben in den Schulen unzuläßig zu finden, daß wir dergleichen Ansichten vielmehr recht geflissentlich hervorheben würden, um ihrer Trostlosigkeit den Trost des Evangeliums als Contrast gegenüber zu stellen. So würden wir überhaupt die klassische Poesie, da wo Vergleichungspuncte möglich sind, der heiligen, in deren Bewunderung wir mit Hrn. Eyth vollkommen einig sind, als Folie dienen lassen; so könnte beyden ihr Recht geschehen.

Aber ein besonderes falsches und unbilliges Urtheil scheint uns Eyth über alte Geschichte und Geschichtschreibung zu fällen. Nach einer beredten Umzeichnung der Geschichte des göttlichen Reiches, welcher wir, wie der Verfasser, die von Rom und Griechenland gegenüber gestellt wünschen, nicht aber

um letztere absolut verwerflich zu finden, sondern um mit der Vorbereitung die Erfüllung, mit dem Menschlich-großen das Göttlich-erhabene, mit dem Heldenthum des Muthes das der Selbstverläugnung und Entsagung zu vergleichen, also nach jenem Umrisse fragt Herr Eyth nach dem Nutzen der alten Geschichte für die Gegenwart (p. 92), mit Beziehung auf den in jene Würtembergische Chrestomathie aus den Historikern aufgenommenen Stoff (p. 95). Ihr Nutzen, meynt er, könne etwa darin gesucht werden, daß man aus der Vergangenheit die Gegenwart verstehn lerne, findet aber, daß für den Knaben zwischen dem 19ten Jahrhundert und der alten Welt eine zu tiefe Kluft befestigt sey, als daß ein solches Verständniß des ersteren aus der letzteren möglich werde. Hirzel zeigt ihm p. 46 ff. recht gut, daß für das Knabenalter gar das Bedürfniß nicht vorhanden ist, sich die gegenwärtigen Zustände des Menschengeschlechts im inneren und äußeren Leben nach ihren Gründen verständlich zu machen, so daß hierin auch dasjenige, was Hr. Eyth p. 89 als mögliche Frucht eines neu zu verfassenden lateinischen Lehrbuchs der neueren, besonders der Vaterlandsgeschichte rühmt, die Knaben brächten dann eine Kenntniß des Bestehenden mit, eine deutliche Empfindung vieler Mängel und Gebrechen dieser Zeit, (die Knaben aus der Vaterlandsgeschichte!) seine vollkommene Würdigung und Widerlegung findet. — Ferner könne man, sagt Dr. Eyth p. 92, aus der alten Geschichte in Absicht auf Gewerbe, Kunst und Wissenschaft keine für das gegenwärtige Leben bedeutenden Resultate mehr ziehen. Alles sey längst schon ausgebeutet. Ganz richtig entgegnet Hirzel p. 50: „Geschichte sey überhaupt nicht dazu da, um mit handwerksmäßigen Vortheilen bekannt zu machen, den Broderwerb zu erleichtern, Handel und Gewerbe zu beleben.“ — Endlich aber rühme man vergebens die Charaktere der klassischen Welt, den Nationalcharakter der Völker. Hier sey nur Blut zu finden und Krieg; nur schwertumgürtete, ruhmsüchtige Soldaten und Feldherrn. Wie könne das zum größten Theile mit Heldenthaten, mit vergossenem Blute, mit dem Lärmen des Lagers gefüllte Buch (die Würtembergische Chrestomathie) in einem jugendlichen Herzen die edlen Tugenden des Friedens erzeugen, Sanftmuth, Freundlichkeit, Geduld, Demuth? Wie könne es dem Rechtsgelehrten Liebe zur Gerechtigkeit verleihn, wie dem Arzte Vorschub leisten in der Kenntniß der Natur, wie den Theologen vorbereiten, einst das Evangelium des Friedens zu verkünden, ja wie könne sich selbst der Künstler bey so viel Mummius-Gestalten erziehen? (p. 94. 95).

Hier verstehen wir Herrn Eyth nun vollends nicht mehr. Denn abgesehen davon, daß er von jenem Buche Dinge fordert, die zu leisten es nicht vorhanden ist, ferner abgesehen, daß er in der Beurtheilung desselben ganz unbegreiflicher Weise Alles, was während oder in Folge eines Krieges oder von einem Feldherrn geschieht, ohne weiters zu einem Acte des Krieges und der Gewaltthätigkeit stempelt, z. B. den Edelmuth des Q. Fabius Maximus, den antalcidischen Frieden, die Unterredung Hannibals und Scipio's (vrgl. Hirzel p. 89), redet Hr. Eyth im Uebrigen gerade so, als ob im Kriege der Krieg das Letzte, rohe Kraftäußerung sein alleiniges Element, der Feldherr lediglich ein Raufbold wäre. Will er denn so sehr ungerecht seyn, zu verkennen, daß dasjenige, was den Kriegsgeschichten des Alterthums ihr großes Interesse giebt, zum geringsten Theile das handveste Dreinschlagen, das eigentliche Blutvergießen ist, daß vielmehr durch die Umstände, unter denen gefochten wird, durch die jedesmalige Lage des Staats, durch die Persönlichkeiten der Feldherrn, durch deren Verhältnisse zu den feindlichen oder den Mitbefehlshabern, durch ihren Muth, ihre Kriegskunde, ihre Selbstverläugnung, ja Selbstopferung u. dgl. eine Theilnahme ganz anderer Art erregt wird, als daß man sagen könnte, des Knaben Geist werde durch solchen Lesestoff mit Blut und Galle genährt. Wir vergegenwärtigen uns die Beschreibungen der berühmtesten und blutigsten Schlachten des Alterthums; wir finden es in ihnen nirgends abgesehen auf detaillirte Schilderungen des Mordgewühls und der Metzelei; in den Vordergrund sind, etwa mit Ausnahme der in den Epopäen gegebenen Schlachtgemälde, fast immer solche Dinge gestellt, die den Blick auf Eigenschaften der Kämpfenden lenken, deren sittliche Natur bewundert zu werden nie aufhören wird. Wir können deßwegen Herrn Hirzel nur beystim-

men, wenn derselbe p. 59 sagt: „Bewundern und nachahmen lernen soll der Schüler freylich nicht ihre Feldherrntalente; wie könnte er auch diese schätzen, oder sich nur eine richtige Vorstellung davon machen? aber ihre Einsicht, ihre Energie und Consequenz, ihre Aufopferung, Menschlichkeit, ihren Patriotismus, ihre Religiosität. Dieses alles kommt ihm zu gut, er mag zu einem Stande bestimmt seyn, zu welchem er will. Man behandelt ja die Geschichte nicht, am wenigsten in den gelehrten Schulen, um zu einem gewissen Stande vorzubereiten, sondern um den Knaben fähig zu machen, jeden Stand ergreifen zu können.“ Nicht minder richtig würdigt derselbe p. 60 die Freude der Jugend an Kriegsgeschichten. Sie sind ihr das Faßlichste, das Anschaulichste; das Geradedurch unverzagter Tapferkeit sagt ihrem unverdorbenen Ehrlichkeitsgefühl am besten zu. Die Gefahr aber, kriegerischen Heldenmuth für den höchsten, den es gebe, zu halten, liegt nicht bloß dem Knabenalter nah; aber es kann diesem so gut als jedem andern die stille Herrlichkeit der Siege christlicher Demuth und Selbstverläugnung als Gegenbild vor Augen geführt werden. Daß übrigens animum suum vincere etwas Größeres sey, als bello superare haben die Alten auch schon gewußt.

Können wir somit in den Kriegsgeschichten keinen für die Jugend gefährlichen Lesestoff erkennen, so hat für uns des Verf. ganze Polemik gegen das beständige Kriegführen der klassischen Vorwelt (p. 93) in Absicht auf unsere pädagogische Frage keine Bedeutung mehr. Doch ist sie für die Beurtheilung seines Buches in so ferne von Wichtigkeit, als sie die ihm leider eigene unhistorische Betrachtungsweise der Dinge recht anschaulich charakterisirt.

Seitdem die Sünde und die Folge derselben, das Uebel, in die Welt gekommen ist, waren und sind die Kriege die unvermeidlichen Hebel des politischen Fortschrittes der Weltgeschichte. Warum also dem Alterthume als Schuld aufrechnen, was jedem Zeitalter gemein ist? Sind wir im Stande, sind wir berufen, jetzt noch den Grad von Recht und Unrecht zu bemessen, mit welchem ein welthistorisches Volk seine kriegerische Laufbahn im Ganzen und Großen zurückgelegt hat? Rom's Beruf und Aufgabe war es, Weltherrscherin zu werden. Es hat dieselbe durch eine Reihe von Kriegen gelöst. Welcher Mensch wöge nun mit gerechter Wage, für wie viel ungerecht vergossenes Blut die Regierung, für wie viel das Volk, für wie viel der Einzelne gut zu stehen habe? Und können wir das nicht, so mag uns Christen besser denn solches allgemeine Richten die Betrachtung dessen geziemen, was durch Gottes Fügung aus den Schlachten und Kriegen eines solchen Volks für Gottes Reich gewonnen worden ist. Ganz besonders unstatthaft erscheint uns ein solches Richten, wenn sich dasselbe im unbedingten, ganz allgemeinen Abrtheilen über die Motive der Handlungen äußert. Dr. Eyth sagt p. 95: „jene gepriesenen Republiken hatten einen vielköpfigen Tyrannen über sich; dieß war das Ich des Einzelnen. Ehrgeiz und Ruhmsucht war die allgemeine Triebfeder, war die Lebenswärme in den Gliedern, in dem Leichnam der alten Welt; denn der Geist des Lebens und der Wahrheit war ja todt.“ Wer wollte läugnen, daß im Alterthume Sucht nach Ruhm und Ehre eine Haupttriebfeder zu großen Thaten gewesen, und daß der Geist eine bessere kennen soll! Aber nimmermehr möchten wir deßhalb Urtheile wie folgendes unterschreiben: „Eifersucht um Marathon machte Themistokles zum Helden.“ Woher weiß Hr. Eyth, daß nur das Verlangen, sich mit Miltiades Lorbeer zu schmücken, den Sieger bey Salamis zu seinen Großthaten begeisterte? Sollte kein Funken aufrichtiger Vaterlandsliebe, kein Drang, das Hellenenvolk vor barbarischer Despotie zu retten, sollte lediglich die Eifersucht auf Miltiades, die dunkle Götzendienerey der Selbstsucht im Gemüthe des Mannes schon zu jener Zeit gewaltet haben? Wir finden billig, daß man bey Themistokles' Beurtheilung neben dem Miltiadis tropaeo ex somno se excitari doch auch das *πάτταλον μὲν, ἄκουσον δὲ*, und sein Benehmen gegen den zurückgekehrten Aristides nicht vergesse. Doch sey es mit Themistokles, wie ihm wolle; die innersten und entscheidenden Motive jeder Handlung treten für jedes Menschenauge zurück, und Gott sey Dank, daß die Herzenskündiger nicht wir sind. Mit demselben Rechte, mit welchem Hr. Eyth p. 97 sagt:

„könnten wir das Ich, den Ruhm, die Ehre, alle diese (sogenannten „edlen") unedlen, aber freylich schimmernden Motive aus dem Innern der Menschen streichen, gewiß, es wären wohl die meisten kühnen Thaten und die schönsten Opfer für das Vaterland im Alterthume mitgestrichen!" — fügt Hirzel p. 64 dieser Aeußerung bey: „ja nicht bloß im Alterthume, sondern in der ganzen Geschichte!" und stellt sodann der Vermuthung Eyth's eine andere gegenüber, daß neben den unreinen wohl auch eine Menge reiner Motive, menschlichen Augen verborgen, in den Herzen jener großen Männer gewirkt haben möge. Aber wozu solche Vermuthungen? Zu welcher Einsicht und Erkenntniß führen sie? Wir sind auf dem Gebiete psychologischer Beurtheilung, wenn wir nicht jene weiland für geistreich erachtete Wieland'sche Manier, zu wissen was man nicht weiß, der verdienten Verschollenheit entreissen wollen, ein für allemal genöthigt, bey den uns historisch überlieferten Motiven der Handelnden stehen zu bleiben. Die Wahrheit, daß des Menschen Herz ein trotziges und verzagtes Ding sey, soll uns über uns selbst aufklären, berechtigt uns aber nimmermehr, im Urtheil über Andere von deren Motiven möglichst viel Böses vorauszusetzen.

Doch die Motive der alten Feldherren und Staatsmänner in Pausch und Bogen für verwerflich zu erklären, daran hat Dr. Eyth noch nicht genug. „Wäre dem auch nicht so, fährt er p. 97 fort, was ist's am Ende für ein Ruhm im Lichte der Wahrheit, wenn ein Mann mit Hingebung, im Leben oder Tod, der Sünde seines Vaterlandes sich zum Dienste giebt? Wird das ein Muster, eine Tugend, wenn der Mensch dem Größeren, Stärkeren zum Laster hilft?" Im Lichte der Wahrheit, meynten wir bisher, sey es Ruhm, treu dem Berufe zu leben, zu dem uns Gott berufen hat, dem Lebenskreise, dem man angehört, der amtlichen Stellung, die man einnimmt, mit Freudigkeit, wenn es seyn muß, Gut und Blut zu weihn. Was haben denn die Männer Roms und Griechenlands, die Dr. Eyth etwa meynen kann, Anderes gethan? Haben sie das, was er ihres Vaterlandes Sünde nennt, auch für Sünde halten müssen, und dem Verbrechen ihren Arm mit Bewußtseyn geliehen? Als im Beginne des corinthischen Kriegs Sparta seinen König aus Asien rief, als dieser den Ruhm, ins Herz des Perserreiches vorzudringen, der Pflicht des Gehorsams opferte, darf wer den Stab über ihn brechen, weil er damit das hoffärtige Unterdrückungssystem gefördert hat, welches Sparta in Folge des antalcidischen Friedens in Griechenland übte? Wir fürchten, hier habe Dr. Eyth, Hirzel's scharfe Parodie, mit welcher ihn dieser p. 66, weil er noch immer den von ihm verworfenen Unterricht in den Alten ertheile, zum Handlanger der Sünde seiner Zeit macht, nur allzusehr verdient.

Ist aber Herr Eyth ungerecht gegen die Geschichte der alten Welt, so ist er es nach unserem Dafürhalten doppelt gegen ihre Historiker. Diese sollen von religiöser Weltbetrachtung, ferner von Unpartheylichkeit nichts wissen, und zwar durchweg (p. 98). Nur Tacitus habe sein Urtheil von letzterem Verderben frey erhalten (p. 101). Wenn irgend eine Stelle seines Buches, kann diese vielleicht Hrn. Dr. Eyth zur Einsicht über das „Ultrirte" seiner Behauptungen, über die Ungerechtigkeit solches allgemeinen Absprechens verhelfen. „Die Geschichte, sagt er, war dem Classiker durchweg ein Menschenwerk, nicht eine Gottesordnung, nicht ein göttliches Gericht."

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. September.

Nro. 177. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

1. Classiker und Bibel in den niederen Gelehrtenschulen. Reden an Lehrer und gebildete Väter von Dr. Eduard Eyth ꝛc.
2. Die Classiker in den niederen Gelehrtenschulen. Zur Würdigung der Schrift von Dr. Eyth: „Classiker und Bibel in den niederen Gelehrtenschulen“ von Carl Hirzel ꝛc.

(Schluß.)

Hat Hr. Eyth niemals den Livius, niemals in Camillus Rede, mit welcher der Geschichtschreiber den frommen Helden seine Mitbürger von der Uebersiedelung nach Veji abmahnen läßt, folgende Worte gelesen (5, 51):

„Equidem, si nobis cum urbe simul positae traditaeque per manus religiones nullae essent, tamen tam evidens numen hac tempestate rebus adfuit Romanis, ut omnem negligentiam divini cultus exemtam hominibus putem. Intuemini enim horum deinceps annorum vel secundas res, vel adversas: invenietis omnia prospere evenisse sequentibus Deos, adversa spernentibus. — Quid haec tandem urbis nostrae clades nova num ante exorta est, quam spreta vox coelo emissa de adventu Gallorum, quam gentium jus ab legatis nostris violatum, quam a nobis, quum vindicari deberet, eadem negligentia Deorum praetermissum? Igitur victi captique ac redemti tantum poenarum Diis hominibusque dedimus, ut terrarum orbi documento essemus. Adversae deinde res admonuerunt religionum. Confugimus in Capitolium ad Deos etc. Deorum cultum, deserti ab Diis hominibusque, tamen non intermisimus. Reddidere igitur patriam et victoriam et antiquum belli decus amissum, et in hostes, qui caeci avaritia in pondere auri foedus ac fidem fefellerunt, verterunt terrorem fugamque et caedem.“

Kann ein Historiker, der einen seiner Helden also reden läßt; der an unzähligen Stellen eine dieser in Camillus Geist concipirten Rede ganz entsprechende Gesinnung an den Tag legt, aller religiösen Weltanschauung baar seyn? Ist ferner φθονερὸν τὸ θεῖον (p. 93) das Einzige, was in dem Altvater der Geschichtsschreibung vom Walten der Gottheit steht? Ohne langes Suchen finden wir Stellen, wie II. 120 ex. Ἀλλ' οὐ γὰρ εἶχον (οἱ Τρῶες) Ἑλένην ἀποδοῦναι, οὐδὲ λέγουσι αὐτοῖσι τὴν ἀληθηίην ἐπίστευον οἱ Ἕλληνες· ὡς μὲν ἐγὼ γνώμην ἀποφαίνομαι, τοῦ δαιμονίου παρασκευάζοντος, ὅκως πανωλεθρίῃ ἀπολόμενοι καταφανὲς τοῦτο τοῖσι ἀνθρώποισι ποιήσωσι, ὡς τῶν μεγάλων ἀδικημάτων μεγάλαι εἰσὶ καὶ αἱ τιμωρίαι παρὰ τῶν θεῶν. Vrgl. III. 108; 153; VII. 137; das θείῃ πομπῇ χρεωμένους III. 77, das θείῃ τύχῃ χρεώμενος ib. 139 etc. Giebt es für Hrn. Eyth keinen Xenophon, keine Cyropädie und Anabasis, in welcher letzteren besonders sich eine Frömmigkeit ausspricht, eine heidnische freylich, aber doch eine Frömmigkeit, in deren einfacher Kindlichkeit, möchten wir sagen, mohl mancher sogenannte Christ sich spiegeln mag. Statt mit Gerechtigkeit anzuerkennen, was die Heiden als Menschen vom Walten der Gottheit erkannt haben, rechnet Hr. Eyth den Menschen als Schuld an, was ihnen als Heiden verborgen war.

Und was die ihnen Schuld gegebene Entstellung der Wahrheit aus Parteyinteressen betrifft, so möge Dr. Eyth wohl erwägen, was Hirzel p. 71 sagt: „Sollten wir Männer, in denen sich ein allgemeiner Geist, der Geist eines Volkes bestimmt ausprägt und ausspricht, deßwegen verwerfen, weil gerade dieser Geist es ist und kein anderer, der ihnen ihre Worte eingegeben hat? Wir stehen ja über seinen Einseitigkeiten; wir wissen das fehlende zu ergänzen, das Verkehrte besser zu machen.“ Uns we-

nigstens scheint das entschieden dargelegte Interesse für eine bestimmte, geistige Richtung, wie es z. B. Livius für die Patricier verräth, einestheils der Gesinnungslosigkeit unendlich vorzuziehn, die sich bey manchem anderen Historiker für Unparteilichkeit ausgiebt, anderntheils der Darstellung zwar Ton und Farbe gegeben, aber keinen der Historiker ersten Rangs, etwa Cäsar'n ausgenommen, zu absichtlicher Täuschung verführt zu haben, ja der Offenheit wegen, mit der es sich geltend macht, schon in sich selbst ein Correktiv gegen alle mit ihm fast nothwendig vergesellschaftete Ungerechtigkeit der Darstellung zu enthalten. Wenn nun aber Hr. Eyth, was er an den übrigen Historikern vermißt, wenigstens bey dem einen Tacitus findet, zu was macht er dessen in dem sine et ira et studio verheißene Unpartheilichkeit? Zu „einem unnatürlichen, verhaltenen Gefühle, zu einer traurigen Resignation, zu einer Todeskälte, die seine Leser stets zur Wehmuth stimme." Wir bedauern Hrn. Eyth, daß ihm allein in Tacitus verborgen war, was Allen sonst offenbar ist, der großartige, nicht verhaltene, wohl aber männlich gehaltene Schmerz über den Untergang römischer Tugend, der gleichsam prophetische Blick, den er auf die sittliche Kraft des Volkes wirft, das zum Organ der weitern Entwicklung der Weltgeschichte berufen war. Wie viel mehr, als in seiner Verurtheilung der klassischen Geschichte vermögen wir einzustimmen mit Herrn Eyth in den Preis der heiligen! Je rückhaltloser wir es thun, um so weniger dürfen wir die Erklärung verhehlen, daß wir an ihm gerade die Gerechtigkeit vermissen, welche diese den redlichen Seelen unter den Heiden angedeihen läßt.

Ueber Dr. Eyth's Betrachtung der alten Philosophie hinsichtlich ihrer Gefährlichkeit für das Knabenalter reichen einige Worte hin. Die erste Form, in welcher er glaubt, daß solche dem Zögling der Lateinschule verderblich sey, ist die der Mythologie. Daß von dieser nichts in die Schule kommt, als ein Paar Namen und Anekdoten, die das Seelenleben der Knaben gar nicht berühren, ist Referenten durch eine nunmehr zwölfjährige Erfahrung zur Gewißheit geworden, weßhalb wir uns hier einer Beurtheilung von Hrn. Eyth's Ansichten über die Mythologie überheben. Aber derselbe befürchtet selbst von dem Wenigen, was der Knabe von der Unsittlichkeit der alten Götterwelt etwa gelegentlich erfährt, einen Reiz zum Bösen (p. 144), die traurigste Schmälerung und Verkümmerung der Ehrfurcht vor der Gottheit überhaupt (p. 143). Hören wir darüber seinen Gegner. „Das wäre traurig, sagt dieser p. 96. 97, wenn der schlimme Geist alles dessen, was der Knabe in der Schule liest, sich sofort seiner bemeistern müßte. Es kommt darauf an, was der Geist der Jugend aufnimmt; und daß er schlimme Beyspiele nicht in sich aufnimmt, dafür hat die Form des Unterrichts, der Lehrer zu sorgen. Das Gemüth des Kindes so zuzurichten, daß es das Gelesene oder Erlebte, wo es schlimm ist, erkennt und zurückstößt, das ist die Kunst des Lehrers und Erziehers. — Es ist ferner schwer einzusehen, wie die Ehrfurcht vor dem wahrhaft Göttlichen dadurch verlieren soll, wenn das vermeyntlich Göttliche entlarvt, das schlecht Göttliche in seiner Ungereimtheit und Verkehrtheit bloßgestellt wird."

Zweytens wird nach Herrn Eyth der Knabe mit alter Philosophie durch Lucian bekannt. Mit welchem Recht er diesen Rhetor zu den Philosophen zählt, wollen wir jetzt so wenig untersuchen, als das Wesen und den Werth dieses Schriftstellers überhaupt, wiewohl es uns auch hier bedünkt, als habe Hirzel in einer ziemlich ausführlichen Abhandlung (p. 99—116) der Sache viel besser auf den Grund gesehn, als Herr Eyth. Aber „ragt denn, fragen wir, Lucian in diesen Kreis der Schulen so gewaltig herein?" Was liest der Knabe von ihm? Ein paar Göttergespräche, und mit vollem Rechte nicht mehr; denn Alles, was dem Knaben auf seinem Standpunct bloß verneinend und zerstörend erscheinen muß, alles Mephistopheliſche gehört nicht für ihn. Es liest aber der Knabe jene Göttergespräche nicht als Erzeugnisse antiker Weltanschauung und Philosophie, sondern als ergötzliche Schwänke. Will aber der Lehrer, so kann er an ihnen zeigen, zu welchem Gehalt der heidnische Volksglaube nach völlig entschwundener Pietät für das verständige Bewußtseyn herabgesunken sey, und ein wesentliches Moment der Auflösungsgeschichte des Heidenthums zur Anschauung bringen. Andere Schriften Lucians von mehr historischem Charakter, z. B. Tararis, Anacharsis (vrgl. Hirzel p. 116) sind unseres Erachtens eine ganz unverfängliche Lektüre.

Drittens werden als Repräsentanten der Philosophie für die Schule noch Cicero und Seneca genannt. Von Cicero, dem gegenwärtig schwer angefochtenen, spricht Hr. Eyth mit Achtung (p. 155), wenn er gleich, was wir ihm nicht verargen, von seiner Philosophie nicht viel hält, und Seneca, den er — für Referenten wie für Hrn. Hirzel unglaublich — von christlichen Einflüssen berührt meynt, bedeutend höher stellt. Näher hierauf einzugehen verbietet uns der Raum; nur so viel bemerken wir, daß uns Seneca für die der Sichtung noch unfähige Jugend gerade wegen des scheinbar evangelischen Gehaltes mancher Aeußerungen, der sich bey näherer Betrachtung des Gedankenkreises als entschieden unchristlich erweiset, bey weitem die gefährlichere Speise scheint.

Ungern übergehen wir in den ersten vier Reden vieles Einzelne, was bestritten werden zu müssen scheint, um noch Raum zu gewinnen für die Beurtheilung der fünften Rede, welche sich über die Mittel zur Wiedergeburt des Schulunterrichts verbreitet. Hier freuen wir uns einig zu seyn mit Herrn Eyth, in der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit eines gründlichen, eifrigen Lesens der heiligen Schrift.

Was aber jenes oben bereits erwähnte, lateinisch zu schreibende Lehrbuch, jene Chrestomathie nützlicher Realkenntnisse betrifft, die in christlichem Geiste, jedoch in der edlen Form der Autoren verabfaßt werden soll, so können wir uns kaum genug darüber verwundern, wie gerade Herr Eyth, der einerseits die Schulen aus der ihnen vom Zeitgeist drohenden Gefahr der Ueberschätzung des Alterthums zu retten trachtet, auf der andern Seite dem noch weit gefährlicheren Irrthume desselben Zeitgeistes huldigt, daß man die Knaben sammt und sonders bald möglichst mit Handel und Wandel, mit den Bestrebungen des Geldverdienens, mit den Gebrechen und Nöthen der Gegenwart bekannt machen müsse. Denn indem er p. 189 dieselben mittelst jener vorgeschlagenen Chrestomathie „in die Werkstätten der Künstler, in die Magazine und Börsen der Handelswelt, ja sogar sie, die Knaben, in die Hörsäle der Akademie, auf die Land- und Wasserstrassen des die Welt durchkreuzenden Handels (p. 191) führen, indem er sie nicht bloß mit der Geschichte, sondern selbst der Statistik des Vaterlandes, kurz schon in den harmlosen Kinderjahren mit einer „materiellen Zugabe fürs Leben“ bedenken will, thut er gerade das, was jeder vernünftige, christliche Erzieher mehr denn Hund und Schlange fliehen sollte: er führt sie vor der Zeit in die große Welt ein; er zerstört das Stilleben des Alters, das so glücklich ist, nichts von Gewinn, Geldinteressen, Erwerbsquellen u. dgl. wissen zu müssen. Vom Schweiße des Mannesalters soll der Knabe schon ein Vorgefühl bekommen; er soll vorbereitet werden für den künftigen Beruf nicht durch eine Weckung und Nährung der Geisteskräfte, wie sie jedem Berufe nützt, sondern durch Kenntnißnahme von den Besonderheiten dieses Berufes selbst, als ob analoger Weise („ich rede lächerlich, aber wahr“) der künftige Schuhmacher von der Volksschule nicht im Lesen, Schreiben und Rechnen, sondern in der Lederkenntniß, der Bauernsohn in der Führung des Pfluges und des Dreschflegels unterwiesen werden sollte. Mit einem Worte: Herr Eyth ist mehr als er es selber weiß ein Utilitarier; darum meynt er, daß für Zeit und Ewigkeit Alles einen unmittelbaren Nutzen haben müsse; darum findet er es ungereimt, wenn Knaben, die nicht Soldaten werden sollen, Kriegsgeschichten lesen; darum meynt er etwas zu sagen, wenn er äußert, daß Niemand nach Virgil werde Bienen ziehen wollen; darum glaubt er (p. 103) manchen Augenblick, in welchem er sich an der formellen Schönheit der Klassiker ergötzt hat, für die Ewigkeit verloren. So würde Dr. Eyth nicht reden, wenn er nicht statt der mittelbaren Beziehung, die das Treiben des Menschen auf ewiges Heil und künftige Seligkeit haben soll, überall unmittelbaren, sofort zu berechnenden und gleichsam baar einzustreichenden Gewinn forderte, und gerade dadurch, daß ihm die Categorie des unmittelbaren Nutzens so hoch steht, den Fesseln des Zeitgeistes sich verfallen zeigte, der sich in lauter Nützlichkeits-Bestrebungen verloren hat. So hat z. B. jenes Vergnügen an der klassischen Form der Sprache allerdings kein unmittelbar erbauliches Moment; wer aber, um mit Göthe zu reden, bedenkt, daß die Klassiker sich nicht selbst gemacht haben, wer das, was sie haben, als etwas ihnen Gegebenes zu verehren weiß, der verliert in der Betrachtung ihrer Schönheit so wenig Stunden für die Ewigkeit, als der christliche Na-

turforscher, der sich in die Herrlichkeit eines von Gott geschaffenen Naturproduktes vertieft.

Da wir fürchten müssen, ohnehin die Geduld der Leser schon zu sehr in Anspruch genommen zu haben, bemerken wir nur kürzlich noch, daß wir Herrn Eyth die Möglichkeit der Verabfassung einer an formellem Bildungsstoff genügsam reichen Real-Encyclopädie durchaus nicht zugeben, und fassen unser Urtheil über sein Buch in den Worten zusammen: in Allem, was er zum Preise des göttlichen Worts und des Christenglaubens sagt, sind wir eines Sinnes mit ihm, und wünschen so herzlich als er, daß dieses Wort, daß dieser Glaube das Lebensprincip der christlichen Schulen werde; aber wir vermögen nimmermehr in das Verwerfungsurtheil mit einzustimmen, das er über das Alterthum im Ganzen und Großen ausspricht, nimmermehr in dem Glauben an das Evangelium eine Nöthigung zu erkennen, das Menschlich-große des Alterthums, in seiner historischen Stellung betrachtet, zu verunglimpfen und zu mißdeuten. Hiemit haben wir zugleich unsere Ansicht über das interessante Buch seines geistreichen Gegners ausgesprochen; diesem müssen wir beystimmen fast in Allem, was er zur Rechtfertigung der Klassiker gegen Herrn Eyth mit Sachkenntniß, nur zuweilen in etwas gereiztem Tone sagt, bekennen aber eben so unverholen, daß er uns namentlich in seinen Ansichten über das alte Testament nicht frey genug über den Zeitansichten zu stehen scheint, in welchen dasselbe betrachtet wird, wie Homer weiland von Pope oder Madame Dacier.

Ganz vorzüglich aber hat uns Hrn. Hirzels Polemik gegen die materialistischen und utilitarischen Tendenzen der Mitwelt angesprochen, und wir können es uns nicht versagen, die Stelle, in welcher er seine Ergebnisse in Absicht auf derartige Erziehungsbestrebungen mittheilt, zu Nutz und Frommen Aller, die es wirklich gut mit der Jugend meynen, hier auszuschreiben:

„Ich habe, sagt Hirzel p. 129, während eines 2 1/2 jährigen Aufenthalts in Hofwyl als Lehrer an dem Fellenbergischen Institute, Gelegenheit gehabt, mich von der Verderblichkeit dieser Art von Erziehung zu überzeugen. Dort gab es Knaben von 11 — 16 Jahren; die lernten deutsch, englisch, französisch, spanisch, lateinisch, griechisch; sie erhielten Unterricht in der Religion, Geschichte, Geographie, Arithmetik, Geometrie, im Zeichnen, Singen, in der Naturgeschichte, im Tanzen; dazu kam Gymnastik bey allen, bey einzelnen noch Reiten und Fechten; sie lernten zum Theil mit außerordentlicher Leichtigkeit und überraschenden Fortschritten; diese Knaben hatten durch den gründlichen Unterricht, den sie namentlich in den genannten Realfächern erhielten, für mich und Andere meines Gleichen höchst auffallende Kenntnisse in diesen Wissenschaften, eine außerordentliche Einsicht in die Verhältnisse des Lebens, die Kräfte der Natur und die Anwendung derselben auf die Künste und Gewerbe, so daß eine oberflächliche Betrachtung dieser Resultate uns mit einer freudigen Anerkennung dessen, was sich hierin leisten lasse, erfüllte, und mit Beschämung auf die Art zurückziehen ließ, wie wir unsere Jugendjahre verleben mußten, die wir uns in manchen Dingen von dieser vielwissenden, lebensklugen und gewandten Jugend übertroffen sahen. Als ich aber im Stande war, tiefere Blicke in die Sache zu thun und mit dem Geiste dieser Jugend vertrauter zu werden, da fand ich denn auch bey den ältern 15 — 20 jährigen eine eitle Suffisance, eine totale Verlassenheit von einem Sinne für Höheres und Uebersinnliches, eine Zweifelsucht in Beziehung auf die Wahrheiten der Religion, eine Freude daran, an den Menschen des täglichen Lebens (namentlich an dem Vorsteher der Anstalten selbst) und an den Gestalten der Geschichte überall das Schlechte und die gemeinen Triebfedern aufzusuchen und herauszufinden, einen in das Treiben des gewöhnlichen politischen, industriellen und merkantilischen Lebens ganz und gar versunkenen Sinn, bey allen aber einen Widerwillen gegen das, was nicht augenblickliches Interesse und Unterhaltung bot, und eine Abneigung gegen abstrakte und schwierige Gegenstände, die bey den Besseren neben einer reichlichen Gutmüthigkeit und Trägheit wohnte, bey den Schlimmeren aber mit sittlicher Verdorbenheit, besonders in geheimen Geschlechtssünden, mit Lügenhaftigkeit, Widerspenstigkeit und Widersetzlichkeit und roher Tollkühnheit Hand in Hand gieng. Man wird vergebens in unseren Schulen und Gymnasien nach einzelnen Exemplaren suchen, welche in der Art jenes Gepräge an sich trügen, geschweige dem, daß man bey uns eine Anstalt aufweisen könnte, an welcher jene schlimmen Geister sich Wohnung gemacht hätten. Das sind die Früchte jenes groben Materialismus in Leben und Wissenschaft."

C. Fr. Nägelsbach.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. September.

Nro. 178. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Selecta principum poetarum recentiorum e diversis populis atque aetatibus carmina latina collegit et de vitis poetarum pauca monuit P. Bosscha. Amstelodami apud L. van der Vinne. CIↃIↃCCCXXXVII. Vol. I.

Der Verfasser dieser größern Sammlung auserlesener neulateinischer Poesieen, deren erster Theil Gedichte des Maffeus Vegius, Tit. Vesp. und Hercules Stroza, Ang. Politianus, Jov. Pontanus, Jo. Aurel. Augurellus, Andr. Naugerius, Fr. Mar. Molza, Act. Sinc. Sannazarius, Jac. Sadoletus, Balth. Castilio, Hieronym. Vida, Hier. Fracastorius, und Ant. Flaminius enthaltend, uns vorliegt, welchem in den nächsten Theilen eine Blumenlese aus den besten neulateinischen Dichtern der übrigen gebildeten Nationen nach der Zeitordnung folgen soll: spricht in der ausführlichern Vorrede mit hoher Bewunderung vom Ruhme der altholländischen Schule, als deren eifrigen Anhänger — Verfasser ist Professor in Devender — er sich bekennt; erwähnt sofort ehrend der unterm Wechsel politischer Zustände in seinem Vaterlande stets heimisch gebliebenen, auch in den neuesten akademischen Bestimmungen wieder hochgestellten Humanitäts-Studien, und der Liebe zu den lateinischen Musen. Gegenwärtig aber sey stärker als jegliches Gesetz das Vorurtheil der Menschen. Einsam und verlassen sehe man jetzt die königliche Strasse, welche die Jugend verflossener Jahrhunderte gewandelt sey, begeistert durch leuchtende Vorbilder und das Bewußtseyn des Principates in den Wissenschaften, welches lange Zeit hindurch das Vaterland behauptet habe. Für die Gründlichkeit und den nachhaltigen Betrieb, dessen vor mehr als drey Jahrzehnten noch die liberalen Studien sich zu erfreuen gehabt, zeuge unter anderm das Factum, daß viele von des Verfassers damaligen Universitätsgenossen, jetzt im Dienste der Kirche und des Staates ergraute Männer noch im Stande seyen, als Lehrer jener Studien mit Ehre zu wirken; während gegenwärtig, sonst ausgezeichnete junge Männer fast als Fremdlinge sich bezeigten in Kenntniß der classischen Schriftsteller, überhaupt in jener Wissenschaft, welche während der glanzvollen Vorzeit altholländischer Gelehrsamkeit, weit entfernt als einzelne in sich abgeschlossene Fakultät bestanden zu haben, vielmehr mit allen Doctrinen organisch verbunden, ja als deren Grundlage seyen geachtet worden. Aber nicht in Holland allein — wo die Humanitätswissenschaft niemals die Farbe der Oertlichkeit und Partialität abgelegt — sondern bey allen gebildeten Nationen war es damit also beschaffen. Allenthalben sehen wir die Philosophen, Mathematiker und Physiker jener Zeit mit großem Eifer und dem glücklichsten Erfolge der Philologie sich hingeben: denn durch sie allein konnte die unübersehbare Masse von Schwierigkeiten besiegt werden, welche damals noch alle Bahnen schloß, und das tiefere Eindringen in den historischen Theil der Wissenschaften unmöglich machte.

Mit dieser immer weiter um sich greifenden Vernachlässigung der humanistischen Studien überhaupt und der römischen Dichter insbesondere, bringt der Verf., gewiß mit Recht, das mehr und mehr erkaltende Interesse für die neulateinische Dichtkunst in Verbindung. Hier vermissen wir aber vor allem eine gründliche Würdigung des Verdienstes der lateinischen Dichter unter den Neuern, woran man übrigens auch in Deutschland, sonst der gewissenhaftesten und competentesten Richterin in literari-

schen Bestrebungen, unseres Wissens noch nicht gedacht hat. Wäre eine treugeschichtliche Darstellung des Ursprungs und der Schicksale jener Dichtkunst von ihrem jugendlichen Wiederaufblühen im 14ten Jahrhunderte, dann während des ewig denkwürdigen Zeitalters der Mediceer, überhaupt so lange das Lateinische Weltsprache war, in welcher man sprach und schrieb, dachte und fühlte, — diese eines jungen talentvollen Gelehrten würdige Aufgabe — versucht worden; hätte man dabey die Wichtigkeit ihres Zusammenhanges mit der an Ausbildung zunehmenden National-Sprache und Literatur beachtet: so würde sich als Resultat solcher Forschung unwiderlegbar herausgestellt haben, daß der Einfluß, welchen die neulateinischen Dichter auf die, seit Wiederherstellung der classischen Literatur in Wissenschaft, Kunst und im Gesammtleben vor sich gegangene Mischung antiken und nationalen Elementes ausgeübt, ihren Werth und ihre Stelle auf der Stufenleiter der geistigen Entwicklung eines Volkes bestimme. So wie die Dichter des römischen Alterthums einst bemüht gewesen, die unendlich reiche Ideenwelt und die feine Bildung der Hellenen in sich aufzunehmen und auf römischen Boden herüber zu verpflanzen, so wetteiferten die Philologen und Poeten des 14, 15 u. 16ten Jahrhunderts — denn die Kenntnisse des Gelehrten waren damals untrennbar vom Talente des Dichters — ihren Geist an den Meisterwerken der Alten groß zu nähren und ihren Nachbildungen den Stempel des Aechtantiken aufzudrücken. Schon durch den classischen Boden begeistert und aus den Ruinen das Ganze begreifend sind die vorzüglichsten derselben durch ihre, aus jugendfrischer Begeisterung entsprungene, von den gebildeten Zeitgenossen mit dem wärmsten Interesse aufgenommene Poesieen die Erwecker und Nährer eines bessern Geschmackes und des fast schon verlornen Sinnes für die kunstgemässe Form in den Werken ihrer hohen Vorbilder geworden; sowie hinwiederum die erneuerte Bekanntschaft mit diesen auf Fülle, Klarheit und Bildlichkeit der Nationalsprache keinen geringen Einfluß ausübte. Auch später noch in Frankreich, Holland und Deutschland haben ausgezeichnete, durch die Früchte des classischen Alterthums genährte Geister auf zunehmende Cultur der Landessprache und selbst auf den Gang der Nationalliteratur belebend und bildend eingewirkt. Dieß geschah theils unmittelbar, indem viele derselben auch in der zur Zeit noch rohern und regellosern Muttersprache dichteten und Verbesserungen versuchten; theils mittelbar, indem in ihren Werken spätere Dichter oftmals eine nicht unergiebige Quelle fanden aus welcher sie, ihrer Eigenthümlichkeit unbeschadet, schöpften und Nutzen zogen. Mehrere der besten englischen, französischen, deutschen und niederländischen Dichter, der tiefsinnige Milton, der schwermüthig-schwärmerische Young, der zierliche Delille, der begeisterte Klopstock und der ehrliche Hagedorn — sie haben es theils selbst bekannt, theils lehrt es die aufmerksam vergleichende Lectüre ihrer Werke, was und wie viel sie den lateinischen Dichtern alter und neuer Zeit zu verdanken gehabt. Dieß näher zu beleuchten und im einzelnen nachzuweisen, ist hier der Ort nicht; es bleibe einer andern Gelegenheit vorbehalten.

Es müssen also — und dieß hätte der Verf. zeigen sollen — die lateinischen Dichter unter den Neuern gleichsam als die Zwischenkanäle betrachtet werden, durch welche eine Masse von Kenntnissen, Bildern, Anschauungen und Ideen aus der alten in die neue Welt herüber geflossen, und vom Christenthum durchdrungen, das Moderne sich hervorgebildet. Kein Land läßt jenen Einfluß weniger verkennen als Italien. Nicht wie mit Fremden und Entfernten verkehrte man dort mit den großen Dichtern, Philosophen und Historikern des Alterthums; sondern als läge nicht die geringste Verschiedenheit der Sitten und Zeit dazwischen, dachte man sich dieselben in der vertraulichen Gestalt von Zeitgenossen und Freunden, in deren lebendigem Umgange die längst verschütteten Quellen des Guten und Schönen sich wieder erschlossen. Aus dieser, an Schwarmerey — für die es keine Kluft der Jahrhunderte gibt — gränzenden Bewunderung, aus dem süßen Wahne einer ungetrennten nationellen Einheit, endlich aus der oftmals obwaltenden Nothwendigkeit, für das der Gegenwart Angehörige ein Analogon im Alterthum aufzufinden — auch die christliche bildende Kunst hat zum Ausdrucke ihrer Ideen oftmals der Symbole heidnischer Mythologie mit Glück sich bedient — erklären und entschuldigen sich zum Theil die oft ge-

rügten Mißgriffe der Vermiſchung nnd Verähnlichung heidniſcher mit chriſtlichen Vorſtellungsarten.

Gleichwohl zeigt eine aufmerkſame Betrachtung der verſchiedenen Zeitalter neulateiniſcher Poeſie ein ſchon in ihrer blühendſten Periode hie und da fühlbares, aber von der letzten Hälfte des 16. in das 18. Jahrhundert herauf immer ſteigendes Mißverhältniß zwiſchen Stoff und Form. Dieß hat ſeinen Grund in der nach Ablauf des Mittelalters allenthalben eingetretenen Umgeſtaltung der moraliſchen, intellectuellen und politiſchen Welt. Mit der Neuheit des ſtets anwachſenden Stoffes wuchſen in gleichem Maaße die Schwierigkeiten ſeiner Behandlung. Es iſt wahr; auch früher hatten ſchon einzelne lateiniſche Dichter unter den Italienern aus der Gegenwart und den ihr eigenthümlichen Sphären geſchöpft. Aber nicht zu gedenken der innerlich nähern Verwandtſchaft ihres Zeitalters mit dem Alterthum; welcher bewunderungswürdige Inſtinct hat ſie bey der Wahl, welcher feine Geſchmack bey der Ausführung geleitet? Eine allgemeine menſchliche Seite mußte dem Gegenſtande abgewonnen werden, ein Anknüpfungspunct im Alterthum ungezwungen ſich ergeben, überhaupt das Ganze eine antike Form vertragen. Jetzt aber, bey ganz verändertem Zuſtande der Künſte und Wiſſenſchaften, der Sitten und geſellſchaftlichen Einrichtungen ſehen wir den Wetteifer nicht mehr darauf ſich beſchränken, die von den Alten behandelten, zum Theil ausgebeuteten Stoffe in Ton und Anſchauungsweiſe derſelben nachzudichten, ſondern die ganze neue Welt mit den ihr eigenthümlichen Ideen, Erfindungen und Kunſterzeugniſſen ſollte in den Kreis der poetiſchen Darſtellung hereingezogen werden. Namentlich Franzoſen waren es, welche den Nationalcharakter auch hier bewährend, weit entfernt, durch die Schwierigkeiten der Behandlung und die Gefahren des Abweges ſich zurückſchrecken zu laſſen, oftmals ſolche Stoffe gerade aufſuchten, in denen ihre Gewandtheit im lateiniſchen Ausdrucke glänzen konnte, oder worin ſie — Keiner jedoch hat dem Genius Jac. Balde's und D. Scaligers hier die Palme entriſſen — glückliche Neuerungen wagen durften. Zu dieſem immer bedenklicher werdenden Mißverhältniſſe des Vorwurfs und deſſen Behandlung zu einer Zeit, da die lateiniſche Sprache mehr und mehr in die Schulen und Studierzimmer der Gelehrten ſich zurückgezogen, geſellte ſich ſpäter auch der verdorbene Geſchmack des Zeitgeiſtes, wo Niemand einfach ſchreiben mochte; weil, zumal da viele ſchrieben, ein Jeder bemerkt zu werden ſich bemühte. Das Streben nach Witz, Effect und Eſprit, welches ſtets weiter um ſich griff, übte auch auf die Reinheit der Latinität, wenn gleich hier Alles durch große Muſter fixirt erſchien, den nachtheiligſten Einfluß aus; worüber die Geſtändniſſe der Kritiker und die Lektüre der Werke aus der damaligen Zeit uns hinlänglich belehren.

Dieß glaubten wir ausführlicher hier erörtern zu müſſen. Denn je nachdem die neulateiniſchen Dichter als geiſtreiche Kopiſten ſich erwieſen, oder mit eigenthümlicher poetiſcher Kraft begabt, dieſe in fremder Form zur Originalität auszuprägen vermocht, und nach dem bald größern bald geringern Einfluſſe, welchen ihre Werke bey Miſchung des antiken und nationalen Elementes geltend gemacht, wird Werth und Stellung derſelben in der Literärgeſchichte ſich beſtimmen. Wer daher eine größere Sammlung derſelben veranſtaltet, muß dieſe beyden Puncte feſt im Auge halten, indem nach ihnen die vorzunehmende Wahl ſich richtet. Aber große Umſicht und feingebildeten Geſchmack erfordert dieſes Geſchäft. Unter allen bisher erſchienenen Sammlungen iſt uns keine bekannt geworden, welche jenen Forderungen allſeitig genügte. Auch der Verf. der vorliegenden ſcheint uns von Einſeitigkeit, welche der Holländer nirgends verläugnet, und der Liebe für Gemeinplätze befangen, das Richtige keineswegs getroffen zu haben. So hätte ſtatt des unbedeutenden M. Vegius, eine Auswahl der lateiniſchen Eclogen des auf dem Capitol gekrönten Dichterfürſten die Sammlung würdiger eröffnet. Was aus den klaſſiſch abgerundeten Elegieen Aug. Politianus geboten wird, erſcheint vom obenbezeichneten Geſichtspuncte betrachtet, durchaus ungenügend. Nicht gerne vermißten wir deſſen Nebenbuhler in der Poeſie, M. T. Marullus, der, was ihm etwa am urbanen Geiſte und der Claſſicität des Ausdruckes, welche wir bey Politian bewundern, abgeht, durch Wahrheit und Wärme der Empfindung erſetzt. Seine bald zarten bald glühenden Gedichte der Liebe, dann die hymni

naturales, in welchen ein naturkräftiger Sinn weht, hätten hier Berücksichtigung verdient. Auch das Erlesenste aus dem reichen Blumengarten der lateinischen Poesie in Florenz, die Blüthe aus Laudino's, Naldo de Naldi's, Uyolino und Michael Verinis Gedichten durften nicht fehlen, wofür wir eine Umgehung des schlüpfrigen Jov. Pontanus, und des nüchternen Aur. Augurellus leicht verschmerzt hätten. Der Venetianer Andr. Naugerius ist ungenügend bedacht worden. Gleich der Malerschule seiner Vaterstadt farbenprächtig, hat er, auch in Nachbildungen aus dem Griechischen, wie Politian, häufig die Einfachheit des Originals der Fülle und Eleganz des lateinischen Ausdrucks aufgeopfert. Nicht unberücksichtigt durften ferner bleiben die theilweise trefflichen Elegieen vom Sänger des Orlando Furioso, welche gegenwärtig ziemlich selten geworden. M. Molsa und A. S. Sannazarius, jener dem weichen Tibull dieser dem gelehrten Properz, auch in den italienischen Gedichten sich nachschwingend, haben eine allzukurze Abfertigung gefunden. Grosses Talent, aber auch ein tiefgewurzelter innerer Unfriede spricht aus Molsa's Elegieen. Eine eigenthümliche, unstäte Glut belebt seine Farben. Manchmal bis zur Sünde gegen die Eleganz des Ausdrucks leichtfertig, bildet er hierin den Gegensatz mit dem sich immer gleichen, correcten, aber innerlich kalten P. Bembo, welcher unter jene gehört, von welchen Erasmus richtig bemerkt: Fervet paganismus quorundam, quibus nil placet nisi Ciceronianum; ac non Ciceronianum appellari multo probrosius esse ducunt, quam appellari haereticum. Noch haben wir eine Probe der eclogae piscatoriae, einer neuen, dem Sannazar eigenthümlichen Gattung vermißt. Glücklich war die Wahl aus B. Castilion's Gedichten, von welchen Scaliger, ein in Lob wie Tadel maaßloser Kritiker sagt: elegiarum unam mihi malim quam magnum numerum Propertianarum. Die beyden folgenden M. H. Vida und Hieronym. Fracastor verdanken ihren Dichterruhm mehr den größern epischen und didaktischen Gedichten, in welchen wir Reichthum der Erfindung, und bey Neuheit des Stoffes, eine ächtantike Form; Kraft und Zierlichkeit des Ausdruckes bewundern. Den Schluß bilden, nach sehr willkührlicher Auswahl, Gedichte des M. Flaminius.

Wir müssen sonach vorliegende Sammlung, welche weder nach den von uns aufgestellten, wie es scheint, allein richtigen Gesichtspuncten, noch überhaupt nach irgend einem durchgehenden Plane angelegt ist, obschon sie einzelnes Gute enthält, im Ganzen für nicht gelungen erklären. Selbst die dem Holländer sonst eigenthümliche Umsicht und Sorgfalt haben wir in derselben vermißt. Man erräth in der That nicht, welches Publicum — die neulateinische Poesie darf ohnehin nur auf ein kleines zählen — der Verfasser bey Veranstaltung dieser Sammlung vor Augen gehabt; der Gelehrte findet sie unvollständig und was schlimmer ist, unsystematisch; auch für den kleinen Kreis der studierenden Jugend dürfte sie, wegen mehrer höchst anstössiger Gedichte, kaum zu empfehlen seyn. Möge diesen bedeutenden Mängeln in den folgenden Theilen, wenn es dazu kommen sollte, abgeholfen werden. —

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. September.

Nro. 179. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Altsächsische und Angelsächsische Sprachproben. Herausgegeben und mit einem erklärenden Verzeichniss der angelsächsischen Wörter versehen von Heinrich Leo. Halle 1838. 274. u. XIV Seiten in 8.

Unter den deutschen Stämmen, deren Bestand und Name den großen Völkertumult des ersten Jahrtausends überdauert hat, sind die Eroberer der britischen Insel, die Angelsachsen, schon früh eines Grades von Cultur theilhaftig geworden, der den Brüdern des Festlandes eine geraume Zeit länger fremd geblieben ist. Was ihnen, außer der insularischen Lage, die einem seekundigen Volke Berührungen jeder Art, namentlich mit Italien, darbot, und ihre Vortheile noch in unsern Tagen anschaulich genug macht, hiebey hauptsächlich zu statten gekommen, ist hier nicht zu untersuchen. Genug, es waren die Angelsachsen, in deren Mitte Carl der Große sich seinen Lehrer suchte, Angelsachsen, die, mit Schotten und Iren in die Wette, dem deutschen Festlande bis an unsre Donau herauf durch ihre Wilibrorde, Wilibalde, Wunibalde, Burcarde, Solas, oder um Einen für Alle zu nennen, durch ihren Bonifacius (Winfrid) die Segnungen des Christenthums gebracht oder doch befestigt haben.

Daß sie zu solchem Werke durch die Aehnlichkeit ihrer vaterländischen Mundart zunächst mit denen des niedern Deutschlands vor Andern befähigt und berufen waren, ist kein Zweifel. Wie groß diese Aehnlichkeit gewesen, zu zeigen, bietet sich schon eine Stelle an, die sich in einem der sonst ganz lateinisch geschriebenen Briefe findet, welche, mit denen des Apostels von Deutschland, dem zum Denkmal wir in dieser Hauptstadt einen großartigen Dom emporsteigen sehen, vereint, auf uns gekommen sind. Auf die Eingangsworte: „Audio de te, quod iter vis incipere; hortor ut non defeceris. Eja, fac quod incepisti. Memento saxonicum verbum“ folgt in diesem Briefe *) der alliterirende Spruch:

Oft daed-lata dôme foreldit
Sigi-sitha gahuem, sumiltit thi âna —

dessen Sinn ist:

Es bleibt der Zaudrer oft aus Wahl zurück,
Wo's mitzusiegen gilt, er stirbt drum einsam —

ein Spruch, der mit Veränderung von ein paar Vocalen eben so gut für altsächsich als für angelsächsich gelten kann.

Schon dieser vereinzelte Spruch durfte übrigens unsre Kirchenhistoriker auf den Gedanken führen, daß in der eigenen vaterländischen Litteratur der angelsächsischen Verkünder des Evangeliums noch manches andere Bedeutsame zu finden seyn möchte. Und in der That bewährt sich die frühere Bildung dieses Volkes gerade am meisten in den bisher bekannt gewordenen Denkmälern seiner eigenen Mundart, die zum Theil bis gegen das sechste Jahrhundert hinaufreichen. Während anderwärts, und nicht blos im germanischen Europa, bey allem, was man niederschrieb, die Muttersprache noch für nichts galt, wußte der Angelsachse sie schon mannichfaltig zu benutzen. Schriften theologischen und kirchlichen Inhalts in der Volkssprache des zehnten und früherer Jahrhunderte bewahren die Bibliotheken der Insel — Zeuge Wanley's Catalog — eine Menge; auf denen des so größern Festlandes sind sie leicht

*) Bonifacii Epistolae im Drucke bey Seratius Nr. LXI, bey Würdtwein Nr. CLII, Pertz Archiv III. 172.

zu zählen. Den seit dem Jahre 600 rein angelsächsisch verfaßten Gesetzen, Urkunden, Chroniken, Reiseberichten, ins Angelsächsische übersetzten historischen, geographischen und selbst naturhistorischen Schriften ist diesseits der See nichts ähnliches zur Seite zu stellen.

Nicht arm ist die angelsächsische Litteratur auch an Werken der Dichtkunst, größern, wie das in seiner Art einzige historisch-mythische Epos Beowulf, und die unter dem Namen Cädmon's bekannte Umdichtung eines Theils des alten Testaments, aber besonders an kleinern, worunter einige über bestimmte Begebenheiten der Volksgeschichte. In dieser Hinsicht behauptet die angelsächsische Literatur den nächsten Rang nach der des alten Nordens, während die des eigentlichen Deutschlands, trotz ihres niederdeutschen Hêliand, ihres hochdeutschen otfridischen Krist, ihres Liedes über die Besiegung der Normanen, bedeutend zurücksteht.

Man begreift, warum die Engländer ihre älteste, d. h. diese angelsächsische, Literatur früher nie so sehr, wie die Deutschen die ihrige, vernachläßigt haben. Mochte auch durch einen Mann des Festlandes, Franciscus Junius, zuerst die Bahn gebrochen seyn, so geht doch Hickes' Thesaurus an Zeit und Verdienst dem Schilterischen weit voraus. Der Brite sorgte sogar für eine isländische und eine altdeutsche (fränkische) Grammatik, als in Deutschland selbst, trotz des Flacius'schen Otfrid, sich noch niemand um derley Dinge viel bekümmerte. Ein Werk wie Lye's Dictionarium saxonico-gothico-latinum hätte in den siebziger Jahren in mancher Beziehung für Deutschland unter die Wunder gehört. In neuerer Zeit zwar haben eine Däne (Rask) und ein Deutscher (Jakob Grimm) den Engländern in Aufstellung einer genügendern Grammatik den Rang abgelaufen; dafür aber sind die Briten, durch die Dänen Thorkelin und Grundtvig angespornt, mit erneutem Eifer an die Herausgabe jener Denkmäler gegangen, wie die des Beowulf durch Kemble, die des Caedmon, der Psalmen, des Apollonius, der Analecta saxonica durch Thorpe, und einiger, auf exclusive englische Manier, leider nur in wenigen Exemplaren (Appendix B. zu Cooper's Report) abgedruckten poetischen Stücke aus dem Codex zu Vercelli beweisen.

Allerdings müssen diese britischen Bemühungen auch den Deutschen zu gute kommen, unter denen man, besonders in jüngern Tagen, eingesehen hat, wie solidarisch die verschiedenen germanischen alten Dialecte zusammenhängen, und wie viel für die Geschichte früherer grundgermanischer Zustände, namentlich älterer geistlicher und weltlicher Gesetzgebung, eben aus angelsächsischer Quelle zu schöpfen sey. Allein noch immer mahnt eine gewisse, sonstigen Annäherungsmaßregeln schreyend widersprechende Schwierigkeit des literarischen Verkehrs, so wie die große Verschiedenheit im Preise, den man im reichen Lande jenseits und im armen diesseits des Canales für ein Buch zu bieten gewohnt und im Stande ist, gerade den Literator nur zu oft an die divisos orbe Britannos.

(Fortsetzung folgt.)

Chronologisches Verzeichniß der bayerischen Staatsverträge vom Tode Herzog Georgs des Reichen (1503) bis zum Frankfurter Territorial-Receß (1819). Nebst einer Sammlung von 94 ungedruckten Recessen, Conventionen, Protokollen, und andern in gleiche Kategorie gehörenden Urkunden. Von C. M. Freyherrn von Aretin, königl. bayer. Rittmeister à la Suite der Armee, Oberstlieutenant und Districts-Inspektor der Landwehr des Unterdonaukreises. Passau. Druck und Verlag von Friedrich Winkler. 1838. VIII. und 514 S. 8.

Die Akten- und Urkunden-Abdrücke haben sich im Verlaufe von ein Paar Jahrhunderten so angehäuft, und dieselben sind in kleinen und großen, in fast schon vergessenen oder doch nicht sehr bekannten Schriften so zerstreut, daß ein Direktorium darüber nicht bloß als wünschenswerth, sondern fast als unentbehrlich erscheint, indem das Einsammeln des Materiales für unsere Vaterlands-

Geschichte die Kräfte des Einzelnen weit übersteigt, besonders da es nunmehr unerläßlich geworden, das noch ungedruckte Material in unseren Archiven zu durchforschen, wozu Zeit, weit mehr als ein Menschenalter erforderlich; denn dort sind solche Papierstöße aufgehäuft, daß ein Duzend der ausdauerndsten sachverständigen Männer ein halbes Jahrhundert hindurch vollauf Beschäftigung finden könnte, gar nicht zu reden von den wichtigen Papieren, die sich in Bibliotheken und Archiven des Auslandes für unsere Geschichte finden und gesammelt werden sollten. Keine Zeit war je historischen Forschungen so günstig, als sonderbar genug, indeß doch leicht erklärlich, gerade unsere durch und durch unhistorische, die sich nicht einmal die Mühe nimmt, eine Larve von den übrig gebliebenen historischen Fetzen umzuhängen. Diese Gunst der Verhältnisse sollte benützt werden. Doch nein! Wir dürfen es unseren lieben Nachkommen nicht gar zu bequem machen, obwohl sie übrigens mit der Geschichte unserer Zeit genug zu thun haben dürften — wäre nur nicht zu besorgen, daß die wichtigsten Papiere, die nun einmal nicht die Natur der Weine haben, bis dahin vermodern, oder von ungebetenen Gästen aufgebraucht werden, noch ehe sie das Auge eines Historikers erblickt, wie denn das leider nur schon gar zu oft der Fall war. Wer möchte für die Zukunft bürgen, da selbst an unserm Jahrhundert vandalische Manieren sichtbar geworden? Und die Urkunden sind doch, wenn auch nicht die einzige, jedenfalls die reinste, ungetrübteste, und auch, was namentlich bey uns der Fall, die reichhaltigste Quelle der Geschichte.

Unsere neuere Historie ist der älteren gegenüber fast gar zu sehr vernachläßigt worden. Indessen ist nicht zu verkennen, daß letztere vorerst cultivirt seyn müsse (und wie viel ist nicht hierin noch zu thun übrig!) indem sonst erstere der Grundlage und des Verständnisses entbehrt.

Dem Herrn Verf. des in Rede stehenden Werkes, das, wie schon der Titel besagt, der neueren und neuesten Zeit zugewendet ist, sind unsere Historiker zu großem Danke verpflichtet; denn er hat eine bedeutende Abtheilung des noch zu erwartenden allgemeinen Urkunden-Repertoriums vollendet, und ihnen hiemit die mühsame und zeitraubende Arbeit des oft vergeblichen Suchens sehr erleichtert. Nahe an achthundert Verträge, die Bayern mit fremden Staaten von dem Jahre 1503 an, womit der Hr. Verf. ganz richtig beginnt, bis zum Jahre 1819 abschloß, sind hier (S. 3 — 100) mit Angabe ihres wesentlichen Inhaltes in den Druckschriften nachgewiesen — mit einer Vollständigkeit und Genauigkeit, die man schwerlich bey einem andern Werke dieser Art findet. Alle Mühe, die sich Ref. gegeben, um ein hieher gehöriges Aktenstück, das etwa der Hr. Verf. übersehen haben könnte, ausfindig zu machen, war vergeblich. Nur einige Druckschriften wüßte er den von demselben citirten hinzuzufügen, z. B. zum Vertrage vom Jahre 1692 12. März: „Darstellung der Verhältnisse des Churhauses Pfalzbayern zu dem Schwäbischen Ritterkanton an der Donau ꝛc. Nürnberg 1804;“ Nro. 1. wo derselbe vollständig, wie es scheint, abgedruckt ist, während in den vom Hrn. Verf. angeführten Werken nur Bruchstücke davon sich vorfinden; in der nämlichen Schrift (Nr. 2.) findet sich auch der Vertrag vom Jahre 1700. 7. August; zu dem Vertrag vom Jahre 1587 wäre noch Rieds codex chronol. diplom. etc. II. p. 1248 zu bemerken. Das sey genug, um nicht den Vorwurf der Mikrologie zu verdienen. Diesem Verzeichniß schließt sich ein Register (S. 101 — 108) an, das die Verträge nach alphabetischer Folge der Staaten, mit denen Bayern dieselben abgeschlossen, sehr zweckmäßig und zu bequemerem Gebrauch zusammenstellt; und diesem Register folgt auf siebenzehn compreß gedruckten Seiten ein Verzeichniß derjenigen Druckschriften, in denen sich bayerische Staatsverträge finden, wodurch der Hr. Verf. seine ausgebreitete Literaturkenntniß beurkundet, ohne die hier nicht fortzukommen war.

In dem Anhange, der indessen den größeren Theil des Werkes (S. 127 — 514) umfaßt, folgen vier und neunzig bisher ungedruckte, großentheils auch unbekannte, vollständig und diplomatisch genau wiedergegebene Verträge und andere Aktenstücke der Art, die so manches Dunkel in unsrer Geschichte erhellen, manchen Zweifel heben, und ganz neues Licht aufzünden, also für dieselbe von großem Werthe sind. Sie Stück für Stück zu verzeichnen, und auf ihren Inhalt einzugehen, dazu ist hier der Platz

nicht; auch wäre es unnöthig, da ohnehin keinem unsrer Historiker, mit Ausnahme der großen, aber hier nicht zu berücksichtigenden Anzahl jener, die den Urkundenstaub nicht wohl vertragen können, dieses Werk entbehrlich seyn möchte; nur ganz summarisch bemerkt Ref., daß sich unter diesen Aktenstücken acht Abschiede der katholischen Liga befinden, die selbst dem fleißigen Sammler Stumpf zum Theil unbekannt geblieben; neun Verträge der Kaiser Ferdinand II. und III. mit dem Churfürsten Maximilian I.; sechszehn Allianz- und Subsidien-Traktate, die im Laufe der Jahre 1683 — 96 zwischen Bayern und dem Kaiser abgeschlossen wurden, also der Regierung Max Emanuels angehören; und einige Verträge desselben und des Churfürsten und nachherigen Kaisers Karl Albrecht mit den Königen von Frankreich, welch letztere der H. Herausgeber der Güte des Hrn. Mignet, Staatsraths und Archivars im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten zu Paris verdankt. Außerdem verdienen noch hervorgehoben zu werden, die bisher unbekannt gebliebenen geheimen (gewöhnlich die wichtigsten, mit den öffentlichen, die häufig nur die Maske jener sind, im geraden Widerspruch stehenden) Artikel zum Füßner Frieden v. J. 1745, und der Vertrag zwischen Kaiser Ferdinand III. und Churfürst Maximilian I. vom Jahre 1638, 28. Juny, von dem bisher so viel als gar nichts bekannt war, und der sehr interessant ist.

Auf dem so bedeutsamen mit Frankreich im Jahre 1741, 22. May abgeschlossenen Vertrage lag bisher noch tiefes Dunkel, obwohl darüber viel geschrieben, aber wie das in so intricaten Fällen gewöhnlich, nichts entschieden worden. Der Herr Herausgeber sagt, er habe trotz aller Mühe, die er auf Nachforschungen wendete, zu keiner Gewißheit über die Existenz oder Nichtexistenz desselben kommen können. Nirgends ist er officiell bekannt gemacht, und überdieß von der freylich nicht immer sehr wahrhaftigen Diplomatie förmlich abgeläugnet, oder um in der Kunstsprache zu reden, desavouirt worden. Flassan, dem zur Abfassung des bekannten Werkes die Archive offen standen, und der hauptsächlich nur aus ihnen schöpfte, hat ihn nicht gekannt, so daß Schöll, der Fortsetzer von Koch's histoire des traités, sich für berufen hielt, zu erklären, daß gar kein Vertrag unter diesem Datum existire; auch Mignet hat ihn dem Hrn. Herausgeber nicht mitgetheilt, also auch ohne allen Zweifel nicht gekannt, und doch befindet er sich in dem Archiv des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten zu Paris in dem starken Foliobande affaires étrangèrs Bavière Nr. 19., woraus der Hr. geheime Rath Schlosser (sieh dessen Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts ꝛc. II. S. 10 Not. 3. und S. 24 Not. 17.) denselben nebst dessen Zwillingsbruder (wahrscheinlich der nämliche, den der Hr. Herausgeber sub Nr. 71. hat abdrucken lassen), wörtlich abgeschrieben, in der Absicht, beyde seinem Geschichtswerke beyzufügen, was er aber unterließ, da dasselbe ohnehin schon zu voluminös geworden, wogegen er sie jedermann mitzutheilen sich bereit erklärt, der davon Gebrauch machen will, worauf Ref. den Hrn. Herausgeber und andere, welche sich dafür interessiren, aufmerksam zu machen sich erlaubt. Es ist gar kein Zweifel, daß die Zahl dieser bisher unbekannten Verträge und Aktenstücke nur allein aus den vaterländischen Archiven sich leicht verdoppeln ließe, und sehr viele sind gewiß in den Archiven des Auslandes zu finden. Wir wollen hoffen, daß auch diese noch an das Licht kommen werden, wenn sie anders vom Zahn der Zeit und andern Zähnen noch eine gute Weile verschont bleiben. Enthalten viele auch gerade nicht die rühmlichsten Data und Facta — was geschehen, ist, wenn auch nicht vergessen, doch größtentheils verschmerzt, also kein Grund zum verheimlichen vorhanden.

Der Hr. Verf. beabsichtigte anfänglich, wie er in der Vorrede bemerkt, seinem Werke eine historische Schilderung der auswärtigen Verhältnisse als Einleitung vorauszuschicken, unterließ es aber, weil diese Arbeit zu sehr angewachsen, und will ihr nun eine selbständige, ausführliche Behandlung widmen. Es ist sehr zu wünschen, daß er damit zu Stande kommen möge, um so mehr, da Stumpfs ähnliches ausgezeichnetes Werk wahrscheinlich keinen Fortsetzer finden wird, und wir ein solches recht wohl brauchen können, so daß also kaum gezweifelt werden darf, daß es, um zunftgemäß zu reden, eine Lücke in unserer historischen Literatur ausfüllen wird, besonders da das hier besprochene beurkundet, daß wir von dem Verf. etwas Gediegenes zu erwarten haben. Dr. Wittmann.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. September.

Nro. 180. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Altsächsische und Angelsächsische Sprachproben. etc.

(Fortsetzung.)

Mit Freude durften wir daher ein Buch begrüßen, das es von nun an auch dem minder Bemittelten unter uns möglich zu machen verspricht, in diese reiche Literatur und Sprache einen mehr als oberflächlichen Blick zu thun. *)

Es besteht dieses Buch aus zwey Hauptabtheilungen, nämlich den altsächsischen und angelsächsischen Texten, als Sprachproben, Seite 1 — 92, und einem angelsächsischen Wörterbuch, welches unter der bescheidenen Ueberschrift: „Erklärung der angelsächsischen Wörter" von Seite 93 bis ans Ende Seite 274, fortläuft und somit den bey weitem größten Theil der Gabe bildet.

An Altsächsischem, von welchem der Titel des Buches vielleicht mehr zu erwarten verleitet, findet sich, gleichsam zur Eröffnung des Ganzen durch etwas uns noch näher liegendes, auf Seite 1 — 6 bloß die Stelle aus Heliand 130^{14} — 136^{7}, welche vom Ende der Welt und dem jüngsten Gerichte handelt.

Hierauf folgen lauter angelsächsische Stücke, und zwar zuerst prosaische, nämlich:

2) Des Mönches sodann Erzbischoffs Aelfric Colloquium zwischen dem Lehrer und den Latein lernenden Schülern, von Bata erweitert und, zum Gebrauch beym Unterricht in ächt-hamiltonischer Manier, Wort für Wort ins Angelsächsische übersetzt. Es giebt diesem Gespräche seine Naivetät im Sächsischen einen eigenen Reiz. Abdruck nach S. 101 — 118 von Thorpe's Analekten.

3) Aelfric's Vorwort zu seiner angelsächsischen Uebersetzung der Genesis, in welcher er sich über das Schwierige und zum Theil Bedenkliche einer solchen Uebersetzung ausläßt. Nach Thorpe's Analekten.

4) Bruchstück aus König Aelfred's Uebersetzung von Beda's Historia ecclesiastica gentis Anglorum, die Ankunft der Sachsen, Angeln und Jüten auf dem Eilande besprechend. Nach Smith's Ausgabe 1722.

5) König Aelfred's Beschreibung von Germania, die er seiner Uebersetzung des Drosius eingeschaltet. Nach der Recension in Rask's Samlede Afhandlinger I. S. 298 — 304.

6) Homilie auf den h. Bischof Cudberht, in Prosa, mit eingemengten alliterirenden Stellen. Nach Thorpe's Analekten.

7) Aus der angelsächsischen Version des Romans Apollonius von Tyrus die Stelle, wie dieser, ein armer Schiffbrüchiger, die Huld des Königs Arcestrates und seiner Tochter gewinnt, nach S. 12 — 22 von Thorpe's Ausgabe dieses Denkmals, das um so schätzenswerther ist, als die angelsächsische Literatur unter vielen geistlichen wenig profane prosaische Erzählungen darbietet.

8) König Ine's Gesetze, nach Reinh. Schmids Sammlung: Gesetze der Angelsachsen.

Sodann metrische Stücke, nämlich:

9) Aus Cädmons Paraphrase der bibli-

*) Wie verlautet, hat auch ein Literator, der sich in unserer Nähe seit Jahren in aller Stille mit angelsächsischen Studien beschäftigt, Hr. B., Manches vorbereitet, dessen baldigem Erscheinen wir mit nicht geringerm Vergnügen entgegen sehen.

schen Geschichte die Gesänge X — XIII, Adams und Evas Fall erzählend, nach S. 34 — 51 von Thorpe's Ausgabe.

10) Aus der Psalmen-Paraphrase die Psalmen LXXIII, CIII, CXXVI. nach S. 188, 283, 382 von Thorpe's Ausgabe dieses in einer Handschrift der Pariser Bibliothek erhaltenen Monuments.

11) Judith, Fragment eines angelsächsischen Heldengedichts, zunächst nach Thorpe's Analekten.

12) Des Sängers Fahrten oder, wie Kemble diese merkwürdige zuerst von Conybeare bekannt gemachte Dichtung betitelt, Traveller's Song, d. h. eine Reihe Namen von Königen und Helden, von Ländern und Völkern aus Geschichte und Sagen des vierten bis siebenten Jahrhunderts, die, als zum Theil vom Sänger besucht, metrisch aufgezählt werden, zunächst nach Kemble's Edition mit deutscher Uebersetzung nebst Bemerkungen vom Herausgeber.

Endlich 13) Aus dem Epos Beowulf die Gesänge XVI und XVII, Hengest's des Dänen Friede mit Finn dem Friesen, Vers 2119 — 2317 nach Kemble's zweyter Ausgabe.

Die Auswahl dieser Stücke, die besonders den sinnigen Historiker erkennen läßt, ist ganz geeignet, eine Idee zu geben von der Bedeutsamkeit der angelsächsischen Literatur.

Leser, die aus löblicher Theilnahme an der Besprechung so alterthümlicher Schriftdenkmäler im Allgemeinen uns vielleicht bis hieher gefolgt sind, mögen verzeihen, wenn wir nun auch auf einiges Einzelne eingehen.

Was das altsächsische Stück betrifft, so ist, wie billig, die rhythmische Haltung dieses Gedichtes durch Abtheilung in alliterirende Zeilen oder Verse anschaulich gemacht. Dabey ist nicht, wie in den englischen Ausgaben alliterierender Poesie jedes Alliterationsganze in zwey Zeilen zerschnitten, was, abgesehen von einigen besondern Kunststücken der isländischen Metrik, uns nicht viel minder hinderlich vorkommt, als wenn man den Hexameter in zwey Zeilen, die eine mit dem, was vor, die andere mit dem, was nach der Cäsur steht, darstellen wollte.

Jedenfalls sollte, wie uns dünkt, zum augenblicklichen Erkennen eines alliterirenden Ganzen, wenn man es ja nach der Manier unserer Reim-Verse in zwey Zeilen zerlegen will, die Zeile mit der Schlußhälfte, wie in Distichen der Pentameter, etwas eingerückt geschrieben oder gedruckt werden.

In Bezug auf sonstige Eintheilung würden wir z. B. S. 1 die vierte Zeile nicht mit sagde, sondern mit filu, S. 3 die zweyte Zeile nicht mit giwerdan sondern mit giscan, die fünfzehnte nicht mit gifullid, sondern mit so geschlossen haben, denn nur auf diese Weise erhält die Cadenz, die uns neben den zwey oder drey Alliteranten das Charakteristische dieser Art Verse auszumachen scheint, die gehörige prosodische Füllung. Auf derselben Seite 3 in der dritten Zeile von unten wird wohl Sodomo (gen. pl.) von land getrennt das Richtigere seyn, denn nicht in suart, sondern in logna vermögen wir den Alliteranten der Cadenz, immer den entscheidendsten, zu erkennen.

Ueber einzelne Aenderungen im Texte z. B. Seite 1 Zeile 1 von unten andwordide statt andwordi, S. 3 Z. 10 thie statt thiu, S. 4 Z. 7 latod statt lätad. Z. 23 hit statt thit, S. 4 Z. 18, S. 5 Z. 12 fardânon statt farduanun, S. 5 Z. 9, S. 6 Z. 1 wilje statt wili, S. 6 Z. 2 juwo statt juwa u. dgl., so wie über einzelne so wohl in diesen altsächsischen als in den folgenden angelsächsischen Stücken zu viel oder zu wenig oder, unsers Bedünkens, unrecht angebrachte Diacritica und Interpunctionen und ähnliche Kleinigkeiten wollen wir mit dem Herausgeber oder dem Corrector nicht rechten.

In den diakritischen Bezeichnungen der Vocale und Diphthonge, wodurch a von â, ä von ae, e von ë und ê, i von î, o von ô, u von û, y von ȳ, ëa von ëá, ëo von eó unterschieden wird, folgt nämlich Leo's Buch der Grimmischen Grammatik, für welche sich diese Unterscheidungen aus vergleichender Erwägung der übrigen alten Dialekte, voran des gothischen, ergeben haben.

Da unser Herausgeber einen Verleger gefunden, der die sonst in Officinen des Festlandes nicht leicht vorräthigen einfachen Zeichen für den Runen-Buchstaben Thorn (th, dh) beygeschaft hat, so

hätte er vielleicht auch gleich das der Rune Wen entsprechende mitnehmen können; für uns wenigstens hat der Buchstabe v, welchen L. in dieser Geltung verwendet, immer etwas Befremdendes. Thorpe und Kemble die Engländer haben im Gefühle des wesentlichen Unterschiedes zwischen ihrem v und ihrem w den Runenbuchstaben Wen, wie wir glauben mit Recht, durch w gegeben. Ohne Zweifel entspricht der englische Laut desselben dem der besagten Rune der alten germanischen Dialekte mehr als der des v, und man begreift leichter, wie in den nordischen Mundarten (obgleich gerade sie in neuerer Zeit das Zeichen w ganz durch v verdrängt haben) am Anfang von Wörtern das w, als wie das entschiedener consonantische v habe abfallen können. *) Noch tristigeren Grund als der Engländer hat der Deutsche, das Zeichen v, das nach seiner, des Deutschen, Aussprache seit Jahrhunderten dem Zeichen f fast gleichbedeutend ist, also vom w weit absteht, von diesem in deutlicher Ferne zu halten.

Abgesehen von der eben besprochenen durch das ganze Buch gleichförmig in Anwendung gebrachten eigenen Orthographie hat sich der Herausgeber auch in den angelsächsischen Texten nur wenige Veränderungen erlaubt. Unnöthig scheint die Berichtigung S. 8 aene für aenne, thinc für thinne, S. 38. Mid thy thät für Mit thy the, S. 53 Ansvädh für án sped, S. 34 theah the ic hivan nyhst für Kemble's uns verständlicheres theah the ic hy â-nyhst etc.

Manche frühere Vermuthung nimmt der Herausgeber S. 87. selbst zurück. Wem könnte es auch mehr um eine einmal ausgesprochene Meynung als um die Wahrheit zu thun seyn? Nimmt man mit Kemble arod S. 72 für Ableitung von ar (nuntius), so fällt auch dort die Anmerkung weg.

Durch manche Völkernamen in König Alfreds Germania, wie noch mehr im Travellers song ist freylich Conjecturen ein weites Feld geöffnet. Jede muß, bis einmal eine das Wahre trifft, dankbar entgegengenommen werden. So glaubt Rask (Samlede Afhandlinger, wo er auch Ohtheres und Wulfstan's Reiseberichte bespricht, p. 246) Alfreds Horiti blos verschrieben für Poriti, in welchen er Preußen findet, während L. ohne eine solche derbe Voraussetzung in den Horiti (vom böhmischen hora Berg) Bewohner der Berge der obern Lausitz und eines Theiles von Schlesien sieht. Das räthselhafte Mägdhaland hält Rask für eine von K. Alfred gewagte bloße Uebersetzung der altnordischen Benennung Gardariki (urbium regio) d. h. Rußland. L. dagegen nimmt jenes Wort zwar auch für eine Uebersetzung, aber eines slavischen Namens. Mägdh heiße freylich Tochter, Jungfrau, dann aber auch Verwandtschaft, Nachkommenschaft, Stamm, und so könne es recht gut als Uebersetzung gelten des slavischen dzieci d. h. Kinder, Nachkommenschaft, Stamm und Mägdhaland wäre dann der Lage nach genau das Land Diedesisi, der westlichste mit Zarawe grenzende Theil von Polen, worin Glogau liegt.

Daß der Herausg. im Traveller's Song auch einige Eigennamen nicht ganz so wie sie ihm vorlagen, gegeben, sondern nach seiner Orthographie gemodelt hat, möchten wir, indem dadurch dem Urtheil derjenigen, die sich etwa auf dem Grunde seines Textes an den seltsamen Namen versuchen wollen, einigermaßen vorgegriffen ist, weniger billigen. Wo noch so vieles schwankt, so daß der Eine da einen Eigennamen vermuthet, wo der Andere nur ein gewöhnliches Adjectiv oder Substantiv sieht, (z. B. Hraed Vers 13 und 239, Haedhen, Häleth 161, Wicing, 94, 118, 159, Herefara 68, Scilling 205 der Kemble'schen Ausgabe), wo der Eine (V. 65) einen König Hun-haet zu einem Volke Were, der Andere dagegen einen König Hun zu einem Volke Hätwere (Chattuarii?) denkt, da kommt alles darauf an, wenigstens den Text diplomatisch genau festzuhalten. So möchten wir z. B. V. 170 ongend nicht geradezu für das Nebenwort rursus nehmen, da nach Analogie des Personnamens Ongend-theow wohl auch ein Volksname Ongend-myrging denkbar wäre, und die Alliteration, bey einer andern Abtheilung, nicht

*) Sicher hätten die romanischen Völker in ihren aus dem Deutschen entlehnten Wörtern den fraglichen Laut, wenn er ihrem v entsprochen hätte, durch dieses, und nicht durch o oder, wie meistens, durch gu wiedergegeben. Man bedenke z. B. Alboin, Audoin, Grimoald, Rodoald. guardare, guiderdone etc.

entgegensteht. Wala V. 27 nehmen wir nicht mit dem Ueberseher für den Genitiv Plur. „der Walchen," sondern für einen Personnamen, für den in Kemble's Vorrede zum zweyten Band des Beowulf S. XV, XXVI — VII besprochenen Wala, oder eigentlich, damit dieser Stelle nicht, wie dermalen, die Alliteration abgehe, Hwala. Der Sänger, der aus der alten Geschichte auch Aegypter, Assyrier (Exsyringas?) Indier, Meder (Moidas), Perser, Seren (Seringas?) kennt, und der die Griechen (Creace) von Rum-walas (Römern?) und Wala rice zu unterscheiden scheint, möchte seinen Alexander kaum den Walen zugetheilt haben. Uebrigens hat er die Namen der Völker und Könige nicht immer nach Maßgabe ihrer Nachbarschaft, sondern mitunter blos nach dem Bedürfniß der Alliteration zusammengestellt.

Wir stehen jedoch an, das ganze Lied mit dem Herausgeber für einen metrisch-mnemonischen Behelf zum Verständniß poetischer Anspielung auf Historisches und Geographisches mehr denn für ein wahres Gedicht zu halten. Schwerlich möchte es zu zu solchem Behuf sehr dienlich gewesen seyn. Die Namen, die außer den historisch nachweisbaren vorkommen, beziehen sich theils auf die bekanntere deutsche Heldensage, theils auf das erst in jüngerer Zeit wieder zum Vorschein gekommene Beowulf-Epos. Da aber der Sänger auch von Alboin (Aelfwine) dem Sohne Audoin's (Eadwines) mit Vorliebe erzählt, so möchte man glauben, daß er einen weiteren Sagenkreis, oder die Lieder, welche, wie Paulus Diaconus in seiner Geschichte der Longobarden B. I. Cap. 27 berichtet, über den Longobarden-König Alboin bey den Bajoaren und Sachsen und andern deutschen Völkern gäng und gäbe waren und leider verschollen sind, im Auge gehabt habe. Wenn sich diese Lieder bis auf Authari, den kühnen Brautwerber, erstreckt haben (der ganze episch-romantische Zug könnte sogar aus gerade diesen Liedern in die Geschichte gekommen seyn), so darf man auffallend finden, daß unser Sänger der Bayern (Baegdware, wie K. Aelfred sie nennt) mit keiner Sylbe gedenkt, da er doch die meisten andern deutschen Hauptvölker, wie z. B. die Burgunden (Burgendas), Franken (Francan), Longobarden (Longheardan), Sachsen (Seaxe), Schwaben (Swaefas), Thüringer (Thyringas), nach ihm freylich in Gegenden, wo man sie wenigstens später nicht zu suchen hätte, namhaft macht.

Ob und in wie ferne mancher dunkle Volksname dieses angelsächsischen Denkmals durch ähnlichklingende, die uns die ohngefähr gleichzeitigen Schriftsteller bis zu Ptolemäus und Tacitus hinauf darbieten, Bestätigung oder Erklärung finden könne, darüber dürfen wir von Männern des Faches, (wir deuten z. B. in unserer Nähe auf den Verfasser des verdienstlichen in Nr. 83 — 85 dieser Blätter besprochenen Buches: Die Deutschen und die Nachbarstämme) zu dem was bereits andere, wie Leo hier in den Noten und Lappenberg in den Berliner Jahrbüchern f. w. Kr. Nr. 22. 23 d. J. geben, noch ein Mehreres zu vernehmen hoffen.

Wir wenden uns nun zum zweyten, größern Theil des Buches, durch welchen es sich hauptsächlich von dem im J. 1835 v. L. zum Gebrauche seiner Zuhörer herausgegebenen Hefte „Angelsächsischer Sprachproben," 44 S. 8., unterscheidet, nämlich zum angelsächsischen Vocabular.

Dieses gibt zu einer zweyfachen Beurtheilung Raum, je nachdem man es von dem Standpunct, Von welchem aus der Verf. es in die Welt sendet, oder von demjenigen betrachtet, von welchem ein angehender, lernbegieriger Freund angelsächsischer Sprache und Literatur demselben entgegen sieht.

Des Verf. Name hat bekanntlich unter Forschern und Lesern im Fache der Geschichte einen guten Klang. Wie sehr sichs dieser Historiker angelegen seyn läßt, überall aus der ersten Quelle zu schöpfen, zeigt gerade auch der Eifer, den er nebenbey solchen angelsächsischen Studien nicht blos selber zugewandt hat, sondern auch in andern für sie zu wecken bestrebt ist.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. September.

Nro. 181. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes, herausgegeben von H. Ewald, C. v. d. Gabelentz, J. G. L. Kosegarten, Ch. Lassen, G. Fr. Neumann, E. Rödiger und F. Rückert. Erster Band in drey Heften, mit zwey lithographirten Tafeln. Göttingen, 1837. Druck und Verlag der Dieterichschen Buchhandlung. 8.

Die orientalischen Literaturen haben sich in Deutschland erst seit wenigen Jahrzehenten aus der Hörigkeit, in welcher sie zur Theologie, und namentlich zum Bibelstudium standen, emancipirt. Es wurden an mehreren deutschen Universitäten eigene Lehrstühle für orientalische Sprachen errichtet; einzelne, an verschiedenen Orten des Vaterlandes zerstreut lebende Forscher widmeten sich aus innerem Antriebe diesen, so lange vernachläßigten Studien, und die Dichter der Nation, Göthe, Platen, Rückert, haben sich mit Vorliebe in Form und Inhalt den östlichen Sangesweisen zugewendet. Es standen und stehen aber die tüchtigen Kräfte, welche Deutschland auf diesem Neubruche des Wissens aufzuweisen hat, in den weiten Gauen des Vaterlandes ganz vereinzelt da; und schon seit einigen Jahren fühlte man das Bedürfniß einer Vereinigung, einer nähern Befreundung. Man empfand den Mangel einer Zeitschrift, wo man sowohl sich gegenseitig als mit dem wissenschaftlichen Publikum über diesen oder jenen Punct besprechen, und gelegentlich auch zum Anbau der Sprachen, der Philosophie, der Geschichte und Geographie des Orients für die künftigen Baumeister des Ganzen einzelne Grundsteine niederlegen könnte. Zu diesem Endzwecke ward die Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes gegründet. Die schmerzlichen Ereignisse, mit welchen die ehrwürdige Georgia Augusta in dem letzten Jahre zu kämpfen hatte, haben auch auf unsere Zeitschrift nachtheilig eingewirkt. Sie mußte einige Monate lang zu erscheinen aufhören; wird aber ohne Zweifel nächstens wiederum fortgesetzt werden.

Es wurden alle Kenner und Arbeiter in den vielen Feldern und Gebieten morgenländischer Wissenschaft freundlichst eingeladen, selbstthätig und hilfreich das begonnene Werk zu fördern. Jeder tüchtige, nützliche Beytrag heißt es in dem von Ewald entworfenen Plane dieser Zeitschrift, wird willkommen seyn: es gilt nur die Wahrheit und Wissenschaft zu stützen und weiter zu bringen. Diese Worte erschollen nicht vergebens in den deutschen Landen, wie die gehaltreichen Aufsätze in dem vorliegenden ersten Bande hinlänglich beurkunden. Wir wollen nun, vom Westen beginnend, die einzelnen Abhandlungen und Aufsätze durchgehen, und der Uebersichtlichkeit wegen das Zusammengehörige zusammenstellen.

„Das wichtigste Mittel, die hebräische Sprache zu verstehen," sagt Ewald in seinem Aufsatze Ueber die neuere Art hebräischer Grammatik (S. 317 — 330), „wird immer das völligste Durchdenken aller Reste ihrer Literatur seyn. Denn je mehr die Aufstellung der grammatischen Gesetze von der Einsicht ins Einzelne abhängt, desto mehr sollte der tüchtigste Grammatiker auch der tüchtigste Exeget seyn, und nichts im Einzelnen entweder oder im Ganzen annehmen, was ihm nicht die genaueste Exegese aller Sprachreste als nothwendig zuführte. Man wird so über das Alter der Schriften A. T. so weit der Wechsel der Art und Farbe darüber belehren kann, zum Anfang einer gründlichen Gewißheit kommen."

In einem andern Aufsatze desselben Verfassers (S. 330 — 331) werden einige Versetzungen in den prophetischen Büchern des alten Testamentes angedeutet. Die Stelle Zacharias 13, 7 — 9 ist dem Verf. beständig so erschienen, als müsse sie mit Zacharias c. 9 — 11 verbunden werden und eigentlich hinter c. 11 folgen. Eben so müsse Jes. 9, 7 — 10, 4 vor 5, 25 eingeschaltet werden mit Weglassung des Wiederhalles bey 10, 4. — „Gewiß scheint es," heißt es in den Bemerkungen über die bey Gelegenheit des Jubeljahres der Göttinger Universität zwey gekrönten Schriften, das Mosaische Jubeljahr betreffend (S. 410 — 414), „Gewiß scheint es, daß ein Gesetzgeber sich wohl keine würdigere Aufgabe stellen könne, als auf Mittel zu sinnen, den in Staaten unvermerkt entstehenden Unebenheiten, welche sonst so leicht zu gewaltsamer Abhilfe verführen, gesetzmäßig entgegen zu wirken, und so jeden Ausbruch roher Empörung zu verhüten. War der alte mosaische Staat, wie aus vielen Spuren erhellt, fast ausschließlich auf Ackerbau gegründet: so konnte ein ziemlich einfaches Mittel genügen, die gestörte Ordnung wieder herzustellen. Und wirklich bringt das Jubeljahr nichts, als die Wiederherstellung des Besitzes der Aecker. Es ist der letzte Ring einer Kette, welche eben durch ihn erst zu ihrem wahren Ende kommt. — Und wenn auch so schwere Forderungen wie die des Jubeljahres nie lange oder vollkommen erfüllt wurden: so kann man doch nicht annehmen, daß sie zu erfüllen, in der frühesten Zeit gar kein Versuch gemacht worden wäre. Wie geläufig den Propheten die Erinnerung an zwey aufeinander folgende Brachjahre als Zeit einer großen Wiederherstellung des ganzen Landes war, zeigt das Bild Jes. 37, 30.

(Fortsetzung folgt.)

Altsächsische und Angelsächsische Sprachproben, etc.

(Schluß.)

Bey dem Bedürfniß, das er fühlte, dieser zweyten erweiterten Ausgabe angelsächsischer Sprachproben auch ein erklärendes Wörterverzeichniß beyzufügen, fehlte ihm, wie er in der Vorrede berichtet, unter vielen und dringendern Geschäften alle Zeit, ein solches, das blos die in der Sammlung vorkommenden Wörter enthielte, erst auszuarbeiten. Er habe also keine Wahl gehabt, als ein Vocabularium, wie es ihm bey seinen angelsächsischen Studien theils aus dem Gebrauch von Grimm's Grammatik, theils während der Lectüre angelsächsischer Schriftsteller zu eigenem Gebrauche erwachsen war, ganz abdrucken zu lassen. Es enthalte auf jeden Fall alle im Lehrbuch vorkommende Wörter. Daß es auch noch manche andere enthalte, werde von denen, welchen größere Hülfsmittel zur Hand sind, wohl verziehen werden, denen, die der größern Hülfsmittel entbehren, gewiß erwünscht seyn. Uebrigens habe er versucht, dies Vocabularium zu seinem Gebrauche nach Wortfamilien aufzustellen, und dabey das Angelsächsische ohne Beyziehung des gothischen oder andrer Dialecte als einen geschlossenen Organismus blos aus sich selbst zu erklären.

Da es nun dem Verfasser vollkommen frey gestanden hatte, eine zu seinem eigenen Gebrauch angelegte Sammlung so einzurichten, wie sie einem combinatorischen Geiste am meisten zusagen konnte, und da er überdieß selber ausdrücklich erklärt, daß er auf die Anordnung seines Wörterverzeichnisses keinen besondern Werth lege, so ist von dem einen jener Standpuncte aus nichts weiter zu sagen. Aber vom andern, dem des lernbegierigen Publikums aus, welchen Blätter wie diese nie aus dem Auge verlieren dürfen, muß Leo's Vocabular als ein solches bezeichnet werden, das der angegebenen Bestimmung des ganzen Buches nicht völlig zu entsprechen scheint. Sind seine Texte mehr, als es, wie der Verf. selbst bemerkt, bey denen in Thorpe's Analekten der Fall ist, für Anfänger zugerichtet, so werden dennoch, was die beygegebenen Vocabulare betrift, solche Anfänger bey dem der Analekten weit besser, als bey dem der vorliegenden Sprachproben ihre Rechnung finden. Thorpe hat seine Wörter ganz nach der üblichen alphabetischen, Leo hingegen nach einer ihm eigenen ziemlich verwickelten, auf seine in den voranstehenden Texten durchgeführte Bezeichnung der Vokale ge-

bauten Ordnung in Reih und Glied gestellt. Er bringt nämlich die Vocale in vier Klassen:

i, ë, ëo, o — a, ëa, ä, é, y, u —
ä, ae, î. eó, ëá, ý, û — ô, ê.

In jeder dieser Klassen werden die ihr angehörigen Vocale als unter sich gleich betrachtet, und die Reihenfolge der Wörter richtet sich bloß nach den vor- und nachgehenden Consonanten. Es findet sich also jeder der Anfangsbuchstaben, nach denen das Vocabular geordnet ist, in vier besondere Alphabete zertheilt, welche der Nachsuchende zu durchgehen hat, der nicht weiß oder beachtet, zu welcher der vier Klassen der Grundvocal des Wortes gehört, um welches es ihm zu thun ist. Nun befinden sich, wie man sieht, in mehr als einer Klasse dieselben Vocale und Diphthonge, die nur durch Accente oder Puncte als von einander verschieden bezeichnet erscheinen, und außerdem ist zu bemerken, daß diese Bezeichnungen in den Handschriften und in ältern wie neuern angelsächsischen Drucken der Engländer selbst gar nicht oder nur zum Theile vorkommen. Daraus mag man schließen, welche Schwierigkeiten ein also geordnetes Vocabular, das schon beym Gebrauch zu den voranstehenden Texten Mühe genug macht, demjenigen, der es auch zu andern benutzen wollte, in den Weg werfen würde. Verlassen sieht sich der Suchende in nicht wenigen Fällen auch dadurch, daß Wörter, die der Verf. als Ableitungen ansieht, nicht an ihrer eigenen Stelle, sondern unter demjenigen Worte, das dieser für den Stamm gehalten hat, mit untergebracht sind. Nur selten ist, was so leicht durchgängig hätte geschehen können, diesem Uebelstande durch kurze Nachweisung begegnet.

Wir geben einige Beyspiele.

Gehäp (S. 8 aptus, vermuthlich zu den englischen Formen hap, happy, to happen gehörig) müßte nach des Verf. System wohl in der zweyten Reihe des Buchstaben H, also S. 174 zu finden seyn. Da steht es nicht. Nun vermuthet man, aus andern ähnlichen Fällen, der Verf. habe etwa im Glossar einen andern Vocal, das ae, zweckmäßiger gefunden, und sucht in der dritten Reihe (S. 180); auch da steht es nicht. Vielleicht aber steht es unter irgend einem ganz anders aussehenden Stammwort, wohl jedenfalls im H. Wir haben es nirgends gefunden.

Daß yrdling unter erjan, daß rêvit unter rôvan, daß fyrst, fyrn, fruma, fremjan unter faran, daß plegan unter pliht, daß burh unter byrian, daß grêne unter grôvan, daß ädhel unter ahnung, daß êst unter unnan u. s. f. zu suchen sey, wird sich unter Anfängern nicht ein jeder gleich einfallen lassen. Aber auch Geübtere werden stutzen, z. B. ad' (Eid) als eine Handlung, durch die man sich auf das Ewige bezieht, erklärt und unter ä (ewig) aufgeführt zu finden. So steht îdes (Frau) unter äd (Scheiterhaufen, „ursprünglich Feuer") und wird als die Glänzende gedeutet. Neäd (Noth) wird aus ne eäd (nicht Glück), nid (Neid) aus ne äd als Handlung, die vom Ewigen losreißt, erklärt. Holt (Holz) als das Verhehlende steht unter helan, — gemaed (fatuus) als Einer, dems fehlt, dems abgeschnitten ist, unter mâvan (abhauen, mähen), — gevîtan (gehen) als „sich ins Weite machen" unter vîd (weit), — fédhung (Gang) unter fôt (Fuß) — eornost (Ernst, Anstrengung) unter irnan (rennen, laufen) — edor (Zaun), als was Einen zum Umwenden zwingt, unter der Partikel ed (wieder), — geóla als lustiges Mittwinterfest unter gâl, — geár (Jahr) als das an sich Fertige, Abgeschlossene unter gearo (gar, fertig).

Mehr als eine seiner Etymologien hat gewiß hinterher den Verf. selbst überzeugt, daß kaum irgend ein einzelner Dialekt als ausschließliches Ganzes hinreicht, sich in allen Fällen aus sich selbst zu erklären. Ist doch die vom Verf. angenommene Unterscheidung der Vocale selbst aus der Vergleichung der andern alten Mundarten hervorgegangen. Seine Geschicklichkeit, der Bedeutung mancher Wörter, die er in Familien zusammenbringt, eine solche Familienähnlichkeit abzugewinnen, wird man gerne anerkennen und dabey über allerley grammatische Bedenklichkeiten namentlich über die Aufstellung von Formen, wie z. B. cinnan, migan, scilan, matan etc., die man als früher vorhanden nur vermuthen aber nicht nachweisen kann, an die Spitze zahlreicher Familien, hinweg sehen. Geübtere werden dadurch nicht irre gemacht werden; ob

dieß aber nicht Anfängern, für die das Buch eigentlich gedruckt seyn soll, wiederfahren könnte, wäre eine andere Frage. Solchen zulieb, wenn nicht aus höhern Gründen, hatte auch eine sichtbare Abtheilung zusammengesetzter Wörter, wie bereern, breavern, hordern, slaepern, vinern, feorhadl, mädmacht u. dgl. nicht unterlassen werden sollen.

Ohne Zweifel ist jeder Versuch, in der Kunst der Lexicographie irgend ein neues, zweckmäßigeres Verfahren einzuschlagen, an sich schon allgemeinerer Aufmerksamkeit würdig. Deßhalb glaubten wir den originellen in Leo's Buche durchgeführten nicht unberührt lassen zu dürfen. Wir, unsererseits, würden eine etwas verschiedene Methode befolgt haben. Leser, die auch minder bedeutenden unter den jüngsten Erscheinungen im Fache der deutschen Sprach-Forschung einige Aufmerksamkeit geschenkt, werden sie leicht errathen.

Alle Gründe, die bey Vocabularien lebender Volksdialekte für eine Anordnung sprechen, in welcher die sämmtlichen Vocale nicht so, wie sie im Alphabet durch die Consonanten zerstreut vorkommen, sondern in unmittelbarer Folge nach dem ersten, oder A, in die Reihe treten, diese Gründe gelten, wenn ja auch für alte, bloß schriftlich fort erhaltene Dialekte, für keinen derselben so sehr, als gerade für den angelsächsischen. Weiter als in ihm geht die Unbestimmtheit im Gebrauch der Grundvocale und ihr Wechsel selbst in keinem jener Volks-Dialekte. Wir also hätten in einem angelsächsischen Vocabular dieses Schwanken des Vocales für den Nachschlagenden dadurch weder hinderlich noch zeitraubend zu machen gesucht, daß wir die Wörter zuerst, wie gewöhnlich, nach dem oder den Consonanten, die dem Vocale vortreten, dann nach dem oder den Consonanten, die ihm folgen, und erst in dritter Instanz nach dem Vocale selbst geordnet hätten. In dieser dritten Instanz aber könnte allerdings die Frage seyn, ob nicht die Ordnung in welcher L. die Vocale auf einander folgen läßt, der gewöhnlichen vorzuziehen wäre. Daraus daß bey L. unsere dritte Instanz schon die zweyte ist, fließen die Haupt-Unbequemlichkeiten seiner Aufstellung.

Es wird in diesen Tagen ein von Bosworth bearbeitetes angelsächsisch-englisches Wörterbuch (Dictionary of the anglo-saxon language) von Rotterdam aus als endlich fertig angekündigt. Wir wissen nicht, nach welcher Methode es eingerichtet, ob es dem gegenwärtigen Stande deutscher Philologie und dem deutscher Börsen entsprechend seyn werde, bleiben also dabey, uns dessen, was unsern Landsleuten das vorliegende Buch, wenn auch mit einiger Unbequemlichkeit gewähren kann, aufrichtig zu freuen.

Zum Schluße erwähnen wir noch einer Eigenheit, die uns in der deutschen Orthographie des Verf. aufgefallen ist, nämlich die, daß ie, wo es nicht auch einem ie der ältern Sprache wie der heutigen obern Dialekte entspricht, durch i oder î ersetzt ist, z. B. nider, Fride, schîn, beschînen, blib, gebliben u. dgl. Sollte dieser Orthographie auch das deutsche Verbum schinnen, ausschinnen zugeschrieben werden müssen, durch welches das angelsächsische unscēnan von S. 7 auf S. 222 erläutert wird? Wir wenigstens vermögen uns dieses Wort, wenn es nicht, wie etwa bautzen bey beâtan S. 119, ein niedersächsischer Idiotismus ist, nur als schienen, ausschienen zu erklären.

Wollte man die deutsche Orthographie, wie sie nun einmal in Millionen von Büchern feststeht, nach historisch-grammatischen Ansichten abändern, oder, wie man sagt, verbessern, so würde an gar viel mehrern als bloß diesem Puncte zu rühren seyn. Welcher Einzelne aber, auch unter den Königen auf dem etwas republikanischen Boden der Sprache und Literatur, wird sich vermessen zu glauben, daß ihm aus dem Herkömmlichen heraus Millionen so leicht nachtreten werden? Wenn nun bloß Einzelne für sich, dieser dieses, jener jenes Neue versuchen, ist einer kleinen Sprach-Anarchie Thür und Thor geöffnet. Wir sollten, dünkt uns, froh seyn, den festen, geregelten Schriftsprachen des Auslandes endlich zu seinem und unserm Vortheil ein Gleiches entgegenstellen zu können. Die Jahrhunderte, im Ganzen hoch über dem Wollen dieses oder jenes Einzelnen stehend, werden ohnehin die Veränderungen bringen, die im Gange jeder Sprache Natur-Nothwendigkeit sind.

Schmeller.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. September.

Nro. 182. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes, herausgegeben von H. Ewald, ꝛc.

(Fortsetzung.)

In den weitern Erläuterungen der syrischen Punctation aus syrischen Handschriften (S. 204 — 212), ein Nachtrag zu den von Ewald im Jahre 1832 herausgegebenen Abhandlungen zur orientalischen und biblischen Literatur werden die Namen der Accente mitgetheilt, wie sie der Verf. im Jahre 1836 zu Rom in dem Codex XXII. der Vaticana der ältern syrischen Handschriften gefunden hat.

In einer Anzeige (118 — 122) der Chrestomathia arabica grammatica historica in usum scholarum arabicarum ex codicibus ineditis conscripta a Georg Guil. Freytag Dr. prof. litt. Or. p. o. Leipzig bey Knobloch 1834, sagt Ewald: „Wenn man begreifen will, wie es möglich war, daß die alte Welt einst von den scheinbar rohen Arabern der Wüste besiegt ward; so lese man die in der allgemeinen Geschichte gewöhnlich wenig beachteten einzelnen Züge, Aussprüche und Schicksale großer und geringer Leute aus diesem Volke, wie sie ohne Uebertreibung in den auserlesenen Erzählungen von Muhammed Elmokri Elanbâri den Augen der Spätern vorgeführt werden.“ Wer stimmte wohl nicht mit dem Wunsche überein, daß Alles, was von Ibn-Chaldun, dem größten arabischen Historiker nur aufzutreiben ist, sobald als möglich dem Drucke übergeben werden möchte? Freytag hat in seiner Chrestomathie einige Fragmente aus den Werken dieses berühmten Mannes über den Sinn des Chalifats, die Meynung der Schüten über den Imam oder hohen Priester des Islam, die Huldigung, die verschiedenen Namen und Würden islamitischer Fürsten und Veziere in allen Ländern und Zeiten mitgetheilt. — Es ist bekannt, daß der Araber ausser seinem Eigennamen auch noch einen Vornamen führt, welcher aus dem Worte Vater und einem im Genitiv folgenden Namen zusammengesetzt ist. Diese Vornamen nennen die Araber Kunje, d. i. Zunamen. Ueber diese Vornamen oder Kunje der Araber handelt eine Abhandlung von Kosegarten (S. 297 — 317). Es wird hierin bewiesen, daß die Vornamen nicht immer nach den Namen der Söhne gewählt werden, wie die meisten Orientalisten bis jetzt angenommen haben. Die Art und Weise des Beylegens dieser Vornamen hat ein arabischer Schriftsteller selbst, hat Ennawawi angegeben in einer Stelle seines Buches Berichtigung der Namen überschrieben, welche in der von Hrn. Dr. Wüstenfeld gegebenen Probe dieses Werkes steht. „Erlaubt ist der Vorname,“ heißt es hier, „jedem Moslemen; und besonders gern bevornamen wir ausgezeichnete Männer unter den Gelehrten, und andern. Man hat es gern, daß er (der Mosleme) bevornamt werde nach dem ältesten seiner Kinder. Erlaubt ist auch die Bevornamung nach etwas anderem als seinen Kindern. Erlaubt ist auch die Bevornamung dessen, welcher keine Kinder hat. Erlaubt ist ferner die Bevornamung dessen, welchem bis dahin noch kein Kind geboren worden, und die Bevornamung des kleinen Kindes.“

Zu der Notiz über die himjaritische Schrift von Rödiger (S. 332 — 340) gehört eine Tafel im Steindruck, worauf zwey angeblich himjaritische Alphabete, aus Handschriften der k. Bibliothek zu Berlin entnommen, sich befinden. Rödiger ist selbst weit entfernt, diese hier mitgetheilten himjaritischen Alphabete für durchaus kor-

rekt zu halten. Man findet in arabischen Handschriften häufig ganz abenteuerliche Alphabete, die von müßigen Köpfen erfunden oder aus vorhandenen Alphabeten zusammengesetzt wurden. So z. B. die Schrift aus Adams Zeit, die des weisen Hermes u. s. w. Mehrere solche abenteuerliche Schriftarten finden sich in von Hammers Ancient Alphabet's. Die himjaritische Schrift führt bekanntlich auch den Namen Musned, ein Wort, welches hier durch aufstrebend, pfeilartig, emporstehend erklärt wird. — Abdalmalik ibn-Hischâm starb am Anfange des dritten Jahrhunderts der H., und gehört zu den ältesten Geschichtschreibern der arabischen Nation. Abdalmalik hat das Leben Muhammeds beschrieben; ein Werk, wovon Ewald die zweyte Hälfte in Turin aufgefunden und Einiges hieraus in dem Aufsatze Aus Muhammeds Leben im Original und der deutschen Uebersetzung (S. 88 — 102. S. 191 — 204) mitgetheilt hat. Ob diese Lebensbeschreibung, und namentlich die hier mitgetheilten Bruchstücke wirklich dem Abdalmalik zugeschrieben werden können, bedarf aber noch einer nähern Bestättigung. Lieder und epische Gesänge bilden bey den meisten Nationen der Erde den Anfang der Literatur. Mehrere Völker besitzen beydes, Lieder und epische Gesänge, andere erfreuen sich bloß der Lieder. Dieß Letztere ist namentlich bey den sogenannten semitischen Völkern und bey allen Nationen des chinesischen Kultursystems der Fall. Diese Lieder sind die ältesten Monumente und werden mit Recht von den spätern Geschichtschreibern als eine Hauptquelle betrachtet. Die chinesischen Geschichtschreiber, Kong tse selbst, berufen sich häufig auf das Liederbuch (Schi king) und sogar im Annalenbuche (Schu king) werden Lieder als historische Belege mitgetheilt. So theilen auch die arabischen Geschichtschreiber in ihren Werken häufig Lieder mit, welche für gleichzeitige Zeugnisse ausgegeben werden. Viele dieser Lieder sind aber sicherlich entweder von den Geschichtschreibern selbst, oder doch wenigstens von Dichtern gemacht worden, welche der Begebenheit, die sie beschreiben, nicht gleichzeitig waren. In dem hier mitgetheilten Bruchstücke aus Abdalmalik sind mehrere Lieder dieser Art enthalten. In der Einleitung zu diesem Bruchstücke wundert sich Ewald, daß man in neuerer Zeit sich so wenig mit der Geschichte Muhammeds beschäftigt habe. „Es wäre jetzt an der Zeit, daß Jemand die rüstige Kraft einiger Jahre auf eine Darstellung des Lebens Muhammeds verwende. Zu einer glücklichen Lösung dieser Aufgabe ist aber vor Allem eine klare Vorstellung von Religion unentbehrlich. Wer schon irgend eine andere einzelne Religion, insbesondere aber die hier am nächsten liegenden beyden biblischen Religionen innerlich sowohl als geschichtlich zu verstehen gelernt hat, wird auch die arabische am leichtesten in ihrer eigenen Art und ihrem Werthe erkennen.“ In dem Fragmente, welches aus Abdalmalik mitgetheilt wird, wird die Treulosigkeit der Hudailiten und die unbesiegbare Kraft und Ausdauer der Anhänger Muhammeds beschrieben. Diese höchst interessante, lebendige Beschreibung des merkwürdigen Vorfalles muß in der Zeitschrift selbst nachgelesen werden; sie ist keines Auszuges fähig.

Die Forschung über die Keilschriften hat bekanntlich in den neuesten Zeiten durch das neu erwachte Studium des Zend zu glänzenden Resultaten geführt. Es ist deßhalb jetzt an der Zeit, die Keilinschriften zu sammeln und sie so korrect als möglich bekannt zu machen, damit die Forscher auf diesem Felde der Alterthumswissenschaft ihre Kenntnisse und ihren Scharfsinn daran versuchen könnten. Grotefend macht in dem zweyten Hefte der Zeitschrift (S. 212 — 222) den Anfang mit der Mittheilung solcher Urkunden in babylonischer Keilschrift. Die Urkunden selbst sind auf dem beygegebenen Steindrucke abgebildet. Diese Mittheilungen werden in den folgenden Heften fortgesetzt werden. — Bey Anzeigen oder Recensionen von Werken in orientalischen, nur Wenigen zugänglichen Sprachen geschrieben, genügt es nicht, den bloßen Inhalt der Werke mitzutheilen und im Allgemeinen ein Urtheil darüber zu fällen. Was hilft dieß dem Leser, welchem das Werk selbst nicht zugänglich ist? Aus solchen Schriften sollte, was freylich eine schwierige und höchst undankbare Arbeit ist, der Recensent das Wesentlichste, die Wissenschaft wahrhaft Fördernde herausheben und auf lichtvolle Weise zusammenstellen. Dieß war die Absicht bey der von Neumann begonnenen Ue-

bersicht der neuesten Erscheinungen der armenischen Literatur (S. 240 — 254. S. 378 — 397), worin Alles was in den drey Quartbänden der armenischen Alterthümer von P. Lucas Indschidschean über die Bevölkerung des Landes Armenien und die Fremden-Kolonien, die sich hier niedergelassen haben, zusammengestellt und aus den vorhandenen armenischen Geschichtschreibern ergänzt wurde. Man ersieht hieraus, daß die Geographie, welche Moses von Chorene zugeschrieben wird, im Laufe der Jahrhunderte zwar mannigfach interpolirt wurde, daß man sie ihm aber nicht wie St. Martin gethan, ganz absprechen könne. In dieser, nach Pappus von Alexandria χωρογραφία οἰκουμενική umgearbeiteten Erdbeschreibung, finden wir zuerst der Slaven südlich der Donau Erwähnung. Es stimmt dieß ganz mit der Nachricht überein, nach welcher Konstantin der Große 300,000 Sarmaten d. h. Serven oder Slaven, jenseits der Donau aufgenommen und in Thracien, Macedonien und Italien (Kärnthen) vertheilt habe. Kopitar Glagolita Clozianus. Vindobonae 1836 LXXVI. Nach Armenien kamen verschiedene Kolonien aus fremden Ländern. Es kamen theils einzelne, theils ganze Stämme bald freywillig bald gezwungen aus Palästina, Assyrien, Medien, Hindostan, Bulgarien, aus dem Lande der Alanen, der Kaspier und China. Es sind hier alle die Nachrichten, welche sich bey den armenischen Schriftstellern über diese Kolonien vorfinden, zusammengestellt und kritisch beleuchtet worden. Ein Auszug hievon würde zwecklos seyn; der Geschichtsforscher wird sich hiemit nicht begnügen. Wir bemerken nur, daß nach einer Angabe bey Moses von Chorene, die Bulgaren schon unter Arschag I. (reg. von 127 — 114 v. Chr.) eine Kolonie nach Armenien gesandt haben. Was Moses hier Bulgaren nennt, ist wahrscheinlich bloß ein Stamm der Sarmaten, welcher an der Wolga saß. Zeitschr. S. 385.

Haneberg giebt nach der Angabe des Alwardi eine Beschreiburg der chinesischen, indischen und tibetischen Gesandtschaften am Hofe Nuschirwans (S. 185 — 190). Eine nochmalige vom Verf. selbst vorgenommene Durchsicht des hiesigen Manuscripts lehrte, daß nach dem Texte anstatt mannbares Mädchen, es chataisches oder chinesisches Mädchen heißen müsse; ebenso anstatt: welches am Feuer schmilzt wie eine Wachskerze u. s. w., muß es heißen: schmilzt wie Wachs am Feuer; man siegelt darauf wie auf Wachs, so daß die Schrift sich deutlich ausdrückt. Singan fu liegt übrigens nicht am Einflusse des Hoei in den Hoang ho, wie S. 190 bemerkt ist, sondern südlich davon auf dem linken Ufer des Hoei. Man vrgl. die Karte des Kreises Schensi in der Geographie des Kienlong. Kienlong Futing tscheou hien tu tschi XXI.

Eine reiche Ausbeute liefert dieser erste Band der Zeitschrift für die indische Literatur. Rückert giebt in seiner bekannten einzigen Weise, wortgetreue und doch poetische Uebersetzungen aus Bhartrihari (S. 14 — 19), dann die Gita Gowinda vollständig S. 29 — 173), wozu noch die sprachlichen Bemerkungen gehören (S. 286 — 296). Wir können uns nicht enthalten aus den trefflichen Sprüchen folgende herauszuheben:

Reizend sind des Mondes Stralen, reizend grüner Platz im Wald,
Reizend freundliche Gesellschaft, Dichtersagen reizend auch,
Reizend Liebezornes Thränen zitternd in des Liebchens Blick,
Reizend alles, denkst du der Vergänglichkeit, bleibt reizend nichts.

Was ist Gewinn? mit Guten streben.
Was Schaden? unter Thoren leben.
Was ist Verlust? verlorne Zeit.
Der beste Witz was? Redlichkeit.
Der rechte Muth? vorm Bösen scheu.
Das beste Liebchen? Ehweib treu.
Was Reichthum? seine Kunst verstehn.
Was ist Glück? nicht auf Reisen gehn.
Was Königsmacht? die Seinigen sich gehorchen sehn.

Lassen liefert Beyträge zur Kunde des Indischen Alterthums aus dem Mahâbhârata (S. 61 — 86. S. 341 — 354). „Es ist meine Absicht," sagt Lassen, „an das Mahâbhârata eine Reihe von einzelnen Untersuchungen über das alte Indien anzuknüpfen, nach verschiedenen Seiten hin, so wie

der Stoff sich dazu vervollständigt; ich werde mit geographischen anfangen, weil diese mir die sichersten Grundlagen vieler anderweitigen Forschungen darzubieten scheinen. Die Beyträge, welche in den nächsten Heften fortgesetzt werden, zerfallen in folgende Abschnitte: Die Ueberlieferung des alten Epos; Vjasa; das Mahâbhârata; die altindischen Völker; die Völkerverzeichnisse im Mahâbhârata; der Zug nach Norden, welcher Aufsatz in einem folgenden Hefte beendet wird. „Die mündliche Ueberlieferung ist die erste Form der Aufbewahrung und Fortpflanzung der ältesten indischen Literatur; sie ging vom Lehrer auf den Schüler über, sie war mit andern Worten an die Brahmanenschulen geknüpft. Die ersten Rhapsoden waren Schüler der Brahmanen Walmiki und Vjasa. Die sagenhafte Geschichte der Vorwelt war somit nicht nur im Besitze der Priesterschaft, sie war auch an die strenge geregelte Schule gebunden. Es zeigt sich uns bey der Untersuchung sehr bald, daß die priesterlichen Lehren vom zeitlichen und menschlichen Erscheinen der Götter und von den Weltaltern aller historischen Ueberlieferungen sich bemächtigt und sie in ihr System eingeordnet haben. Die Umgestaltung ist in der Regel nicht schwer zu erkennen; das Schwierige, oft Unmögliche, die frühere Gestalt wiederzufinden.“ Wie wenig wahrhaft Geschichtliches ist demnach von Indien her zu erwarten!

Auch die Anzeigen der ersten Abtheilung des zwanzigsten Bandes der Asiatic Researches (Calcutta 1336) so wie des fünften Bandes des Journal of the Asiatic Society of Bengal. Edited by James Prinsep. Calcutta 1836. (S. 103 — 110. 222 — 239) von Lassen enthalten manche eigenthümliche Untersuchungen. Wir verweisen nur z. B. nur auf die kritische Beleuchtung einer höchst schwierigen Stelle in der bekannten Geschichte Kaschmir's S. 235 folg. — In dem dritten Hefte beginnt eine Abhandlung über die Sternbilder des Thierkreises im alten Indien von A. W. von Schlegel (S. 354 — 378), welche in den folgenden Heften fortgesetzt wird. Herr von Schlegel bekämpft hierin die Hypothese des Herrn Letronne, welcher in einer schon früher erschienenen, aber in der Revue des deux Mondes (1837, 15. August,) von Neuem abgedruckten Abhandlung über den Zodiakus die Behauptung aufstellte: Notre zodiaque en douze signes, qui se retrouve en Egypte et dans presque tout l'Orient, est d'origine Grecque. Es ist unbegreiflich, wie solche abenteuerliche Behauptungen sich jetzt immer noch am hellen Tag hervorwagen mögen! Die Namen der Sternbilder des Thierkreises sind, um dieß hier gelegentlich anzuführen, in der ersten Hälfte des achten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung von einem buddhistischen Geistlichen, Namens Pu kong, von Indien nach China gebracht worden, wie Gaubil berichtet in seiner Histoire Abregée de l'Astronomie Chinoise II. 22. Pu kong soll in dem Jahre 732 nach China gekommen seyn. De Guignes in den Abhandlungen der Académie des Inscriptions et Belles-Lettres XL. 324.

Die drey innig verwandten Sprachen der sogenannten tatarischen Völkerfamilie sind in den neuesten Zeiten mit Vorliebe behandelt worden. Rémûsat's oberflächliche Forschungen, auf diesem so höchst interessanten Sprachgebiete, sind jetzt ganz unbrauchbar. Die ethnographische Ansicht der Chinesen, nach welcher die nördlichen Barbaren (Peti) im Grunde ein und dasselbe Volk sind, aber in verschiedene Stämme und Unterabtheilungen zerfallen, hat sich durch die neuesten sprachlichen Untersuchungen als die richtige herausgestellt. Man vergleiche den Versuch über die tatarischen Sprachen von Dr. Wilhelm Schott. Berlin 1836. 4. Aber wer sagt uns, wie und wann, aus der mongolischen Frazze, die rein kaukasische Gesichtsform des Türken sich entwickelt hat?

Es giebt in den tatarischen Sprachen auch einzelne Wörter, welche germano-indischen oder semitischen nach Form und Bedeutung vollkommen gleichen; dessen ungeachtet wird aber kein besonnener Forscher sich dadurch bewogen fühlen das Tatarische für die Mutter aller Sprachen zu halten.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. September.

Nro. 183. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

G. C. v. Pfisters, Dr's. weil. Generalsuperintendenten von Tübingen ꝛc. Geschichte der Verfassung des Wirtembergschen Hauses und Landes. Aus dessen hinterlassenen Papieren bearbeitet von Dr. Carl Jäger, Pfarrer in Bürg ꝛc. Erster Theil, Heilbronn am Neckar, Classische Buchhandlung 1838.

Bereits im J. 1816 hatte Hr. v. Pfister, dessen pragmatische Geschichte von Schwaben wohl keinem teutschen Geschichtsforscher unbekannt ist, zu gegenwärtiger Schrift den Grund gelegt; durch einen historischen Bericht über das Wesen der Verfassung des ehemaligen Herzogthums Wirtemberg. Seither lag es in seinem höhern Beruf, die Sammlungen und Untersuchungen für die vorliegende Aufgabe fortzusetzen; und Einzelnes hieraus schon früher bekannt zu machen. Hrn. Pfarrer C. Jäger kennen wir als verdienten Verfasser einer Geschichte der Stadt Heilbronn und ihres ehemaligen Gebiets; — des Schwäbischen Städtewesens im Mittelalter; (Ulms ꝛc.) — der Burg Weinsberg, Beschreibung und Geschichte u. s. w.

Wirtemberg als Staat sey von seiner Gründung an ein natürlicher Nebenbuhler des Hauses Habsburg in seinen Erwerbungen gewesen; — besagt die Vorrede; — ohne jedoch die Pflichten gegen das Reichsoberhaupt zu benachtheiligen; — in allen größeren Angelegenheiten Teutschlands habe Wirtemberg ein Wort mitgesprochen, (insbesondere zur Zeit der Reformation;) gewichtiger, als die blosse Zahl seiner Quadratmeilen und seiner Lanzen; — zu der Zeit, da der helvetische Freystaat bereits seine glänzendste Periode überlebt hatte, da in den meisten teutschen Staaten die ständische Verfassung schon ein Schattenbild zu werden angefangen, habe Wirtemberg die seinige erst recht erneuert ꝛc. Einverstanden. Wenn man sich aber hier auf Fox berufen will, der da im englischen Parlament sagte, daß er nur zwey Verfassungen, die englische und die wirtembergische kenne: — so möchte dieser Aeusserung ebensowohl ein Compliment für die damaligen Familienverhältnisse zwischen den beyden Dynastien, als an Seiten des englischen Staatsmanns einiger Mangel in der speciellen Geschichts- und Staaten-Kunde Teutschlands zum Grunde liegen. Wir wollen es zwar Fox nicht verargen, daß er z. B. von einem Dietrich von Plieningen nichts wußte, der, um das Jahr 1506 aus Wirtemberg nach Bayern übergesiedelt, Alberti Ducis orator praecipuus, als Mitglied der societas rhenana, als jener freymüthige Verfechter der Rechte der Fürsten, und des Volkes, als Abgesandter zu den wichtigsten Angelegenheiten; und in den epistolis clarorum virorum (1508) als eine wahre Illustration seiner Zeit hervorleuchtet; aber Dietrich von Plieningens Ausgabe der bayerischen Freyheitsbriefe und Bündnisse, (München 1514) mit einer Vorrede an die Fürsten und Stände, zwar derb, aber offen, redlich, kraftvoll, durchaus der Geschichte getreu — bleibt immerhin ein unvergängliches Denkmal seines Ehrendienstes, *) und der Freyheiten und Bürgschaften Teutschlands.

*) Plieningen, zu Schönbeck und Eisenhofen in Bayern begütert, war auch Hofmeister und Lehrer der bayerischen Prinzen. Dem öffentlichen, dem Ehrendienste hatte er sich ganz und gar gewidmet, und darüber seine Wirthschaft vernachläßigt. Er starb um das Jahr 1520. Der berühmte Kanzler Leonhard v. Eck übernahm seine Wittwe, und — seine Schulden.

Doch, wir wollen wieder zum vorliegenden Werke, zur Geschichte der Verfassung des Wirtembergischen Hauses und Landes einlenken, und vorerst eine Uebersicht seiner Anordnung gewinnen. Dieser erste Theil zerfällt wesentlich in zwey Unterabtheilungen; nämlich in die Voruntersuchungen, die Entstehung des Wirtembergischen Regentenhauses; seines Landgebietes; und seiner Landesherrlichkeit begreifend; — und in die Geschichte der Haus- und Landverfassung selbst. In der ersten Unterabtheilung sind: I. dem Regentenhause wieder vorerst allgemeine, und dann besondere Abschnitte als Erörterungen gewidmet. Ebenso: II. dem Landgebiete und der Landesherrlichkeit. Wie der Verlauf der Sache an sich ganz einfach und natürlich; so ist sie auch in diesem Plane aufgefaßt; und man darf das Buch, etwa für ähnliche Bearbeitungen in andern teutschen Territorien, unbedenklich als Muster empfehlen. Von einem Stammhause, aus patriarchalischen Verhältnissen ist also auch der wirtembergische Staat ausgegangen; was wohl, bey allen Fort- und Umbildungen, um den Boden im Fortschreiten nicht zu verlieren, nicht vergessen werden kann; also weder aus einer modernen Landesgemeinde des blossen Vernunftstaats, mit und ohne Bewußtseyn, mit und ohne Klauen- und Hornmänner; — noch — von irgend einem constituirenden Marsfelde u. s. w. Demnach ist auch nicht zu übersehen, daß schon auf dem Titel des Buches das Herkommen, und die Verfassung des regierenden Hauses der Verfassung des Landes vorangestellt ist. Wir wollen zur nähern Bezeichnung des Geistes und der Gründlichkeit dieses Werkes, aus den einzelnen Abschnitten desselben, welche in den Noten mit einer reichlichen Literatur ausgestattet sind, noch Einiges ausheben.

Auch hier wird die Schreibung: Wirtemberg, als auf der ältesten Schreibart, besonders den Hirsauer Traditionen beruhend, und die Bedeutung dieses Namens als uxoris mons, wir die von Frauenberg oberhalb Stuttgardt, vorgezogen. **Wir haben uns hierüber, eigentlich über die Rechtschreibung, in diesen Blättern bey der Anzeige von Hrn. Pfaff's ältester Geschichte des Hauses Wirtemberg beyfällig geäußert: die Bedeutung des Namens möge dahin gestellt seyn.** „Der altherzogliche Sitz von Schwaben, kein anderer als der des Hauses Wirtemberg;“ — somit beginnt der erste Abschnitt des allgemeinen Theils dieser genealogischen Untersuchungen S. 3. „Die Geschichte fängt überall in unserer Gegend“ (auch in Bayern ꝛc.) auf den Gebirgen an, und läßt sich allmählig herab in die freundlichen Thalgefilde. — In der östlichen Bergkette um den Bodensee,“ (und noch höher hinauf und hinüber?) „sind unsere ältesten Heldenhäuser. Dort ist ein Stamm von Geschlechtern, der in immer größern Verzweigungen sich über das flache Land verbreitet.“ Auf dortige schwäbische Fürsten wird schon aus den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung hingedeutet; und Cannstadt, mit Bezug auf eine Urkunde von 708, als ein altherzoglicher Sitz nachgewiesen. Sulz am Nekar, das alte Solicinium, einst ein Kampfplatz zwischen den Alemannen und K. Valentinian, im Jahre 290 (390?) villa publica sub Geroldo comite. S. 9. Im dritten Abschnitte werden, auf dem topographischen Wege, wo der genealogische nicht ausreicht, die Seitenlinien des altherzoglichen Hauses, die von Calw, Zähringen, Teck, die Gravenhäuser von Tübingen, Berg, Schelklingen, Aichelberg ꝛc. ausgemittelt. Vierter Abschnitt: Schluß des Beweises, vorzüglich nach den ältesten Stammbesitzungen des wirtembergischen Hauses, — wie wir schon bey Pfaff gesehen haben. „Selbst die Dunkelheit, welche über dem Stammsitz von Wirtemberg vom VIII. — IX. Jahrhundert in den Archiven liegt, bestättigt ein hier gestürztes Haus, und es ist Entschädigung genug, daß dieses in seinem Hervortreten in der Geschichte wirklich im Besitze alles dessen ist, was die alten Herzoge gehabt haben.“ — Haug scheint einer andern Meynung zu seyn.

S. 36. Die Untersuchungen über die Graven von Wirtemberg insbesondere enthalten eine sehr schätzbare Zusammenstellung von genealogischen, heraldischen und topographischen Nachrichten.

(Schluß folgt.)

Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes, herausgegeben von H. Ewald, ꝛc.

(Schluß.)

Der Mißbrauch, der hie und da mit der allgemeinen Sprachvergleichung getrieben wird, muß in entschiedenem Tone zurückgewiesen werden; denn er macht diese ganze neue Wissenschaft in den Augen der Unkundigen lächerlich. Die Sprachvergleichung beweist ohnedieß jetzt schon zu viel; als historische Hilfswissenschaft ist sie gar schnell zu Nichte geworden. Oder könnte wirklich der Geschichtsforscher bey der Sprachvergleichung sich Rathes erholen, wenn man ihm berichtet, daß die nach ihrer physischen Gestaltung und geistigen Fähigkeiten verschiedensten Völker sprachlich innig verwandt sind? Kelten, Germanen, Slaven, Griechen, Meder, Perser und Semiten haben ihre verschiedenen Idiome einer und derselben Mutter zu verdanken — ein Resultat, welches auf eine biblische, antediluvianische Einheit zurückführt — aber für den Geschichtschreiber, der es mit den vorhandenen, schon getrennten Völkern zu thun hat, bloß von sekundärem Interesse ist. Leibnitzens Hoffnungen, daß die Sprachvergleichung bey der Untersuchung über den Ursprung und die Verwandtschaft der Völker von großem Nutzen seyn werde, sind leider nicht in Erfüllung gegangen. Videmus, schreibt Leibnitz an Herrn von der Hardt, Videmus multa Graecis, Latinis, Germanis, addo et Hebraeis et Scythis esse communia, quod casu factum non est. Utilis ea inquisitio est ad origines gentium illustrandas. Leibnitii Epistolae III. 353 ed. Kortholt. Die zwey auf die tatarischen Sprachen und Literaturen bezüglichen Abhandlungen, die wir im vorliegenden ersten Bande finden, verdankt die Zeitschrift dem Verfasser der Grammaire mandchou und dem Herausgeber des Ulfilas, Herrn C. v. der Gabelentz. Aus dem Aufsatze Einiges über mongolische Poesie (S. 20 — 37) überschrieben, ersehen wir, daß auch die mongolische Literatur, so wie die der meisten Völker der Erde, mit Liedern, Sprüchen und epischen Gesängen beginnt. Bruchstücke des mongolischen Heldengesanges finden sich in der Geschichte der Ostmongolen von Ssanang Ssetsen. Der Herausgeber dieses für die Geschichte des Buddhismus wichtigen Werkes, J. J. Schmidt scheint, da er nicht darauf aufmerksam machte, diese Fragmente des alten Heldenliedes nicht erkannt zu haben. Sie beziehen sich, mit Ausnahme eines einzigen Bruchstückes, theils auf Tschinggis-Chakan, theils auf die Zeiten der Anarchie des mongolischen Volkes.

Der zweyte, für den Sprachforscher sehr lehrreiche Aufsatz, Mandschu-mongolische Grammatik aus einem chinesischen Werke übersetzt (S. 255 — 286), wird selbst für denjenigen, welchem diese Studien ferne liegen der Eigenthümlichkeit wegen, mit welchen die Chinesen die grammatischen Kategorien in andern Sprachen zu behandeln und darzustellen wissen, von großem Interesse seyn.

Die Angaben über die Bevölkerung des chinesischen Reiches sind so verschieden, daß es zweckmäßig erschien die Art und Weise, wie die Chinesen ihre Bevölkerungslisten entwerfen und welchem Endzwecke sie dienen, augenscheinlich zu machen und dann die neuesten Bevölkerungslisten selbst hinzuzufügen; damit aller Zweifel, den Unkundige gegen diese officiellen Bekanntmachungen der Chinesen gehegt haben, endlich verschwinden möge. In Neumanns Abhandlung, Statistische Eintheilung und Bevölkerung des chinesischen Reiches und seiner auswärtigen Besitzungen, nach den neuesten in Europa bekannt gewordenen officiellen Nachrichten (S. 38 — 60. S. 173 — 184) überschrieben, heißt es in dieser Beziehung: Die Kraft des Reiches und der Wohlstand des Volkes wird in China, so wie bey allen andern civilisirten Nationen, nach der Zu- und Abnahme der Bevölkerung bemessen. Ein zahlreiches Volk verleiht dem Reiche Kraft; eine geringe Bevölkerung zeugt von seiner Schwäche. „Was zu allen Zeiten das Reich erhält" — sagt ein Staatsmann und Gelehrter des Mittelreiches — „das Volk ist's". Man sucht deßhalb jeden Schritt Landes zu benutzen, und auch den schlechtesten Boden urbar zu machen, — man überläßt ihn unentgeldlich, und auf eine Anzahl von Jahren, ohne alle Abgaben, dem ärmsten Theil der

Bevölkerung. Dieß geschah noch vor einigen Jahren (1833) in der Provinz Kuang tong. Das officielle Ausschreiben, womit diese Maßregel dem Volke bekannt gemacht wurde, ist äußerst lehrreich. „Nichts," heißt es darin, „ist in dem Regierungsgeschäfte wichtiger, als das Volk zu ernähren und zu erhalten. Wenn die Armen ihre Kraft auf die Urbarmachung der südlichen Landstrecken verwenden wollen, so werden sie im Stande seyn, sich zu ernähren und zu kleiden; sie werden zu Schmach und Elend nicht herabsinken. Stehlen und Rauben ist Folge der Noth; weßhalb es das Wichtigste ist, dieser entgegen zu arbeiten."

Es bedarf im Reiche der Mitte keiner besondern Staatserlaubniß, um eine Familie zu gründen; jeder heirathet so viel Weiber zweyten Ranges — nur eine kann die erste seyn — jeder nimmt so viel Beyschläferinnen, als er ernähren kann. Heirathen und Kinder, vorzüglich Söhne, zu erhalten, gehört, um mich so auszudrücken, zu dem Seelenheil eines ächten Sohnes des Jao und Schun. Wer soll ihn in seinen alten Tagen nähren und pflegen; wer soll denn künftig auf seinem Grabe opfern, und die Manen am Hausaltare verehren? Die Statistiker des Westens, welche der eiteln Furcht einer Uebervölkerung ergeben, allerley wunderliche Vorkehrungen ersannen, um der Fortpflanzung des menschlichen Geschlechtes Einhalt zu thun, würden in dem übervölkerten China gesteiniget werden. Die sämmtliche Bevölkerung des ganzen chinesischen Reiches belief sich, nach der hier angestellten Berechnung, im Beginne des Jahres 1813 auf dreyhundert vier und siebzig Millionen Köpfe.

Während der friedlichen Zeiten, die das Reich genießt — die einzelnen Aufstände im Innern und die Kriege in der kleinen Bucharey waren unbedeutend — hat sich die Bevölkerung in den letzten Jahren um Vieles vermehrt. Wir halten deßhalb dafür, daß die Bevölkerung China's und des chinesischen Reiches bey dem Ende des Jahres 1836 wenigstens auf vierhundert Millionen Seelen geschätzt werden müsse. — „China", heißt es in Neumanns Anzeige eines Werkes von Siebold über den Sternanis (398 — 401), „ist die

Mutter der Kultur und Civilisation Japans; aus dem Reiche der Han haben die Japaner ihre Literatur, ihre Künste und Wissenschaften erhalten. Mit dem Chinesenthum haben sie zwar manchen Aberglauben und mehrere der Vorurtheile eingesogen, welche den ächten starren Sohn des Jao und Schun charakterisiren. Sie bleiben aber fern von dem satanischen Hochmuthe und der souveränen Verachtuug alles Fremden, welche den Chinesen immerdar an allem Vorwärtsschreiten in Kunst und Wissenschaft, an aller weitern geistigen und moralischen Ausbildung hindern wird.

Des Chinesen äußerliche, compilatorische Weise in der Beschreibung und Zusammenstellung der naturhistorischen Gegenstände konnte sich gegen das neue Licht, welches von den Arbeiten eines Kämpfers, Thunberg und Linne ausging und die östlichen Inseln beleuchtete, nicht mehr halten. Man übersetzte und bearbeitete jetzt die Werke der europäischen Naturforscher und Reisenden in Japan."

Wir erhalten bey dieser Gelegenheit eine interessante Uebersicht der sämmtlichen naturhistorischen Werke der reichhaltigen chinesischen und japanischen Bibliothek zu Leyden, deren Titel in einer deutschen Uebersetzung in der Zeitschrift mitgetheilt wurden.

So hätten wir nun bis auf einige unbedeutendere Anzeigen die Durchmusterung des mannigfachen Inhaltes dieser neuen Zeitschrift vollendet, und sowohl den Standpunct wie die Richtung der einzelnen Aufsätze großentheils mit den eigenen Worten der Herrn Verfasser angedeutet. Es ist hier, wie jeder schon in einem flüchtigen Blicke aus unserer Zusammenstellung ersieht, des Lehrreichen, Schönen und Anregenden in Fülle aufgetragen. Wir hielten es in der That für einen wahren Verlust für die Wissenschaft, wenn diese, einzig und allein in ihrem Interesse unternommene Zeitschrift, aus Mangel an Unterstützung von Seiten des gelehrten Publikums in Stockung gerathen, oder ganz eingehen möchte.

C. F. Neumann.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. September.

Nro. 184. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

G. C. v. Pfisters, Dr's. weil. Generalsuperintendenten von Tübingen ꝛc. Geschichte der Verfassung des Wirtembergschen Hauses und Landes.

(Schluß.)

Das allodiale Landgebiet, und die Landesherrlichkeit; „wie die Graven von Wirtemberg als Staatsmänner und Staatswirthe ein geschlossenes Landgebiet mit Landesherrlichkeit erworben haben," — das wird in drey Abschnitten gezeigt. Die Erörterung beginnt mit Ulrichs I. Söhnen, und mit Eberhards Kampf gegen das Haus Habsburg. — Soviel von dem, was im Werke als „Voruntersuchungen" bezeichnet ist.

Nun folgt die eigentliche Geschichte der Haus- und Landesverfassung, die in diesem ersten Bande in zwey Büchern, jedes wieder in mehreren Abschnitten, fortläuft. Das erste Buch reicht bis zur Aufrichtung des Herzogthums 1495. „Wir sehen, wie einfach die ursprünglichen Verhältnisse waren, wie aus der hausväterlichen Gewalt die landesherrliche hervorgeht."

„Seßhafte Lebensart und festes Landeigenthum bestanden bereits in Teutschland um die stürmische Zeit, als das römische Reich im Westen von germanischen Völkern zerstört wurde." An und in den Alpen noch mehr: — allenthalben blieb das eingeborne, das Stammvolk gegen die ein- u. durchziehenden Schaaren in seinen Rechten, auf seinem Boden, wenn auch nicht ungeschmälert, ungemischt und ausschließlich. „Seitdem ist in allen größern und kleinern Staatsgebieten das Grundeigenthumsverhältniß die Basis des Verfassungslebens — durch anderthalb Jahrtausend — geblieben." In den vielen vereinigten Landestheilen Wirtembergs werden nun drey Hauptclassen des Ober- oder Grund-Eigenthums aufgeführt: Eigen, Lehen, und Vogteyen; — und die landesherrlichen Gerechtsamen davon abgeleitet. Hieran reiht sich das wichtige Capitel von den Verträgen; — nämlich von den Hausverträgen; und von den Landesverträgen; geschlossen zu Urach, Reichenweiher, Münsingen, Stuttgardt, Frankfurt, Eßlingen; — ihre Schwierigkeiten im Vollzug. S. 145. zu Eßlingen 1494. Aber eine höhere Hand entschied anders, als die Verträge. Die beyden regierenden Linien blieben ohne Erben; und das Land kam auf Heinrichs Stamm, dem die Erbfolge auf diesen Fall vorbehalten war. Bey dieser Aussicht ergab sich die Untheilbarkeit von selbst, und so entstand aus dem Seniorat das Erstgeburtsrecht, das zwar erst im Herzogsbrief deutlich ausgesprochen ist." Im siebenten Abschnitt wird untersucht, in wiefern die Landstände zu den Hausverträgen mitwirkten, und was Reichs- Land- und Kreisstände gewesen? S. 155. In den meisten wesentlichen Puncten der Landesverträge ist auch in Wirtemberg nichts anderes festgesetzt als „wie es von Alter hergekommen." Im neunten Abschnitt: von der ständischen Mitwirkung in Bezug auf Krieg und Frieden. Eilfter Abschnitt: von der Ritterschaft und den Prälaten. Vierzehnter Abschnitt: Erhebung des Landes zu einem reichslehnbaren Herzogthum.

Wenn auch Hr. Pfister irgendwo die befangene Meynung äußerst, daß die Graven von Wirtemberg sich gleichfalls durch die Stiftung von Klöstern wehe gethan, und daß sie durch deren Politik fast ausgezogen worden wären; so müssen wir gleichwohl hier wieder auf das historische Axiom zu-

rückweisen, daß auch diese Graven in ihrer Stellung als Kirchen- und Klostervögte reichlichen Ersatz hatten, und daß eben im Kirchen- und Klostergut den Landesfürsten und dem Volke der best bearbeitete und mildest bewerthete Fundus bewahrt worden.

Das zweyte Buch der Geschichte der Haus- und Landverfassung begreift in dem Zeitraum von 1496 — 1568 die Gründung der Landesverfassung und Kirchenreformation in XVIII. Abschnitten. Der dritte Abschnitt: Emancipation des Bürger- und Bauernstandes durch den Tübinger-Vertrag — ist im Wesentlichen dahin zu verstehen, daß nun, statt der Amtleute, Vögte, Keller und Schultheißen, magistratische Abgeordnete und Gemeindedeputirte erschienen. Diese Art von Emancipation sehen wir auch in andern teutschen Territorien gleichzeitig, ja in manchen geistlichen Fürstenthümern wohl noch früher, hervortreten. Fünfter Abschnitt: Oesterreichische Interimsregierung, den Landständen günstig. Sechster Abschnitt. Gefahren der Verfassung in Folge des Bauernkriegs. Zehnter Abschnitt: Ulrichs II. Wege der Gewalt; Herzog Christoph, der Wiederhersteller durch Güte und Versöhnung. Zwölfter Abschnitt. Das Kirchengut, und dessen Verwendung und Vertretung gegen den Bischof. Vierzehnter Abschnitt. Gesetzgebung: Landrecht, Landesordnung ꝛc. Sechzehnter Abschnitt. Organisation permanenter Ausschüsse; ihre selbstständigen Kassen; Landesinspection. Achtzehnter Abschnitt. Ein Hauptmangel blieb in der Verfassung. Die bisherigen Landes- und Kammerschulden waren geordnet; aber kein positives Gesetz hinderte, bey dieser (Kammer!) neue Rückstände, neue Schulden zu häufen. Vor der Hand wollten die Stände, als Herzog Christoph sie hieran erinnerte „auch des Herzogs Staat einzurichten," das ihm selbst und seinen hochverständigen Räthen überlassen. —

Soviel mag genügen, um von dem wohlgeordneten, gründlichen, und lehrreichen Inhalt dieses ersten Bandes einen Vorgeschmack zu geben; noch lehrreicher, für unsere Zeit, dürfte der zweyte Band werden.

v. Koch Sternfeld.

Die Markgrafschaft Mähren, topographisch, statistisch, und historisch geschildert, von Gregor Wolny, Benedictiner und Professor. Brünn. Selbstverlag des Verfassers, 1835 — 1837 — zur Zeit IV. Bände in 8.

Der I. Band begreift den Prerauer-Kreis; mit dem, wie es scheint, sehr wohl getroffenen Bildniß des kk. obersten Kanzlers, Grafen Mitrovsky ꝛc.;

der II. Band, in zwey Abtheilungen, den Brünner-Kreis;

der III. Band, die Hälfte des Znaimer-Kreises.

Es stehen also noch zu erwarten: die Vollendung des Znaimer-Kreises; der Olmützer-Kreis, der Hradischer-Kreis, und der Iglauer-Kreis: — sofort wenigstens noch IV Bände; zusammen acht. Der Troppauer-Kreis, oder schlesische Antheil, wird von einem Herrn Professor Ens geliefert werden.

Hr. Professor Wolny giebt über die Quellen und Hülfsmittel dieses Werkes, das sich an Umfang, Gründlichkeit und Vollständigkeit gleich vortheilhaft auszeichnet, umständlichen Bericht. Wieder sind es zuvörderst die HH. Grafen von Mitrowsky, kk. oberster Kanzler, „den das heutige Mähren den größten seiner Söhne nennt," und Graf von Inzaghi, Hofkanzler, ehevor Gouverneur in Mähren; welche durch kräftigen administrativen und pecuniären Vorschub es möglich machten, Hand an das Werk zu legen. Die obersten Landesstellen, die hohe Geistlichkeit, der landfässige Adel: — öffneten dem Hrn. Prof. Wolny ihre Ressorts; der statistische Theil ward aus den Conscriptionsacten geschöpft. Bekanntlich wird in den kk. Staaten die jährliche Conscription, mit der Statistik verbunden, durch ambulirende Militär-Commissionen, wozu stets sehr intelligente Offiziere aus den Regimentern ausgewählt werden, gepflogen. Was hierin noch zu ersetzen seyn möchte, lieferten die kk. Kreisämter, wobey des Hrn. Gubernial-

raths und Kreishauptmanns Schrötter, mit vielem Dank erwähnt wird, in Folge ihnen von der Regierung insbesondere zugegangener Aufträge. Aus den Steuerregulirungs-Acten und Katastralarbeiten wurden über Boden und Viehstand und Landwirthschaft die Daten zusammengestellt. Hr. Prof. Albin Heinrich zu Brünn, die Mineralogen Dr. Ulram, Boleslawsky, Rudczinsky, v. Mehofer, und Hruschka förderten den naturhistorischen Theil; die löblichen Mährischen Stände, die gelehrten Vereine, die Museen, die Magistrate — boten allenthalben die Hand. Was nun insbesondere den historischen Theil des Werkes anbelangt, so benützte dazu Hr. Prof. Wollny, in Verbindung mit Hrn. Boczek, Prof. der böhmischen Sprache und Literatur an der ständischen Akademie zu Olmüz, dem auch bereits in diesen Blättern nach Verdienst aufgeführten Herausgeber des Codex diplomaticus Moraviae, über 8000 Urkunden, und eine sorgfältig gesammelte Literatur, auf welche man sich, seyen es genealogische, wissenschaftliche, artistische, commercielle, topographische ꝛc. Beziehungen, vielfältig hingewiesen findet. Eine andere historische, den österreichischen Staaten ganz eigenthümliche Quelle, ist die Mährische Landtafel; in der That die reichste Fundgrube in Beziehung auf die Ankunft und den Wechsel der Güterbesitzer, auf Rang und Stand und Vermögen der adelichen Geschlechter, auf ihre Verzweigungen, Stiftungen, Testamente, Vermächtnisse u. s. w. Der Landraths-Präsident und oberster Landrichter in Mähren, Hr. A. Graf v. Sedlnizky, gestattet dem Verf. die unbeschränkte, bisher fast übersehene Benützung dieses Ressorts. Die mährische Landtafel ward im Jahre 1348 gegründet, und sie reicht, in 200 Foliobänden, bis in unsere Tage herab; nur die unheilvollen Hussiten-Stürme haben sie von 1421 bis 1437 unterbrochen. Dazu wurden aber noch an speziellen Belegen bey 7000 Handschriften gesammelt, welche bis auf das Jahr 879 zurückgehen. Noch müssen wir bemerken, daß im Jahre 1807, in Folge hoher Präsidial- und Consistorial-Befehle, von den sämmtlichen Ortsseelsorgern Mährens Inventarien über alle Kirchen, Capellen, Altäre, Denkmäler, Pfründen, Armen- und Pfleg-Anstalten ꝛc. verfaßt wurden. Es versteht sich, daß dieses goldene Buch sorgfältig fortgesetzt wird. Hr. P. Wollny schöpfte hieraus vor der Hand nur die Quintessenz bey der Beschreibung der Dominien; verspricht aber, wenn Muße und Gesundheit es gestatten, später eine eigene „kirchliche Topographie Mährens“ herauszugeben.

Was die innere Oeconomie dieses Werkes, dessen äussere typographische Ausstattung, nebst Druck und Papier, nichts zu wünschen übrig läßt, betrifft: so ist jedem Kreise eine allgemeine Uebersicht der physikalischen und politischen Verhältnisse vorangestellt. Dann folgt die Beschreibung der einzelnen Dominien mit ihren Zugehörden: z. B. Fideicomißherrschaft Weißkirch (mähr. Hranice), sammt dem Gute Drahotusch; — Olmützer Erzbisthums Lehengut Altendorf; — Allodherrschaft Alt-Tritsheim, (mähr. Stary Gy'ezin) u. s. w. Bey jedem Complexe sind auf- und durchgeführt: Lage; Besitzer, (gewöhnlich die längste Rubrik, aus den Erwerbstiteln, Verhandlungen, Testamenten, Vormundschaften ꝛc. Beschaffenheit, (nutzbarer Flächeninhalt, Gewässer, Bevölkerung, nach den Confessionen; Vertheilung des Bodens; Viehstand, Wirthschaft, Handwerke, Schulwesen, Armen- und Heilanstalten ꝛc.) Ortsbeschreibung, (hierin alle Ortschaften, Weiler, Einöden, mit ihren urkundlichen, teutschen und slavischen Namen, merkwürdige öffentliche und Privatgebäude, Denkmäler, die Namen ihrer Erbauer, Begründer, oder notablen Bewohner;) die angegebenen Jahrzahlen von besondern örtlichen Ereignissen, Unglücksfällen, Schlachten ꝛc. Größere Städte und vorderſamst die Hauptstadt Brünn, mähr. Brno, lat. Bruna haben besondere Abtheilungen. Diese Ausführlichkeit und Vollständigkeit erregt Erstaunen, und beweist was das, schon von Schlözer dem Entwurf solcher Werke vorangestellte: Vires unitae agunt, vermag, wenn ehrenhafte Ermunterungen, ergiebige Mittel, Wissenschaft, Kraft und Einheit, Beharrlichkeit und Selbstvertrauen, zusammenwirken. Aber nicht sowohl die Bearbeitung solcher Werke hat ihre Schwierigkeiten, als vielmehr in unsern Tagen, die Deckung der Kosten, die sichere Abnahme der Auflage. Der vom Hrn. Prof. Wollny unternommene Selbstverlag läßt uns daher, mit Hinsicht auf andere günstige Umstände, voraussetzen, daß er über die pe-

cuniären Exigenzen der Herausgabe vollkommen beruhigt seyn könne. — Ein Ortsregister, mit Nachträgen über Besitzveränderungen ꝛc. schließt jeden Kreis; nach Vollendung des ganzen Werkes wird ein alle Kreise und Bände umfassendes Register, vielmehr ein Registerband! und zwar gehörig substanzirt, beygefügt werden müssen; wodurch erst das Werk den erwünschten Grad von Brauchbarkeit und Gemeinnützigkeit erhält.

Dennoch wollen wir nicht unbemerkt lassen, daß dieser Typus eines historisch-topographisch-statistischen Handbuchs nur für einen kleinen Staat, für einzelne Provinzen, und unter ganz besonders günstigen Umständen, passend, und erschwinglich seyn kann. Hier kommt einem Unternehmer der Art noch zu statten, daß in Ungarn, Böhmen, Mähren ꝛc. die Gebiete, die Dominien noch selbstständige Complexe bilden, daß der Boden, der Güterbesitz noch nicht so sehr zersplittert, daß das Familienleben noch mehr heimathlich, denn als ein in sich zersetztes, und nach allen Richtungen aus- und durchfahrendes Weltleben ist. Wo immer dieses bewegliche und transitorische Element bereits die Oberhand gewonnen, und auch Geschichte, Topographie und Statistik gleichsam pulverisirt hat; da müssen solche Werke, um gekauft, gelesen und benützt zu werden, unbedingt mittels klarer, einfacher und bündiger Rubriken geschöpft, darin festgehalten und beschränkt werden. Das Uebrige mögen nach und nach Monographien, und provincielle Leistungen gewähren.

v. Koch-Sternfeld.

I. Regesta chronologico-diplomatica Friderici IV. Romanorum Regis, (Imperatoris III.) Aus den Reichs-Registraturbüchern des k. k. geheimen Haus-, Hof- und Staats-Archivs zu Wien, vom Jahre 1440 — 1493. Nebst Auszügen aus Originalurkunden, Manuscripten und Büchern, von Jos. Chmel, regulirten Chorherrn des Stifts Sct. Florian und k. k. Archivar ꝛc. Erste Abtheilung, vom Jahre 1440 bis März 1452. Wien bey Peter Rohrmann k. k. Hofbuchhändler 1838 in 4.

II. Der österreichische Geschichtsforscher. Herausgegeben von Jos. Chmel, regulirten Chorherrn und k. k. geh. Hof- und Hausarchivar zu Wien. I. u. II. Heft. Wien, 1838, in der F. Beck'schen Universitäts-Buchhandlung, in 8.

I.

Nach dem ersten Plan des Hrn. geheimen Archivars Chmel sollten sich seinen im Jahre 1834 erschienenen Regesten König Ruprechts die Kaiser Sigmunds anschliessen. Inzwischen hatte er bey Bearbeitung der Reichs-Registraturbücher von 1400 — 1519 die Excerpte über K. Friedrich III. bereits angefangen; schon im Jahre 1832 lagen sie aus 13 Folianten zum Drucke fertig, und so sollten sie, wiederholt umgearbeitet, erweitert und aus andern ihm zugänglich gewordenen Documenten vermehrt, nicht länger zurückgelegt werden.

Einen doppelten Gesichtspunct verfolgte Hr. A. Ch. bey dieser Herausgabe. Die gesammten Verhältnisse des K. Friedrich, so wie die Stellung der einzelnen Glieder seines Hauses, der Herzoge Albrecht, Sigmund, Ladislaus sollten durch diese Regesten klar werden; darum wurde auch die Geschichte der Landtage aus den Quellen mit aufgenommen. Dann wollte Hr. Chm. den Forschern die Mühe des Nachschlagens und Nachsuchens (bey den bereits gedruckten Stücken) ersparen; und bey den noch ungedruckten den vollständigen Abdruck ersetzen: also ein wohl substanzirtes Repertorium liefern; unstreitig ein sehr verdienstliches Werk. In so fern ein Theil dieser Regesten, aber in einer kürzeren Fassung, und 191 zu dieser Periode gehörigen Urkunden schon im ersten Bande der Materialien zur österreichischen Geschichte, (Wien 1837) enthalten waren; haben wir bereits im Jahre 1837 in diesen Blättern davon Nachricht gegeben.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. September.

Nro. 185. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

I. Regesta chronologico-diplomatica Friderici IV. Romanorum Regis, (Imperatoris III.) etc.

II. Der österreichische Geschichtsforscher. Herausgegeben von Jos. Chmel, ꝛc.

(Schluß.)

Auf 283 Seiten Großquart sind nun in dieser ersten Abtheilung mit kleiner und kleinster Notenschrift 2782 Regesten abgedruckt; manche derselben nehmen halbe und ganze Seiten ein, ja ein Blatt ein, woraus man auf die Reichhaltigkeit und Vollständigkeit des Stoffes schließen kann. Viele Artikel sind hinwieder, und das ganz zweckmäßig, auch nur mit einer Zeile abgefertigt. Unter andern fanden wir im Durchblättern des Werkes bey den ständischen Verhandlungen in Oestreich einen Bischof von Chiemsee, der im Namen K. Friedrichs, und mit großen Vollmachten seinerseits, öfter den Landtagsdeputirten, den Abgeordneten des Adels und der Städte gegenüber steht, und ihnen Bescheid giebt. (Es ist dieß der weise, christliche und geschäftskundige Silvester Pflieger, Doktor der Rechte, ehevor Domdekan zu Passau und Canzler des Erzstifts, dann als Bischof zugleich herzoglicher Canzler in Oestreich und Steyer; in der Folge auch von den Herzogen von Bayern betraut, der von 1438 bis 1454 dem Bisthum Chiemsee vorstand, und eine eigene Biographie verdiente.) Im Anhange von Seite I. bis CXI. sind wieder 98 Urkunden vollständig abgedruckt; in so fern sie dem Herausgeber wichtiger schienen. Sogleich die erste davon ist eine Erläuterung K. Friedrichs zu dem zwischen den Herzogen von Bayern früher angeordneten Friedensvertrag, vom 7. Sept. 1440. Andere Urkunden betreffen gerichtliche Entscheidungen, Bestättigungen älterer und neuerer Stiftungen; darunter zu Ingolstadt, städtische Ordnungen und Einrichtungen; Spruchbriefe und Privilegien vieler Edelgeschlechter; Anlagen neuer Landstrassen, in so fern ältere durch die Kriege zu Grund gegangen sind; z. B. zu Zwigkaw, Kemnyzz, Budissinn, Görlicz, durch die Lusicz, (Lausiz,) u. s. w. im Umfange des heiligen römischen Reichs; Zollvorschriften; das Bier zu der Newenburg (Naumburg) scheint damals, wie jetzt das bayerische, durch weite Lande gegangen zu seyn.

Die Stadt Freyburg im Uechtlande ruft Oestreich zur Herstellung ihrer durch Partheyungen gestörten Ordnung an; „der Gemeinde Clag gegen die Räth: — der alten Freyburger Clag gegen die neuen Oberamtleut“ u. s. w. Die Partheyungen haben sich in diesen Republiken wohl von jeher oft und viel geregt und genügende Abhülfe konnte öfter nur von auswärts, durch das monarchische Princip, erlangt werden. Den Beschluß des Anhangs macht Goswini Mandoctae descriptio introitus Imp. Friderici III. in urbem Romam et subsecutae coronationis. In diesem Artikel wußte sich Goswinus, seines feudalistischen Jahrhunderts ungeachtet, viel kürzer zu fassen, als die Journalisten unserer emancipirten Zeit bey ähnlichen Anlässen; wo freylich auch nicht zu übersehen ist, daß das damalige Ceremoniel ungleich einfacher war, als es sich jetzt mit dem Habitus, mit der Schau- und Schmauselust, immerhin ein merkwürdiger Aufschwung in der heutigen Repräsentation, ausgewickelt und entfaltet hat. — Die zweyte Abtheilung von 1452 — 1493 verspricht Hr. A. Chm. bald

folgen zu lassen; zugleich mit Register, (wovon die Brauchbarkeit solcher Regesten und Diplomatarien so sehr abhängt;) Verbesserungen und Nachträgen.

II.

Hier ist es vorderſamst auf die vaterländische, auf die österreichische Geschichte abgesehen; auf Sammlung des Stoffes, und auf Zutageförderung der erforschten Resultate. „Für Jene, welchen ein Roman, eine Novelle“ (oder eine eben so oberflächliche als dreiste Compilation) höher steht, als gründlich bearbeitete Geschichtswerke, denen alles Urkundliche rein unnützer Plunder ist; für diese ist der Geschichtsforscher natürlich nicht bestimmt.“

Er könnte aber, meynt Hr. A. Chm. neben der allenthalben gebährenden Mund- und Finger-Fertigkeit, doch auch sein Fortkommen finden. Es sollte ein lebendiger Verkehr werden zwischen den in den Provinzen zerstreuten Forschern und den in der Hauptstadt aufgespeicherten Quellen und Materialien; — mit guten Materialien, und mit kräftigen und kundigen Händen, meynt Hr. Chm. sollte gebaut, und von unten auf zu bauen angefangen werden. Auch aus historischen Sandkörnlein und scheinbaren Kleinigkeiten gingen öfter bedeutende Resultate hervor. Die Menschen in der Geschichte seyen mindestens so interessant, als die 20 Generationen der Blattlaus, und die 6 Mägen eines Punctthierchens, (Monas) — in der Naturwissenschaft. Man müsse es nur aufzufassen, und einzureihen verstehen. Ja wohl; das ist die Kunst und das Talent.

Das vorliegende erste Heft enthält folgende Nummern. I. Beyträge zum österreichischen Codex diplomaticus. 1) Zum österreichischen Städtewesen. a) Waidhofen an der Ybbs; und b) Ybbs sind die Städte, aus deren Registraturen hier, vom XIV. Jahrhundert an, einige Auszüge geliefert werden. Ob es nicht zweckmäßig gewesen wäre, z. B. bey Waidhofen ein paar Worte über dessen früheren Bestand unter den Bischöfen von Freysing vorauszusenden? c) Nußdorf. Ordnung und Gerechtsame der dortigen Schifferinnung von 1450. II. Zur österreichischen Finanzgeschichte in der ersten Hälfte des XIV. Jahrhunderts. Kelleramt zu Wien; Hofmeisteramt, Mauth Linz; Gericht zu Klosterneuburg, zu Krems, Mauthen zu Enns, Amt zu Gmunden, Stein, Steyer, Eisenerz; Landschreiberamt zu Grätz ꝛc. Ob irgend ein heutiger Finanzmann von diesen an sich allerdings schätzbaren Notizen — Notiz nimmt? — III. Zur Geschichte der Wiener-Universität im XV. Jahrhundert. Ein merkwürdiger Beleg zur Geschichte der Arzneykunde möchte der Lectionscatalog der damaligen medicinischen Facultät zu Wien seyn vom Jahre 1450. Ueber Hippokrates und Galenus, de febribus, de pulsibus, de interioribus, et elementis, de antitotariis etc. wurden theoretica und practica gelesen; insbesondere trugen drey Celebritäten: Arnoldus de Novavilla, Bernhardus de Gordano, und noch ein Collega: Nicolaus, die Materie „de Urinis“ vor. Es waren meistens wälsche Herren, welche damals den Teutschen „die Kunst der Erzney“ eintrichterten, wie früher das römische Recht. Strenge lauten die Statuten für die Apotheker und die praktischen Aerzte, deren Andrang man auch damals steuern zu müssen glaubte, „damit der Schalkait des Practicirens mit Töttung der Menschen und Mörderey nymer soll gestattet auch zugesehen werden.“ „Ein bebärter Doctor“ — (wohl nicht bebartet, sondern bewährter —) soll hinlänglich geprüft, und bey einer Universität eingeschrieben seyn. Nichts neues in der Welt. Auch unter den Franken war, wie wir uns aus Gregor von Tours zu erinnern glauben, die Anzahl der praktizirenden Aerzte so groß geworden; daß ein Gesetz den Anverwandten des Verstorbenen erlaubte, dessen Arzt, bey Verdacht von Ungeschicklichkeit oder Nachläßigkeit, zur Bestrafung nach Willkühr zu ergreifen. Auch auf „die Würczler,“ (Wurzengräber?) hatten die Wiener-Statuten ein scharfes Absehen gerichtet. A. Chmel hat den gelehrten und renomirten Namen dieses Lectionscalaloges interessante Noten über ihre Schriften, über Herkommen und Schicksale beygefügt.

IV. Historia Friederici IV. et Maximiliani I. ab Jos. Grünbek: „presbitero norico.“ Aus diesem mit Federzeichnungen und Maximilians Randglossen versehenen Manuskripte werden hier einzelne Capitel und Beschreibungen gegeben. V. Auszüge aus interessanten Handschriften der k. k. Hofbiblio-

thek zur Geschichte des XVI. Jahrhunderts. VI. Notizenblatt. Sehr zweckgemäß. A) Aus den handschriftlichen Verzeichnissen der Bibliothek und des Archives auf dem gräflich Starhenbergischen Schlosse Riedeck in Oberösterreich. B. Von ausländischen für Oestereich Interesse habenden Quellenwerken. Darunter überraschte uns die Hinweisung auf die historische Zeitschrift für den Untermaynkreis in Bayern, 1832.

Vom zweyten Hefte wollen wir hier nicht viel mehr als nur die Rubriken anzeigen. Nr. VII. Urkunden der vier Vorarlbergischen Herrschaften und der Grafen von Montfort, von J. Bergmann, Custos am k. k. Münz- und Antiken-Cabinet ꝛc. Diese vier Herrschaften sind: Feldkirch, Bludenz, Bregenz und Hohenems, mit den zwey einverleibten kleinern Gebieten, von Sct. Gerold und Blumeneck, jenes früher zur Abtey Einsiedeln, dieses zum Stifte Weingarten gehörig, mit 96,300 Einwohnern auf 44 23/100 Quadratmeilen. Zwar beginnen diese Urkunden erst mit dem XIV. Jahrhundert aber gewiß ist es, daß das rhätische, (nach unserer Ansicht vielmehr romanische) Geschlecht der Montfort als Richter und Schöppen über die Carolingischen Landgerichte hinaufreichen. Diese Erwerbungen des Hauses Habsburg in Vorarlberg sind ein Gegenstück zu Pfisters von uns in diesen Blättern angezeigten Erwerbungen des Hauses Wirtemberg. Die historische, topographische und genealogische Einleitung bewährt einen gründlichen Forscher. Dazu eine lithographirte Karte. Nr. VIII. Zur Münzkunde des neunten Jahrhunderts aus Italien und Kärnthen ꝛc. von J. Bergmann ꝛc. mit lithographirter Abbildung. Nr. IX. Markgraf Konrad in den Urkunden des Stifts Waldhausen und im Saalbuche zu Göttweig, von J. Stülz, Archivar zu Sct. Florian. Der gleichzeitige Graf Konrad von Beilstein konnte jener Markgraf wohl nicht gewesen seyn, wie aus der Abhandlung: der Beilsteine und Playen letztes Jahrhundert, in unsern Beyträgen zur teutschen Länder-, Völker-, Sitten- und Staaten-Kunde (München 1833) sattsam hervorgehen dürfte; daher allerdings jener Markgraf Konrad zu Znaim, väterlicher Seits ein Enkel aus Semt-Ebersbergischen, und mütterlicher Seits von beilsteinischem Geblütr mehr zur Stelle paßt. Wir haben von diesem Konrad gleichfalls in diesen Blättern gesprochen, aus Anlaß der Geschichte von Böhmen von Palacky. Auch des Hrn. Prof. Filz haben wir dabey, wie immer an seinem Orte, in Ehren gedacht. Was aber das Verdienst der ersten Hervorstellung der Williburg, Gräfin von Tengling-Beilstein anbelangt; so gebührt das unstreitig dem Hrn. Grafen Dübüat, dessen um siebenzig Jahre früher erschienenen und Hrn. Stülz kaum bekannten Origines boicae domus P. I. p. 277 etc. diese Abstammung klar nachweisen. Man sehe auch die bayerischen Annalen Jahrgang 1835 Nr. 61. Nicht minder enthält der libellus vetustissimus berthersgadensis, noch unedirt, einige merkwürdige Stellen von den Dynasten von Machland. Unter andern vollbringt der vielbegüterte Edelherr Ernst von Zaisering am Inn im Chiemgau, ursprünglich das slavische Zlusinagora, in Verbindung mit Otto von Machland, in dem sie sich gegenseitig cognati nennen, mehrere Schenkungen an Kirchen. Wahrscheinlich waren ihre Mütter aus dem Semt-Ebersbergischen Zweige der Grafen von Beugen und Persenbeug in Oestereich; wovon ein andermal mehr. — Nr. X. Aktenstücke Herzog Philipps von Burgund Gesandtschaft an den Hof des röm. Königs Friedrich IV. ꝛc. von Ernst Birk, Scriptor an der k. k. Hofbibliothek mitgetheilt.

Nr. XI. Beyträge zur Geschichte der landesfürstlichen Münze Wiens im Mittelalter, von Th. von Karajan, Archivsbeamten ꝛc.

Nr. XII. Notizenblatt vom Herausgeber. Literatur der österreichischen Geschichte seit 1829, also von zehn Jahren.

An sich ist diese, mehrere Bogen füllende Abtheilung, zunächst ein specielles Verzeichniß aller Leistungen der acht Jahrgänge der historischen Zeitschrift von Wien, sehr instructiv und zweckgemäß in Beziehung auf die gemischten Leser dieses Geschichtsforscher, um sie nämlich mit der vorräthigen historischen Literatur bekannt, und so nicht sowohl Halb- und Vielwisser, als gründliche Wisser zu machen. Die Vorstände der historischen Vereine können ihren Beruf, und ihre eigene Tüchtigkeit, nicht besser beurkunden, als wenn sie von Zeit zu

Zeit die schon vorhandene ältere und neuere historische Literatur in Erinnerung und in practischen Verkehr bringen.

Die Fortsetzung dieser Hefte des österreichischen Geschichtforschers hängt lediglich von der Theilnahme des Publicums ab. Da Hr. geh. A. Chmel selbst an einer so überreichen historischen Quelle sitzt; an Rührigkeit und Lust zur Mittheilung Seinesgleichen sucht, und, wie es scheint, auch über eine hinlängliche Anzahl dienstbarer Geister — zu mechanischen Arbeiten — zu verfügen hat: so dürfte er wegen guter Mitarbeiter, was diese beyden Hefte zeigten, nicht sobald in Verlegenheit kommen. Um Leser, um Abonnenten, ist es bey solchen Unternehmungen zur Sicherung der Herausgeber und Verleger zu thun. Im gastlichen Oestereich, wo noch einige hundert Klöster und Corporationen bestehen, Adel, Geistlichkeit und Magistrate Behufs ihrer Existenz und Verfassung auf geschichtlichen Grundlagen fortbauen müssen; und die Primaten des Landes so rühmlich und großartig, wie ein Graf Mittrovsky, historische Werke fördern, und zu fördern vermögen; da wird doch auch dieser Geschichtsforscher sein Fortkommen finden?

v. KochSternfeld.

ΨΕΛΛΟΣ. Michael Psellus de operatione Daemonum cum notis Gaulmini curante Jo. Fr. Boissonade. Accedunt inedita opuscula Pselli. Norimbergae apud Fr. Nep. Campe. MDCCCXXXVIII. XXVII. 348.

Pselus Dialog über die Wirksamkeit der Dämonen, *περὶ ἐνεργείας δαιμόνων*, bildet den geringsten Theil dieses Buches p. 1 — 36; alles übrige p. 36 — 188 erscheint aus den Schätzen der Pariser Bibliothek zum ersten Mal. Ein Autor des eilften Jahrhunderts hat zwar wenig Bedeutung für das griechische Alterthum, aber immerhin stand ihm noch vieles zu Gebote was für uns unwiederruflich verloren ist. Darum betrachten wir hier nicht jenes längst bekannte, in anmuthiger Form

geschriebene, aber wenig belehrende Gespräch, das von den Euchiten und dem Einfluße der Dämonen auf die Menschen handelt, sondern bezeichnen nur die vordem noch nicht bekannten Stücke ihrem innern Werthe nach.

1. *Τίνα περὶ δαιμόνων δοξάζουσιν Ἕλληνες;* p. 36 — 43 die Frage, was die Alten von den Dämonen gehalten haben, ist wichtig genug, um interessante Aufschlüsse zu erwarten, aber statt daß die Ansichten der bedeutendsten Philosophen zusammengestellt werden, ist nur das Urtheil des Jamblichus und Porphyrius über die Geisterwelt angegeben; rücksichtlich des Volksglaubens wird nachgewiesen — und dieß bildet den Hauptinhalt der Schrift — was die Alten unter *μυστήρια, μαγεία, γοητεία, κληδών* verstanden und wie sie diese angewendet haben; hier lesen wir über den Ritus des Opferns manches sonst nirgends erwähnte, wie es überhaupt Excerpte aus unbekannten Büchern sind, die wenn sie als ächt angenommen werden können, manche Belehrung gewähren; aber Geisterbeschwörungen, wie sie p. 41 beschrieben werden, gehören sicher nicht in die gebildete griechische Zeit und mögen erst im zweyten Jahrhunderte aus dem orientalischen Aberglauben herübergepflanzt worden seyen; auch bleibt der Verfasser so wenig bey seiner Frage, daß er zuletzt sich in die Assyrischen und Chaldäischen Wahrsagereyen verliert; dennoch ist diese Abhandlung als das wichtigste zu betrachten und wurde schon handschriftlich von St. Croix und Th. Taylor in ihren Schriften über die Mysterien benutzt.

2. *περὶ τῶν Ἰδηναικῶν τόπων καὶ ὀνομάτων.* p. 44 — 8 geographisches Namenverzeichniß; Psellus behauptet es aus vielen Schriften zugetragen zu haben; doch ist dieses nichts als ein sehr magerer und unvollständiger Auszug des neunten Buches von Strabo.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. September.

Nro. 186. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Grundlehren der Kräuterkunde von H. F. Link, Dr. der Philos. und Arzneyk., Prof. und Director des bot. Gartens u. s. w. Auch mit lateinischem Texte: Elementa Philosophiae botanicae u. s. w. 2 Theile mit lith. Tafeln. 2te Ausgabe. Berlin 1837. 8. B. I. Deutsch und Latein 501 S. B. II. 377 S.

Wir erhalten in diesem Werke eine vollkommen umgeänderte Ausgabe der vor 13 Jahren erschienenen Elementa philosophiae botanicae, wofür wir dem Verfasser nur Dank sagen können, da er sich einer so bedeutenden und in den meisten Puncten so gelungenen Arbeit unterzog.

Ohne in eine Vergleichung beyder Ausgaben einzugehen, wollen wir hier nur das insonderheit anführen, was uns bey Durchlesung des vorliegenden Buches als wichtig und der Besprechung werth aufstieß, dabey aber ganz obenhin eine Skizze des reichen Inhalts geben, indem wir voraussetzen dürfen, daß der Ideengang, den der Verf. in der Exposition der Materien einschlägt, und der im Ganzen keine wesentliche Veränderung erlitt, bereits aus der 1ten Ausgabe hinlänglich bekannt ist.

In der Vorrede spricht sich der Verf. über die wichtigsten Gegenstände, die im Folgenden abgehandelt werden, und worüber er mit andern Schriftstellern größtentheils abweichender Ansicht ist, so kurz als möglich aus. Darauf folgt eine Einleitung, allgemeine Sätze enthaltend. §. 3. werden die Molecularbewegungen für Lebensäußerungen der sie hervorbringenden Körper erklärt, die somit auch unorganisch seyn können, daher das Leben nicht allein den Organismen als Attribut zukomme. — Ich halte diese Bewegungen für eine allgemeine Eigenschaft der Materie und nur in so ferne ihr Leben zukömmt, können auch jene Bewegungen für Lebensäußerungen angesehen werden. §. 5. Wird der Begriff von Art, Abart und Abänderung gegeben. „Das Beständige an Gestalt und Eigenschaften in der Reihe der Zeugungen bestimmt die Art. Diese ist also gleichsam ein Individuum 2ter Potenz, da gleichfalls das Beständige der Erscheinungen einen Körper zum Einzelwesen macht.“ Ganz richtig! „Was verschieden erscheint, aber in der Reihe der Zeugungen wieder ähnlich wird, macht eine Abart (varietas). Sie wird nun entweder zur Unterart (subspecies), wenn die Reihe der Zeugungen, worin das Verschiedene zur Art zurückkehrt, sehr lang ist, im entgegengesetzten Falle eine bloße Abänderung (variatio).“ Nach dieser Ansicht werden nur die durch den Vorgang der Zeugung unter einander verbundenen Wesen in den Begriff der Art aufgenommen, also nur organische Wesen, da nur diese solche Reihen von einander abhängigen Wesen darstellen. Zur Bestimmung, ob irgend ein Einzelwesen unter den Begriff von Art, Abart u. s. w. gehöre, ist eine durch längere Zeit fortgesetzte Beobachtung, und in vielen Fällen selbst ein Versuch nöthig. Das wird der Physiologe alles zugeben, nicht aber der Systematiker, dem es nur darum zu thun ist, nach dem Principe der Aehnlichkeit ähnlich oder verschieden gestaltete Wesen mit einander zu verbinden, oder von einander zu scheiden, ohne Rücksicht auf die zeitlichen Verhältnisse, unbekümmert, woher das eine oder das andere komme.

Auf solche Weise sucht sich neuerlichst die von F. Mohs als naturhistorische Methode im Mineralreich eingeführte Art der Begriffsbestimmung auch

in die Botanik einzudrängen,*) der wir sowohl an und für sich als in der Weise, wie die Sache bis jetzt ausgeführt ist, unsern Beyfall nicht schenken können. Spring (Ueber die naturhistorischen Begriffe von Gattung, Art und Abart ꝛc. 1838) schlägt vor, dem Ausdrucke Abänderung (variatio) eine allgemeinere Bedeutung zu geben und Abartung, Ausartung, Bastardbildung und Mißbildung darunter zu subsumiren. Ich glaube, daß sich dieses Wort in seiner weiteren Bedeutung gut dazu eigne, möchte aber dasselbe mit dem lateinischen Ausdrucke Deflexio verbinden und davon den Begriff der Ausartung (degeneratio) und Mißbildung (deformitas) als pathologischer Vorgänge scheiden, die ich als Abweichung (Deviatio) bezeichne. §. 11. ist von den Unterscheidungsmerkmalen der Pflanzen und Thiere die Rede. Die Vertheilung der Nahrungsmittel im ganzen Körper, ohne vorher in inneren Behältern verdaut zu werden, scheint dem Verf. als Hauptmerkmal der Pflanzen zu gelten. Oscillatorien und Bacillarien werden für Pflanzen erklärt. Die bey den Pflanzen in vielen Bildungen erscheinende Schraubenlinie wird mit der Form electrischer Strömungen verglichen (§. 14); der Mangel an deutlicher Empfindung und willkührlicher Bewegung bey Pflanzen wird dem ihnen eigenen Streben nach Außen zugeschrieben; daher auch keine Präponderanz von Centralorganen, wie z. B. Herz und Gehirn (§. 15). Das Entstehen einer Membran wird ferner (§. 16) als Wirkung physischer Kräfte erklärt. Diese Erklärung möchte ich aus mehreren Gründen nicht gut heißen; denn darnach müßte jede Flüßigkeit an ihrer Oberfläche Festes bilden, und nie ein Festes in der Flüßigkeit entstehen können, was aber beydes der Fall ist. Was unter den Holzfasern verstanden ist, weiß ich nicht; sind es Zellen, so versteht es sich wohl von selbst, daß sie Innen hohl sind. Die Spiralfaser wird auch ursprünglich als eine Röhre angesehen. Mohl hat bekanntlich sehr gewichtige Gründe für das Gegentheil angeführt.

*) De caricibus territorii vindobonensis. Autore Dr. Rettenbacher. 8. Viennae 1836. Die Plantagineen ꝛc. von Dr. Leydolt. Wien 1837 in 4. mit lith. Abbild.

Das Durchlassen und Zurückhalten der Flüßigkeiten in den Zellen, so wie das Abhalten der Luft wird dem Tone (tonus) der Pflanzenmembran zugeschriebeu, diese hat aber dazu keine sichtbaren Poren vonnöthen.

Ich glaube, daß das Ganze auf einer Art organischer Hygroscopicität beruht. Der Verf. nennt diese Vorrichtungen im Pflanzenorganismus Functionen des 1ten Grades; die des 2ten Grades sind: Ernährende, Ausdehnende d. i. das Wachsthum hervorbringende, und Ab- und Aussondernde.

Zu den Verrichtungen des 3ten Grades gehört die Fortpflanzung. Störungen in diesen Verrichtungen bringen im ersten Grade Krankheiten, im 2ten Abweichungen, im 3ten endlich Abänderungen hervor. Ich meines Theils möchte wohl die Abweichnngen, nicht aber die Abänderungen für Störungen (abnorme Veränderungen) des Bildungsprozesses ansehen.

(Schluß folgt.)

ΨΕΛΛΟΣ. Michael Psellus de operatione Daemonum cum notis Gaulmini curante Jo. Fr. Boissonade. Accedunt inedita opuscula Pselli. Norimbergae apud Fr. Nep. Campe. MDCCCXXXVIII. XXVII. 348.

(Schluß.)

3. *περὶ χαρακτήρων συγγραμμάτων τινῶν* p. 48 — 52 eine kurze Anleitung, wie man die Alten zu lesen habe; man beginne nicht wie gewöhnlich mit den Unterhaltungsschriften eines Philostratus, Lukianus, Achilles Tatius und ähnlichen, sondern lerne zuerst die vorzüglichen historischen, philosophischen und rhetorischen Werke, einen Thukydides, Plato, Plutarchus, Demosthenes, Isokrates, Lysias, kennen.

4. *ἀλληγορία τοῦ παρ' Ὁμήρῳ Ἰθακησίου ἄντρου* p. 52 — 6 Auszug aus Porphyrius, welcher am Schluße auch namentlich erwähnt wird.

5. *ὅτι τὰ κινήματα τῆς ψυχῆς ἐοίκασι ταῖς τῶν οὐρανίων κινήσεσι.* Ein und dreyßig ganz unmetrische Trimeter, in welchen der Mensch mit der allgemeinen Weltseele, sein Geist, *νοῦς* mit der Sonne, die Seele, *ψυχή* mit dem Monde, der Körper, *σῶμα*, mit der Erde, *γῆ*, verglichen wird.

6. *εἰς τὸ ἐν Νικομηδείᾳ ἠχεῖον* p. 58 — 62. Erklärung und Angabe der physischen Gründe welche jenes Echo hervorbrachten; da es aus einem Hause kam, betrachteten es die einen als eine Wundererscheinung, die über alle Ursachen hinausgehe, andere glaubten, es werde durch gewisse künstliche, mechanische Mittel hervorgerufen.

7. *ἐπιλύσεις διαφόρων ἐρωτημάτων* p. 63 — 9. Antworten von Fragen der verschiedensten Art. Da die ausführliche Stelle über den Zustand der Gesundheit p. 66, wie der gelehrte Herausgeber nachgewiesen hat, vollständig aus dem plutarchischen Buche de placitis philosophorum, V. 30. abgeschrieben und deswegen auch für die Kritik nicht unbedeutend ist, so ist wohl die sorgfältige Bestimmung des geraden, *ἄρτιον* p. 63 — 5 eben so wenig Eigenthum unsers Psellus und wahrscheinlich aus einem uns unbekannten ältern Buche übergetragen. Hieher gehört auch die folgende mit Unrecht besonders gestellte grammatische Abhandlung: *ἑρμηνεία τῶν δασέων καὶ ψιλῶν καὶ μέσων στοιχείων*, p. 69 — 73, warum die Buchstaben *β*, *γ*, *δ*, als die mediae der tennes und aspiratae gelten; sie ist gleichfalls Beantwortung einer Frage und bildet um so weniger einen für sich bestehenden Theil, da ihr als letztes Problem p. 73 beygegeben ist, warum die Grammatiker *η* länger, *μακρότερον*, als *ω* nennen, da doch beyde lang sind.

8 — 11. *ἐγκώμιον εἰς τὴν ψύλλαν* p. 73 — 8. *ἐγκώμιον εἰς τὴν ψύλλαν ἕτερον* p. 78 — 84. *ἐγκώμιον τῆς φθειρός* p. 85 — 91. *περὶ κόρεως* p. 91 — 5. Spiele des Witzes, wie sie überall gefunden werden; auch unserm Göthe wird eine in seiner Jugend geschriebene lateinische Abhandlung derselben Art von seinen Gegnern zum Vorwurfe gemacht.

12. *πρὸς τοὺς μαθητὰς περὶ τῶν ὀνομάτων τῶν δικῶν.* p. 95 — 110 Erklärungen gerichtlicher Namen bey den Athenern; dann von p. 101 anderer auf Alterthümer bezüglichen Gegenstände; sie enthalten fast nur anderswoher bekanntes, verdienen jedoch eine sorgfältige Vergleichung; an Irrthümern und falschen Berichten fehlt es nicht, wie bey der Rechnung des attischen Monats p. 104. Hiezu gehört als zweyter Theil die dürftige Erklärung einiger römischer Gesetze *περὶ καινῶν δογμάτων καὶ ὅρων τῶν νομικῶν ῥωμαιστὶ λεγομένων λέξεων* p. 110 — 6.

13. *περὶ τοῦ κλέμματος οὗ πέπονθεν* p. 117 — 120. dem Verfasser wurden dreyhundert Stateren entwendet; sich zu trösten, schreibt er scherzend, doch ohne seinen Schmerz verbergen zu können an den Cäsar.

14. *περὶ πολεμικῆς τάξεως* p. 120 — 4. Namensverzeichniß der verschiedenen Heeresabtheilungen, mit Angabe der geeigneten strategischen Ausdrücke.

15. *χαρακτῆρες Γρηγορίου τοῦ θεολόγου, τοῦ μεγάλου Βασιλείου, τοῦ Χρυσοστόμου καὶ Γρηγορίου τοῦ Νύσσης* p. 124 — 31. Wiewohl Psellus erkennt, daß die alten Redner Vorzüge haben, welche man bey den späteren vergebens sucht, und sich anfangs der Form einer Proportion bedient: was Demosthenes der frühern Zeit gewesen, das sey Gregorius der spätern, so werden dennoch im Verlaufe alle hervorragenden Eigenschaften alter Redner den christlichen zugetheilt und diese über jene gestellt.

16 — 20. sind Schulreden, deren Inhalt durch die Aufschrift genügend bezeichnet wird: *εἰς δύο τινὰς τῶν μαθητῶν αὐτοῦ λογογραφήσαντας πρὸς ἀλλήλους* p. 131. *ὅταν ἔβριξε καὶ οὐκ ἀνῆλθον οἱ μαθηταὶ αὐτοῦ εἰς τὴν σχολήν* p. 135. *ἐμβραδυνάντων τῶν μαθητῶν τῇ τῆς σχολῆς ἐυνελεύσει* p. 140. *πρὸς τοὺς μαθητὰς βραδύναντας;* p. 144. *ὀνειδίζει τοὺς μαθητὰς ἀμελοῦντας* p. 147. Schulmänner mögen daraus sehen, wie alt die Uebel, über welche sie klagen, sind, ohne jedoch zu hoffen, ihre Rednergabe für ähnliche Fälle aus Psellus bereichern zu können.

21. εἰς τὸν Ἑρμοῦ τοῦ τρισμεγίστου ποιμάνδρην p. 153 — 4. dem Verfaſſer ſagt Pſellus ſeyen die Bücher des alten Bundes nicht unbekannt geweſen, aber das einfache ſey nach griechiſcher Weiſe durch Allegorien u. ſ. w. entſtellt; es ſey das Produkt des Teufels; οὐκ ἄδηλον δὲ ὅστις ἦν ὁ τῶν Ἑλλήνων ποιμάνδρης, ὁ καὶ παρ' ἡμῖν κοσμοκράτωρ ὀνομαζόμενος ἢ τῶν ἐκείνου τις.

22. πρὸς ἐρώτησίν τινος μοναχοῦ περὶ ὁρισμοῦ τοῦ θανάτου. p. 155 — 9. Erklärung, wie bey der Freyheit des menſchlichen Willens unbeſchränktes Wiſſen der Gottheit möglich ſey; ſtatt τοῦ θανάτου hat eine andere Handſchrift ζωῆς; nur die Worte περὶ ὁρισμοῦ ohne allen Zuſatz bezeichnen den Inhalt dieſer Schrift.

23. ἀπόκρισις σχεδιασθεῖσα πρὸς τὸν κύριον Ἀνδρόνικον ἐρωτήσαντα περὶ τοῦ τῆς γεωμετρίας μαθήματος ποῖον τὸ τέλος αὐτῆς p. 159 — 63. Angaben über Bedeutung und Zweck der Arithmetik und Geometrie; dieſe behandelt das συνεχές, jene das διωρισμένον, Werth der Mathematik als abſtracter Wiſſenſchaft, wornach ſie höher als Phyſik, aber niedriger als Theologie erſcheint; Urtheile des Pythagoras und Plato über die Mathematik.

24. εἰς τὸν λογγίβαρδον Ἰωάννην καταναγκάζοντα αὐτὸν εἰς τὸ ἑρμηνεῦσαι τάχιον τὰ μαθήματα p. 164 — 96. Eine Invective gegen jenen Johannes, welcher vom Pſellus Geometrie und Aſtronomie erlernen wollte; er hänge viel zu ſehr an conkreten und ſinnlichen Gegenſtänden, um jene abſtracten Wiſſenſchaften faſſen zu können, er ſey ein Römer wo man anderes als dieſe nothwendiger brauche. Ῥώμην ᾤκηκας, μᾶλλον δὲ ταύτης ἐξέθορες ἀφ' ἧς οὐδεὶς ἠστρολόγησεν ἢ γεωμέτρησε πώποτε, ἀλλὰ πάντες Βροῦτοι καὶ Κάτωνες καὶ Κικέρωνες Λεύκουλοί τε καὶ Κάσσιοι, ἄνδρες οὐδὲν ἄλλο ἢ θεράποντες Ἄρηος· wie kommt dieſer bittere Ausfall gegen einen Fremden? Die Urſache liegt wie es ſcheint in den Worten p. 165 οὐδ' εἴ τις γεωμετρεῖν ἢ ἀστρονομεῖν αἱροῖτο, ἔπειτα βασιλείαις αὐλαῖς προσχωρεῖν ἀγαπήσειε καὶ περὶ τοὺς ἐκεῖσε θησαυροὺς ῥιψόφθαλμος γένοιτο, οὗτος ἄν ποτε γενναίως τῶν ἐπιστημῶν ἀντιλάβοιτο. Die nähern Verhältniſſe ſind uns unbekannt.

25. ἐπιστολαὶ πρὸς τὸν Καίσαρα τὸν Δούκαν. p. 170 — 88 neun Briefe, welche der ſchmeichelnde Lehrer ſeinem hohen Zöglinge ſandte; in einer höchſt ſchwülſtigen Sprache geſchrieben geben ſie ein ſeltenes Muſter eigener Erniedrigung und fremder Schmeicheley.

Dieſe nähere Nachweiſung des einzelnen war nothwendig um zur Ueberzeugung zu gelangen, daß in den jetzt zum erſten male bekannt gemachten Abhandlungen wenig werthvolles enthalten ſey, und mit Ausnahme von Nr. 1. an Bereicherung oder Beyträgen zum Verſtändniſſe des Alterthums nicht zu denken ſey; nur einmal p. 68 wird eine Stelle aus Ariſtoteles Analytik post. I. 13 erläutert; ſie iſt ganz einfach, daß ſie keiner Erläuterung bedarf; die übrigen Anführungen ſind nur gelegentliche Beziehungen und bieten nichts neues. Die Sprache iſt der alten nachgebildet und es fehlt nicht an übertragenen Phraſen, wie p. 125 οὐ δῆ ποιήσω τοῦτο ἐγώ· οὐχ οὕτω τετύφωμαι aus Demoſthenes p. 229. Die Reinheit der Conſtruction wird man vergebens ſuchen; auch eigenthümliche Formen tauchen hier und da auf z. B. p. 44 συνηγοχώς.

Die Anmerkungen des gelehrten Herausgebers zu Pſellus ſind derſelben Art wie er ſie zu andern Schriftſtellern ſpäterer Zeit geliefert hat; er benutzt die Gelegenheit über ſeinen Autor hinauszugehen, und aus ſeinem reichhaltigen Schatze eine ergiebige Ausbeute zu den Schriften der beſten Zeit zu geben; darum iſt der Philolog genöthigt, auch wenn er den Autor ſelbſt unbeachtet läßt, die Noten des Boiſſonade zu leſen. Druck und Papier ſind vortrefflich.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. September.

Nro. 187. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Grundlehren der Kräuterkunde von H. F. Link, Dr. der Philos. und Arzneyk., u. s. w.

(Schluß.)

§. 24. werden die Antheren als eingerollte Blattorgane erklärt und die Eychen sitzend an den Hauptnerven der Carpellarblätter. Linne's Prolepsis und Metamorphosenlehre werden weitläufig erörtert; eine Sache, die zwar in der Grundidee richtig, allein in allen Folgesätzen der Natur widerspricht, verdiente wohl nur historisch erwähnt zu werden. Es folgt nun eine Eintheilung der Pflanzen in Krypto-, Meso- und Phanerophyten nach der mehr oder weniger vollendeten Entwicklung der Stütz-, Seiten- und Endtheile.

Der Verf. bemerkt S. 27, daß die Mannigfaltigkeit in der Gestalt der Theile und somit der ganzen Pflanze von der größeren oder geringeren Entwicklung, Zusammensetzung und Veränderung der Symmetrie entstehe, die Veränderung der Symmetrie beruhe besonders auf Veränderung der Proportion. So wie bey dem Bestreben zur Entwicklung und Zusammensetzung jeder Theil eine Neigung zeigt, für sich zu existiren, so auch hier, nur daß bey jenen Bestrebungen alle oder fast alle Theile ihren Zweck erreichen, hier aber nur einer oder der andere. Da das Bestreben zur Entwicklung, Zusammensetzung und Veränderung der Symmetrie zugleich ein Bestreben zur Vollkommenheit ist, so kann man es Eumorphose nennen.

Die näheren Factoren der Gestaltveränderung sind Zusammenziehung, Ausdehnung oder Ausbreitung, Aufzehrung, Verwachsung und Verähnlichung. Sie begründen Abweichungen von der gewöhnlichen Gestalt der Pflanzen, d. i. Anamorphosen; werden diese beständig, so giebt dieß Automorphosen. —

Von Seite 80 bis 220 erstreckt sich der anatomische Theil; hier werden nach einander die Oberhaut, das Zellgewebe, die Gefäße, Saftbehälter und Lücken in den drey obgenannten Abtheilungen der Gewächse in Betrachtung gezogen. Daß in vielen Fällen außer der äußersten Zellgewebsschichte (Epidermis) noch eine sehr zarte gleichförmige Haut (Cuticula) vorhanden ist, wird nicht nur durch Macerationsversuche wahrscheinlich gemacht, sondern auch durch directe Beobachtungen bewiesen. Wir stimmen diesem bey und bemerken noch, daß man in Cycas revoluta sogar eine doppelte Schichte dieser cuticula wahrzunehmen im Stande ist, eine äußere, die fester und mehr verhärtet ist, und eine innere weichere, welche allmählig in erste übergeht, zugleich aber von der die Zellen überhaupt verbindenden Masse (Intercellularsubstanz) durchaus nicht wesentlich unterschieden ist, ja mit dieser sogar unmittelbar zusammenhängt.

Die allgemeine Form der Zellen und ihre Bildung wird nach den verschiedenen Ansichten hierüber beleuchtet. Viviani's Theorie wird mit Recht verworfen, auch müssen wir beystimmen, wenn der Ref. die Gestalt der Zellen theilweise auch dem Einfluße mechanischer Kräfte zuschreibt. Die Dimensionen, d. i. die Hauptdimensionen werden allerdings durch die bildende expansive organische Kraft erzeugt, doch ist nicht zu läugnen, daß der Uebergang der ursprünglichen, mehr oder weniger krummen Flächen in gerade und damit die Entstehung von Flächen-Winkeln durch Pression hervorgebracht werde.

Daß die Zellen durch Wachsthum in ihren Dimensionen zunehmen, ist gewiß, ob sie sich aber auch zusammenziehen können, wie der Verf. meynt, scheint mir noch des Beweises zu bedürfen.

Die Eintheilung des Zellengewebes nach Form und Lage der Zellen, ferner die Untersuchungen der Epidermis oder Oberschichte der Pflanzen enthält nichts unbekanntes.

Was die Intercellulargänge betrifft, so wird ihnen da, wo sie vorkommen, eine sowohl Luft- als Saftführende Thätigkeit zugeschrieben. Die Paragraphe über die getüpfelten Zellen u. s. w. sind mangelhaft behandelt und enthalten namhafte Irrthümer, die jedoch hier nachzuweisen zu weitläufig seyn würde.

Als Zelleninhalt werden angegeben gefärbte und ungefärbte Bläschen, Amylumkörner, andere stärkmehlartige Körner, Junlin Säfte, Farbestoffe und Krystalle. Die langen spießigen Krystalle sollen nicht in, sondern zwischen den Zellen liegen. Die Vertheilung der Säfte geschieht mittelst Durchschwitzung durch die Zellenmembran; der Tonus derselben öffnet und schließt die unsichtbaren Poren. Die Saftbewegung in den Zellen geschieht durch elektromagnetische Kräfte des Lebens. Letzteres mag wahr seyn, doch ist gewiß unrichtig, daß die langen spießigen Krystalle in den Intercellularräumen liegen. Die Bastzellen, Meyens Pleurenchymzellen sind dem Verf. die Gefäße und zwar dessen Faser-Gefäße (mit Einschluß der dickwandigen Holzzellen der Farne). Was derselbe aber über ihre Bildung sagt, ist mir nicht klar geworden; eben so wenig ist es richtig, ihnen die Verrichtung der Zellen zuzuschreiben. Daß den Prosenchymzellen, wozu wegen Mangel scharfer Grenzen auch die Bastzellen vor der Hand hingerechnet werden müssen, eher die Function der Saftleitung als Saftbereitung zukommt, kann aus mehr als einem Grunde gefolgert werden. Man überzeugt sich davon sogar durch unmittelbare Anschauung bey dem Weinstocke zur Zeit des Thränens. Wenn, wie Meyen behauptet, hier die Spiralgefäße von Saft erfüllt sind, der im Querschnitte des Stammes aus demselben sichtbar abfließt, so gilt dieß nur von einer Zeit, wo die Holzzellen denselben den Saft bereits mitgetheilt haben, denn durchschneidet man im allerersten Beginn des Thränens eine Rebe, so erhalten die Gefäße noch Luft, während die Holz- und Bastzellen vom überfließenden Safte strotzen.

§. 47. handelt von den Gefäßen. Zu denselben werden außer den Fasergefäßen die Spiroiden d. i. die Spiralgefäße und die eigenen Gefäße (vasa laticis) gezählt. Ausführlich wird von jenen gesprochen. Die Spiralfaser sey hohl, die Gefäß-Membran sey zwischen den Fasern gespannt und verknüpfe sie, oder fehle ganz. Mit dem Alter trete eine Verwandlung der einfachen Spiralgefäße in poröse Spiralgefäße ein, mit Ausnahme der um das Mark der Dicotyledonen stehenden. Die mehrfache Faser in vielen Spiroiden entstehe stets durch Theilung der einfachen Faser. Nicht glücklich scheint uns oftmals die Deutung der Formen der Gefäße, eben so hat das Kreuzen der Spiralfasern schon längst Mohle auf den wahren Grund zurückgeführt. Der Verf. sagt, er glaube, daß die unächte Spiroiden (poröse Gefäße u. s. w.), ehe ihre Streifen, Poren u. s. w. sich zeigten, ächte Spiroiden gewesen seyen mit noch nicht sichtbarer Spiralfaser; das heißt wohl, diese Gefäße sind auch in ihrer ersten Bildung das gewesen, was sie später erscheinen, nämlich poröse Gefäße; eine Sache, die sich auch durch die Erfahrung bestätiget. Die Poren und Streifen werden für Faserstücke angesehen, was Mohl gleichfalls als irrig bereits nachgewiesen hat. Eine ähnliche Lehre wird von den porösen Gefäßen der Coniferen vorgetragen. Was weiter über die Faserzellen gesagt ist, kann unmöglich als hinreichend betrachtet werden, um sich eine richtige Vorstellung dieses Gegenstandes zu machen.

Entscheidend für die Function der Spiralgefäße sind allerdings die vom Verf. mit Eisen-Kyankalium gemachten Versuche, und die Einwürfe, die man allenfalls machen könnte, hat derselbe auch vollkommen widerlegt.

Harzgänge, vasa laticis und vasa propria (Mohl) werden nicht von einander unterschieden, sondern sammt und sonders vasa opophora oder vasa propria genannt, was durchaus nicht zu billigen ist, da Struktur und Function in ihnen wesentliche Verschiedenheiten bedingen. Von diesen werden indeß Saftbehälter (Opangia) unterschieden, die zwar so wie erstere secernirte Säfte enthalten, aber keine gefäßartige Form besitzen. Die Lücken sind Aushöhlungen im Zellengewebe, ohne eigene Membran, welche Luft enthalten.

Es folgt nun die anatomische Betrachtung der niederen Pflanzen von den Farnen abwärts.

Nach diesen hystologischen Erörterungen geht der Verf. auf das Organographische über und betrachtet den Hauptstock (Caudex) und seine ver-

schiedenen Formen, gibt die Terminologie und behandelt zuletzt die Frage über die Ursache der Richtung desselben.

Darauf folgt die eigentliche Anatomie des Stammes. Der Bastbündel wird nicht als Theil der ursprünglichen Gefäßbündel angesehen, aus dem das Holz der Dicotyledonen anwächst. Der Eigenthümlichkeit des letzteren bey den Amaranthaceen und Nyctagineen, an welche sich wohl noch mehrere andere Pflanzenfamilien anschließen ließen, wird Erwähnung gemacht.

Der Bast wird als aus Fasergefäßen und Protenchym gebildet gedacht, und von demselben gesagt, daß er dem Holze angehöre und sich seine Grenze nicht leicht bestimmen lasse. Diese Stelle des Buches ist mir sehr dunkel geblieben; wahrscheinlich liegt hier eine Verwechslung der Begriffe zum Grunde.

In der Beschreibung des Monocotyledonen-Stammes wird ein Bastkörper angegeben, der aber, wie bekannt, in der Sonderung nicht existirt wie bey den Dicotyledonen; eben so ist Structur der Gefäßbündel nicht detaillirt worden, daß man eine genaue Einsicht in diesen Gegenstand erhielte.

§. 64. folgt die Erklärung des Anwachsens des Stammes in die Dicke, zuerst des Stammes der Dicotyledonen, dann der Monocotyledonen. Vom erstern werden die Veränderungen des Holz- und Rindenkörpers, so wie des Markes näher bestimmt. Der Verf. unterscheidet den Wachsthum der Palmen von den übrigen Monocotyledonen und selbst in den Palmen den Wachsthum des Cauloms und den Wachsthum des eigentlichen Stammes der Arecaceen.

Ueber den Längenwachsthum des Stammes hat der Verf. an krautartigen dicotyledonen Pflanzen Versuche angestellt, woraus hervorgeht, daß der Stamm zwar nicht allein, aber doch vorzugsweise an der Spitze anwächst. Daraus folgert der Verf., daß das Anwachsen unter der Spitze durch eine Ausdehnung der Zellen und Gefäße, das an der Spitze hingegen durch neu entstehende Elementar-Theile geschehe. Eine gleiche Wachsthumsweise läßt sich auch an der Wurzel wahrnehmen, dagegen verhält es sich ganz anders mit den Blättern, die nach allen Richtungen hin anwachsen.

Als Anamorphosen des Stammes werden beschrieben die Stämme der Fettpflanzen aus vielen Familien. Eine Verdickung der Rinde und des Markes ist die Ursache davon, dahin gehört noch der Stamm der Cyperoideen, welcher luftführend wird.

Eine zweyte Art der Anamorphose des Stammes bietet das Caulom (Palmstamm) dar, wo die Blätter vor dem Stamme auswachsen; eine dritte der Knollstock (cormus), wohin die Stämme der Musaceen, Smilaceen und Cycadeen gehören. Auch die Zwiebel ist eine Art Knollstockes.

Zu den Anamorphosen des Stammes gehören ferner die Wurzelausläufer (stolones subterranei) und das Rhizom. Der Stachel (Spina) und die Ranke sind gleichfalls Anamorphosen, aber nicht des Stammes, sondern der Aeste. Schließlich wird noch einer monströsen Veränderung des Stammes Erwähnung gethan.

Im §. 73. wird von dem Säftelaufe gehandelt, und darin gesagt, daß der Stamm durch das Holz den appendiculären Theilen die Säfte zu und durch die Rinde zurückführe, daß aber das saftige Mark es sey, von dem die neuen Triebe entstehen. Noch immer ist dieses Kapitel eines der dunkelsten in der Pflanzenphysiologie, da alle sichere Beobachtung fehlt, und auch die zu diesem Zwecke angestellten Versuche nicht immer hinlänglich beweisend sind. Sicher ist indeß das, daß die Gefäße und Prosenchymzellen des Holzes die noch wenig verarbeiteten Säfte nach aufwärts führen. Daß aber in der Rinde ein absteigender Saftstrom stattfinde, sollen vorzüglich die Erscheinungen darthun, die sich in Folge des Ringelns (theilweises Entrinden) der Bäume ergeben, und welche alle darauf hinweisen, daß elaborirte Säfte mehr oder weniger zurückgehalten werden. Ohne Zweifel verhalten sich hierbey die einzelnen Strata der Rinde ganz verschieden, und Referent wagt es auf objective Beobachtung gestützt zu behaupten, daß auch im stratum fibrosum derselben ein Aufwärtssteigen roher Säfte gleichzeitig mit der im Holzkörper vor sich gehenden Bewegung statt finde. Daß übrigens die Art und Weise des Vernarbens von Wunden nach der Art der angestellten Versuche keinen Beweis für das Absteigen der Säfte in der Rinde abgeben könne, ist wohl aus mehreren Gründen klar.

Von §. 73 bis §. 82. wird von der Knospe gehandelt, wo unter andern das Abfallen derselben mit dem Abfallen der Blätter verglichen wird. Der Verfasser versteht darunter wohl nur die Art und Weise der Trennung vom Mutterstamme? Zu der Knospe werden gerechnet die Zwiebelknospe (bulbogemma) und die Zwiebel (bulbus), selbst und letztere als eine Wurzelknospe mit dicken Blattansätzen, die auf einem Knollstock sich befindet, definirt. Natürlich bilden sich an dem zwiebelartigen Knollstocke die Gemmen auch in dieser Form aus, d. i. als Zwiebeln, und nur von letzteren kann hier die Rede seyn.

Der Verf. unterscheidet mehrere Formen von Zwiebeln, die sich alle auf Verschiedenheit in der Art der Entstehung der Knospe (Zwiebel) und ihre Entwicklung zurückführen lassen. Auch die Knollen werden zu den Knospen gerechnet und verkürzte und verdickte Sprossen genannt, was wohl kaum zu billigen ist.

Der Begriff der Wurzel ist übrigens bey weitem mehr purificirt als bey vielen andern Schriftstellern.

Bau, Richtung, die Anamorphosen u. s. w. der Wurzel werden näher untersucht. Von den Wurzelhaaren wird gesagt, daß sie einfach, dünn und ohne (soll wohl heißen mit) Querwand seyen, und von den Wurzelfasern (fibrilla) wird als Unterschied von den Haaren der Mangel der Querwand bemerkt. Sie saugen keine Nahrungssäfte ein.

Die Anamorphosen der Wurzel sind die radix napiformis, betacea, tuberosa und tecticulosa. In den Wurzeln von Alnus incana sah ich eine Erzeugung von wahren Knollen. Schließlich wird noch das wichtigste von den Luftwurzeln, Nebenwurzeln, von den Wurzeln der Parasiten, und sodann von den Verrichtungen der Wurzeln beygebracht, welche in Einsaugung der Nahrungssäfte für die Nachkommenschaft und in eigenen Aussonderungen bestehen.

Es werden nun die Stämme der Mesophyten, der Laub- und Lebermoose, der Equiseten, Lycopodien und Farne beschrieben. Der Verf. unterscheidet mehrere Formen von Stämmen dieser letzteren, und schreibt ihnen sogar wesentliche Unterschiede zu, was wohl kaum der Fall seyn dürfte. Auch die Struktur der Kryptophyten, d. i. solcher Pflanzen, die nur einen Thallus haben, wird auseinander gesetzt.

Auf gleiche Weise wie der Stengel wird auch das Blatt berücksichtiget, nämlich die Organographie desselben in Verbindung mit der Terminologie vorgetragen. Voraus geht eine Definition des Blattes, dann folgt die Exposition der Theile und ihre Benennung. Ins Einzelne läßt sich bey Beurtheilung nicht eingehen, nur müssen wir bemerken, daß alles im innern Zusammenhang entwickelt ist.

Die Blattstellungsgesetze sind nach Schimper und Braun entwickelt, nur sind die Ausdrücke auf mathematischem Wege in allgemeinen Zahlen ausgedrückt. So wie bey den Formen des Stengels wird auch hier, nach der Betrachtung der regelmäßigen Gestaltung, der Anamorphosen des Blattes gedacht, und dahin das saftige, saftlose, das vertrocknete und ausgefressene Blatt gezählt.

Die Zertheilung der Blätter unter Wasser, Bildung der Schläuche, Stacheln und Ranken u. s. w. wird dem Wesentlichen nach aus einander gesetzt.

Der Wedel der Epiphyllospermen wird als eine Verschmelzung von Blatt und fruchttragendem Schaft angesehen und zwar so, daß letzterer oben an der Stelle der Knospe, ersterer unten zu liegen kömmt und die Früchte durch das Diachym des Blattes durchwachsen müssen; dieß scheint mir gesucht und durch keine analoge Bildung wahrscheinlich gemacht. Eben so wenig sprechen die anatomischen Verhältnisse der Gefäßbündel des Wedelstieles für diese Ansicht, welche übrigens der Verf. in dem letzten Bande der Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Berlin noch weiter aus einander gesetzt hat. Außerdem werden noch die Blätter der Cryptogamen und die Monstrositäten beschrieben.

So weit reicht der erste Theil dieses in jeder Hinsicht ausgezeichneten Werkes, das an Reichthum von Ideen wenige seines gleichen hat und in der klaren, verständlichen Sprache noch um so vortheilhafter vor manchem neueren Werke dasteht.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. September.

Nro. 188. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Essai sur la Physionomie des Serpens, par H. Schlegel, Conservateur du Musée des Pays-Bas etc. Amsterd. 1837. XXVIII. und 251 S. mit einem Atlas von 21 Tafeln und 3 Karten in Fol.

Der Titel dieses Buches, „Versuch über die Physiognomie der Schlangen," wird wohl jeden Leser eine ganz andere Begrenzung und Auffassung des Gegenstandes erwarten lassen, als er beym Durchgehen des Textes finden wird. Er wird zunächst voraussetzen, daß es hier hauptsächlich um die verschiedenen Ausdrucksweisen des Schlangen-Charakters, wie sie sich in der Mannigfaltigkeit der Kopfformen und Gesichtszüge dieser Thiere ergeben, sich handeln werde. In solcher Meynung muß man bestärkt werden, wenn man den Atlas zur Hand nimmt, und auf seinen 21 Foliotafeln lediglich die Köpfe der Schlangen abgebildet sieht. Diese Tafeln sind demnach allerdings auf die Darstellung der Physiognomien beschränkt, keineswegs aber hält sich der Text in diesen Grenzen. Nicht bloß geht dieser auf die Betrachtung des ganzen äußern Habitus der Schlangen über, sondern sein größerer Theil behandelt die Anatomie, die Lebensgeschichte und die geographische Vertheilung dieser Thiere; ja in letzterer Beziehung ist nicht allein von den Schlangen, sondern auch von den übrigen Reptilien und den Wirbelthieren überhaupt die Rede. Der Titel ist daher nicht der getreue Reflex des Inhaltes, wie es doch eigentlich seyn sollte.

Als Einleitung zu diesem Buche dient ein an Temminck gerichtetes Sendschreiben von XXVIII Seiten, in welchem sich der Verf. über seine Auffassungs- und Darstellungsweise, so wie über die ihm zu Gebote gestandenen Mittel ausspricht. Er macht bemerklich, daß er sich bey der systematischen Anordnung der Schlangen mehr von dem Gesammt-Eindrucke ihrer ganzen Erscheinungsweise, als von einigen isolirten Charakteren habe leiten lassen. Er spricht sich hierüber in folgenden Worten aus:

„Das Wort Physiognomie ist hier in der gewöhnlichen Bedeutung genommen, es bezeichnet aber auch zugleich den Totaleindruck, welchen auf uns die Gesammtheit irgend eines Wesens macht; ein Eindruck, den man wohl fühlen, den man aber unmöglich in Worten wiedergeben kann. — Bey der Betrachtung einer Reihe lebender Thiere wird der aufmerksame Beobachter wahrnehmen, daß sich in ihren Zügen, in ihrem Blick und selbst in ihren Formen der Ausdruck gewisser Neigungen, Gewohnheiten und Leidenschaften abmalt, welche in einer direkteren Weise als beym Menschen das Resultat der Organisation sind. Indem man die Beobachtungen wiederholt, wird man dahin gelangen, an diesen Zügen die verschiedenen Thierarten zu erkennen; man wird die Beziehungen auffinden, welche diese Arten mit einander verbinden: man wird sie zusammenstellen und synthetisch vorschreitend zur natürlichen Methode gelangen. Diese Reihe von Wesen, in solcher Weise zusammen gestellt, wird einen Gesammt-Eindruck hervorbringen, wie es ein isolirtes Wesen thut; einen Eindruck, den man in seiner Gesammtheit schildern muß, um seine Hauptzüge kenntlich zu machen. Diese Weise die Natur zu betrachten, ist diametral derjenigen entgegen gesetzt, welche von einigen isolirten Charakteren ausgeht, um die Wesen kennen zu lernen. — Meine eigenen Erfahrungen und das Beyspiel meiner Vorgänger haben mir bis zur Evidenz dargethan, daß die künstliche Methode mit viel weniger Erfolg sich bey den Reptilien als bey den andern Thieren anwenden läßt, und daß man beym Verfolg dieses Princips niemals dahin gelangen wird, der Wissenschaft jene Klarheit zu geben, die dem Anfänger so nothwendig ist. Ich habe mich daher bey Publikation meiner Arbeiten bestrebt

in wenig Worten das getreue Porträt jeder Art, nach den verschiedenen Beziehungen zu den verwandten Arten betrachtet, zu entwerfen, den Uebergang einer imaginären Gruppe zur andern zu zeigen, und die Wissenschaft auf die einfachsten Elemente zurückzuführen: dieß ist der Zweck meiner Klassifikation."

Alsdann spricht der Verf. von den Schwierigkeiten, die sich ihm bey Bestimmung der Arten ergeben hätten, und die allerdings bey der Menge ungenügender, oft nur nach verblichenen oder verstümmelten Exemplaren entworfener Beschreibungen und Abbildungen und den daraus hervorgegangenen Nominalarten, nicht geringe sind. Mit Recht hat er in seinem Buche keine andern Species als sicher gekannte aufgenommen. Nicht wenige Mühe hat ihm auch, wie er mit gutem Grunde klagt, die Ausfindigmachung des Vaterlandes jeder Art verursacht, da durch das Herumschleppen der Naturalien häufig große Irrthümer hinsichtlich der Heimath sich ergeben haben, so daß europäische Reptilien für brasilianische, afrikanische für nordamerikanische, javanische für surinamische erklärt wurden. Ueber die Aneinanderreihung der Arten bemerkt der Verf., daß er diejenige Species, in welcher der Gattungscharakter am vollständigsten ausgesprochen ist, habe vorangesetzt und daß er alle andern, die mehr oder weniger Abweichungen und selbst Annäherungen zu verwandten Gruppen darbieten, habe nachfolgen lassen. Zur Erleichterung der Uebersicht der Arten ist auch eine Tabelle beygefügt, welche ihre natürlichen Verwandtschaften anzeigt.

Das Werk selbst besteht aus 3 Abtheilungen, nämlich aus einem allgemeinen Theil, einer synoptischen Uebersicht, und einem Abriß der geographischen Verbreitung.

I. Im allgemeinen Theil befaßt sich der Verf. zuerst mit der Bestimmung und Begrenzung der Ordnung der Schlangen. Bekanntlich sind die Zoologen in große Verlegenheit gekommen, die Ophidier von den Eidechsen durch bestimmte Merkmale zu trennen, seitdem die Anatomie erwiesen hat, daß der Mangel oder das Vorhandenseyn von Füßen nicht mehr ausreicht, beyde Ordnungen zu scheiden. Zwar hält es leicht für die ächten Schlangen, wie für die ächten Eidechsen sehr bestimmte

Unterscheidungsmerkmale ausfindig zu machen; dagegen kommen mannigfaltige Uebergangsformen vor, die es zweifelhaft lassen, welcher Ordnung man sie beyzählen soll. Wollte man nun auch mit Blainville Saurier und Ophidier zu einer Ordnung vereinigen, so hat man allerdings die letztere Schwierigkeit umgangen; allein bey der weiteren Unterabtheilung entsteht doch immer die Frage, durch welche Merkmale man die ächten Schlangen von den übrigen beschuppten Reptilien zu unterscheiden habe. Gewöhnlich wird jetzt die Kopfbildung zur Trennung beyder Ordnungen genommen, obgleich es auch dann noch einige Gattungen giebt, die bald dieser, bald jener zugezählt werden. Unser Verf. giebt keine Definition des Begriffs Schlange, sondern eine lange Umschreibung, aus welcher hervorgeht, daß er von dieser Ordnung die Amphisbänen und Typhlops ausschließt, obschon, wie er selbst gesteht, die letztern sich in vielen Beziehungen den Schlangen anreihen und in mancher Hinsicht den Uebergang zu ihnen bilden; „diese Annäherung," sagt er, „ist es, welche die Aufstellung von Merkmalen zur Trennung beyder verwandter Ordnungen so schwierig, wo nicht unmöglich macht."

Der Verf. geht hierauf auf die Anatomie der Schlangen ein, welche jedoch nur ein kurzer Abriß der allgemeinsten Verhältnisse des innern Baues ist und das bereits Bekannte enthält. Hinsichtlich der Giftigkeit der Schlangen mit Furchenzähnen (der Trugnattern) ist er anderer Meynung, als sie zuletzt geltend geworden ist.

„Mit Unrecht," sagt er, „hat man unter die giftigen Schlangen diejenigen gerechnet, welche hinten längere und gefurchte Zähne zeigen. Die vagen und sich widersprechenden Angaben der Eingebornen von Java haben wahrscheinlich diesen Irrthum veranlaßt. Selbst durch anatomische Untersuchungen hat man gefolgert, alle Schlangen mit hintern langen Furchenzähnen als gefährlich zu betrachten. Durch ähnliche Untersuchungen und strenge Prüfung der Angaben über den verdächtigen Charakter mancher Schlangen bin ich zu einem ganz entgegengesetzten Resultate gelangt. Die Organisation der sogenannten hintern Giftdrüse, welche vollkommen den andern Speicheldrüsen ähnlich ist, läßt es nicht zweifelhaft, daß sie nur eine Flüssigkeit von der gewöhnlichen Beschaffenheit des Speichels absondere; auch

bestätigen es die neuesten Berichte unserer Reisenden, daß weder der Biß von Dryiophis, noch von Dipsas, Schlangen mit Furchenzähnen, schlimme Folgen für den Menschen habe."

Nach dem innern Bau betrachtet der Verf. die Bedeckungen der Schlangen, ihre Formen, Färbung, Abänderungen, Mißbildungen, Feinde, Fortpflanzung, Entwicklung, Gewohnheiten, so wie auch die umlaufenden Fabeln und Vorurtheile, und beschließt diesen Abschnitt mit einer kurzen Geschichte der Ophiologie.

(Fortsetzung folgt.)

Abhandlungen aus der Mathematik und Physik, nebst mathematischen und physischen Belustigungen zur Belehrung und Unterhaltung von Dr. Joh. Jos. Ign. Hoffmann, Mainz 1838. Mit 15 Steindrucktafeln.

Dieses Werk enthält sehr viel Neues und Gediegenes und zeichnet sich durch die lichtvolle Darstellung des Verf. aus. Das Interessanteste hier in Kürze aufzuführen, ist die Absicht dieses Aufsatzes.

Nachdem der Verf. die vorausgehenden Lehren der Kombination und hieraus den binomischen Lehrsatz deutlich und klar entwickelt und durch Beyspiele manigfaltig erläutert hat, geht derselbe auf den Beweis über, daß die Binomial-Coefficienten ganze Zahlen seyn müssen, wenn n in $(a+b)^n$ eine solche ist. Dieser Beweis, welcher der eigentliche Gegenstand der 1ten Abhandlung ist, findet sich Seite 14 bis 17 durchgeführt, und er ist originell und höchst einfach.

Die Entwicklung des Gesetzes, nach welchem zwey Quadratzahlen gefunden werden, deren Summe wiederum eine Quadratzahl ist, Seite 18 bis 32, ist nicht minder interessant und die beyden Aufgaben §. 18 und §. 20 sind als Endresultat der Untersuchungen des Verfassers einfach und in gefälliger Form aufgelöst. Ueberhaupt ist diese ganze Abhandlung mit einer Menge von Beyspielen erläutert. Dem Mairanischen Probleme, welchem die Abhandlung Seite 33 bis 45 gewidmet ist, hat der Verfasser ganz neue Seiten abgewonnen und bedeutende Erweiterungen hinzugefügt. Die nun folgende Abhandlung über die magischen Quadrate S. 46 — 70, womit die erste Abtheilung schließt, enthält viel Lehrreiches und Unterhaltendes. Besonders klar ist der theoretische Grund des 9zelligen magischen Quadrates dargethan. Völlig originell, neu und einfach ist das allgemeine Schema des magischen Quadrates von ungerader Felderanzahl Fig. 44 zu §. 21. Möchte es dem Verfasser doch gelingen, ein ähnliches für die Quadrate von gerader Felderzahl zu erfinden, deren Konstruction, obwohl auch sie von ihm mit aller nur möglicher Deutlichkeit behandelt murde, beyweiten jener der magischen Quadrate mit ungerader Felderzahl nach dem allgemeinen Schema in Einfachheit und Leichtigkeit nachsteht.

Es folgt nun die zweyte Abtheilung, 9 geometrische Abhandlungen enthaltend. Die erste derselben S. 73 — 82 zerfällt in einen Lehrsatz und die aus ihm abgeleitete Auflösung der Aufgabe, aus den drey Seiten die Fläche eines Dreyecks zu finden. Letztere Ableitung ist neu, so wie auch der Beweis des Lehrsatzes dem Verfasser eigenthümlich. Die Abhandlung Seite 83 bis 94 beschäftigt sich mit dem Pythagoräischen Lehrsatze, welcher sehr sinnig aus dem schiefwinklichten Dreyecke bewiesen wird, wie nicht minder die Sätze 12 und 13 des II. Buches des Euklides aus derselben Quelle, so wie auch noch 5 wichtige Lehrsätze in §. 19 aufgestellt werden. Zuletzt folgen S. 90 bis 94 sieben Beweise des Pythag. Lehrsatzes von fremder Hand als angenehmer Beytrag. Seite 95 — 105 enthält einen Versuch einer Theorie von der Lage gerader Linien, zur faßlichen Begründung der Lehre von den Parallelen. Der Verfasser läßt es sich angelegen seyn, die hieher bezüglichen Begriffe deutlich zu entwickeln und streng von einander abzusondern und kömmt mit Hülfe derselben zu dem Beweise, daß die Winkel des Dreyeks zusammen

= 2 K, einem Satze welcher dienlich ist die Parallelentheorie mit Evidenz auf mehr als eine Art zu entwickeln. Die beyden Abhandlungen Seite 106 bis 116 und S. 117 bis 124 füllen zwey Lücken der Geometrie auf sinnreiche Art aus und beyde sind eines aufmerksamen Studiums werth. Eben so lichtvoll und besonders dem Studium eines Anfängers angemessen ist die Abhandlung S. 125 — 136 von der Quadratur des Kreises. Die Abhandlung Seite 137 bis 146 enthält 4 Rektifikationen des Kreises durch wirkliche Linearkonstruction, welche zwar nicht von dem Verf. sind, indessen von demselben scharf geprüft und klar vorgetragen werden; besonders verdient Auflösung 3, wegen ihrer sehr großen Genauigkeit und Auflösung 4, da sie Rectification und Quadratur des Kreises zugleich leistet, bemerkt zu werden. Ein schönes Problem enthält die Abhandlung S. 147 bis 151; die Auflösung des Verfassers ist für den practischen Geometer, der auch auf das Interesse der Grundbesitzer zu sehen hat, von besonderer Wichtigkeit. Die Abhandlung S. 152 bis 154 beschließt sodann die Reihe der zahlreichen und belehrenden Abhandlungen der zweyten Abtheilung. Die nun folgende 3te Abtheilung ist der angewandten Mathematik gewidmet. Sie beginnt mit Abhandlung XIV. betitelt: Evidente Begründung der kreisförmigen Centralbewegung. Diese Abhandlung enthält viel Interessantes über Bewegung in regulären Polygonen und baut auf die hiebey gefundenen Sätze die Begründung der kreisförmigen Centralbewegung, welche in einer stätig wirkenden Ziehkraft unter rechtem Winkel mit einer constanten Fliehkraft besteht; die weitere Ausführung dieser Lehren behält sich indessen der Verf. andern Ortes vor. In der Abhandlung über die Achsendrehung unseres Mondes zeigt der Verf. den Reichthum seiner Belesenheit (welcher sich auch in den Einleitungen zu dem größern Theil der übrigen Abhandlungen kund giebt), indem er nicht weniger als ein und zwanzig Gewährsmänner für die Achsendrehung des Mondes mit ihren Gründen aufführt. Er beweist hierauf dieselbe mit voller Evidenz aus vorher entwickelten scharfen Begriffen von drehender und progressiver Bewegung. Mit dieser Abhandlung S. 182 bis 217 schließt sich die 3te Abtheilung, und es beginnt nun die 4te Abtheilung, welche zwey zur Physik gehörige Abhandlungen XVI und XVII enthält. Erstere physikalisch-philosophischen Inhaltes verdient mit Aufmerksamkeit gelesen zu werden, letztere behandelt eine noch unentschiedene Frage in der Electricitätslehre, zu deren Beantwortung als Beyträge der Verfasser von ihm selbst angestellte Versuche mittheilt. Die nun folgende 5te Abtheilung mit der Aufschrift: Mathematische Belustigungen, wird gewiß Niemanden unbefriedigt und unergözt lassen, da die darin enthaltenen mathematischen und elektrischen Kunststücke sehr niedlich und überraschend sind und daher ihren Zweck nicht verfehlen werden. Als Belustigung tiefsinnigerer Natur darf man indessen die Abhandlung, betitelt: Beyträge zur Aufgabe: der Rösselsprung, nicht unbeachtet lassen. Was die äußere Ausstattung des Werks betrifft, so ist dieselbe dem innern Gehalte in jeder Beziehung angemessen. Papier, Druck und Figuren sind durchaus lobenswerth.

Druckfehler fand ich nur folgende:

S. 21 §. 10 statt $b^2 - 2b$ lese man: $b^2 + 2b$

ebendas. st. $b^2 - 2b + 2$ l. m. $b^2 + 2b + 2$

„ st. $b^2 + 9b + 10$ l. m. $b^2 + 6b + 10$

S. 29 Beysp. 3 st. $\frac{0}{25} - (\frac{21}{100})^2$ l. m. $\frac{0}{25} + (\frac{21}{100})^2$

S. 52 §. 11. st. 1, 3, 5, 7 l. m. 1, 3, 7, 9

S. 63 §. 34. ist es dem Verf. entgangen, daß die Diagonalsummen mit den Quersummen nicht gleich bleiben.

S. 145 4te Auflös. st. EF $\frac{1}{5}$ AB l. m. EF = $\frac{1}{5}$ AB

ebendaselbst st. BK „ „ AK

S. 165 §. 15 st. zum Durchmesser dieses Kreises lese man: zur Quadratseite

S. 168 zu Ende des §. 19. statt: 0,3823 lese man: 1,3823

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. September.

Nro. 189. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Essai sur la Physionomie des Serpens, par H. Schlegel, Conservateur du Musée — des Pays-Bas etc.

(Fortsetzung.)

II. Der zweyte Abschnitt befaßt sich mit der synoptischen Uebersicht der Schlangen, und ist eine dem Verf. ganz eigenthümliche Arbeit. Wie gewöhnlich theilt er die Schlangen in giftige und ungiftige. Die ungiftigen Schlangen bringt er wieder nach ihrer Lebensweise in 6 Familien, von welchen er bemerkt, daß man ihnen in Bezug auf die Organisation keine Wichtigkeit beylegen dürfe, da sie nur zur Erleichterung der Uebersicht über die Arten errichtet worden wären. Indem der Verf. ein Hauptgewicht auf die Lebensweise legt, vermißt man öfters scharfe Diagnosen, was wenigstens für die Feststellung von Gattungen von Nachtheil ist. Es wäre daher sehr zweckmäßig gewesen, wenn für die Gattungen und Arten kurze Diagnosen, am besten in lateinischer Sprache, beygesetzt worden wären, da es wenigstens ein, von der leiblichen Organisation hergenommens Merkmal geben muß, durch welches sich diese Unterglieder von allen verwandten unterscheiden lassen. Des Verfassers Meynung (S. 22), als ob es ein Vorurtheil wäre, daß die verwandten Arten strenge voneinander geschieden seyen, so daß man für jede von ihnen hervorspringende trennende Züge feststellen könne, ist durchaus zu verwerfen, und die Abgeschlossenheit der Arten ist in diesen Blättern schon öfters nachdrücklich behauptet worden. Wo kein ausreichendes Unterscheidungsmerkmal zwischen verwandten Wesen aufgefunden werden kann, darf auch keine Trennung in Arten und Gattungen vorgenommen werden; es ist dieß ein Zeichen, daß hier die Natur keine Grenzen gezogen hat, und das System darf alsdann auch keine Scheidung vornehmen.

Ein Hauptverdienst dieser synoptischen Uebersicht über die Ordnung der Schlangen ist die Beschränkung der übergroßen Zahl von Gattungen und Arten, welche letztere namentlich auf leichte Abweichungen hin bisher in mehrere Arten zerspalten und selbst unter mehrere Gattungen vertheilt worden sind. Wir haben schon früher mit Dank die vom Verf. vorgenommene Reduction der in ähnlicher Weise mit unhaltbaren Gattungen und Arten überhäuften Ordnung der Schildkröten gedacht; dasselbe große Verdienst hat er sich nun auch um die Ordnung der Ophidier erworben. Ein großer Nachtheil bleibt aber bey dieser Arbeit, daß der Verf. die Synonymik gar nicht beachtet, daß er selbst nicht einmal bey den von ihm aufgeführten Arten den Autor, welcher zuerst den systematischen Namen gab, beygefügt hat. Hiedurch wird es nicht selten, zumal dem Anfänger, schwierig, die Nominalarten den von Schlegel beybehaltenen zu subsumiren.

a) Indem ich nun die 6 Familien, in welche der Verf. die ungiftigen Schlangen vertheilt hat, einzeln aufführe, werde ich, wo es nöthig ist, ihre Merkmale, so wie sie in diesem Buche ausgesprochen sind, angeben, und den Gattungen die Zahl der hier aufgestellten Arten beyfügen.

1te Familie. Wühlschlangen (Serpens fouisseurs), wozu die einzige Gattung Tortrix mit 5 Arten gehört.

2te Familie. Wurmschlangen (Serpens lombrics); ebenfalls nur mit einer Gattung Cala-

maria. Dieſes ſind kleine Erdſchlangen, deren Leib faſt immer cylindriſch und ſchmächtig iſt und ſich in einen meiſt kurzen und koniſchen Schwanz endigt. Der Kopf iſt bey der Mehrzahl von gleicher Dicke mit dem Rumpfe und mit Schildern bekleidet, die gewöhnlich minder zahlreich als bey den nachfolgenden Gattungen ſind. Die Wurmſchlangen zeigen ſehr häufig iriſirende Farben und auf den untern Theilen herrſcht bisweilen das Rothe vor. Die Schilder ſind unten ſelten zahlreich. Sie bewohnen heiße oder den Tropen angrenzende Klimate und gehören beyden Welten an. Aufgeführt ſind 18 Arten, worunter C. lumbricoidea, Linnaei, Orbignyi, amoena etc.

3te Familie. Erdſchlangen (Serpens terrestres). Hieher rechnet der Verf. alle Erdſchlangen, welche nicht unter den beyden vorhergehenden Familien begriffen ſind. „Sie zeigen, mit Ausnahme von Heterodon, wenig Anomalien in ihrer Organiſation, und ſind, ſo zu ſagen, nach dem Typus der eigentlichen Coluber gebildet: die meiſten haben auf dem Kopf 9 Schilder und glatte Schuppen von mittlerer Größe.“ Hieher 7 Gattungen: Coronella mit 14 Arten, Xenodon mit 8, Heterodon mit 3, Lycodon mit 13, Coluber mit 27, Herpetodryas mit 19 und Psammophis mit 8 Arten.

4te Familie. Baumſchlangen (Serpens d'arbre). „Sie ſind beſonders beſtimmt, die großen Waldungen der heißen Gegenden zu bevölkern. In ziemlich geringer Anzahl in Afrika, und ſehr ſelten in Neuholland; Europa hat nur anomale Arten. Sie haben gewöhnlich ſehr geſtreckte Formen, bringen den größten Theil des Tags auf Bäumen oder Gebüſchen zu, und nähren ſich von Vögeln oder Eidechſen.“ Hieher drey Gattungen: Dendrophis mit 10, Dryophis mit 6 und Dipsas mit 23 Arten.

5te Familie. Süßwaſſerſchlangen (Serpens d'eau douce). „Dieſe Schlangen nähern ſich in ihrer Organiſation mehr oder weniger der Gattung Coluber, und wohnen im Waſſer, oder ziehen wenigſtens die Nachbarſchaft der Bäche oder Seen andern Orten vor. Ich will nicht hiemit ſagen, daß alle Ophidier mit ähnlichen Gewohnheiten zu dieſer Familie geſtellt werden ſollen, weil man alsdann Coluber und die meiſten Boa's, die eine ganz verſchiedene Organiſation zeigen, dahin bringen müßte. Ich habe vielmehr unter gleichem Namen dieſe Schlangen vereinigt, weil ſie, analog unter ſich hinſichtlich ihrer Organiſation und Phyſiognomie, eine natürliche Gruppe zuſammenſetzen, die aber keineswegs durch ſcharfe Merkmale vor den andern Unterabtheilungen geſchieden iſt.“ Dieſe Charakteriſtik iſt freylich ſehr ungenügend. Zu dieſer Familie zählt der Verf. 2 Gattungen: Tropidonotus mit 19 und Homalopsis mit 14 Arten.

6te Familie. Boa's (Boas). „Sie haben einen Greifſchwanz und das Vermögen ſich mit ihrem Rumpfe um andere Gegenſtände zu winden ꝛc.“ Hieher gehören bekanntlich die größten Schlangen, obgleich deren Länge häufig übertrieben angegeben worden iſt. Da die Bemerkungen des Verf. (S. 91) über dieſen Punct ſehr intereſſant ſind, ſo theile ich ſie vollſtändig mit:

„Viele Reiſende, zumal die der ältern Zeiten, erzählen von Schlangen von ungeheurer Größe. Welches auch das Vaterland dieſer großen Reptilien ſeyn mag, ſo giebt man ihnen gewöhnlich den Namen Boa Constrictor, der allenthalben bekannt iſt, obgleich die wahre Boa Constrictor des Syſtemes hinſichtlich der Größe andern Arten von Boa und Python weit nachſteht. Die zahlreichen Nachforſchungen neuerer und unterrichteter Reiſenden haben die meiſten Angaben, die man über die Natur dieſer Schlangen hatte, als Fabeln dargeſtellt; man weiß heut zu Tage, daß die rieſenhafteſten nicht über 20 — 25 Fuß Länge hinausgehen, daß ihre Dicke nur höchſtens ſieben Zoll im Durchmeſſer beträgt, und daß die Angaben von einer anſehnlicheren Größe bloß auf den vagen Ausſagen der Eingebornen beruhen. Unter allen bekannten Schlangen nimmt hinſichtlich der Größe die Boa murina aus den Aequatorialgegenden Amerikas den erſten Rang ein. Der Python bivittatus, in ganz Afrika und dem tropiſchen Aſien verbreitet, iſt in der alten Welt der Repräſentant dieſer Boa und erreicht faſt die nämliche Größe. Hierauf kommt der Python Schneideri aus Indien, von ſchmächtiger Form und ſelten über 15 Fuß Länge gehend; die Boa Constrictor der neuen Welt, die mit einer untergeordneten Länge (9 — 12′) eine anſehnliche Dicke verbindet; endlich mehrere andere Boa, Coluber etc. Bey uns erreichen die Schlangen ſelten eine Länge von mehr

als 5 Fuß; im südlichen Europa aber giebt es eine Art (Coluber quaterradiatus), welche bis 8 Fuß lang wird.“ —

Zur Familie der Boa's stellt der Verf. drey Gattungen: Boa mit 9, Python mit 4 und Acrochordus mit 2 Arten.

b) Die Giftschlangen bringt der Verf., wie früher, in 3 Familien, die allerdings schärfer unterschieden sind, als mehrere der vorigen Abtheilung.

1te Familie. Natternartige Giftschlangen (Serpens venimeux colubriformes) mit 3 Gattungen. Elaps mit 11, Bungarus mit 2, und Naja mit 11 Arten.

2te Familie. Meerschlangen (Serpens de mer), welche der Verf. alle unter Hydrophis mit 7 Arten vereinigt.

3te Familie. Eigentliche Giftschlangen (Serpens venimeux proprement dits) mit drey Gattungen: Trigonocephalus mit 13, Crotalus mit 4 und Vipera mit 10 Arten.

III. Der dritte Abschnitt. „Versuch über die geographische Verbreitung der Ophidier“ überschrieben, behandelt nicht bloß diese Ordnung der Reptilien, sondern geht auch auf die übrigen Wirbelthiere, namentlich die Säugthiere, ein. Obgleich demnach dieser Abschnitt weit über die Grenze, die ihm eigentlich durch den Gegenstand dieses Buches gesteckt ist, hinausgreift, so wird man doch deshalb dem Verf. nicht zürnen, da er in sehr interessanter Weise von der geographischen Verbreitung der Wirbelthiere handelt, und eine Menge neuer Thatsachen beybringt, wie sie nur an einer großen Sammlung, die mit so vielen außereuropäischen Ländern in unmittelbarer Verbindung steht und von daher seit Wiederherstellung des Weltfriedens fortwährend reiche Sendungen erhält, erworben werden können. Bey der Wichtigkeit, die man mit Recht gegenwärtig dem Studium der Vertheilung der Thiere über die Erde widmet, wird es nicht überflüßig seyn, ausführlicher den Inhalt dieses dritten Abschnittes zu besprechen.

Die geographische Verbreitung der Reptilien bietet ein besonderes Interesse der Betrachtung dar, da diesen Thieren meist das Vermögen abgeht, große Wanderungen, wie sie bey Vögeln und selbst bey manchen Säugthieren so häufig sind, vorzunehmen. Sie sind seit undenklichen Zeiten an denselben Heimathsort gebunden, und können also am Sichersten Aufschluß geben über das Verhältniß, welches zwischen den Geschöpfen und ihrem Wohnorte besteht. Was nun insbesondere die Schlangen betrifft, so gilt hinsichtlich ihrer Verbreitung dasselbe Gesetz, wie für die übrigen Reptilien, daß sich ihre Anzahl gegen die heiße Zone beträchtlich vermehrt, während sie sich nur selten in den kalten Gegenden finden. Sehr auffallend ist es, daß die Schlangen auf den zahlreichen Inseln des stillen Oceans ganz fehlen, während sie doch auf den benachbarten Inseln des großen indischen Archipels so überaus häufig sind. Auch ist es ein nicht minder auffallender Umstand, daß die Schlangen wie alle Reptilien der neuen Welt durchgängig zu Arten gehören, die von denen der alten Welt verschieden sind, während eine große Anzahl Vögel und mehrere Säugthiere von Nordamerika identisch mit den europäischen und asiatischen sind, und mehrere unserer einheimischen Reptilien sich durch das ganze gemäßigte Asien bis nach Japan finden. Amerika ist zumal in seinen Aequatorialgegenden an Schlangen eben so reich als die malayische Halbinsel. Neuholland dagegen ist sehr arm an denselben, und sie sind, vielleicht mit Ausnahme einiger nördlichen Gegenden, dieser großen Insel eigenthümlich. Die Schlangen auf Japan sind durchgängig eigne Arten, die nirgends anders beobachtet worden sind. Die Inseln des großen malayischen Archipels ernähren oft ganz dieselben Arten und sind überdieß häufig völlig identisch mit denen von Malakka, Bengalen, Ostindien und selbst von Ceylon, doch giebt es bisweilen Localabänderungen. So weit man Madagaskar kennt, scheint es, daß diese Insel eine eigenthümliche Fauna hat. Afrika ist nicht sehr reich an Schlangen; im Süden sind die Arten verschieden von den europäischen, meist auch im ganzen mittlern Afrika ausgebreitet und einige finden sich selbst bis in die nördlichen Gegenden, wo aber auch, außer einigen eigenthümlichen Arten, sich mehrere andere einstellen, die fast alle ums Mittelmeer gelegene Länder bis nach Syrien, und deshalb einen großen Theil Europas bewohnen. Die meisten Schlangen

dieſes letztern Welttheiles ſind endlich ebenfalls über einen großen Theil des gemäßigten Aſiens verbreitet, das nur eine ſehr kleine Anzahl eigenthümlicher Arten hervorzubringen ſcheint.

Hinſichtlich der Verbreitung der giftigen und ungiftigen Schlangen iſt zu bemerken, daß jene, vielleicht mit Ausnahme einiger Inſeln, allenthalben ſich finden, wo Schlangen überhaupt ſich aufhalten. Ihre Anzahl iſt jedoch viel geringer als die der letztern, denn wenn man die Zahl aller bekannten Arten Ophidier zu 263 annimmt, ſo ſind darunter 57 giftige, ſo daß ſich alſo dieſe letztern zu den unſchädlichen verhalten wie 1 : 5. Indeß iſt dieſes Verhältniß nicht daſſelbe für alle Theile der Erde, und es ſcheinen die giftigen Schlangen häufiger in offenen und ſterilen Gegenden, wo die unſchädlichen ſich vermindern, vorzukommen. Hinſichtlich der Anzahl der Individuen iſt dieſe ungleich beſchränkter bey den Giftſchlangen.

Indem der Verf. bisher von der geographiſchen Verbreitung der Schlangen im Allgemeinen handelte, kommt er nun im Speciellen auf ihre Vertheilung durch die einzelnen Erdtheile zu ſprechen, mit beſtändiger Bezugnahme auf die übrigen Wirbelthiere. Wir können hier nur das Wichtigſte mittheilen. Europa beſitzt nicht die Gattungen Calamaria, Heterodon, Lycodon, keine wahren Baumſchlangen, ſelbſt nicht die Herpetodryas, keine Homalopsis oder Boa's, und von giftigen Schlangen keine andere Gattung als Vipern. Mittel- und Nordeuropa haben keine eignen Arten; faſt alle finden ſich auch im Süden, wo mehrere Arten vorkommen, die gleichfalls die benachbarten Gegenden Afrika's und Aſiens bewohnen; doch kann man einigen Arten Grenzen anweiſen, wovon die Vipern ein Beyſpiel geben. Die gemeine Kupferotter (Vipera Berus) findet ſich in ganz Mitteleuropa und ſcheint in Aſien bis an den Baikalſee verbreitet zu ſeyn; ſie lebt auch in England und Schweden, aber gegen Weſten kommt ſie nicht mehr jenſeits der Seine vor, während die Alpen die Grenze dieſer Art gegen Süden zu bilden ſcheinen. Im ſüdlichen Theil des europäiſchen Weſtens wird ſie durch die Vipera Aspis erſetzt, welche ſich von Trieſt an in ganz Italien bis nach Sicilien, ferner in der Schweiz und ganz Frankreich jenſeits der Seine bis zu den Pyrenäen und vielleicht auch auf der iberiſchen Halbinſel findet. Die ſüdlichen Gegenden des öſtlichen Europas dagegen haben eine dritte Art aufzuweiſen, die Vipera Ammodytes, welche ſich von Steyermark bis ins ſüdliche Ungarn, in Griechenland, Dalmatien, Sicilien und vielleicht auch in Calabrien verbreitet. Mehrere Schlangenarten, die faſt über den ganzen Continent ſich finden, wie z. B. Coronella laevis, und Tropidonotus Natrix und viperinus, haben lokale und klimatiſche Abänderungen aufzuweiſen, wie ſolches auch bey andern europäiſchen Wirbelthieren vorkommt.

Sehr lehrreich iſt die Verbreitung der Thiere über Afrika. Den Grundcharakter dieſes Welttheils geben die großen dürren Flächen, die entweder wahre Sandwüſten, oder teraſſenartig aufſteigende Plateau's bilden, die nur während einer kurzen Zeit mit Vegetation bedeckt ſind. Bey Mangel an Waſſer und großen Waldungen kann man daſelbſt nur wenige Thiere erwarten, welche Flüße und Bäume bewohnen. Daher ſehen wir ſtatt der Hirſche eine Menge Antilopen-Arten; Eichhörnchen giebt es wenige und dieſe entfernen ſich von den eigentlichen durch ihren Aufenthalt auf der Erde; letzterer iſt auch meiſt den zahlreichen übrigen Nagern eigen. Noch auffallendere Belege geben die Reptilien. Afrika ernährt allein mehr Landſchildkröten, als alle andern Länder zuſammen; dagegen kennt man von Süßwaſſer-Schildkröten nur eine Emys und 1 — 2 Arten Trionyx. Auch die Nackthäuter nebſt den Baum- und Waſſerſchlangen ſind nur in geringer Anzahl vorhanden. Am auffallendſten iſt aber der faſt gänzliche Mangel von Fiſchen in den Süßwaſſern des ſüdlichen Afrikas. Es iſt jedoch dieſer Welttheil nicht allenthalben von der vorher erwähnten phyſikaliſchen Beſchaffenheit. Zwiſchen ſeiner größten Breite fällt die Hochfläche, welche den ganzen ſüdlichen Theil einnimmt, gegen die nördliche Wüſte ab, und wie ſie ſich im Hoch-Sudan ausbreitet, umfaßt ſie auch die abyſſiniſchen Alpen. Von dieſem Hochgebirge und dem Nordabhange jenes Plateau's entſtrömen zahlreiche Gewäſſer und unterhalten eine reichere Vegetation als die andern Theile Afrikas.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. September.

Nro. 190. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Die Alexandrinischen Bibliotheken unter den ersten Ptolomäern und die Sammlung der Homerischen Gedichte durch Pisistratus, nach Anleitung eines Plautinischen Scholions. Von Dr. Fried. Ritschl, ordentlichem Professor der Philologie an der k. Universität zu Breslau. Nebst litterarhistorischen Zugaben über die Chronologie der Alexandrinischen Bibliothekare, die Stichometrie der Alten und die Grammatiker Heliodorus. Breslau, bey Georg Philipp Aderholz, 1838. 147.

Den Inhalt dieser lehrreichen Schrift bildet die Erklärung jenes plautinischen Scholion, das Fr. Osann in einer römischen Handschrift gefunden, Meineke zuerst, aber unvollständig, veröffentlicht, Welker mit seltener Combinationsgabe zur Grundlage seines Epischen Cyklus benützt hatte; ein neuer Zusatz zu jenem Scholion welchen Osann lieferte, nöthigte die große Ausdehnung des epischen Cyklus in der Vorrede bedeutend einzuschränken und nachdem W. Dindorf in dem Cäcius glücklich den Tzetzes als Verfasser erkannt hatte, war die Glaubwürdigkeit der Aussagen fast völlig erschüttert. Hr. Ritschl gibt aus demselben Römischen Codex das ganze Scholion in seiner Vollständigkeit — nicht der vierte Theil davon war durch Osann's Mittheilung bekannt gemacht — prüft dessen Werth, und da das neue wichtige Angaben über die Bibliotheken in Alexandrien enthält, so lernen wir durch diese glückliche Entdeckung und die dazu gegebenen Untersuchungen in wenigen Blättern, was wir in den jüngst erschienenen Schriften über das Alexandrinische Museum *) vergebens suchen. Zu wünschen bleibt nur, daß der griechische Commentar des Tzetzes zu Aristophanes Plutos aus welchem der Verf., ein Italiäner des XV. Jahrhunderts, übersetzte, sowohl um einzelne Schwierigkeiten zu heben, als auch weil das ganze dort in größerer Ausdehnung vorgetragen war, gefunden werden möge.

Dieser Ueberlieferung gemäß wurde im Auftrage des Ptolomäus Philadelphus, welcher, wenn gleich sein Vater schon sehr vieles geleistet hatte, doch eigentlich als der Gründer und Stifter der großen Bibliothek betrachtet werden darf, die gesammte poetische Litteratur geordnet, und zwar die der Komödie durch Lykophron, die der Tragödie durch Alexander Aetolus, die übrige (Homeri poemata et reliquorum illustrium poetarum), also die epische, elegische, lyrische, durch Zenodotus. Es bedarf keiner Bemerkung, daß für die prosaische Litteratur gleichfalls kundige Männer aufgestellt waren; dieß ist hier übergangen, denn der Zweck des Scholion, das wahrscheinlich aus einer Einleitung genommen ist, war, über die Homerischen Gedichte und deren Bearbeitung zu berichten. Ptolomäus Philadelphus, wird dort weiter erwähnt, hatte für die aus allen Gegenden angekauften Schätze zwey Bibliotheken, die eine im Serapeum, die andere im Bruchium in der königlichen Residenz errichtet; er-

---

*) Das Alexandrinische Museum. Eine von der k. Akademie der Wissenschaften zu Berlin im Julo 1837 gekrönte Preisschrift von G. Parthey Dr. Mit einem Plane von Alexandrien. Berlin 1838. 218 S.

Ueber das Alexandrinische Museum, drey Bücher von Dr. Georg Heinrich Klippel. Eine Preisschrift, welcher von der königl. Preußischen Akademie der Wissenschaften das Accessit ertheilt ist. Göttingen, 1838. 4o6.

stere zählte 42800 Bände (in exteriore autem fuerunt milia voluminum quadraginta duo et octingenta), letztere, die Museums Bibliothek, nach Angabe des Callimachus (sicuti refert Callimacus aulicus Regius bibliothecarius qui etiam singulis voluminibus titulos inscripsit) und Eratosthenes (fuit praeterea qui idem asseveret Eratosthenes non ita multo post ejusdem custos bibliothecae), alles in allem gerechnet 400,000 Bände, die sich nach Ausscheidung der Doubletten auf 90,000 reduzirten: in Regiae autem bibliotheca voluminum quidem commixtorum volumina quadringenta milia, simplicium autem et digestorum milia nonaginta, eine Angabe, mit welcher sich, wie Hr. Ritschl gezeigt hat, die verschiedenen Zählungen bey den Alten wohl vereinigen lassen. Im Folgenden wird das Verdienst des Pisistratus um die Homerische Poesie hervorgehoben; diese Gedichte, vordem nur theilweise vorhanden und auch so nur selten zugänglich, wurden zu jenem ganzen, wie wir es jetzt besitzen, vereiniget: Ceterum Pisistratus sparsam prius Homeri poesin ante Ptolomaeum Philadelphum annis ducentis et eo etiam amplius sollerti cura in ea quae nunc extant redegit volumina, usus ad hoc opus divinum industria quatuor celeberrimorum hominum et eruditissimorum videlicet Concyli (?), Onomacriti Athenien (Atheniensium?), Zopyri Heracleotae et Orphei Crotoniatae; nam carptim prius Homerus et non nisi difficillime legebatur. Diese Worte können als eine wirkliche Bereicherung unserer geringen Kenntniß gelten; aus den Homerischen Scholien wußten wir allerdings, daß Pisistratus zur Redaction jener Gedichte seine Freunde erkoren und schon Fr. A. Wolf Proleg. p. CLV. hatte auf Orpheus und Onomacritus richtig gerathen; jetzt kennen wir mit Sicherheit die Namen, und wenn wir z. B. im Schol. Harl. zu Od. XI. 604 lesen, der Vers welcher das Prädicat der Hebe ausspricht

παῖδα Διὸς μεγάλοιο καὶ Ἥρης χρυσοπεδίλου

sey ein Product des Onomakritus: τοῦτον ὑπὸ Ὀνομακρίτου ἐμπεποιῆσθαί φασιν· ἠθέτηται δέ. so haben wir nur an die Text Recension des Pisistratus zu denken, so wie was diesem zugeschrieben wird, von Onomacritus und seinen drey Genossen nicht zu trennen ist. „Daß dessen nicht eben wenig ist, hat die ausführliche Nachweisung in W. Müllers Homerischer Vorschule längst gelehrt. Unbefangene Betrachtung wird das dabey angewandte Inductionsverfahren nur gut heißen, wonach auch von den Stellen, die uns nur überhaupt als unächt bezeichnet sind, alle diejenigen auf die Pisistratische Recension zurückgeführt werden, für deren Einschaltung ein besonderes Athenisches Interesse am Tage liegt." Der Verfasser beseitigt bey dieser Gelegenheit die in jüngster Zeit von Ritsch, Welker, und andern gemachten Bedenken gegen die von Pisistratus unternommene Anordnung der Ilias und Odyssee; er erklärt das Wichtigste derselben, das Stillschweigen der Folgezeit über das Athenische Exemplar, daraus, daß es die Grundlage, die Vulgata, aller folgenden Recensionen geworden, wie denn alles was auf Pisistratus oder Onomacritus als Urheber zurückgeführt wird, in unserm Texte steht, und darum unter den κοιναὶ und δημώδεις, (denn nur Abschriften davon hatten sich erhalten, das Original war längst verkommen), zu verstehen sey; am Schluße wird in der viel besprochenen Frage über den Zustand der Homerischen Gedichte als Ergebniß der neuesten Forschungen folgende Ausgleichung der Gegensätze versucht, die wir, da sie alles kurz zusammenfaßt, mit den Worten des Verfassers wiedergeben:

wonach aus einer reichen Fülle mündlich überlieferter epischer Lokalgesänge der Jonische Homeros diejenigen, die mit Eigenem verschmolzen den Umkreis der ächten Ilias und Odyssee ausfüllten, kunstmäßig verknüpfte, — eine Entstehungsart, die schon ihrer Natur nach die Forderung eines ins Kleinste durchdringenden Zusammenstimmens ausschloß;

wonach ferner diese Verknüpfung, fortgepflanzt durch mündliche Tradition zunächst der Chiischen Homeriden, ihre Entstehung in so fern nie verläugnete, als die beyden Körper sich in ihre Glieder eben so leicht wieder lösten, als sie aus ihnen erwachsen waren;

wonach man weiterhin diese gelösten Glieder allmählig durch schriftliche Aufzeichnung der Wandelbarkeit eines überaus geschmeidigen Sprachidioms zu entziehen anfieng; bis end-

lich der nur noch auf dunkeler Tradition beruhende Zusammenhang auf Antrieb des Pisistratus so gut als thunlich wieder ermittelt und mittelst vollständiger Aufzeichnung im Ganzen für alle Zeit fixirt werde.

Der Anhang p. 73 — 147 enthält Untersuchungen, die zu den obigen gehören, jedoch um den Zusammenhang nicht zu unterbrechen, besonders gestellt sind.

1. Chronologie der Alexandrinischen Bibliothekare. Die Beantwortung dieses Punktes so wie des Wirkungskreises und der Thätigkeit der über die Bibliothek aufgestellten Männer erwartet man von den Verfassern des Alexandrinischen Museum; da aber diese (Parthey p. 72. Klippel p. 74.) bey der Behandlung der geeigneten, oft verderbten Stellen nicht die nöthige Kritik und Combination anwendeten, so gibt Ritschl durch Vergleichung und Zusammenstellung bekannter Data eine annähernde Zeitbestimmung der ersten fünf aufeinander folgenden Bibliothekare, Zenodotus, Kallimachus, Eratosthenes, Apollonius, Aristophanes, „dieser Heroen wahrhaft großartiger Gelehrtenbildung"; das Bibliothekariat des Kallimachus ist jetzt durch das plautinische Scholion außer allen Zweifel gesetzt; an einen modernen Unterschied von Bibliothecarius wie Kallimachus, und custos bibliothecae, wie Eratosthenes genannt wird, ist begreiflicher Weise nicht zu denken.

2. Die Stichometrie der Alten. p. 91 — 136. Ein vordem manchem Bedenken unterworfener, durch unsern Verfasser zur völligen Entscheidung gebrachter Gegenstand; es war allgemeine Sitte der Alten, wie wir den Umfang eines Werkes nach Bänden und Seiten berechnen, diesen nach der Zahl der Zeilen — nicht wie man gewöhnlich glaubte, der Satzglieder und Gedanken — zu ermessen, sie am Ende summirt zu bezeichnen und darnach zu citiren; letzteres zeigt das Verfahren des Asconius mit Ciceros Reden, und des Dionysius mit Thukydides; ersteres lehren die vielen Beyspiele bey Diogenes, Suidas u. a. (sie sind 83 an der Zahl namentlich aufgeführt); so wird die Totalsumme der Zeilen von den Schriften des Aristoteles auf 445,270, des Theophrastus auf 232,808, des Xenokrates auf 34075 angegeben. Die Art dieser Berechnung und Bezeichnung, von den Herausgebern so oft verfehlt und mißverstanden, ist p. 119—21 sehr anschaulich dargestellt. Diese Methode scheint dem ersten Anblicke nach sehr unsicher und schwankend, da jede Abschrift durch verschiedene Länge der Zeilen, wie durch engere und weitere Stellung der Buchstaben, die in einem Exemplare bestimmte Zahl der Zeilen beliebig ändern konnte. Hier darf nun mit Recht angenommen werden, daß bey den Copien ein allgemeines Uebereinkommen stattgefunden hat, wodurch die einmal gangbare Zählung der Originale entweder gar nicht oder doch nicht im Wesentlichen geändert wurde. Dieß ging an, so lange man sich eines gleichen Formats, z. B. des Papyrus bediente, wie die ganze Einrichtung wahrscheinlich zur nähern Bestimmung des Umfangs der Werke eines Autors von den Gelehrten der Alexandrinischen Bibliothek ausgegangen ist und wohl aus ihren Berichten sind die Angaben bey Diogenes, Suidas u. a. genommen. Eine Aenderung konnte die Anwendung eines andern Schreibmaterials, der Uebergang von dem Gebrauche des Papyrus zu dem des Pergaments, hervorbringen, aber auch hier war es möglich, den alten Umfang der Zeilen beyzubehalten, wenn das Pergament wie wir bey den ältesten Handschriften häufig finden, Columnenweise beschrieben wurde. Vergleichen wir die Herkulanischen Rollen, welche als die ältesten Denkmäler der Art hier besonders in Betrachtung zu ziehen sind. In dieser ist gewöhnlich der vollständig, oder theilweise abgeschlossene Gedanke des Autor durch einen Strich unter der Zeile oder durch eine merkbare Trennung von dem nächsten Satze oder durch ein größeres Zeichen am Rande angedeutet — dieß zur Berichtigung von p. 103 — aber die Zeilen sind dem Umfange nach gleich, nur die Schrift des Demetrius περὶ ποιημάτων Vol. Herc. Oxon. tom. I. p. 106 — 33, (in größern Charakteren, aber auch längeren Zeilen zählt jede um ein paar Buchstaben weniger) und Epikurus περὶ φύσεως im zweyten Bande der Neapolitaner Ausgabe machen eine geringe, jedoch wenig zu beachtende Ausnahme.

(Schluß folgt.)

Essai sur la Physionomie des Serpens, par H. Schlegel, Conservateur du Musée des Pays-Bas etc.

(Fortsetzung.)

Diese Verschiedenheit der physikalischen Beschaffenheit muß nothwendig einen großen Einfluß auf die geographische Verbreitung der Thiere ausüben. Diejenigen unter ihnen, welche vorzüglich bestimmt sind die großen Hochebenen des südlichen Afrikas zu bevölkern, finden sich oft auf allen Punkten des Plateaus, wo die nothwendigen Bedingungen für ihre Existenz vorhanden sind, wie wir denn viele kapische Thiere an der guineischen Küste und selbst in Abyssinien sehen. Bald sind es dieselben Arten, die in so weit aus einander liegenden Gegenden vorkommen, bald bilden sie locale Abänderungen, bald ersetzen sie sich durch verwandte Arten. Es sey erlaubt, hievon einige Beyspiele anzuführen, wobey wir uns jedoch, um nicht zu weitläufig zu werden, bloß auf Säugethiere beschränken wollen. Die Zahl der über die Oberfläche von Afrika verbreiteten Thiere, die keine lokalen Differenzen darbieten, scheint sehr limitirt zu seyn, und diese Thiere gehören oft zu riesenhaften Arten, wie Elephant, Giraffe, Flußpferd, Löwe ꝛc.

Unter den Thieren, die den meisten Puncten des großen afrikanischen Plateau's eigen sind, zeichnet sich namentlich eine große Anzahl Wiederkäuer aus, als z. B. der Kafferſche Büffel, den Rüppell auch in Abyssinien gefunden hat, die Antilope strepsiceros, welche das Kap, Abyssinien und die guineische Küste bewohnt; die Antilope equina von Senegal ist wahrscheinlich identisch mit der A. leucophaea vom Kap; Antilope Oreotragus lebt am Kap, in Aschanti und Abyssinien ꝛc. Aus andern Ordnungen gilt dasselbe: das gemeine Warzenschwein ist dasselbe am Kap und Senegal, ebenso Sciurus setosus, Myoxus murinus, Canis pictus, Gulo mellivorus etc. Dagegen bietet eine nicht geringere Zahl von Thieren auf diesen verschiedenen Puncten Afrika's lokale, zuweilen sehr auffallende Varietäten dar. So sehen wir den Canis mesomelas des Kaps in den nördlichen Gegenden durch eine lichtere Abänderung (Canis variegatus und C. Anthus?) ersetzt. Der Klippschliefer und die Zorille vom Kap unterscheiden sich von den nordafrikanischen nur durch dunklere Färbung. Die kapische Genette (Viverra Genetta und felina) bewohnt auch Spanien, dagegen wird sie am Senegal und in Abyssinien durch eine blassere Abänderung (Viv. senegalensis) vertreten. Die ägyptische Pharaonsratte ist an der afrikanischen Südspitze durch eine lokale Varietät mit dunklerem Pelze (Herpestes cäffer und griseus) dargestellt; dasselbe gilt vom abyssinischen Herpestes versicolor und mehreren Antilopen. Andere Thiere endlich differiren in diesen verschiedenen Gegenden auf eine so beträchtliche Weise, daß sie als Arten müssen angesehen werden: dahin gehört z. B. der Phacochoerus Aeliani, der in Abyssinien den Ph. aethiopicus von Guinea und dem Kap vertritt, ferner der Sciurus rutilans, der im östlichen Afrika den Sciurus setosus vom Senegal und dem Kap ersetzt.

Asien ist, mit Ausnahme von Vorder- und Hinterindien, von keiner großen Zahl Reptilien bevölkert, was sich leicht aus der nördlichen Lage eines großen Theils dieses Kontinents erklären läßt. Sibirien hat viele Thiere mit Europa gemein; eigenthümlich ist der sonderbare Trigonocephalus Halys. Die Steppen südlich vom kaspischen Meere, welche sich einerseits bis nach Hindostan, andererseits über Iran nach Arabien und Syrien ausdehnen, um sich mit den afrikanischen Wüsten zu vereinigen, ernähren eine kleine Anzahl von Reptilien in gedachten Strecken beyder Kontinente. Mittelasien ist uns ganz unbekannt hinsichtlich seiner Reptilien. Vorder- und Hinterindien nebst Ceylon zeigen eine große Analogie mit den Inseln des großen indischen Archipels, und diese wird besonders auffallend, wenn man die sich am nächsten gelegenen Gegenden beyder Regionen, wie z. B. die Halbinsel Malakka und Sumatra, mit einander vergleicht.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. September.

Nro. 191. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Die Alexandrinischen Bibliotheken unter den ersten Ptolomäern und die Sammlung der Homerischen Gedichte durch Pisistratus, nach Anleitung eines Plautinischen Scholions. Von Dr. Fried. Ritschl.

(Schluß.)

Wollte man daher diese Uebereinstimmung vielleicht daraus ableiten, daß es nur Schriften eines Autor, des Philodemus, seyen, so bietet, abgesehen, daß diese Bücher doch von verschiedenen Abschreibern herrühren, der vierte Band der Vol. Herc. ein Werk des Polystratus in gleicher Form mit der des Philodemus. Wir dürfen demnach sicher auf eine ziemliche Gleichförmigkeit der Größe einer Zeile in allen Papyrus schließen und es erscheint nicht mehr als ein unzuverläßiges Kriterium, den Umfang eines, wie der gesammten Werke des Schriftstellers nach solchen einmal festbestimmten, selbst durch das Material bedingten Zeilen zu berechnen. Es gab sogar kein sicheres Mittel als dieses, da die Rollen ungleiche Größe hatten und jede beliebige Länge annahmen, die Columnen aber, welche allerdings bey einzelnen Schriften oft gezählt werden, nicht minder wechseln, die kleinern sechs und zwanzig, die größern fünf und vierzig Zeilen enthalten.

Auch in diesen Herkulanischen Rollen giebt das Titelblatt gewöhnlich, doch nicht immer die Zahl der Zeilen an; das vierte Buch *περὶ μουσικῆς* im ersten Bande, die *ῥητορικὴ* im fünften und andere zeigen weder am Anfange noch am Ende eine Spur solcher Bezeichnung; waren aber auch hier die einzelnen Theile, die noch dazu gewöhnlich Bruchstücke sind, — oft ist das Titelblatt selbst unvollständig — ohne Angabe der Zahl, so konnte doch dem gesammten Werke der Umfang beygeschrieben seyn; wenigstens ist kein Grund, aus solch einzelnen Stücken auf das Nichtvorhandenseyn der Zählung zu schließen. Hr. Ritschl giebt p. 123 — 30 Berechnungen dieser Herkulanischen Rollen und sucht manche Schwierigkeit die sich hier darbietet, aus dem Wege zu räumen; er stützt sich auf den einzigen bis jetzt vorhandenen Catalog der Vol. Herc. Oxon. Aber hier ist alles unsicher; die Zeichnungen welche während des Aufenthaltes des Prinzen von Wales in Neapel genommen und von König Georg IV. der Universität geschenkt worden waren, sind oft unverständlich, nicht selten ganz falsch; darum muß man die Genauigkeit der Neapolitaner im Abdrucke des Originals eben so loben, als ihre Langsamkeit beklagen. Wir haben die Rollen der englischen Ausgabe uns möglichst verständlich zu machen gesucht und Gelegenheit genug gehabt, das Ungenaue durch und durch zu erkennen; was wir mit Aufopferung vieler Zeit und durch mäßige Kenntniß des Gegenstandes, ohne welche man über keine Seite hinaus kommt, errungen haben, das wird der ächte Text der Neapolitanischen Ausgabe großentheils von selbst liefern. Hr. Ritschl erwähnt aus jenem Kataloge Nr. 1426. *Φιλοδήμου περὶ ΡΗΤΟΡΙΚ.. ΑΡΙΘΜ. XXXΘ.* wornach jenes Stück drey tausend Zeilen enthielt; der Buchstabe Θ gilt ihm als Bezeichnung des neunten Buches der Philodemischen Rhetorik, die freylich üblicher der Zahl voranginge; große Zahlen nämlich, also die der Zeilen, werden in antiken, kleine wie die der Bücher und, wie es scheint, der Columnen in gewöhnlichen Zahlzeichen ausgedrückt; eine Vermischung beyder ist nicht denkbar. Aber schon die gerade Zahl von drey tausend erregt Zwei-

fel, während sonst die Zehner und Einheiten nicht fehlen.

Der vierte Band der Neapolitaner Ausgabe liefert den Text jenes Buches in sechzehn Columnen; sie bilden die letzte Hälfte des ganzen, doch lesen wir auf dem Titel sehr deutlich ΑΡΙΘΜΟC ΧΕ, also statt drey tausend eintausend! jenes Ε ist nicht minder als Θ nach dem obigen ungewöhnlich (der Herausgeber rechnet freylich 1005 Zeilen), aber da der Papyrus unmittelbar darauf durchbrochen ist und eine größere Lücke folgt, so kann es eben so das Fragment von Η bilden; gleichwohl wird auch dadurch nicht die erforderliche Uebereinstimmung gewonnen; wir finden am Ende nämlich außer dem Namen des Correctors auch die Zahl der Columnen angegeben: Ποσειδῶν αὐτὸς τοῦ Βίτωνος CΕ$\overline{Α}$ C$\overline{Δ}$ jenes C ist unsicher, der Herausgeber schreibt ΑΔ also 34, der Form nach erwartet man ΟΔ, 74 was aber, da jede Columne drey und dreyßig Zeilen enthält, gegen die Angabe des Titelblattes verstößt. Eine zweyte Bezeichnung der Columnen ist im Cataloge Nr. 1414 φιλοδήμου περὶ χάριτος· ΚΟΛΛΗΜΑΤΑ ΣΕΛΙΟΗ· wofür H. Ritschl p. 128 ΣΕΛΙΔΩΝ liest; dann aber fehlt was gerade nothwendig ist, die Zahl der aneinander geleimten Columnen, welche wahrscheinlich mit Abkürzung des Wortes σελίδων wie bey dem vorhergehenden Buche in jenen Buchstaben ΟΗ = 78 ausgedrückt ist.

Wenn nun Hieronymus von den Handschriften des Cicero und Demosthenes eine andere Eintheilung erwähnt: sed quod in Demosthene et Tullio solet fieri, ut per cola scribantur et commata qui utique prosa et non versibus conscripserunt, so kann dieß, wie der Verfasser richtig bemerkt, nur eines rhetorischen und didactischen Zweckes wegen geschehen sein und die allgemeine Sitte der Berechnung wird dadurch um so weniger beschränkt, als gerade von jenen beyden Rednern die sichersten und augenscheinlichen Beweise alter Zählung vorliegen; von Cicero bey Asconius, von Demosthenes in vielen Handschriften; schon Reiske hat aus dem Codex Bavaricus und Augustanus am Ende der Reden die Zahlzeichen mitgetheilt; nur sind sie mit der Handschrift selbst nicht im Einklange. Die Rede περὶ εἰρήνης zählt im ersteren 158 Zeilen, hat aber die Unterschrift Η Η $\overline{ΠΙ}$ = 206; die erste Philippica zählt dort 420, die Unterschrift giebt ihr 460 Zeilen und so fort. Man erkennt hierin leicht eine Tradition aus ältern Zeiten welche wenn auch spätere Abschriften die Uebereinstimmung aufhoben, dennoch beybehalten wurde.

Nach den Herkulanischen Papyri zu urtheilen, bildete jedes Buch eines Autors eine besondere Rolle; war dieses zu umfangreich, so wurde es von dem Verfasser selbst in zwey getheilt; so lesen wir im Cataloge 1424: φιλοδήμου περὶ Ῥητορικῆς Δ, τῶν εἰς δύο τὸ πρότερον. 1538. φιλοδήμου περὶ ποιημάτων τοῦ Ε, τῶν εἰς δύο τὸ Β. Ein solcher Eintheilungsgrund war bey den Attischen Schriftstellern nicht, und ein Gorgias, eine Rede περὶ παραπρεσβείας, κατὰ Τιμοκράτους werden den Raum einer Rolle weit überschritten haben, also gleichfalls getheilt worden sein. Betrachtet man dieses, so wird die Gesammtzahl von Rollen, welche das Alexandrinische Museum enthielt, neunzig tausend, nicht zu bedeutend erscheinen. Eben so erklärt sich die schriftstellerische Thätigkeit der Alten, wenn wir von sechs, siebenhundert, tausend und mehr Büchern lesen, die ein einziger geschrieben hatte; es sind einzelne Aufsätze, kleine Abhandlungen, welche, jede auf eine Rolle geschrieben, ein βιβλίον bildeten und so könnte selbst ein Chrysippus und Didymus, in die Enge unserer Pressen gedrückt, an Umfang den zahlreichen Bänden manches schreibelustigen Autors neuerer Zeit den Vorrang nicht streitig machen.

3. Die Grammatiker Heliodorus. Bruchstück aus einer kritischen Geschichte der griechischen Grammatik. Das Plautinische Scholion bemerkt, daß Tzetzes den Heliodorus, der die Pisistratiden und Ptolomäerzeiten, die Homerischen Gedichte und die Uebersetzung des alten Testamentes wundersam vermische, weitläufig widerlege; dieselbe Vermischung finden wir in den anonymen Scholien zu Dionysius Thrax bey Bekker Anecd. II. 767. Da nun nach Villoison die Venetianer Handschrift dem Heliodorus Scholien zu jenem Dionysius zuschreibt, so liegt die Vermuthung, die Hr. Ritschl aufstellt, ganz nahe, daß eben dieser Heliodorus Verfasser jener anonymen Scholien sey und sie die Quelle bilden, aus welcher Tzetzes seinen Bericht geschöpft

hat. Näher bezeichnet und gewürdigt werden außer diesem Heliodorus, einem spätern Byzantiner, der Athener, der Metriker und der Glossograph.

Indem wir uns freuen, daß jenes Scholion in die Hände eines so tüchtigen Bearbeiters gekommen ist — denn nun erst hat es seinen gebührenden Werth nach allen Seiten erlangt — und die Versicherung geben, seit längerer Zeit in der philologischen Litteratur nichts gelesen zu haben, was durch neue Gedanken wie durch die Sicherheit der Beweisführung gleich ansprechend wäre, wünschen wir nur, daß dem gelehrten Verfasser die völlige Muße gegönnt seyn möge, seine Plautinischen Studien, von welchen man so viel zu erwarten berechtigt ist, zur Vollendung zu bringen.

Essai sur la Physionomie des Serpens, par H. Schlegel, Conservateur du Musée des Pays-Bas etc.

(Fortsetzung.)

Diese Analogie ist jedoch nicht so evident in Beziehung auf die Säugthiere als auf die Vögel, Reptilien, Fische und besonders auf die Erzeugnisse des Pflanzenreiches, und es existiren in der Halbinsel diesseits des Ganges mehrere dieser Gegend eigene Reptilien, wie z. B. Chamäleons, Vipern ꝛc. Ceylon, obschon der Küste von Koromandel so nahe, ernährt doch mehrere Thiere (Tortrix maculatus, Calamana Scytale und 2 Trigonocephalus), welche nicht den letztern Landstrich bewohnen. In diesen Gewässern fangen auch an sich die Hydrophis zu zeigen und gehen von der Ostküste Malabars bis nach Polynesien. Die Anzahl der Schlangen, welche die beyden Halbinseln des Ganges bewohnen, ohne sich auf den malayischen Inseln (Malaisie) zu finden, scheint sehr beschränkt zu seyn.

Von höchstem Interesse für die Kenntniß der geographischen Verbreitung ist der malayische Archipel, da er von einer zahlreichen Menge Thiere bewohnt und am meisten gekannt ist. Häufig kommt es vor, daß dieselbe Art zugleich auf Sumatra, Java, Borneo, Timor, Celebes und selbst auf den philippinischen Inseln, oder auf dem Kontinent von Asien gefunden worden ist, und daß sie an jedem dieser Puncte Verschiedenheiten zeigt, die zwar allerdings zuweilen sehr subtil, gewöhnlich aber konstant sind. Es fragt sich nun, wofür diese Lokalabänderungen erklärt werden sollen: ob nämlich als Rassen derselben Art, oder ob sie zum Range selbstständiger Arten zu erheben seyen. Der Verf. erklärt sich für die erstere Meynung, und ich kann ihm im Allgemeinen nicht anders als beypflichten. Zum Beleg führt er eine ansehnliche Menge von Beyspielen aus der Klasse der Säugthiere und Reptilien an, worauf weitläufiger einzugehen der Raum hier nicht gestattet. Um im Allgemeinen von diesen Inseln zu sprechen, so sieht man, daß Sumatra und Borneo eine gute Anzahl von Thieren gemein haben, darunter einige gigantische, die sich nicht auf Java finden; dagegen besteht für die kleinern Thiere eine ziemlich große Aehnlichkeit zwischen dem nördlichen Theil von Borneo und Java. Diese letztere Insel bringt mehrere Thiere hervor, die sich auch in Südchina und wahrscheinlich selbst auf der Inselkette, die sich von Osten bis gegen Timor zieht, aufhalten. Auf Celebes fangen bereits mehrere Thierformen an sich einzustellen, die den Sunda-Inseln abgehen. Diese neuen Formen werden auf den Molukken zahlreicher und schließen sich an die an, welche Neu-Guinea eigen sind, wovon mehrere an die heterogenen Erzeugnisse Neuhollands erinnern. Die Philippinen endlich zeigen Analogie mit den Sunda-Inseln, und auffallend ist es, daß man daselbst mehrere Thiere von Ceylon und Ostindien bemerkt.

Der Verf. hebt hierauf im Einzelnen die Hauptzüge hervor, welche die Fauna der vorzüglichsten Inseln dieses Archipels charakterisiren. Er beginnt mit Sumatra; dieß ist die einzige unter allen malayischen Inseln, welche den Elephanten hervorbringt; auch scheint sie eine Art Nashorn für sich zu haben, wenn nicht etwa das von Borneo derselben Species beyzuzählen ist. Der indische Tapir kommt auch auf Borneo und dem asiatischen Festlande vor; dasselbe ist mit dem Cervus Hippelaphus der Fall. Hylobates syndactylus

und Semnopithecus melalophos sind bis jetzt nur auf Sumatra gefunden, doch versichert man, daß H. Rafflesii (zu dem H. agilis und variegatus gehört) auch Celebes bewohne. Der Gymnurus und die Antilope sumatrensis sind nur auf Sumatra beobachtet, aber der sonderbare Nyctocleptes und das langschwänzige Stachelschwein bewohnen auch Malakka. Mehrere andere Thiere kommen zugleich auf Sumatra und Borneo, aber nicht auf den andern malayischen Inseln vor: dahin gehören der Orang-Utang, Semnopithecus nasicus und cristatus, Innus nemestrinus, Felis macroscelis, Ursus malayanus, der doch auch Celebes bewohnt, ferner mehrere Eichhörnchen, zum Theil neuen Arten angehörend, wovon einige auf Malakka, Siam und in China sich wieder finden, die aber nicht auf Java beobachtet werden. Sumatra hat mehrere Schildkröten mit Borneo gemein; aber die Saurier und Nackthäuter gehören größtentheils zu Arten, die auch Java bewohnen. Die Schlangen kommen fast ohne Ausnahme ebenfalls auf Java vor, und ein großer Theil auch in Ostindien; dagegen scheint der Trigonocephalus Wagleri nur Sumatra und Borneo angehörig.

Java entfernt sich von den andern Inseln des malayischen Archipels, daß sie mehrere eigenthümliche Arten hervorbringt, während ihr eine gute Zahl anderer, die auf Sumatra, Borneo und selbst dem Festlande verbreitet sind, abgehen. Man hat keine verläßige Gewähr, daß die Elephanten jemals auf Java gelebt hätten; es fehlen die schon vorhin bey Sumatra erwähnten Arten, auch giebt es keine Antilopen. Das zweyhörnige sumatranische Nashorn ist auf Java durch ein ganz davon verschiedenes einhörniges ersetzt, das aber viele Beziehungen zu dem des Festlandes zu haben scheint. Cervus Hippelaphus wird durch C. Russa vertreten. Der langschwänzige Leopard (Felis Pardus Temm.) ist Java eigenthümlich; der ächte Leopard (F. Leopardus Temm.) dagegen, welcher durch ganz Afrika verbreitet ist und der auch Ostindien bewohnen soll, findet sich nie auf Java, doch bemerkt der Verf., daß es vom javanischen Leoparden auch Individuen giebt mit viel kürzerem Schwanze als gewöhnlich, wodurch sie sich dem eigentlichen Leoparden annähern, was ihn geneigt macht, jenen als eine lokale Abänderung von diesem anzusehen. Der Königstiger, der hier wie auf Sumatra vorkommt, bildet ebenfalls eine solche Abänderung mit kurzer Behaarung. Auf Java giebt es ein großes Wildschwein, Sus verrucosus, sehr verschieden von der andern Art, Sus vittatus, die Java und fast den ganzen malayischen Archipel bewohnt. Eines der merkwürdigsten javanischen Thiere ist der wilde Ochs, der Banting der Eingebornen, der sich wahrscheinlich auch auf Borneo und Sumatra findet und vom bengalischen Gayal (Bos frontalis oder sylhetanus) *) nicht verschieden zu seyn scheint, von dem er wahrscheinlich eine Rasse ausmacht. Zu einer ganz andern Art als zu dieser wilden gehört der zahme Ochs der Sundainseln; er heißt hier Carbau, hat sich auf Sumatra verwildert und stammt unzweifelhaft vom wilden indischen Büffel, dem Arni, ab; man bringt bisweilen auch den Zebu nach Java. Außer dem Hylobates syndactylus von Sumatra scheint jede Insel oder Hauptpunct des tropischen Asiens eine einzige Art Gibbons, mehr oder minder von den andern verschieden, zu ernähren. Hylobates Lar von Sumatra ist auf Java durch H. Leuciscus repräsentirt; dieser auf Borneo durch eine dunkler farbige Rasse, H. concolor Harl. Von diesen Arten scheint sich keine auf dem indischen Festlande zu finden, denn die dortigen Gibbons gehören zu H. albimanus. Von den beyden, auf Java gewöhnlichen Schlankaffen ist der Semnopithecus mitratus dieser Insel eigenthümlich, doch sieht man in Siam einen ganz analogen Affen, aber mit etwas dunklerer Färbung; der S. Maurus ist auf Sumatra und Borneo durch den S. pruinosus ersetzt, der sich von jenem nur durch die graue Beymengung unterscheidet. An Eichhörnchen ist Java viel weniger reich als die andern Sunda-Inseln und hat keine eigenthümlichen Arten.

*) Der Verf. legt hier dem Bos frontalis unrichtig den Namen Gaour bey, der einer ganz andern Art, dem Bos Gaurus angehört. Der Landes-Name für den Bos frontalis, der nur eine wilde Rasse unsers gemeinen Rindes ist (vergl. meine Fortsetzung von Schrebers Säugthieren V. 2. S. 101 und 121.), heißt Gayal.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. September.

Nro. 192. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Lehrbuch der Logik für akademische Vorlesungen und Gymnasialvorträge von Dr. Friedrich Fischer ord. Professor d. Phil. an der Universität Basel. Stuttgart. 1838. 244 S. 8.

Die Logik hat lange hin als eine vollendete Wissenschaft gegolten; sie war als solche fast allgemein angenommen; seit 2000 Jahren, sagt Kant, habe sie keine wesentlichen Vorschritte gemacht, sie habe aber auch nicht nöthig gehabt, Rückschritte zu thun. Dieser Umstand, wenn es sich wirklich also verhält, beweiset allerdings viel; — eine Wissenschaft, die Rückschritte zu thun sich nicht gezwungen siehet, muß schlechterdings ihre Principien, Voraussetzungen und Postulate gefunden, und sich derselben in ihrer einfachsten Gestalt vergewissert haben, so daß aller Fortschritt in derselben nur von der durch die Natur der Sache bedingten Verknüpfung und Combination jener Grundlagen und von den Ergebnissen und weiteren Folgerungen aus dieser Combination abhängt. So finden wir es wenigstens in der Mathematik, in der Zahlenlehre, Analysis und Meßkunst; sie sind nicht in den Strudel hineingezogen worden, in welchem seit 50 Jahren alle philosophischen Disciplinen umgetrieben werden und dergestalt schwanken, daß die vielerley Bearbeitungen eines und desselben philosophischen Zweiges, je nach den Systemen, zu denen und deren Principien die Bearbeiter sich bekennen, einander wenig oder gar nicht gleichen, ja manche Zweige in dem einen und dem andern Systeme gänzlich fehlen. Alles dieß sind Wirkungen der tiefen Kritiken Kants, durch welche nicht allein die Philosophie, sondern auch alle übrige Künste und Wissenschaften in eine Krisis versetzt worden sind, die sich noch immer nicht entschieden hat, und sich auch nicht eher entscheiden soll, — etwa aus Ermattung und Abspannung oder aus Verzweiflung u. s. w. — als bis ein neuer fester und höherer Zustand der geistigen und wissenschaftlichen Gesundheit überall und durchhin sich hergestellt und entwickelt hat. Ob auch der Mathematik eine Krisis bevorstehe, ob auch sie einen Rückschritt thun müsse, so daß ihre Voraussetzungen und Grundsätze ꝛc. neuerdings vom Grund aus untersucht und geprüft zu werden bedürfen, dieß bleibe dahingestellt; wiewohl ein gutes Vorurtheil für ihre Festigkeit erregt schon der Umstand, daß sie auch in den jüngsten Zeiten der speculativen Schwankungen und des Systemwechsels, unberührt von denselben, ihren ruhigen besonnenen Weg für sich fortgegangen ist; denn wenn sie in früherer Zeit von Seite ihrer Methode bey Spinoza, Wolf u. a., oder bey anderen z. B. Herbart zur festen Bestimmung der Erscheinungen und ihrer Gesetze, oder endlich wenn sie wie von J. J. Wagner als speculative Symbolik und Typik herbeygezogen wurde; so betraf alles dieses nicht die Mathematik als solche, sondern nur ihre Benutzung und Anwendung in dieser oder jener Art, auf diesem oder jenem Gebiete; und deßhalb lassen die allermeisten Mathematiker selbst Herbarts Arbeiten unbeachtet vorübergehen. Von allen diesen und ähnlichen Anwendungen und Bezügen, die man jemals der Mathematik zur speculativen Philosophie gegeben hat, ist verschieden die Stellung, welche sie im Platonischen System einnimmt, wie ohne Zweifel in K. Hermanns System und Geschichte der Platonischen Philosophie ausgeführt seyn wird, einem Werke, dem alle Freunde des Alterthums und der Philosophie mit gespannter Erwartung und Sehnsucht entgegensehen.

Von diesen zwey Wissenschaften, der Mathematik und Logik, die man beyde bis auf die neuere Zeit gemeinhin, in ihren Principien für gewiß, und in ihren Haupttheilen für vollendet ansah, ist nun aber die eine, nämlich die Logik, offenbar in die allgemeine Krisis der deutschen Philosophie hineingezogen; — freylich nicht so, daß sie, gleich der Alchemie, der Astrologie u. a. Wissenschaften der Art, die je Geltung hatten und geübt wurden, befürchten müßte, aus der Reihe der Wissenschaften gänzlich gestrichen und getilgt zu werden; denn die Voraussetzungen und Forderungen der vorgenannten angeblichen und vormals angesehenen Wissenszweige zeigten sich, als man im 16ten Jahrhundert Rückschritte that, und sie der Kritik unterwarf, schlechterdings als unhaltbar und unstatthaft, wenigstens in Gemäßheit des zeitherigen Bestandes eines sicheren und einstimmigen menschlichen Wissens; denn nicht eben an und für sich schlechthin, sondern nur in ihrer traditionellen Art und Weise des Bestehens haben sie den Proceß vor dem wissenschaftlichen Gerichtshof verloren. — Aber doch wird die künftige Logik, die aus der jetzigen Gährung der Philosophie überhaupt geläutert hervorgegangen und als gleichsam sich von selbst verstehende Kanonik des gesunden Menschenverstandes fixirt worden seyn wird, unfehlbar eine auffallende und bedeutende Umwandlung und Veränderung gegen ihre langbestandene frühere Form und Inhalt uns vor Augen stellen.

Daß aber die Logik gleich den übrigen Aesten der Philosopie sich in einer Krisis befinde, sey's zum Bessern, seys zum Schlechteren, für jetzt gleichviel; dieß kann wohl von Niemand geläugnet werden, der die zahlreichen, und auch nur bessern logikalischen Werke aus der ältern Zeit von Wolf bis Platner, dann von Kant zu Hegel und bis auf diesen Tag auch nur flüchtig ansieht und sie gegen einander hält.

Daß die Logik aus der gegenwärtigen bedenklichen Krisis zu kräftigerer Gesundheit und fruchtbarerer Wissenschaftlichkeit für die Zukunft werde hergestellt werden, dieß darf von dem Eifer und Ernste gehofft werden, mit dem sie eben in den neuesten Jahrzehenden von mehreren Seiten und von neuem durchhin geprüft und untersucht wird. Daß die Logik in ihrem alten überlieferten Stande nicht verbleiben konnte, während alle nachbarlichen Theile derselben, Metaphysik, Psychologie, Aesthetik u. s. w. theils niedergerissen, theils nach anderem Plan und Grundriß wieder aufgebauet worden sind oder werden; daß ferner der Neubau derselben in vielen Theilen nicht nach dem ehemaligen Plan und Grundriß aufgeführt werden, weder könne, noch dürfe, dieß kann ein überlegender Blick auf diese Wissenschaft lehren, wie sie von sehr alten Zeiten bis auf die neueren mit geringen Ausbesserungen und Umänderungen bestanden hat. Gerade um der nicht unbeträchtlichen noch gleichgültigen Verschiedenheit und um des theilweisen Widerstreites willen, den die neuesten vielfachen Bearbeitungen dieses philosophischen Zweiges, mit dem nicht wenige Studirende auf Universitäten sich begnügen und aller übrigen philosopischen Fächer sich überhoben glauben, sattsam vor Augen legen, ist eine historische Uebersicht des ersten Entstehens und langwierigen großentheils unveränderten Bestehens der Logik als eines Lehrgebäudes das beste Mittel, um zur Erkenntniß der schadhaften Stellen, zum Verständniß der Streitpuncte und zur Einsicht der hier obschwebenden Fragen und Untersuchungen zu gelangen; — die Hinsicht auf das Entstehen und den Verlauf der Entwickelung klärt über alle strittige und dunkle Puncte in allen Gebieten mehr auf, sie giebt ein helleres Verständniß, als der schärfste Beweis, sey dieser auch immer in der strengsten Form und der wissenschaftlichsten Systematik geführt. Zeugniß für die Wahrheit dieser Behauptung mag jeder Leser leicht aus dem eigenen Kreise seiner wissenschaftlichen Studien sich ins Gedächtniß zurückrufen; Zeugniß hiefür kann jedem, der nicht Mathematiker von Beruf, sondern nur Liebhaber dieser Kunst ist, die Geschichte derselben geben. Die Lehre von den negativen Größen, von den Logarithmen, von den irrationalen und imaginären Wurzelgrößen, von den trigonometrischen Linien u. s. w., wird wohl den meisten Liebhabern nicht so deutlich in der reinen systematischen Abhandlung und Abfolge, als dann, wenn sie den Punct klar erkennen, wann wie und wo im Gang und Verlauf der Entwickelung der Wissenschaft es nothwendig wurde, auf diese Lehren zu kommen, sie

zu finden und in das Syſtem des Ganzen einzuführen. Hier nun bey der Logik dünkt mir ein flüchtiger Blick auf ihre Geſchichte auch darum ſehr erſprießlich und zweckdienlich, weil gerade dieſe Seite in den meiſten und neueſten Lehrbüchern ganz beyſeite geſetzt iſt; Hr. Drobiſch verfolgt durchaus nur ſeinen eigenen Weg in der Darſtellung der logiſchen Lehren, und nimmt auf die hiſtoriſche Entwickelung derſelben gar keine Rückſicht; desgleichen auch Hr. Fiſcher; er erwähnt wohl hie und da einiger neueren Logiker, aber nur wo er abweichende Anſichten aufſtellt und dieſe gegen ſonſt geltende zu vertheidigen hat; — mit Recht, nach ſeiner Abſicht, die er in der Vorrede S. 2 ſo ausſpricht: „Die von mir bezweckte Reviſion ſchließt ſich ſtrenge an die bisherige Entwickelung der Logik an und will nur eine partielle Verbeſſerung und Fortentwickelung derſelben ſeyn. Ich knüpfe zu dem Ende an die Geſtalt der Logik an, wie ſie in den vortrefflichen Lehr- und Handbüchern von Schulze, Krug, Fries, Bachmann, Sigwart, Tweſten, Calker, Eſſer und einigen andern vorliegt.“ Auch die hier genannten nehmen größtentheils nur bey den ſogenannten Denkgeſetzen auf die früheren Rückſicht; etwas weiter gehen jedoch Calker und Sigwart; am weiteſten vielleicht der neueſte Verf. eines neuen praktiſchen Syſtemes der Logik, Bobrik, der jedoch erſt des erſten Theiles erſten Band geliefert hat; — aber ſeine Rückblicke ſind zerſtreut hie und da, wo eben ein bedeutender logiſcher Punct erörtert wird, zumal einer von der Art, daß er zugleich ins Gebiet der Metaphyſik hinüberſpielt. Indeſſen verdient die Abſicht Bobriks Beyfall, demnach er, wie Hegel, die Logik bis zu einem gewiſſen Grad in Einheit mit der Tranſcendentalphiloſophie und in engſtem Verband mit angränzenden metaphyſiſchen Lehren zu bearbeiten und zugleich als Erkenntnißlehre vorzutragen unternimmt, wie dieſes auch ſchon Calker verſucht hat, und bey den Griechen gleichfalls geſchehen iſt.

(Fortſetzung folgt.)

Essai sur la Physionomie des Serpens, par H. Schlegel, Conservateur du Musée des Pays-Bas etc.

(Schluß.)

Die Tupaja's erreichen daſelbſt nicht die Größe der von Borneo und Sumatra. — Unter den Reptilien iſt Trionyx stellatus, Emys trijuga, einige kleine Saurier und Nackthäuter, dann Trigonocephalus puniceus und rhodostoma nur auf Java bekannt. Die Bungaren, welche Ceylon und Oſtindien bewohnen, ſcheinen auf keiner andern Sundainſel, als Java vorzukommen.

Borneo, ſo wenig noch bekannt, ſcheint keine Elephanten zu haben, dagegen findet man den indiſchen Tapir und hat ſichere Belege für die Exiſtenz eines Nashorns, obgleich man noch nicht weiß, zu welcher Art es gehört. Die mit Sumatra gemeinſchaftlichen Arten ſind ſchon vorhin genannt. Die dieſer Inſel eigenthümlichen Säugthiere ſcheinen alle zu neuen Arten von geringer Größe zu gehören, und man ſieht ſchon mehrere ſonderbare Thiere, deren wahres Vaterland die Molukken ſind, ſo z. B. den Tarſier, den Baſilisk u. a.

Auf Celebes fangen ganz eigenthümliche Formen an ſich zu zeigen, oder Arten, von denen man keine Spur auf den Sundainſeln findet, dieß ſind die Phalanger, Babyruſſa, Harpya, Cephalotes, Antilope celebica, Megapodius etc.

Unter den Schlangen ſind mehrere dieſelben als auf Java oder Sumatra. — Auf den Molukken ſieht man 3 — 4 Arten, die ſich auch auf Java finden, doch giebt es zugleich welche, die den Sundainſeln abgehen. Timor hält in einiger Hinſicht das Mittel zwiſchen Java und den Molukken. Neu-Guinea, obſchon mehr oder weniger Analogie mit den malayiſchen Inſeln zeigend, nähert ſich doch auf der andern Seite Neuholland an; neuerdings ſind mehrere neue Arten Reptilien entdeckt worden. Das Wenige, was man von den Philippinen weiß, belehrt uns, daß wenigſtens für die Schlangen eine große Uebereinſtimmung zwiſchen dieſen Inſeln und Ceylon beſteht. Ueber die Fauna von Japan haben wir ſchon früher Temminck's Erörterung derſelben, ſo wie insbeſondere über die Schlangen die

Darstellung unsers Verf. in Siebold's Fauna japonica mitgetheilt.

Ueber die geographische Verbreitung der Thiere auf Neuholland läßt sich bey der mangelhaften Kenntniß, die wir von diesem Lande haben, keine genügende Auskunft geben. An Säugthieren und Vögeln kennt man viele eigenthümliche Formen. An Schlangen giebt es fast lauter eigene Arten, die meist giftig sind. Auffallend ist es, daß man noch keine Landschildkröten gefunden hat, überhaupt kennt man an Schildkröten nur die einzige Emys longicollis.

Amerika theilt sich in zwey große Hälften, deren jede eine besondere Fauna hat, obschon einige Arten sich in beyden finden. Südamerika zeichnet sich aus durch die große Menge von Affen, welche Nordamerika abgehen; dieß gilt auch vom Lama, dem Tapir, den Stachelschweinen mit Greifschwanz, den Faulthieren, Ameisenfressern, dem Strauße ꝛc. Mehrere gehen bis Meriko und noch weiter hinauf, wie der Puma, der Jaguar, die Stinkthiere, welche der Verf. alle für eine einzige Art ansieht ꝛc. Sehr wenige Thiere sind in beyden Hälften identisch. Andere ersetzen sich, obschon zu verschiedenen Arten gehörend, wie z. B. die Hirsche, mehrere Hunde, Waschbären, Beutelthiere ꝛc. Sehr auffallend ist es, daß man in den südamerikanischen Waldungen doch nur eine einzige *) Eichhornart, Sciurus aestuans, kennt; diese Thatsache ist um so sonderbarer, als gerade dorten so viele Reptilien auf Bäumen sich aufhalten. Südamerika hat sehr viele Wasser-Thiere aufzuweisen, namentlich unter den Reptilien, obgleich unter den vielen Süßwasser-Schildkröten kein einziger Trionyx sich einstellt. In Nordamerika sind die großen Säugthiere fast alle verschieden von den südlichen, während sie oft mit den europäischen übereinkommen: dahin gehören die beyden Arten Ochsen, das Elenn- und Rennthier, die Wölfe (Canis nubilus und latrans), welche wahrscheinlich nur Lokalabänderungen des europäischen darstellen; der Biber, den der Verf. für specifisch verschieden von dem unsrigen ansieht; drey Bären, von denen zwey (Ursus ferox und americanus) eigenthümlich, der dritte aber identisch mit dem europäischen ist; die Murmelthiere, den gemeinen Fuchs, den gewöhnlichen Luchs, den Vielfraß sieht der Verf. für identisch mit den europäischen Arten an ꝛc. Die hohen Gebirge längs der Westküste haben mehrere sehr auffallende Thiere, wie z. B. die Antilope furcifer und montana. Was die Reptilien anbetrifft, so hat Nordamerika viele Wasser-Schildkröten aus den Gattungen Emys und Trionyx, dagegen verhältnißmäßig wenig Saurier und keine, die auf Bäumen wohnen. Desto häufiger sind die Nackthäuter, und unter ihnen besonders die Salamander und die sonderbaren Sirenen. Einige Arten Reptilien vertreten einander auf beyden Hälften Amerikas, so z. B. werden die nordamerikanischen Arten Rana mugiens, Bufo musicus, Crotalus durissus, Coronella coccinea, Emys odorata etc. in Südamerika durch die analogen Arten Rana pachypus, Bufo Agua, Crotalus horridus, Coronella venustissima, Emys scorpioides etc. repräsentirt. Häufiger sind jedoch die Arten oder selbst Gattungen, die sich nicht gegenseitig vertreten: die Tortrix, Dipsas, Dendrophis und Boa sind nur in Südamerika bis zu den Antillen beobachtet; dagegen gehören die Tropidonotus Nordamerika und mehreren Antillen an. Eine kleine Anzahl Schlangen haben beyde Hälften gemein: Calamaria melanocephala, Coronella Cobella, Elaps corallinus etc. Die Antillen haben an Schlangen sowohl nord- als südamerikanische Arten aufzuweisen, so daß ihnen nur ungefähr 4 Arten eigenthümlich bleiben.

Der Werth dieser vorliegenden Bearbeitung der Schlangen wird noch ansehnlich erhöht durch den beygegebenen Atlas. Auf 21 Foliotafeln sind eine Menge Köpfe von Schlangen dargestellt, dann folgen 3 Karten und eine Tabelle zur Veranschaulichung der geographischen Verbreitung dieser Thiere und zuletzt noch eine Tafel zur Erläuterung ihrer natürlichen Verwandtschaften.

A. W.

*) Der Verf. übersieht hier, daß Brandt schon früher eine zweyte brasilische Art, Sciurus Langsdorffii, unterschieden hat, die auch in unserm Museum längst als verschieden von Sc. aestuans anerkannt war (vrgl. Gel. Anzeig. III. S. 198).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. September.

Nro. 193. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Lehrbuch der Logik für akademische Vorlesungen und Gymnasialvorträge von Dr. Friedrich Fischer ord. Professor ꝛc.

(Fortsetzung.)

Bey den Griechen nämlich entstand die Logik zuerst, und zwar im Zeitalter des Sokrates und der Sophisten; sie hängt aufs engste mit der gesammten literarischen Bildung der Griechen, zumal der prosaischen zusammen und begründet den ästhetischen und wissenschaftlichen Vorzug der klassischen Litteratur vor jeder anderen, in welcher dieses Organ nicht mächtig geworden, zumal vor jeder orientalischen. Zwar sind vielleicht manche alte Weisen in Sina, Indien, Chaldäa und Aegypten zu eben so hohen, ja höheren Anschauungen und tiefsten Gedanken über die wichtigsten göttlichen und menschlichen Dinge gelangt, als die Griechen; zwar war bey jenen der Forschtrieb nicht minder stark als bey diesen: dennoch brachten sie es in Ermangelung eines klaren Bewußtseyns der Regeln des Denkens und Lehrens nur zu gehaltvollen Sinnsprüchen, nicht aber zur Wissenschaft, deren Character darin besteht, daß sie lehrbar — διδασκαλικὴ — ist; daher haben die Orientalen auch nie die mathematischen, astronomischen, medicinischen und andere physikalische Wissenschaften gefördert, so viel sie sich mit den Gegenständen derselben auch seit den ältesten Zeiten zu thun gemacht haben. Den Einfluß, den die Logik auf die Rhetorik und somit auf die gesammte prosaische Litteratur ausübt, hat unter anderen Cicero so nachdrücklich und an so vielen Stellen hervorgehoben und eingeschärft, daß sie jeder Leser desselben sich leicht ins Gedächtniß rufen und selber finden wird; nur auf eine Stelle — im Redner c. 32 fgg. verweise ich schon vorläufig, weil sie auch für die Geschichte der Logik von Werth ist; die andere aber stehe gleich hier, weil sie den Gegenstand und Inhalt der alten Dialektik ausführlich angiebt. Er nennt nun Brutus c. 41. Dialecticam omnium artium maximam, quasi lucem, ad ea, quae confuse ab aliis aut respondebantur, aut agebantur; — artem quae doceret, rem universam tribuere in partes, latentem explicare definiendo, obscuram explanare interpretando; ambigua primum videre, deinde distinguere; postremo habere regulam, qua vera et falsa dijudicarentur, et quae, quibus positis, essent, quaecquae non essent consequentia. Auch die Griechen selbst haben sich dieser Kunst nur allmählich bemächtiget; ihre älteren Weisen und Philosophen haben wie die orientalischen durch das Gewicht, Bedeutsamkeit und Schillerhaftigkeit ihrer Sinnsprüche und λόγια getroffen und zum Nachdenken gereizt, nicht aber erklärt, erörtert, geschlossen und bewiesen. Die Pythagoräer und Demokritus waren die ersten, wie Aristoteles berichtet, welche in einigen wenigen Fällen den einen oder andern Begriff zu definiren den Versuch machten; die Eleaten aber und namentlich Zeno der jüngere Freund des Parmenides übten auch die Kunst zu schließen und zu beweisen; eine Kunst, welcher sofort die Sophisten und Advocaten sich bemächtigten, und welche sie durch Lehre und Uebung in kurzem gewissermassen zu einem beliebten Gemeingut machten; (s. Platons Euthydemus, Gorgias u. m. a.) das jedoch in dieser ausgearteten Gestalt zur Sophistik wurde, die sich zwar nicht als Fertigkeit von der Dialektik unterscheidet, wohl aber der Endabsicht nach weit von

ihr absteht, indem sie eigennützige Interessen verfolgt. Von diesem Irrweg zurück und wieder in die Richte brachte Sokrates diese junge Kunst; sie war ihm nicht ein Behelf sich den Schein der Weisheit zu geben; im Gegentheil verhalf ihm der rechte treuherzige Gebrauch derselben zur Einsicht, daß er nichts wisse, freylich auch dazu, daß Andere um nichts mehr wüßten, ja sogar weniger u. s. w. Mit Grund, wie wir aus Xenophon und mehreren sokratischen Dialogen Platons ersehen, rechnet daher Aristoteles dem Sokrates als Hauptverdienst in der Logik dieß an, daß er die μέθοδον ὁριστικὴν καὶ τὴν ἐπαγωγὴν mit klarem Bewußtseyn geübt, kunstgemäß gebraucht und sie gelehrt habe; — zwey Hauptkapitel der Logik und zumal für die Lehre von der Bildung der Begriffe die wesentlichsten, die aber beyde, zumal das erste, aufs engste und unzertrennlich mit der Sprache und Grammatik zusammenhangen. Dieser Zusammenhang der Logik mit der Grammatik und des Gedankens, des Begriffes, mit der Rede und dem Wort wird dann von Plato oft hervorgehoben, so daß er häufigst das eine durch das andere erläutert, und beyde durchhin auch als Correlate behandelt, im Philebus, im Politikus, namentlich aber im Kratylus.

Ueberhaupt fließt in Plato eine bis auf den heutigen Tag noch nicht erschöpfte Quelle logischer Beobachtungen und Unterweisungen; nur daß diese Lehren überall in die sachlichen Aufgaben und Untersuchungen selbst verwebt und nur gelegentlich eingeführt sind. Außer den schon berührten sokratischen Hebeln der Erforschung, die er im weitesten und allseitigsten Umfang anwendet, außer der Analysis sind es vorzugsweise die διαιρέσεις und συναγωγαὶ die er zuerst in Anwendung brachte, und im Phädrus und allen mehr speculativen Dialogen begeistert rühmt. Kein Philosoph bis auf Leibnitz besaß den reinen mathematischen Geist wie Plato, keiner wußte von der constructiven und logistischen Methode der Meßkunst in allen auch speculativen Untersuchungen so richtigen und tiefen Gebrauch zu machen, wie Plato.

Plato fand viele mathematische Lehrsätze, noch mehrere fanden seine Schüler; Plato fand viele Methoden, namentlich die geometrische Analysis (sagt Bossut Geschichte der Mathematik Bd. I.), überhaupt jene allgemeine Methode, die sich auch in anderen Wissenschaften anwenden läßt. Sie besteht, als bloße Methode betrachtet, darin, daß man das Aufgegebene, wenn es ein Lehrsatz ist, als wahr, ist es eine Aufgabe, als aufgelöst annimmt, und nun untersucht, welche Folgerungen daraus fließen. Aus diesen Folgerungen zieht man neue und setzt dieses Verfahren so lange fort, bis man, bey einem Lehrsatz, auf etwas ausgemacht Wahres oder Falsches, bey einer Aufgabe, auf etwas ausgemacht Mögliches oder Unmögliches kommt. Die Beschaffenheit dieser letzten Folgerung entscheidet denn über die Wahrheit oder Möglichkeit des Aufgegebenen. Vrgl. Pappi Praef. l. VII. bey Apollonii Pergaei de sectione rationis Oxon. 1706 und Procli l. III. Comment. ad Euclid. El. p. 58 Diog. Laert. III. 24. Diesen τρόπος τῆς ζητήσεως wendet Plato im Parmenides an und beschreibt ihn daselbst S. 136 so: χρὴ δὲ καὶ τόδε ἔτι πρὸς τούτῳ (neben der μέθοδος ὁριστικὴ, διαιρετικὴ καὶ συναγωγικὴ) ποιεῖν· μὴ μόνον εἰ ἔστιν ἕκαστον ὑποτιθέμενον σκοπεῖν τὰ συμβαίνοντα ἐκ τῆς ὑποθέσεως, ἀλλὰ καὶ εἰ μὴ ἔστι τὸ αὐτὸ τοῦτο ὑποτίθεσθαι· — οἷον εἰ βούλει περὶ ταύτης τῆς ὑποθέσεως, ἣν Ζήνων ὑπέθετο, εἰ πολλά ἐστιν, τί χρὴ συμβαίνειν καὶ αὐτοῖς τοῖς πολλοῖς πρὸς αὑτὰ καὶ πρὸς τὸ ἕν, καὶ τῷ ἑνὶ πρός τε αὐτὸ καὶ πρὸς τὰ πολλά· καὶ αὖ εἰ μὴ ἔστι πολλὰ, πάλιν σκοπεῖν, τί συμβήσεται καὶ τῷ ἑνὶ καὶ τοῖς πολλοῖς καὶ πρὸς αὑτὰ καὶ πρὸς ἄλληλα· καὶ αὖθις αὖ ἐὰν ὑποθῇ, εἰ ἔστιν ὁμοιότης, ἢ εἰ μὴ ἔστι, τί ἑφ' ἑκατέρας τῆς ὑποθέσεως συμβήσεται καὶ αὐτοῖς τοῖς ὑποτιθεῖσι καὶ τοῖς ἄλλοις καὶ πρὸς αὑτὰ καὶ πρὸς ἄλληλα· καὶ περὶ ἀνομοίου ὁ αὐτὸς λόγος, καὶ περὶ κινήσεως καὶ περὶ στάσεως, καὶ περὶ γενέσεως καὶ φθορᾶς καὶ περὶ αὐτοῦ τοῦ εἶναι καὶ μὴ εἶναι· καὶ ἑνὶ λόγῳ, περὶ ὅτου ἂν ἀεὶ ὑποθῇ, ὡς ὄντος καὶ οὐκ ὄντος, καὶ ὁτιοῦν ἄλλο πάθος πάσχοντος, δεῖ σκοπεῖν τὰ συμβαίνοντα πρὸς αὐτὸ καὶ πρὸς ἕκαστον τῶν ἄλλων, ὅ τι ἂν προέλῃ, καὶ πρὸς πλείω καὶ πρὸς ξύμπαντα

ὡσαύτως· καὶ τὰ ἄλλα αὖ πρὸς αὐτά τε καὶ πρὸς ἄλλο ὅτι ἂν ἀεὶ προαιρῇ, ἐάν τε ὡς ὄν ὑποθῇ ὃ ὑπετίθεσο, ἐάν τε ὡς μὴ ὄν, εἰ μέλλεις τελέως γυμνασάμενος κυρίως διόψεσθαι τὸ ἀληθές u. ſ. w. vrgl. de Rep. l. VI. fin.

Dieſe analytiſche Methode Platons iſt von den ſpätern Geometern allen, ſo alten als neueren, bewundernswerth ausgedehnt, erweitert und angewendet worden. Nicht ſo aber die andere Methode der Begriffsbildung, der Erzeugung lebendiger Natur-Begriffe, ungeachtet dieſelbe Platon eben ſo begeiſtert empfiehlt, anwendet und beſchreibt im Phädrus (c. 49) im Politikus S. 277, 285, insbeſondere aber im Philebus S. 16 flg. und anderwärts. In der Mathematik freylich iſts leicht zu zeigen, wie ſich die geometriſchen Begriffe und Schemen machen und machen müſſen; deſto ſchwerer hält dieß aber bey den philoſophiſchen Begriffen; am ſicherſten und fruchtbarſten jedoch in alle Wege nach Platoniſcher Art. Doch hier eben erhielt ſtatt dieſer die Ariſtoteliſche Lehre bey der Nachwelt den Vorzug, und zwar auch dieſe nur in ihrer flachſten Form, demnach der Begriff durch ſein genus und die differentia specifica beſtimmt ſeyn ſoll. Ariſtoteles umfaßte wie alle anderen Wiſſenſchaften, ſo auch die Denk- und Erkenntnißlehre; wie überall der Klarheit und Ueberſichtlichkeit halber ſo ſchied und trennte er auch hier was iſt oder gedacht wird, von dem, wie, warum, wodurch und weßhalb es ſo iſt oder gedacht und erkannt wird. Spätere haben die Kluft zwiſchen dieſen Abſchnitten mehr und mehr erweitert, und einen ſolchen Abſchnitt ſeiner Logik für das Ganze angeſehen und als ſolches bearbeitet. Bekanntlich umfaßt ſein ſogenanntes Organon mehrere für ſich ſtehende Abhandlungen; zunächſt — nach der Einleitung von Porphyrius — die Kategorien. Dieſe fehlen denn auch in keiner peripatetiſchen Logik durch das Mittelalter herab bis auf Melanthon's Erotemata dial. und bis auf l'art de penser, ja bis in Corsinis Institutiones philosophicae, aber ihr Bezug und Eingreifen in die Logik wird immer lockerer, ſie erſcheinen immermehr als Laſt und Ballaſt und fallen in der Wolfiſchen Logik und weiterhin aus, und wandern in die Metaphyſik hinüber, ohne daß gefragt und bis jetzt unterſucht wurde, ob die Logik derſelben überhoben ſeyn kann? Mir dünkt, ſo wenig als die Sprachlehre derſelben entbehren kann. Herr Fiſcher nach ſeiner Anſicht von der Logik hat nicht für nöthig gefunden, dieſe Abhandlung zurückzuführen, wiewohl ſchon Sigwart (die Logik in Beziehung zur allgemeinen Sprachlehre 1835) ſehr ſchicklich und richtig mehreres davon wieder in die Logik gezogen hat, ſo weit es hierhin gehöret; und auch bey unſerm Verf. zeigt ſich die Nothwendigkeit derſelben, ſobald er von den Individualbegriffen redet S. 47 u. ſonſt.

Die den Kategorien zunächſt folgende logiſche Abhandlung des Ariſtoteles: περὶ ἑρμηνείας oder vom indicativen Satz und ſeinen Modalitäten hat ſich in der Logik mit geringen Abänderungen erhalten als Lehre vom Urtheil. Sehr ausführlich, ja weitſchweifig handelt weiter Ariſtoteles ab die Lehre von den Schlüſſen in den 2 Büchern der Analytica priora: und dieſer Theil ſeiner Logik hat ſich Jahrhunderte hindurch an die Stelle der geſammten Logik gedrängt, und nimmt noch immer über Gebühr vielen Raum in ihr ein, während die mehr vernachläßigten Analytica posteriora der wichtigſte und fruchtbarſte Theil ſind, aber freylich zu bloßen Mikrologien ſich nicht hergeben. In dieſen beyden Büchern der Anal. post. nämlich erörtert und prüft Ariſtoteles die Methoden des Beweiſes, und zeigt, wie dieſer zu immer tiefern und ergiebigeren grundhafteren Begriffen führen muß. In der Apodiktik handelt er demnach vorzugsweiſe die Begriffbildung, — und die Lehre von der Definition und von der Diviſion — ab; und an das was er hier darüber lehrt, knüpft er in der Metaphyſik Bd. VI. (VII.) nach mehreren weſentlichen Erörterungen, im 12. Kap. ausdrücklich an; dieſe Unterſuchungen verbunden machen meines Erachtens den Kern ſeiner Erkenntnißlehre aus, die noch bis heute viel zu wenig beachtet worden iſt. Als Vorübung und Einleitung hiezu betrachtet er die Dialektik, oder die Diſputirkunſt, die er in den 8 Büchern der Topik behandelt, und zeigt in den σοφιστικοῖς ἐλέγχοις, wie man die Schlingen und Knoten, welche Trug und Witz zufolge der Vieldeutigkeit der Wörter und anderer Umſtände, knüpfen, zu entwirrrn und aufzulöſen habe. Denn auf die Zweydeutigkeit und andere Schwächen der

Sprache ist ein großer Theil der Regeln und Anweisungen gebaut, die er hier giebt, mit Recht, da wir uns an die Gegenstände theils nur durch die Sprache erinnern, theils jene nur durch eben dieselbe festhalten und vergegenwärtigen können. Die Topik sollte daher allen anderen logischen Schriften desselben vorangehen, wie schon aus dem Nutzen sich ergiebt, den er ihr überhaupt und insbesondere in Bezug auf die philosophischen Untersuchungen zuschreibt; er sagt nämlich Top. I. c. 2. Ἔστι δὲ πρὸς τρία χρήσιμος ἡ πραγματεία, πρὸς γυμνασίαν, πρὸς τὰς ἐντεύξεις, πρὸς τὰς κατὰ φιλοσοφίαν ἐπιστήμας — ὅτι δυνάμενοι πρὸς ἀμφότερα διαπορῆσαι ῥᾷον ἐν ἑκάστοις κατοψόμεθα τάληθὲς καὶ τὸ ψεῦδος· ἔτι δὲ πρὸς τὰ πρῶτα τῶν περὶ ἑκάστην ἐπιστήμην ἀρχῶν· ἐκ μὲν γὰρ τῶν οἰκείων τῶν κατὰ τὴν προτεθεῖσαν ἐπιστήμην ἀρχῶν ἀδύνατον εἰπεῖν τι περὶ αὐτῶν, ἐπειδὴ πρῶται αἱ ἀρχαὶ ἁπάντων εἰσι. διὰ δὲ τῶν περὶ ἕκαστα ἐνδόξων ἀνάγκη περὶ αὐτῶν διελθεῖν· τοῦτο δ' ἴδιον ἢ μάλιστα οἰκεῖον τῆς διαλεκτικῆς ἐστιν· ἐξεταστικὴ γὰρ οὖσα πρὸς τὰς ἁπασῶν τῶν μεθόδων ἀρχὰς ὁδὸν ἔχει. Außer diesem philosophischen Nutzen verspricht seine Dialektik nicht geringeren grammatischen und rhetorischen, wie man leicht ersieht; daß aber Aristoteles seine Dialektik großentheils auf die Sprache bauet, beruht nicht allein darauf, daß eben sie das Mittel der Unterredung und Discussion ist, sondern auch auf dem damaligen griechischen zumal atheniſchen Geiste selbst, der durch die öffentlichen gerichtlichen Verhandlungen, durch aller Art Schulen und durch Proceßsucht und andere Streitlust zur Vorliebe für Redefertigkeit und Denkgewandtheit hingetrieben wurde. Aber bey aller Aufmerksamkeit auf die Sprache vergißt Aristoteles niemals, stets auch auf die Sache zu sehen, begreiflicherweise; und Bacons Novum Organon kann nur als Ergänzung und bestimmtere Ausführung dessen gelten, was Aristoteles hie und da angedeutet hat. Die Nachfolger des letztgenannten in seiner Schule haben sein Organon, ohne etwas bedeutendes zu ändern oder zu bessern, weiter geliefert; und nur die Stoiker haben die Logik auf eigenthümliche jedoch beschränkte Weise wieder bearbeitet, zunächst im engsten Verband mit der Sprachlehre und Redekunst, hier zum Nachtheil, dort zu dauerndem Gewinn. Ihre Lehre von Sätzen und Schlüssen artete in Spitzfindigkeiten aus; der eigentlichwichtige Punct jedoch, der für alle Zeiten Werth behält, war der Streit über das κριτήριον, den sie mit den neueren Akademikern führten; denn diese Frage nach dem Kriterium der Wahrheit und Gewißheit gehört doch wohl unzweifelhaft ins Gebiet der Logik, wie auch Hr. Fischer diese bearbeitet.

Epikurs Kanonik förderte die Wissenschaft nicht weiter, selbst nicht in den späteren Bearbeitungen Gassendis und Bernier's u. a.; die Neuplatoniker aber verstiegen sich in solche Gebiete, und verfingen sich in solchen Schlingen, daß eben nur die gänzliche Reform der Logik vom Grund aus, und der Methode aus jener Verstrickung befreyen konnte. Zu dieser Befreyung kam aber keiner derselben, und auch in den nachfolgenden Jahrhunderten keiner ihrer Schüler, der Scholastiker. Doch haben diese zumal im 14. Jhrhdt. unter Occam einen entscheidenden Punct über den menschlichen Gedanken und das Erkenntniß durchzufechten begonnen, das Verhältniß nämlich des Allgemeinen und Abstracten zu dem Besonderen und Concreten. Noch Leibnitz hat sich mit Zusätzen, Berichtigungen und der Herausgabe des letzten gewissermaßen klassischen Nominalisten oder Terministen, wie ihre Gegner, die Realisten, sie auch nannten, beschäftiget. s. Leibnitzii Opp. IV. T. I. p. 36 — 63 Diss. De stylo philosophico Marii Nizolii, und S. 64 — 77. Annotationes in Marii Nizolii Antibarbarum philosophicum. Indessen, so sehr noch Leibnitz die Aufmerksamkeit seiner denkenden Zeitgenossen auf die Schätze der Alten, und auch der Scholastiker zu lenken suchte, es hatte nun schon einmal, seit Baco und Carteſius zumal, die Unabhängigkeit von den Vorgängern sich geltend gemacht, und für die Logik eine neue Periode in sofern begonnen, daß sie von jenen Zeiten bis auf Kant vorzugsweise nach der Seite ihres Zusammenhanges mit der Psychologie und Anthropologie hin bearbeitet wurde; ja zum Theil mit dieser zusammenfiel.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. September.

Nro. 194. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Lehrbuch der Logik für akademische Vorlesungen und Gymnasialvorträge von Dr. Friedrich Fischer ord. Professor ꝛc.

(Schluß.)

La Logique ou l'art de penser war das erste Vorbild, der erste Versuch, und wahrscheinlich von demselben Verfasser von welchem La Grammaire raisonnée herrührt, von Anton Arnauld oder von seinem Freunde P. Nicole. In der psychologischen Bearbeitung der Logik machte sich die Betrachtung der Sprache mehr und mehr wichtig, wie schon Locke, zu seinem Bedauern zu spät, merkte. Die Werke aus dieser Periode sind allbekannt und zugänglich genug, daß kaum nöthig ist noch zu bemerken, wie durch immer größere Verflachung und Ausbreitung des empirischen Stoffes in der Logik diese mehr und mehr in Verruf kam, bis endlich Kant erschien, und sie in die speculative Philosophie herüberzog. —

Wiewohl gerade Kant es war, der die Logik für vollendet und abgeschlossen erklärte, so daß sie weder einen Rückschritt zu thun nöthig habe, noch einen bedeutenden Fortschritt machen könne: so war doch gerade auch er es, der sie reformirte, indem er, wie sie eben stand, anzunehmen schien. Man hat oft gesagt, und wiederholt es noch, daß Kant die logischen Urtheilsformen seiner Deduction der Kategorien unbesehen und ungeprüft zum Grund gelegt habe, und daher sein System mit dieser Tabulatur der Urtheilsformen stehe und falle. Allein diese Tabulatur hat eben Kant sich erst aus den gäng und gäben Logiken herausgehoben; sie kommt, so wie er sie aufstellt in Kr. d. r. Vft. S. 95 fgg. der 2ten Aufl., früher nirgend vor, soviel wenigstens Rec. bekannt ist. Außer anderen Eigenthümlichkeiten bietet sie auch diese dar, daß sie wissentlich das Gebiet der Logik überschreitet, und sich, in der Trichotomie, metaphysische Kategorien einverleibt; Vrgl. Kants Logik S. 161 162 u. 169. Die Logik als solche aber weiß nur von Dichotomie. Eben hiedurch baute er sich die Brücke zu seiner transcendentalen Logik, die allerdings den Grundbau seines Lehrgebäudes ausmacht, und eben auch der formalen gewöhnlichen Logik selber, so daß fortan diese letztere der ersteren kaum mehr wird entbehren können, sey's daß sie ausdrücklich mit ihr vereinigt sey, sey's daß die erstere für die gewöhnliche analytische Logik nur vorausgesetzt werde. Letzteres geschieht von H. Fischer durchweg; zwar nicht eben die transcendentale Logik Kants, aber seine eigene entsprechende legt er den logikalischen Ausführungen zum Grund. Und hier ist eben der Punct, von wo die verschiedenen Divergenzen in der neueren Gestaltung dieser Wissenschaft auslaufen, wo diese Gestaltung für die Zukunft sich entscheiden muß. Hegel ha tdie Logik als identisch mit der Metaphysik, als speculative Wissenschaft ausgeführt, in einer Weise, die mehr dem Plato als dem Aristoteles verwandt ist, wie man aus des ersteren Timäus, Philebus u. a. dialectischen Dialogen ersehen kann; nur daß Plato nicht bloß Philosoph, sondern in derselben Person Poet und Prophet zugleich ist. In der Herbartischen Schule, sollte man voraus vermuthen, müßte sich die Logik eben so sehr als zur Metaphysik, ja noch viel mehr als an diese, an die Psychologie anschließen; indessen in dem von H. Bobrik erst angefangenen Neuem praktischen System der Logik Zürich 1838 ist eine Hinneigung zu der erst erwähnten, der Hegelschen ähnelnden, Art der Ausführung kaum verkennbar, wiewohl von Herbarti-

schen Ansichten ausgehend; dieses neue System der Logik sieht daher der Neuen Darstellung der Logik von W. Drobisch Lpz. 1836 schon vom Anfang aus ganz unähnlich. Eben die totale Verschiedenheit (in vielen wesentlichen Puncten) der meisten neuern Logiken untereinander macht die Rückkehr zu den Alten und den Hinblick auf die geschichtlichen Wendungen unerläßlich. Demnach wende ich mich mit meinen weiteren Bemerkungen sofort zu dem vorliegenden Werk, das ich nach meinem Ermessen für eines der besten und vorzüglichsten halte, die in diesem Jahrhundert erschienen sind, ungeachtet ich mich weiterhin nur auf die Anzeige abweichender Ansichten in aller Kürze beschränken werde.

„Das Denken, sagt Hr. Fischer Einleitung §. 3., ist diejenige geistige Verrichtung des Menschen, wodurch er sich die übrige Natur in theoretischer wie in practischer Beziehung unterwirft, wodurch er die Dinge versteht, die Ereignisse beherrscht und die Wissenschaft erzeugt;“ — und S. 5 auf 6 wird das Denken definirt: „als die zweckmäßige Verarbeitung und Wiederanwendung der im Gedächtniß aufgesammelten Vorstellungen und Erkenntnisse.“ — Sollte diese Definition nicht eben auch von dem Dichter gelten? wenn der Zweck je dieser beyden geistigen Verrichtungen nicht näher angegeben wird; durch beyde werden die im Gedächtniß aufgesammelten Vorstellungen und Erkenntnisse zweckmäßig verarbeitet und wieder angewendet; den Unterschied zwischen beyden macht nur die Art der Verarbeitung und der Zweck. Als Zweck aber setzt sich das Denken Wahrheit und Gewißheit, Begründung und Zusammenhang der hiezu beytragenden Theilvorstellungen nicht allein unter einander, sondern in Uebereinstimmung mit der Natur der Dinge. Es waltet daher in Abstractionen, während das Dichten geradezu bis zur inneren Anschaulichkeit verarbeitet und vergegenwärtiget. Und wenn die Logik §. 7. S. 7. als die Wissenschaft von der Naturgesetzmäßigkeit des Denkens definirt wird, so könnte auch diese Definition auf die Poetik und Kunstlehre übertragen werden. Ueberhaupt wäre es wohl der Mühe werth, einmal eine Logik der Kunst und zumal des Dichtens zu versuchen; sie würde zu manchen neuen und lichtgebenden Bemerkungen führen. Den Zweck des Denkens übrigens anerkennt H. Fischer selber §. 6, und er ist kein anderer als Erkenntniß an und für sich oder zu einem weiteren Behuf; nur wird ihm dieser Zweck nicht so leitendes Princip der ganzen Abhandlung, wie er seyn muß, wenn die Logik fruchtbar und im Nothfall für manche Individuen Stellvertreterin aller andern philosopischen Wissenschaften und namentlich der Metaphysik werden soll. H. Fischer beschränkt aber die Logik gar zu eng, wenn er S. 8 u. 9 §. 10 gewissermassen sogar die Methodenlehre von ihr ausschließen will; weder in der Benennung, noch in dem bisherigen historischen Verlauf derselben, noch auch in der Sache selbst liegt hiezu ein Grund. „Das natürliche Denken befolgt Naturgesetze, das wissenschaftliche zum Theil Regeln“, sagt er S. 9. — Aber wenn dem auch so wäre, so doch eingestandenermassen nur zum Theil Regeln; im Grunde aber befolgt das eine wie das andere Denken dieselbigen Naturgesetze und auch hier macht nur der Zweck einen wesentlichen Unterschied; und je näher man einem Inhalt und Gegenstand auch nur formell kommt, z. B. der Arithmetik und Geometrie, ohne denselben zu bearbeiten, desto mehr werden auch hier die allgemeinen zu besondern Naturgesetzen. Doch wird hierüber nicht leicht, ohne weitläufig zu werden, eine Verständigung möglich seyn, weil H. Fischer, wie aus seinem Lehrbuch der Psychologie u. a. bekannt seyn kann, auch hier der Empirie ein weiteres Feld einräumt, als Rec. thun kann; daß H. Fischer S. 15. ohne weiteres die Begriffe der Einheit und Totalität, der Substanz und Causalität aus der Erfahrung aufnimmt, vrgl. S. 4. fgg. Wenn auch, so hätte hier Rec. doch gewünscht, daß eine Nachweisung und Deduction der Stammbegriffe der innern und äusseren Erfahrung gegeben worden wäre, auf der wie auf einer breiten Basis das System der Logik sich nur desto klarer und fester aufstelle, und sicherer zum Ziele führe, allgemeines Organon, oder Erkenntnißlehre zu werden.

Es hätte dadurch vielleicht auch das zweyte Kapitel S. 13 fg. an Gründlichkeit gewonnen, das eines der besten und eine wahre Bereicherung der Wissenschaft ist. Es behandelt die Grundgesetze des Denkens, wie dieselben H. Fischer bereits im Jahre

1836 in den Heidelberger Jahrbüchern der Litteratur St. 56. flg. berichtiget dargestellt hat. Er weiset deutlicher als bisher geschehen allerwärts nach, wie diese Gesetze durch alle Denkoperationen durchgängig wirken, wiewohl er sich überall das Ansehen eines Empirikers auch hier giebt und mehr als er es in der That ist. Bemerkt zu werden verdient, daß Aristoteles gar kein Denkgesetz an die Spitze seiner logischen Schriften stellt, und dergleichen nur gelegentlich anführt, wo er eben ihrer bedarf, sowohl im Organon als in der Metaphysik; auch keiner seiner Nachfolger hat die Logik aus Grundgesetzen abzuleiten unternommen; der erste, meines Wissens, der dieses versuchte, war Herm. Sam. Reimarus: die Vernunftlehre aus zwey ganz natürlichen Regeln der Einstimmung und des Widerspruchs hergeleitet. Die Erweiterungen und Entwickelungen der Denkgesetze jedoch, die H. Fischer mit erschöpfendem Scharfsinn giebt, ließen sich noch weiter fortführen, würden aber, wie hier schon der Fall ist z. B. bey den Gegensätzen, mehr und mehr in Regeln sich verlaufen. Erfreulich war es dem Rec. hier endlich einmal die Negation als bloßes logisches Surrogat des positiven Gegensatzes, des Wirklichen, bestimmt zu sehen, wie schon Aristoteles erkannt hat, welcher π. ζ. μορ. I. 3 sagt: διαιροῦσιν οἱ διχοτομοῦντες — στερήσει· οὐκ ἔστι δὲ διαφορὰ στερήσεως ἡ στέρησις· ἀδύνατον γὰρ εἴδη εἶναι τοῦ μὴ ὄντος, οἷον τῆς ἀποδίας ἢ τοῦ ἀπτέρου, ὥσπερ πτερώσεως καὶ τῶν ποδῶν sqq. vergl. An. post. II. 5.

Bey dem Identitätsgesetz S. 19, 20 würde Rec. auch das Leibnitzische principium identitatis indiscernibilium aufgeführt und eben so S. 33 flg. §. 50. auf Platons: τὸ ἓν πολλά πως ἐστι und auf Aristoteles ακρ. φυσ. I. 2. 3 Rücksicht genommen haben; indessen dergleichen historische Bezugnahmen lagen nicht im Plan des H. Fischer; in wie fern jedoch die Logik in die Metaphysik sich verläuft, müssen dergleichen Principien doch auch innerhalb dieses Gebietes erwähnt und erörtert werden, und dann zumal wenn es S. 47 Totalvorstellungen von der Erscheinung eines Individuums giebt u. s. w. Diese stehen dann den Totalvorstellungen der Dichter und Künstler ganz nahe, und unterscheiden sich nur im Zwecke, zu dem jedweder sie schaffet. Auf diesen komme ich immer wieder zurück; denn um diesen schürzt sich der Knoten seit Kant, von dessen Lösung die künftige Gestalt und der Werth und die Bedeutung der Logik abhangen wird. Das Denken kann gar mannichfache Wege einschlagen; daß es von den vielen gerade den einen hier, den andern dort erwählt, hat seinen objectiven Grund eben in dem Zweck der Erkenntniß; dagegen zufolge des bloßen Denkens lassen sich aus mehreren gleich möglichen Sätzen und Begriffen beliebig diese oder jene nehmen und logisch weiter führen; dabey kommt aber dann nichts heraus, es ist damit auf nichts abgesehen als auf ein wortgewandtes, dialektisches Spiel selbstischer Eitelkeit, oder höchstens auf Prüfung des Scharfsinns und der Besonnenheit des Unterredners, auf Sophistik und πειραστική vrgl. Arist. σοφ. ἐλ. c. 1. 2. Den vollständigen Begriff der Erkenntniß zu Grund legen, frage es sich um die Erkenntniß der Naturdinge im ganzen Umfange derselben, oder um Einsicht in die sittlichen und rechtlichen Verhältnisse der Menschheit um ästhetische oder religiöse Einsicht und Angelegenheiten; das Denken als Mittel zu diesem Zwecke untersuchen und beschreiben, welcherley Formen und Verrichtungen ihm zu Gebot stehen; nach Maßgabe der Gegenstände der inneren und äußeren Erfahrung die verschiedenen Wege und Methoden, welche jener Zweck und jenes Mittel heischen und zulassen, aus einander setzen, so wohl wie fern hierin Naturgesetze zum Grund liegen, als auch wie fern diese zum Theil absichtlich und mit sicherem Bewußtseyn geleitet und gerichtet, angewendet und modificirt werden können und müssen: dieß hält Rec. für die Aufgabe der Logik. Wie fern der Trieb und das Bedürfniß der Erkenntniß dem Menschen angeboren, und in allen Lagen, Zeiten und Umständen des Lebens aufgenöthigt ist, und sich die Erkenntniß in engerem oder weiterem Umfang wie von selbst nach den eingebornen und nothwendigen Gesetzen entwickelt: so kann auch die Lehre von diesen Gesetzen, die Logik, immerhin als eine Naturbeschreibung aufgeführt werden. Es ist schon angedeutet worden, daß nach dieser Ansicht die transcendentale Logik, sey es in der Kantischen oder in was sonst für einer — berichtigten

— Gestalt, so wie einige andere metaphysische Lehren von der formellen Logik nicht getrennt werden sollen. — Dieß würde eben keine sonderliche Neuerung seyn; schon Eduard Corsini in den Institt. philosophicis ad usum Scholarum Piarum, Venet. 1743 Tom. IV. S. 336 in der Vorrede zur Metaphysik sagt: Ac Ontologia quidem in Logica melius fortasse atque opportunius explicanda fuerat, ut ubi nimirum de mentis viribus, intelligendi ratione, idearum origine, praecisione, abstractione, Universalium natura ac numero loqueremur, de entis etiam idea, natura, proprietatibus, ordine ac divisione ageremus u. s. w. Daß auch Aristoteles die Logik, wenigstens den Theil derselben, den wir Erkenntniß- und Wissenschaftslehre nennen würden, an die Metaphysik anknüpfte, ist schon oben erinnert worden und erhellet insbesondere auch aus dem letzten Kap. des 2. B. der Anal. post. Einiges aus jener Grundwissenschaft ist nun einmal nicht zu entbehren, daher sagt auch Fries (System der Logik, erste Aufl.) S. 146: „Wollen wir uns diese Lehre (von der Relation der Urtheile) ganz deutlich machen, so müssen wir auf das Verhältniß dieser logischen Formen sowohl zu den metaphysischen die ihnen zu Grunde liegen, als zu den grammatischen, durch welche sie ausgesprochen werden, näher Rücksicht nehmen" u. s. w. In dieser Stelle ist zugleich auch schon angedeutet, wie unabtrennbar von den logikalischen Untersuchungen die Rücksicht auf die Sprache und auf die grammatischen Formen sey, da ja alles Denken und Dichten sich nur in der Sprache vollzieht; deswegen galt die Grammatik von jeher, und zwar in einem höheren Grad als die Mathematik, für eine angewandte Logik; zumal wo jene sich in die Rhetorik verläuft. Auf dem innigen Wechselverhältniß und Verband, in welchem Denken und Sprechen zu einander stehen, beruhet auch die Topik des Aristoteles und der alten Rhetoren; indem die Windungen und Kreuz- und Querpfade des Denkens häufigst weniger an den Sachen, als vielmehr an deren Zeichen sich fortziehen, in manchen Gebieten an der Sprache allein fortgeleitet werden. Es ist ein rühmenswerther Vorzug des vorliegenden Lehrbuches, daß es die logischen Formen der Urtheile und Schlüsse, wie sie, außer der Logik selbst, nirgends, und nicht einmal in den strengen Wissenschaften vorzukommen scheinen, überall in den grammatisch und rhetorischüblichen Ausdrucksweisen nachweiset S. 83 flg. S. 120 flg. S. 132 flg.; und schon dieß wäre genug, dieses Lehrbuch gerade für den Gymnasialunterricht zu empfehlen. Es kommt aber dazu, daß es auch mit ungewöhnlicher Klarheit und Deutlichkeit geschrieben und mit treffenden Beyspielen ausgestattet ist, die das Verständniß dem Schüler erleichtern. Ungeachtet seines kleinen Umfanges enthält es sehr viel Eigenthümliches und eben so wahr bemerktes als einfach und richtig gesagtes. Daher vermißt Rec. nicht sowohl in dem, was es giebt, etwas, als vielmehr in dem, was es nicht giebt. Dahin gehört namentlich, wie durch Urtheile und Schlüsse die gegebenen Begriffe tiefer und reicher ausgebildet werden, wie dieß Gruppe an Beyspielen treffend gezeigt hat. Eben so hat De Gerando in der vom National-Institut Frankreichs gekrönten Preisschrift: Des signes et de l'art de penser considerés dans leurs rapports mutuels. Paris l'an VIII. 4 Bde. die Methoden der Forschung und Untersuchung nach der Verschiedenheit der Gegenstände scharfsinnig aus einander gesetzt und einen Schatz von feinen logischen und psychischen Bemerkungen darin niedergelegt, von denen viele in die Methodenlehre überzugehen verdienen. Diese hat aber der Verf., seiner Ansicht getreu, am wenigsten so ausgeführt, wie sie es verdient, und Rec. es gewünscht hat. Unbedenklich hätte er hier an Beyspielen den Einfluß der Methoden gezeigt, und ihre Eigenthümlichkeit erörtert. Fordert dieses gleich nicht die Wissenschaft in abstracto, so ist doch der Nutzen für die Leser desto größer. Jüngeren Lesern dieses eben so selbständig als einfach und klar ausgearbeiteten trefflichen Lehrbuches empfehlen sich desfalls Garve's Versuche über verschiedene Gegenstände aus der Moral, der Litteratur, zumal die Bemerkungen über die Kunst des Denkens und die Methoden desselben Th. II. S. 330 — 430.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. September.

Nro. 195. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Zweyter Bericht über das Bestehen und Wirken des historischen Vereins zu Bamberg in Oberfranken von Bayern, vorgelesen und genehmigt in der Sitzung vom 4. October 1837, und herausgegeben im Namen und auf Kosten des Vereins. Nebst Jak. Ayrer's bamberger Reim-Chronik vom Jahre 900 — 1599, mit Joseph Heller's Anmerkungen. Bamberg in Kommission des liter.-artistischen Instituts. 1838. 8.

Die historischen Vereine, die sich in allen Kreisen des Königreichs Bayern gebildet haben, sind seit ihrem Entstehen mit lobenswürdigem Eifer bemüht gewesen, dem Ziele immer näher zu kommen, welches sie sich vorgesteckt, nämlich: Sammeln und Aufbewahren historischer Quellen und Denkmale, und deren Benutzung zur gründlicheren Beleuchtung der vaterländischen Geschichte. Man darf behaupten, daß nach dieser Richtung hin von den Gliedern der Vereine bereits viel Tüchtiges geleistet worden sey, wie uns dieß ein Blick auf die Vereinsschriften lehrt. Gewiß kann es für das Publikum, wie für die Verfasser der Abhandlungen, die sich in den Vereinsschriften abgedruckt finden, nicht anders, als erwünscht seyn, wenn auf jene Leistungen durch die gelehrten Anzeigen von Zeit zu Zeit würdigend und beurtheilend aufmerksam gemacht wird.

Dem Unterzeichneten liegen von allen Schriften, welche die Vereine Bayerns in verschiedenen Formen und Titeln, z. B. „Archiv, Jahresbericht, Verhandlungen u. s. w.“ alljährlich über ihr Wirken erscheinen lassen, keine so nahe, als jene des Bamberger Vereins in Oberfranken, welcher die Resultate der Forschungen seiner Mitglieder in der Zeitschrift: Archiv für Geschichte und Alterthumskunde des Ober-Maynkreises (Oberfranken, zugleich das Organ für die Glieder des Bayreuther-Vereins) seit mehreren Jahren niedergelegt hat. Es soll jedoch in diesen Zeilen nicht der Inhalt eines der werthvollen Hefte des benannten Archives, sondern eine Schrift anderer Art angezeigt und beurtheilt werden, deren Titel wir oben ausführlich mitgetheilt haben. Neben dem Archiv nämlich existirt ein sogenannter Jahresbericht, welcher bisher ausschließlich das Wirken des Bamberger Vereins in einem bestimmten Zeitraum zu schildern hatte. Der Erste dieser Art ist der im J. 1834 vom Hrn. Geistl. Rath Haas dahier mit Geist und Umsicht verfaßte: „Bericht über das bisherige Bestehen und Wirken des histor. Vereins des O.M. Kreises zu Bamberg. Bamberg 1834 8.“ Eigentliche Abhandlungen oder größere Aufsätze bleiben von diesem Berichte ausgeschlossen. Dieß ist nun beym zweyten Bericht dahin abgeändert, daß zur Schilderung des Zustandes des Vereins in den Jahren 1334 (19 Februar) bis 1837 (4. Oct.) noch Jakob Ayrer's Bamberger Reim-Chronik hinzugekommen ist. Ueberhaupt ist dieser 2te Jahresbericht nicht gleich dem ersten aus einer Feder und aus einem Guße, sondern er hat drey verschiedene Verfasser und zerfällt in 3 (eigentlich 4) Abtheilungen.

I. in den eigentlichen Jahresbericht, an dessen Spitze die Vereins-Satzungen stehen (S. VII — XII. und S. 1 — 18). Verfasser desselben ist das Ehrenmitglied, Hr. Dr. Schneidawind, Prof. der Geschichte am Lyceum zu Aschaffenburg. — Die II. Abtheilung führt den Titel: „Verzeichniß der Sammlungen des histor. Vereins v.

J. 1834 — 1837, gefertigt durch Hrn. Conservator M. J. v. Reider." (p. 28 — 90) nebst Berichtungen des 1ten und 2ten Jahresberichtes, (p. 90 — 92) — Die III. Abtheilung bildet Jakob Ayrer's Reim-Chronik vom J. 900 — 1599. Zum 1ten male herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Jos. Heller. Gedruckt auf Kosten des historischen Vereins zu Bamberg. 1838. 8. (Auch gesondert vom Berichte ausgegeben.) —

Die IV. Abtheilung würde die in der Inhalts-Anzeige sub Nr. 6. aufgeführte „Gaukarte" ausmachen, nämlich jene bereits i. J. 1831 dem historischen Vereine dahier durch den Fertiger, Herrn Lieutenant K. v. Spruner vorgelegte Charte von Francia orientalis zur Zeit der Gau-Verfassung. Zwar steht S. 11. §. 21 zu lesen, daß diese Charte „zu Anfang des J. 1838 bestimmt in das literarische Publikum eintreten werde." Auch sollte sie zugleich mit dem Jahresbericht ausgegeben werden; allein mannichfache Verzögerungen, darunter eine höchst mühsame Vergleichung und Verbesserung des lithographirten Abdruckes mit der Original-Zeichnung, welcher sich Hr. v. Reider unterzog, machten die Vertheilung der Charte bisher unmöglich. Erst zu Anfang Septembers wurde eine bestimmte Anzahl gut abgezogener und corrigirter Abdrücke zur Illuminirung nach Nürnberg gesandt, und so steht denn zu erwarten, daß endlich der Herausgabe dieses höchstverdienstlichen topographischen Werkes, wie es noch kein Verein besitzt, fortan Nichts mehr im Wege stehen werde.

Wir gehen nun zu einer kurzen Uebersicht und Beurtheilung der hier angegebenen Abtheilungen über. —

I. Abtheilung, die Satzungen und den Jahresbericht enthaltend. Wir entnehmen aus dem letztern (den wir in einfacherem und weniger geschmücktem Styl abgefaßt gewünscht hätten) den Zuwachs an ordentlichen und besonders an außerordentlichen Mitgliedern (175 der letztern Klasse), den höchst betrübenden Todesfall des erlauchten Protectors, des Hrn. Herzog Wilhelm, kön. Hoheit (angeblich den 7. Januar 1837, unsres Wissens aber erst in der Nacht vom 8. auf den 9ten Januar desselben Jahres), die Uebernahme des Vereins-Protectorates durch Sr. Hoheit, den Hrn. Herzog Maximilian in Bayern und den Tod mehrerer Vereins-Mitglieder (S. 2 — 4). Alsdann wird von den Aenderungen gesprochen, die sich mit dem Personale der Geschäftsführung, in ökonomischen und andern Verhältnissen ergeben (S. 4 — 6); wobey wir in Bezug auf die angeknüpften literarischen Verbindungen mit den histor. Vereinen des In- und Auslandes die wesentlichen Verdienste des Vereins-Secretärs, des Hrn. Bibliothekar Jäk, mit Dank anerkennen müssen: Desgleichen von der Vermehrung der Vereins-Sammlungen an Büchern, Handschriften, Siegeln, Münzen, Gemälden ꝛc. und deren Zugänglichkeit für Freunde der Geschichte und das große Publikum (S. 6 — 8).

Hierauf werden die Vorträge einzelner Mitglieder über historische Gegenstände kurz berührt (S. 8 — 10), sowie der ferneren Herausgabe des Renners von Hugo von Trimberg, der oben angeführten von Spruner'schen Gau-Charte und Ayrer's Reim-Chronik gedacht wird. (S. 10 — 12). Es folgt hernach kurzer Bericht über die Eröffnung verschiedener, angeblich slawischer Grabhügel im Hauptsmoorwalde, bey Kirchehrenbach, in der Gegend von Marktzeuln und an der Elmerspitze durch verschiedene Vereins-Mitglieder (S. 12 — 13), und wie der Verein das 25jährige Ehejubelfest der k. Majestäten durch eine eigens auf dieses für das ganze Reich höchst erfreuliche Ereigniß vom Hofmedailleur Neuß zu Augsburg geprägte Medaille gefeyert (S. 13 — 15). Auch der Zufriedenheits- und Ehrenbezeugungen, die dem Vereine oder Einzelnen seiner Glieder zu Theile wurden, unter den Erstern vorzüglich jener Sr. Majestät des Königs hinsichtlich der fortgesetzten Thätigkeit des Vereines, dann anderer erlauchten Personen geschieht Erwähnung (S. 15 — 17); worauf noch vom Hrn. Berichterstatter die Hoffnung ausgesprochen wird, daß die Vorsätze zu immer kräftigerem Wirken in Förderung der Zwecke des Vereines bey der Eintracht seiner Glieder bestimmt zu Thaten sich gestalten werden (S. 17 — 18). Diesem Berichte folgt als 1ter Anhang das Verzeichniß aller Mitglieder des Vereins im Nov. 1837 (S. 19 — 27).

Was die Satzungen des Bamberger Vereins angeht, so dürfte denselben nach den in neue-

ſter Zeit gemachten Erfahrungen wohl noch eine Beſtimmung angehängt werden, welche bezielt, die im Bezirke des Vereins beſtehenden Monumente — vorzüglich Baudenkmale jeder Art, vom Grabmonumente bis zur Burg, dadurch vor zerſtörenden Händen zu bewahren, daß zum mindeſten ein Glied des Vereines, mit den hiezu erforderlichen Eigenſchaften, aber auch den gehörigen Vollmachten, um jedem Unfug prompt zu begegnen, ausgeſtattet, alljährlich einmal eine Rund-Reiſe durch alle, dem Vereine in geſchichtlicher Beziehung gleichſam angehörige Diſtricte unternehme, um ſich zu überzeugen, in welchem Stande die verſchiedenen ſchon bekannten Bau- und andere Denkmale ſich befinden, ob manche nicht ganz abhanden gekommen, oder zerſtört worden ſeyen, u. ſ. w. Von dem Befunde wäre alsdann umſtändlicher Bericht in einer der Vereins-Verſammlungen zu erſtatten. Daß dieß nicht etwa eine überflüßige Maßregel ſeyn würde, lehrt die von den Landleuten der Umgegend bereits begonnene Demolirung des alten meraniſchen Schloſſes Nieſten bey Weismayn (eine Nachricht, die ſo eben eingetroffen, welche wir aber nicht verbürgen wollen und von der zu wünſchen wäre, daß ſie ſich nicht beſtätigte). Noch im J. 1830 zeigten die Ruinen dieſes Schloſſes, auf welchem der Letzte der Meranz den 19. Junius 1248 (Calender der bmgr. Domkirche, XIII. Kalend. (Julii) Otto dux Meraniae junior obiit) verſtorben, einen auf 3 Seiten ziemlich wohl erhaltenen, runden Wartthurm, ausgefüllt bis zur Höhe von 20′. Außen herum gewahrte man Spuren einer Bedachung, oder einer ſpiralförmig laufenden Stiege; die nordweſtliche Seite des Thurmes hatte ſehr gelitten; auch ein Gewölbe, über deſſen Beſtimmung nichts Näheres angegeben iſt (von Blutflecken keine Spur!), konnte noch beſchritten werden; es hatte den Raum eines mäßigen Zimmers und eine Höhe — wo der Schutt nicht Platz gegriffen — von mehr als 6′. Auf der Seite gegen Neudorf und das Dorf Nieſten zu war eine wohlerhaltene Mauer zwiſchen Felſen ſichtbar. Gegen Oſten hin ſteht die Burg mit den gegenüberliegenden Bergen in Verbindung, und man unterſcheidet nach dieſer Richtung hin unſchwer mehrere Abtheilungen der Burg, überall ſtößt man auf Spuren von Gemäuer, und hier war, wie der Anblick lehrt, die Auf- und Einfahrt. Der ſüdliche, weſtliche und nördliche Theil des Burgberges geht ſehr ſteil an. Die Höhen von Neudorf beherrſchen die Burg. Tief unten im engen Thale in der Richtung von Norden nach Süden liegt Dorf Nieſten.

Laſſen wir die Zerſtörer gewähren, ſo wird in Kurzem ſelbſt die Stätte nicht mehr kenntlich ſeyn, wo Otto II. von Meran den Geiſt aufgegeben. Durch ſeinen Tod aber und die daraus erfolgende Einziehung der eröffneten Lehen wurde die weltliche Macht der Bamberger Biſchöfe bedeutend gefördert. Wie es (um die obige, den Vereins-Satzungen beyzufügende Beſtimmung ferner zu rechtfertigen) jenen Grabdenkmälern — 3 an der Zahl — ergangen (ſeit 1830), welche ſich ganz in der Nähe der ehemaligen Ciſterzienſer-Abtey Langheim, jeder Unbill der Witterung und roher, unverſtändiger Menſchen Preis gegeben, befänden, vermag ich nicht zu ſagen. Gewiß iſt, daß 2 dieſer Monumente — das eine unterm Dache eines Ziegelſtadels, und 1/3 davon vom Steinkrebs verdorben, übrigens eine vortreffliche Arbeit aus der zweyten Hälfte des XVI. Jahrhunderts, das andere, Kun. v. Giech, Hauptmann zu Cronach, 1552, darſtellend — einen beſſern Verwahrungsort verdient hätten, als derjenige geweſen iſt, der ihnen ſeit der Zerſtörung und Aufhebung des ſchönen Kloſters Langheim zu Theil geworden. Ein drittes, weniger anſehnliches Monument eines Kloſter-Abts aus dem XVIII. Jahrhundert ſtand gleichfalls im freyen Felde. Nebenbey ſey zu bemerken erlaubt, daß die Prälatur-Gebäude im Jahre 1830 ausſahen, als ob alle Elemente der Zerſtörung über denſelben gewaltet, und eben damals noch beſchäftigte man ſich damit, den beſterhaltenen Theil jener herrlichen Gebäude niederzureiſſen, und die Steine zum Baue eines Brau- oder andern Hauſes in die Umgegend abzuführen. Ich ſchweige von den Kunſt- und Zier-Gärten, die ſich hinter der Prälatur erhoben, und von denen man kaum die Räume mehr erkennt, in denen jetzt eine Vegetation zur Stillung der alltäglichſten Bedürfniſſe den Platz eingenommen!

Zu S. 10 muß der Unterzeichnete berichtigen,

daß sein Vortrag über ein altes Bamberger Manuskript nicht die Bewaffnung der Zünfte allein — obwohl auch dergleichen dabey vorgekommen — betroffen habe, sondern daß es ein für die städtische Verfassung Bambergs im XIV. Jahrhunderts äußerst interessantes, leider aber auch sehr beschädigtes Manuskript, nämlich ein Stadtbuch von Bamberg aus dem Jahre 1306 und folgenden gewesen. Nürnberg und Augsburg werden diese ihre Stadtbücher kaum um 3 Decennien höher hinauf zu führen vermögen. Wir hoffen, jenes Bamberger Stadtbuch durch einen tüchtigen Herausgeber der gelehrten Welt und allen Freunden der Bamberger Geschichte für immer erhalten zu sehen, was um so nothwendiger seyn dürfte, als die Handschrift schon fast ganz zerstört und völlig unbrauchbar geworden ist.

Zu Seite 11 §. 20. fügen wir mit Vergnügen Folgendes hinzu: Das S. 53 Nr. 93. citirte pergam. Copialbuch des Colleg. Stifts St. Jacob dahier, fol. enthält in einer seiner vielen Urkunden auch noch zu dem (bis jetzt nicht bekannt gewesenen) Jahre 1290 den Meister Hugo von Trimberg als Zeugen aufgeführt, Fol. III. 6. col. 2 in fine, fol. IIII, a, col. 1 heißt es: Testes hujus rei sunt dominus Johannes praefatorum Canonicorum praepositus, dominus Hermannus abbas Lancheimensis, frater Bertholdus prior ecclesiae nostrae et Fr. Jacobus monachus ibidem (zu Ebrach, das gilt auch vom obigen Probst Johannes), Arnoldus decanus, Seifridus Cellerarius, Cunradus Scultetus, Heinricus Scolasticus, Gotfridus, Leupoldus dyaconus, Hermannus custos, canonici Sti. Jacobi, Hugo rector Scolarium (sic!) St. Gangolfi, Fridericus Theleonardus civis babbgens. et alii quam plures fide digni. Acta sunt hec Anno domini M°CC° nonagesimo, in die beati Benedicti Abbatis (21. März 1290).

Die II. Abtheilung. Das Verzeichniß der Sammlungen des historischen Vereins enthaltend, ist mit musterhafter Genauigkeit in allen seinen Theilen vom Hr. v. Reider in der Art verfertigt, daß sich dieß Register an jenes im ersten Jahresbericht vom Jahre 1834 genau anschließt, wodurch denn alle Mitglieder des Vereins, die auswärtigen so gut, wie die hierorts befindlichen, die vollständigste Kenntniß von den verschiedenen Sammlungen des Vereins erlangen, und, da sie das Register stets zur Hand haben, auch ihre Forderungen an den Conservator zum Behuf etwaiger historischer Arbeiten darnach zu stellen im Stande sind.

III. Abtheilung. Jacob Ayrer's Bamberger Reim-Chronik ꝛc. Der historische Verein dahier faßte in einer seiner Sitzungen den Beschluß, die bisher noch nirgends abgedruckte Reim-Chronik Ayrer's auf seine Kosten zum Drucke zu befördern. Schon im II. Bande des Lebens und der Werke Albrecht Dürer's, 1827, p. 64 wurde von Hrn. Heller der Wunsch zur Veröffentlichung dieser Chronik durch den Druck ausgesprochen. Man übertrug daher die Herausgabe dem besagten Gelehrten, der sich nun des ihm gewordenen Auftrages entledigte. Was die Mehrzahl der Vereins-Mitglieder zur Herausgabe von Ayrer's Chronik bewogen, kann der Unterzeichnete nicht mehr mit Bestimmtheit angeben, da er sich nicht erinnert, ob er in jener Sitzung anwesend war oder nicht; er vermuthet jedoch, es möchten etwa folgende Gründe gewesen seyn: 1. das Werk ist das einzige dieser Art über bambergische Geschichte, und darum wohl des Druckes würdig, 2. aus dieser Reim-Chronik ist zu entnehmen, wie man im Zeitalter Ayrer's (Ende des XVI. Jahrhunderts) die Geschichte Bambergs betrachtete. 3. Manche Particularitäten, welch die Chronik mittheilt, finden sich kaum anderswo. Andere Gründe, namentlich solche, die aus de innern Trefflichkeit des Werkes selbst hergenommen werden wollten, kann sich der Unterzeichnete durchaus nicht denken, da im Gedichte Ayrer's, — es sey gleich von vorneherein offen gesagt — fast nicht die geringste Spur eines historischen Geistes weht, und ein Urtheil im Puncte der Sprache gleichfalls eher nachtheilig, als zu Ayrer's Gunsten ausfallen dürfte.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. October.

Nro. 196. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Travels in Arabia; by Lieut. J. R. Wellsted. Vol. II., London 1838.

Ueber den Inhalt des ersten Bandes dieser gehaltvollen Reisebeschreibung haben wir schon in einigen vorhergehenden Blättern dieser gelehrten Anzeigen (Nr. 157 — 59) Rechenschaft gegeben. Die Gegenden von Arabien und den westlichen Küsten des rothen Meeres, zu denen uns der Inhalt des zweyten Bandes führt, haben zwar zum Theil für die Länderkunde nicht jenen Reiz der Neuheit, der jenen Erdstrichen zukommt, welche der erste Band beschrieb, dagegen trägt die Sinaitische Halbinsel, über welche wir dießmal Herrn Wellsteds Forschungen zunächst nehmen wollen, einen andern Reiz für den Forscher der Geschichte der Völker und Länder in sich, einen Reiz, der nie veraltet, und welcher jeder neuen, verständigen Betrachtung derselben ihren besonders hohen Werth gibt.

Das Vorhaben der englisch-ostindischen Compagnie, eine Dampfschifffahrt zwischen Ostindien und Europa durch das rothe Meer zu begründen, machte eine genauere Untersuchung dieses bis dahin für die Schifffahrt als so gefahrvoll anerkannten Gewässers nöthig. Zu diesem Geschäft wurden im Jahre 1829 von dem Gouvernement zu Bombay zwey Schiffe: der Benares und der Palinurus, jenes unter der Leitung des Kapitän Elvon, dieses unter Capitän Moresby bestimmt: das erstere hatte den Auftrag, die Küstengegenden und Untiefen des arabischen Meerbusens südwärts von Jiddah zu untersuchen, während der Palinurus das nördlichere Fahrwasser bis Suez durchforschen sollte. Den ersten Theil dieser Expedition nach den nördlichen Gränzen des rothen Meeres hatte Wellsted nicht mitgemacht; er wurde erst im Jahre 1830 auf den Palinurus beordert, nachdem dieses Schiff im vorhergehenden Jahre die Untersuchung der ägyptischen Küste von Suez bis Cap Rose bereits beendigt hatte, und nun nach Bombay zurückgekehrt war, um ausgebessert zu werden. Die Abfahrt geschah am 12. October 1830; der Umfang der Seereise bot wenig Interessantes dar, desto mehr aber die Küstengegend in und jenseits der Strasse Jabal. Hier knüpfen sich fast überall an den Anblick der erhabenen schönen Natur Erinnerungen der bedeutungsvollsten Art; dort im Westen an das Fremdlingsland, in welchem die Patriarchen ihre Heerden weideten; an das Thal der Irren, durch welches Israels Schaaren vor Pharao flohen; hier in Osten an des Sinai's Geschichten. Phönizier wie Aegypter, Griechen und Römer zogen in ihren Schiffen, beladen mit den Schätzen des Ostens an diesen Küsten vorüber, deren Bewohner an Art und Sitte noch fast ganz dieselben geblieben sind, die sie vor Jahrtausenden waren. Denn wie die felsigen Küsten von Myos, Hormus, die uns schon der alte Periplus kennen lehrt, sind nicht bloß die Ichthyophagen des Agatharchides in den jetzigen Stämmen der Ababdis, sondern auch die Ismaeliten der Patriarchenzeit in den jetzigen Beduinen feststehende Formen geblieben, welche die sonst Vieles umwandelnde Macht der Zeiten nicht besiegen konnte.

Tor, welches in einer Entfernung von 180 englischen Meilen von Suez an der Ostküste der Sinaitischen Halbinsel liegt, ist eigentlich aus zwey nahe aneinanderstossenden kleinen Ortschaften oder Stadttheilen zusammengesetzt, davon der eine, der von Arabern bewohnt war, in Trümmer verfallen ist, der andere Beled el Naisar, d. h. Stadt der Christen genannt, etwa 40 armselige Häuser ent-

hält. Die Bewohner sind griechische Christen, deren Haupterwerb in dem Verkauf von Lebensmitteln an die türkischen Hadschis-Fahrzeuge, außer diesem in Fischfang und in dem Einsammeln des Erdöls von Zente (an der ägyptischen Küste) besteht. Die hieher kommenden Fremden finden an Malam Nicoli, welcher als der vornehmste Bewohner des Oertleins erscheint, einen gefälligen und billigen Besorger ihrer Angelegenheiten, der sich auch gern bereitwillig finden läßt, sie in sein Haus aufzunehmen, obgleich das Wohnen unter einem Zelte, besonders in dem eine englische Meile nordwestwärts von Tor gelegenen El Wadi (Saib) vorzuziehen ist, weil die Häuser in Tor rücksichtlich der in ihnen herrschenden Luft und Reinlichkeit eben nicht empfehlenswerth sind. Zwischen Tor und El Wadi breitet sich eine thonig-sumpfige Ebene aus; El Wadi enthält noch ansehnliche Dattelpflanzungen, deren größeste dem Kloster des Sinai gehört, und von einem Mönch aus diesem beaufsichtigt wird. Der, welchen Wellsted hier fand, war ein 70jähriger Greis, der dieses Amt eines Garten-Inspectors schon seit 40 Jahren versehen hatte. Seine Wohnung war ein kleiner viereckigter Thurm, zu dessen fensterartigem Eingang man nur auf einer Leiter hinansteigen konnte, welche der Alte, wenn er hinauf war, hinter sich drein zog. Noch vor wenig Jahren ließ die Raubsucht der Beduinen von dem Ertrag des Gartens eben nur so viel übrig, als zum Unterhalt des Aufsehers hinreichte, seitdem aber Mehemed Ali bey mehreren Gelegenheiten sich als Schützer und Gönner der Mönche erwiesen, wagen jene keine solche Gewaltthätigkeiten mehr, sondern begnügen sich an der jährlichen Abgabe einer gewissen Quantität der Früchte, so daß jetzt von diesen, wie man sagt, noch um 4000 Dollars jährlich nach Cairo verkauft werden könnten. Auf der östlichen Seite des Gartens liegt im Schatten der Palmen das Bad des Moses: Hummum Musa, ein ummauerter Quell von klarem Wasser, welches eine Temperatur von 86° Fahrenheit und einen bitterlich salzigen, dabey etwas schwefelichten Geschmack hat. Hier zu Lande hält man Hummum Musa für das Elim der heiligen Schrift. Die muhamedanischen Pilgrime pflegen auf ihrer Hin- oder Herreise nach und von Mekka in diesem Quell zu baden, dessen Wasser sie vielfache Heilkräfte, namentlich gegen Hautkrankheiten zuschreiben. Uebrigens ist dasselbe nur zur Benetzung der Gärten und zum Tränken der Kameele brauchbar, während die Bewohner von Tor, so wie die hier anlandenden Schiffe ihr Trinkwasser aus einigen Bruunen schöpfen, welche näher gegen Tor hin liegen. In der Zeit des Regens und des Aufthauens des Gebirgschnees fließt durch El Wadi ein starker Gießbach, der zuweilen so anschwillt, daß er den Pflanzungen schadet.

Von ganz besonderem Interesse ist die Beschreibung jener kleinen Fußreise, welche Wellsted von Tor aus nach den Felsenwänden des Djebbel Mokkateb unternahm, an denen sich eine Menge der merkwürdigen Inschriften befinden, welche schon seit langer Zeit die Aufmerksamkeit der Sprachforscher auf die Sinaitische Halbinsel hingelenkt haben. Der Anfang des Weges gieng längs der Küste an dem hier 250′ hohen Djebbel Heman hin; drey englische Meilen nordwärts von Tor kommt man zu Zellen, welche sorgfältig in den Felsen eingehauen sind, und zu Wohnungen christlicher Mönche oder Einsiedler gedient zu haben scheinen, wie dieß mehrere neugriechische Inschriften bezeugen, deren eine noch vom Jahre 1633 ist. Nach der Versicherung des Mönchs beym Hummum Musa sollen vormals gegen 200 Einsame in dieser Gegend gewohnt haben, bis die beständigen Mißhandlungen der Beduinen sie nöthigten, sich in die sichern Mauern des St. Katharinaklosters am Sinai zurückzuziehen. Die jetzigen Beduinen halten jene verödeten Zellen für Wohnorte der Geister, und vermeiden den Aufenthalt in ihnen. In geringer Entfernung von den Höhlenwohnnngen liegt die Dattelpflanzung Abu-Suwara; eine gute Stunde weiter hin gegen Norden gelangt man zum Djebbel Mokkateb, dessen gegen die Seeseite hin steil abfallende Felsenwände die erwähnten Inschriften enthalten, die sich in mancher Hinsicht von jenen verschieden zeigen, welche man in andern Gegenden der Halbinsel findet, indem man in ihnen weder die rohen Thierfiguren, noch die Anfangszeichen der einzelnen Sätze erblickt, die für die meisten der letztern charakteristisch sind.

(Fortsetzung folgt.)

Zweyter Bericht über das Bestehen und Wirken des historischen Vereins zu Bamberg in Oberfranken von Bayern, ꝛc.

(Schluß.)

Es giebt der Reimereyen aller Art in der zweyten Hälfte des XVI. Jahrhunderts so viele, daß dergleichen Waare nur mit Bedacht und erst in Verfolgung besonderer Zwecke veröffentlicht werden sollte. Reim-Chroniken, wie jene Ludwigs VI. von der Pfalz, haben aber, trotz ihrer unbeholfenen Form und herzlich schlechter Reimerey, doch den unbestrittenen Vorzug vor allen ähnlichen Werken, daß sie die Data der Geburt, Vermählung, des Absterbens der verschiedenen Zweige eines erlauchten Geschlechtes meistens (und dieß gilt für mehrere Generationen vor dem fürstlichen Verfasser) höchst genuin an die Hand geben. Das ist nun mit Ayrer, (dessen Lebensumstände Hr. Heller als Vorbericht p. 3 — 13 mit der von ihm benutzten Literatur mittheilt) keineswegs der Fall, wie es denn auch Hr. H. p. 7 mit den Worten eingesteht: „In historischer Beziehung nahm er (Ayrer) es zum Theile nicht immer so genau, wie dieses häufig auch bey ähnlichen Chroniken gefunden wird, „daher," fügt Hr. H. bey, „nur in dieser Beziehung die Chronik mit Anmerkungen und Berichtigungen versehen wurde."

Zu unserm Bedauern konnte Hr. H. die von Ayrer in Prosa verfaßte handschriftliche Chronik, welche Hr. Stadtpfarrer Schmidt zu U. L. Frau besitzt, bey seiner Herausgabe nicht benutzen. Vielleicht ist in der angeführten Handschrift bezüglich auf die Antritts- und Sterbe-Jahre und Tage der Bamberger Fürstbischöfe Genaueres geleistet, als in der gereimten Chronik. Wenig Vertrauen auf Ayrer's historische Treue erregen übrigens die von Hr. H. beygegebenen Noten: Denn nicht einmal die Namen der Bischöfe hat Ayrer überall richtig angegeben, z. B. Thuno für Thiemo (p. 44), Poppo für Otto (p. 43), Leopoldt für Berthold (p. 48), Lodowig für Leopold (p. 69) und so muß man sich's gefallen lassen, bey der jedesmaligen gereimten Todesnachricht des Fürsten genau unter den Text zu schauen und dort zu lesen, daß Ayrer sich, — und mitunter ganz gewaltig — geirrt. Trügen wir uns nicht, so hat Hr. H. bey seinen Berichtigungen eine seit Jahren auf dem hiesigen Filial-Archive befindliche Liste der Bischöfe von Bamberg wenigstens zum Theile benutzt. Aber auch dieses archivalische Register ist nicht über alle Ausstellung erhaben, und würde unter andern noch manche Verbesserung theils aus wirklichen Urkunden, theils aus dem oben angeführten Kalender der Domkirche erhalten können. So hat Hartovic der dritte Bischof im Archivs-Register als Sterbetag den 8. November, oder nach einer Variante den 14. Febr. 1054, während das Calendar. VIII. Idus Novembris (6. Nov.) giebt. Bischof Günther ist dem Archivs-Register zufolge am 23. Julius 1066 gestorben; der Tag stimmt zwar mit dem Dom-Calendar (X. Kal. (Augusti) = 23. July) Guntherus V. Episc. Babenberg. obiit) überein, allein aus Lambert Schaffnab, Berthold Constant. u. a. ist das Jahr 1065 als Günthers Todesjahr bekannt ꝛc.

Wollten wir nun zu all' den Noten des Hrn. H's. von 1 — 176 unsere Bemerkungen machen, so dürften sie leicht einen nicht unbeträchtlichen Raum einnehmen; daher wir dieß unterlassen, und nur noch Einiges hier berichtigend anführen wollen, was allzustörend dem Leser entgegentritt. Dahin rechnen wir gleich die am Ende der Dedication (p. 16) stehende Unterschrift Ayrer's, die nicht „publicus Noricus civis etc." — wo wäre jemals ein solcher Ausdruck publicus civis vorgekommen?! — sondern, nach genommener Einsicht „publicus Notarius civis et procurator" gelesen werden muß. Gleich die Note 4 p. 17 enthält einen groben Verstoß gegen mittelalterliche Geographie und die Würden des Henricus Marchensis Francorum (Annal. Fuld. Pars V. apud Pertz I. p. 403), dieser Stütze Karls des Dicken, welche, als sie vor Paris unter den Streichen der Normänner gesunken (886), den völligen Verfall des Reiches und die Entsetzung des Kaisers zur unausbleiblichen Folge hatte. Nie hat Lothrin-

gen zu Neustrien gehört, und nicht über Lothringen war Heinrich als Grenzgraf gesetzt, sondern sein Amt war die Sorabische Markgrafschaft, von welcher der Kaiser den Tapfern abberief, um ihm den Befehl seiner Heere anzuvertrauen. — Der Zeitpunct der Canonisation Kaiser Heinrichs II. ist beydemale, p. 41, not. 62 so gut, wie p. 28, not. 24 verfehlt, es muß das Jahr 1146 seyn (Ussermann ep. Bbgs. p. 100). — Unter den von S. Otto gestifteten Klöstern (p. 40 not. 58) ist Wippurg aufgezählt; es muß aber Biburg heißen (Ussern. l. cit. p. 90). — An den gewaltsamen Tod des letzten Meran zu glauben (p. 47, not. 85), können wir uns nach den Spieß'schen Argumenten, die Hr. Oesterreicher in seiner Abhandlung vom Tode des letzten Herzogs Otto II. von Meran, Bamb. 1816 erfolglos bekämpfte, keineswegs entschließen; Hr. Oesterr. selbst sagt nach Darlegung seiner Gründe p. 62: „die Annahme des gegenwärtigen Mordgrundes hat also viele Wahrscheinlichkeit für sich. Doch bleibt er zur Zeit nur eine menschliche (sic!) und keine rechtliche Vermuthung."

Die Reisebeschreibung eines Hans v. Redwitz in das gelobte Land hat die Familie gütigst dem Vereine mitgetheilt. Sie fand statt im J. 1467 und hat kein besonderes Interesse. Wichtiger dagegen sind die von späterer Hand eingezeichneten genealogischen Notizen zur Berichtigung Biedermanns. Dieses zur Note 149 p. 80.

Von Particularitäten, welche Ayrer's Chronik enthält, ist nur sehr wenig zu sagen, und dieß beschränkt sich 1. auf die Aenderung der Schenkmaaß unter Philipp von Henneberg (p. 78.

Bey seiner Zeit geendert was,
Die Alte gros Kunigundn maß,
In Form wie man sie Jetzt giebt,
Das ward mancher Trinckher betrübt)

was jedoch schon in Ludwig Script. rer. Bbgs. I. p. 239 angedeutet ist.

2. Die Beschreibungen des Leichengepränges oder der Wahlfeyerlichkeiten werden zwar ein für allemal, und für alle künftige ähnliche Fälle gültig gegeben. (Ersteres p. 84, 85, Letzteres p. 86, 87.), mögen aber gleich wohl noch hieher gezogen werden. Desgleichen 8tens, daß ein armes Weib den Fürstbischof Neidhard v. Thüngen eine Supplicaz p. 94 für ihren gefangenen Mann darreichte, der sie selbst von Ihr nahmb. Ueberhaupt wird die Chronik erst gegen das Ende das, was sie eigentlich seyn sollte. Unstreitig eine der gelungensten Stellen der ganzen Chronik ist p. 99 — 100 die Erzählung von der „Religions-Läuterung" des vorerwähnten Bischofs, d. i. von der Austreibung der Protestanten.

Hr. H. verspricht uns in seinen Anmerkungen mehrere Werke, z. B. ein Schriftchen über die Altenburg (p. 20, 21. not. 9), eine ausführliche Beschreibung der hiesigen Kathedralkirche (p. 29, not. 25.), des Fürstbischofs Georg von Limpurg Lebensbeschreibung in Hellers Kunst- und Kulturgeschichte Bambergs, (p. 80. not. 147); ein Taschenbuch von Bamberg, 2ter Theil, bis 1550, wird 1839 erscheinen (p. 81. not. 152) und diesem 2ten Theile ein 3ter — es wird hier keine Zeit bestimmt — folgen (p. 82. not. 156.) — Wir sehen der baldigen Herausgabe der ebenangeführten Werke durch den emsigen Hrn. Verfasser mit wahrer Freude entgegen, weil dieselbe eben so viele Beyträge und Aufklärungen zur Geschichte Bambergs ohne Zweifel enthalten werden. Nur möchten wir Hrn. H. bey diesen verschiedenen, die Biographie der Fürstbischöfe so nahe berührenden, und zum Theile zum Objecte habenden Arbeiten hinsichtlich des Fürstbischofs Johann Philipp von Gebsattel, mit dessen Erhebung Ayrer schließt, auf die Berichtungen aufmerksam machen, welche Stumpf in der Zeitschrift für Bayern und die angrenzenden Länder Bd. I. 1. Hft., Nro. II. p. 19 — 35 aus den Quellen mitgetheilt hat, die H. Hellers Urtheil über diesen Fürsten (in seiner kurzen Geschichte des Doms, 1837) völlig reformiren werden.

Soviel über den 2ten Jahresbericht des Bamberger historischen Vereins; eines Vereins, der sich beym Ueberblicke dessen, was er seit seinem Entstehen geleistet, im Bewußtseyn seines tüchtigen und meist zweckmäßigen Wirkens mit Zuversicht und Freude den Bruder-Vereinen in den übrigen Theilen des Königreiches beygesellen darf.

Dr. H. Th. Rudhart.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. October.

Nro. 197. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Travels in Arabia; by Lieut. J. R. Wellsted. Vol. II., London 1838.

(Fortsetzung.)

Mitten unter den älteren, mit besonderer Sorgfalt eingehauenen Inschriften des Mokkateb erscheinen auch neugriechische, denen öfters das Zeichen des Kreuzes beygefügt ist, eben so kurdische und neuarabische. Vor allen haben die älteren Inschriften hier wie in den andern Umgegenden des Sinai die Aufmerksamkeit der europäischen Gelehrten angezogen, und Bischof Clayton versprach Dem, welcher die des Mokkateb genau copiren würde, eine Belohnung von 500 Pf. St. — Wellsted fand die einzelnen Buchstaben jenen sehr ähnlich, die sich an der berühmten Inschrift auf Malta zeigen, und hält sie deßhalb für phönizisch. — Ebenso wie dieser Djebbel Mokkateb, den man nicht mit dem gleichnamigen höheren Gebirge verwechseln darf, das mehrere Tagreisen weiter nordwärts an der Ostküste des Meerbusens von Suez sich erhebt, gehört auch der ganz nahe bey ihm gelegene Djebbel Narkous noch zu der Hügelkette des Heman. Den Namen Djebbel Narkous oder Berg der Glocke hat dieser 400 Fuß hohe Berg, dessen amphitheatralischer Aufbau aus den über einander gestürzten Felsenmassen eines weißlichen, lockeren Sandsteines besteht, wegen der lauten Töne, welche er unter gewissen Umständen von sich gibt. Von der sandigen Meeresküste her hat nämlich der Seewind eine Masse des leichten Flugsandes hoch hinan über das Amphitheater des Felsensturzes ergoßen; wird dann dieser Sand durch die Füße eines gehenden Menschen oder durch den Wind in Bewegung gesetzt, so erzeugt sein Hinabrieseln in die leeren Zwischenräume der Felsenstücke zuerst Töne, wie jene einer Aeols-Harfe, dann solche, wie ein Glas von sich gibt, das man mit naßem Finger streicht, endlich aber ein Brausen, das dem Laut eines fernen Donners gleicht, und vor welchem selbst die Kamele scheu werden. Die Beduinen erzählten schon Burkhart und wiederholten an Wellsted die Sage, daß die Töne des Berges daher kämen, daß hier die Glocken eines christlichen Klosters begraben lägen. Von dem Djebbel Narkous, zu welchem man von Tor aus nur zu Fuß längs der Küste hin gelangen kann, kehrte unser Reisender abermals nach El Wadi zurück, von wo er am 26. Januar 1831, Nachmittags um 5 Uhr aufbrach, um seinen Weg zu Kamel nach Suez fortzusetzen. Eine Stunde weit kommt man durch ein ziemlich enges, von niederen Hügeln umgrenztes Thal; alle nähere und fernere Höhen sind von einer Lage schwärzlichen Gesteins überzogen; nirgend ein grünes Gras oder Gesträuch. Die Ebene El Kaa ist westwärts (nach der Seeseite hin) von dem Höhenzug el Heman, gegen Osten von dem Hügellande am Fuße des Serbalgebirges umschloßen; Wellsted reiste auf ihr, begünstigt vom Mondschein, am ersten Tage bis 12 Uhr um Mitternacht, am 27. Januar bey Tagesanbruch saß man von neuem zu Kamel. Noch immer zeigte sich zur Rechten der hohe Serbal mit seinen dunkeln Felsengipfeln, der vormals im Zielpunct der Pilgerwanderungen, von mehreren Schriftstellern für den Sinai gehalten wurde. An diesen Morgen erschien mehrmalen das Phänomen der Luftspiegelung (kleine anscheinende Seen mit Gebüschen umringt). Nach etwa sechs Stunden Weges traten die Hügel an der Ostseite näher zur Küste heran; die hier schmälere Ebene El Kaa ist vielfältig von den Rinnsalen der Gießbäche durchschnitten. Am Abend, nachdem unser Reisender die

Mündung des Wadi Feiran zur Rechten gelassen hatte, erreichte er die Seeküste bey Ras Schera-trib, etwa 9 englische Meilen von Ras Dschihan. Der Weg geht hier über eine Felsenbank, die aus einer Kalkbreccie, untermischt mit Korallen und Muschelfragmenten gebildet ist, und die sich bey mittlerem Wasserstand ziemlich weit über die Meeresfläche fortsetzt. Erst um 1 Uhr nach Mitternacht hielt man an einer niederen buschreichen Stelle bey Ras Burdas still. —

Sehr früh am 28. Januar setzte man die Reise fort. Der Weg zieht sich hier in der unmittelbaren Nähe des Meeres, am Saume des gelben und röthlichen Sandsteines hin. Um 9 Uhr ungefähr 10 englische Meilen jenseits Ras Burdas ward Ras Silima, eine sandige Landzunge erreicht, welche eine Bucht bildet, in der eben damals mehrere arabische Schiffe vor Anker lagen. Gegen Abend kam man zu dem hohen Vorgebirge des Hamman Bluff. Da aber die höher denn gewöhnlich stehende Fluth den Paß am Meere hin, welcher zu der heißen Quelle von Hamman Pharaun (Bad des Pharao) führt, ungangbar machte, mußte der Weg durch das zwischen den Hügeln sich hinziehende Engthal Taibi eingeschlagen werden. Von Ras Schiratrib bis Hamman Bluff, auf einen Abstand von 35 englischen Meilen bildet die Küste eine tiefe Bucht, welche die Eingebornen Birke el Pharua nennen. Am Ausgang des Wadi Taibi stehen viele Tamariskenbäume; stellenweise auch eine Art von Binsen, welche den feuchten Grund andeuten, in dem sich überall beym Hineingraben brackiges Wasser findet. Das Zusammentreffen der Beduinen, welche Wellsted begleiteten, mit einer Beduinenhorde dieser Gegend, an welche, der hergebrachten Sitte gemäß, jene aus Tor kommenden Araber eine kleine Abgabe hätten entrichten müssen, spornte diese, welche nicht Lust hatten, von ihrem Gewinn etwas abzugeben, zu einer wilden Eile an, welche bey dem schwerfälligen, hartstoßenden Eilschritt der Kamele den europäischen Reitern sehr lästig war. Erst um 2 Uhr nach Mitternacht, nach einem fast ununterbrochenen zwanzigstündigen Ritte wurde in Wadi Usaitu für den übrigen Theil der Nacht Halt gemacht. Hier war jedoch die Ruhe nur kurz, denn die Beduinen hatten, gegen die Zusage eines höhern Lohnes schon in Tor das Versprechen gegeben, den Weg nach Suez in 3 Tagen zurückzulegen. Hierbey pflegt übrigens der Tag der Abreise, die gewöhnlich am Nachmittag geschieht, und jener der Ankunft, wenn diese nicht zu spät nach Mittag erfolgt, nicht gezählt zu werden. Früh am Morgen des 29. Januars wurde von Wadi Usaitu aufgebrochen; bald nachher zog sich der Weg durch eine kesselförmig rundliche Eintiefung nach dem Thale Girandel, welches minder tief, dabey aber breiter ist denn die andern Thäler, und in welchem eine Menge Akazien und Tamarisken nebst einzelnen Gruppen von Palmenbäumen stehen. Zwey Stunden weiterhin kam unser Reisender zu den Brunnen des bittern Wassers von Howara, welches er, so wie Burkhard für das Marah der heiligen Schrift hält, von hier aus durch eine sehr gleichförmige Ebene und die Flachthäler von Wadan und Sidir, am Abend nach Ayoun Musa oder den Mosis-Brunnen, deren er gegen zwanzig zählte, und bey denen die Reisegesellschaft hinter dem dichten Gebüsch der wilden Dattelpalmen hinlänglich Schutz gegen den in dieser Jahreszeit herrschenden Nordwind fand. Am 30. Januar zog man weiter längs der Seeküste hin bis an jene Stelle des Meeresarmes, welche Suez gegenüber liegt, zu der man alsbald von der Stadt aus ein Boot abfertigte, das unseren Reisenden und seine Begleiter hinüberbrachte. Wellsted schließt dieses Capitel mit einigen vergleichenden Bemerkungen über den Zug der Heere Israels von Aegypten nach dem Sinai. Er hält dafür, daß die Stelle des Durchgangs durch das rothe Meer hier der schmale Meeresarm bey Suez gewesen sey, dessen Wasser öfters, wenn der Nordwestwind weht, weit zurücktritt, dann aber, wenn hierauf ein Südostwind folgt, plötzlich wieder steigt, so daß der Unterschied der Wasserhöhen 6 Fuß betragen kann, und daß hiedurch die Furth, nordwärts von Suez, welche kurz vorher noch Fußgänger zu durchwaten vermochten, selbst für Kamele ungangbar wird. Wellsted erinnert bey dieser Gelegenheit an Napoleon, der aus demselben Grunde, als er durch die Furth reiten wollte, fast ertrunken, und hierdurch, wie er selbst bemerkte, ein Text für alle Predigten in Europa geworden

wäre. Als die Wüste Schur betrachtet Wellsted weiter jene öde Gegend, die sich zwischen Suez und Howara (Marah) findet; die Entfernung zwischen beyden beträgt 15 Stunden Weges, das Maaß eines einzelnen Tagmarsches für ein solches mit Kindern und Viehheerden wanderndes Volk fünf Stunden. Elim hält unsern Verfasser ebenfalls mit Burkhard und anderen Reisenden für Girandel, von hier zog sich der Weg nach dem Sinai, zuerst nach dem rothen Meer, dann von Ras Silima nach 1 1/2 Stunden in das 5 Stunden lange Wadi Siddera, dann durch Wadi Mokatteb, Wadi Friran und Wadi Szah nach dem Sinai. Im Ganzen fand Wellsted den Abstand zwischen den Ras Silima und dem St. Katharinenkloster 25 Stunden lang, was abermals für den einzelnen Tagmarsch fünf Stunden giebt.

Von seinen verschiedenen Reisen nach dem Sinai beschreibt unser Verfasser zuerst jene, welche er am 21. September 1836 von Tor aus antrat. Die Beduinen hatten, um die Wasserschläuche zu füllen, in dem nachbarlichen Wadi Saib das Nachtlager aufgeschlagen; um 5 Uhr des Morgens am 22. September brach man von hier auf. Der Weg verlief 6 Stunden lang quer durch die Ebene, bis an die ersten niederen Vorberge des nackten Sinaitischen Hochrückens, zwischen dem sich das Wadi Hebron als eine gegen 300 Fuß breite Schlucht hindurchzieht, in welcher ein Wasserbächlein seinen Lauf nimmt, an dessen Ufer um 11 1/2 Uhr, im Schatten einiger Palmen Halt gemacht ward. Um 3 Uhr setzte man den Weg weiter durch die Windungen des Thales fort, und nach 2 Stunden, in einer Höhe von 2000 Fuß über der Meeresfläche sah Wellsted zuerst die Mannatamariske (Tamarix mannifera), welche mit der Tamarix gallica große Aehnlichkeit hat, und aus welcher in der heißen Zeit des Jahres wie der einzelnen Tage das Sinaitische Manna herunterträufelt. Eine hiemit verwandte Substanz wird in Persien durch den Stich eines Insektes auf einem Strauche erzeugt, der dem Ginster gleicht, ohngefähr 2 Fuß hoch ist, und den die Eingebornen Gavan nennen; in Turkistan wie in Mesopotamien kommt Manna aus einigen Arten von Eichen, unter die man bey Nachtzeit Tücher ausbreitet, auf welche dasselbe dann wie Thautropfen herabfällt. Burckhardt berichtet, daß ein solches Manna, welches in Erzerum aus dem Baume hervordringe, der Galläpfel trägt, den dortigen Eingebornen zum Nahrungsmittel diene; ein gelehrter jüdischer Rabbi, mit welchem Wellsted am rothen Meere zusammentraf, wollte auf seinen Reisen durch die Wüste nach Damaskus, eine mannaartige Substanz auch an solchen Stellen auf dem Boden gesehen haben, wo ringsumher kein Baum war. Das Manna der Sinaitischen Halbinsel findet sich in kleinen Kügelchen an den Aesten der erwähnten Tamariske; durch die Hitze wird es flüssig, und tropft herunter. Die Beduinen sammeln es am Morgen, pressen dasselbe, um es von den anklebenden Blättchen und andern fremdartigen Dingen zu reinigen, durch Leinwand, und bewahren es dann in ledernen Schläuchen oder Kalabassen auf. Einen großen Theil von diesem Manna genießen die Einsammler selber, ein anderer wird nach Cairo versendet, noch ein anderer an die Mönche des Sinai abgegeben. Auch in den ergiebigsten Jahren beläuft sich, nach der Versicherung der Beduinen, die Menge des eingesammelten Manna's nicht über 150 Woga's (eine zu 4 2/3 englischen Pfund), die Woga wird im gewöhnlichen Preis zu 60 Thalern geschätzt. Uebrigens unterliegt es, nach Wellsteds Ansicht keinem Zweifel, daß das Manna der Schrift etwas Anderes gewesen sey, als das aus der Tamariske kommende. Zwischen den Tamariskenbäumen des Hebronthales, welche zum Theil 15 — 20 Fuß hoch waren, fanden sich mehrere Vögel von der Gattung Pterocles und Perdix, auch Wachteln, Tauben, Schwalben und Falkenarten; bey einem Beduinenlager, das nach Sonnenuntergang erreicht wurde, auch eine giftige Schlange, deren Biß nach der Aussage der Eingebornen schon im Verlauf einer Stunde tödten soll. Die erste Tagreise, die sich nach mehrmaligen Pausen bis Mitternacht verlängert hatte, endigte am Fuß eines Bergpasses, der den Uebergang aus dem Seitenthale des Wadi Hibron nach dem Wadi S'laf bildet.

Am 23. September des Morgens 5 Uhr 45 Minuten setzte Wellsted seine Reise über den nicht sehr steilen Gebirgspaß fort, dessen Gipfel um 7 1/2 Uhr erstiegen war, von wo man etwa 700 Fuß

tief nach dem Wadi S'laf hinabsteigt, in welchem, neben andern Gewürzpflanzen namentlich eine Art von Thymian in Menge wuchs. Bey einer Quelle mit reinem Wasser, Sabara genannt, machten die Beduinen um 10 1/2 Uhr Halt; um 2 Uhr 20 Minuten brach man von neuem auf, und der Weg, der an manchen Stellen gepflastert war, zog sich nun über einen andern Gebirgspaß nach einer weiten Ebene, die zuletzt in ein breites Thal endigt. Um 6 1/2 Uhr kam die kleine Caravane beym St. Katharinenkloster an. Auf seiner Rückreise nach Suez besuchte unser Reisender auch die Ruinen der alten Stadt Feiran, welche in einer ellbogenartigen Beugung des gleichnamigen Thales liegen. Feiran war noch in den ersten Jahrhunderten nach Christo eine ansehnliche Stadt, deren Christengemeinde unter andern auch jener Theodorus, der gegen die Monotheliten schrieb, als Bischof vorstund. Wellsted sah hier unter andern die Spuren einer altgriechischen Inschrift.

Eine andere, der Zeit nach frühere, Reise unsers Verfassers nach dem Sinai, nahm ihre Richtung von der Südspitze der Sinaitischen Halbinsel, beym Ras Mohammed nordwärts durch das Wadi Seder und Wadi Garat. Der Weg zu Lande, von dem Hafen bey Scherm über das Katharinen-Kloster nach Suez, ist solchen Reisenden zu empfehlen, welche in möglichst kürzester Zeit nach Europa zu kommen wünschen, und welche in einer Jahreszeit in jenem Hafen anlangen, in welchem die Schifffahrt auf dem Meerbusen von Suez durch die herrschenden Nordwestwinde sehr gehemmt ist. Es giebt zwey Wege von Scherm nach dem Sinai, der eine, kürzere über Derb Kedd, läßt sich in zwey Tagen zurücklegen, der andere, länger und zugleich beschwerlicher über Derb Warah, wird dennoch nicht selten lieber von den Beduinen eingeschlagen, weil er gute Weideplätze enthält. In der Nachbarschaft von Scherm finden sich vulkanische Felsarten, die sonst nirgends auf der Halb-Insel vorkommen; sie bilden jedoch nur so kleine unbedeutende Hügel, daß sie Wellsted keiner besondern Beachtung werth fand. Am 8. Januar 1833, Vormittags 9 Uhr brach die Gesellschaft, bey der sich auch etliche Matrosen befanden, von Scherm auf, und nahm ihre Richtung zuerst nordwestlich längs der Seeküste hin, wo der Boden so uneben und schlecht war, daß man zu Fuß gehen mußte; schon nach 1 Uhr wurde bey einigen Mimosenbäumen Halt gemacht. Am 9. Januar gieng die Reise vor Tagesanbruch weiter, längs einem steinigen Engthal nach dem Wadi Seder; das Meer war in einer Entfernung von sieben Meilen durch eine Nebenöffnung des Thales zu sehen. Nach etwa einer Stunde öffnete sich ein Thal in nordwestlicher Richtung nach dem Innern des Hochgebirges, das hier aus grobkörnigem, rothem Granit (Sienit?) besteht, während die Felsart der Hügel, gegen die Küste hin vorherrschender Sandstein ist. Ein Winterstrom, welcher erst vor wenig Wochen hier hindurch geflossen war, hatte allenthalben entwurzelte Bäume, Sandmassen und Felsenstücke in wilder Unordnung herumgestreut; in den Spalten der Felsen blüheten mannigfache Gewächse, die weit umher ihren aromatischen Geruch verbreiteten. Jenseits eines steilen gefahrvollen Gebirgpasses schlug man unter einem überhängenden Felsen das Nachtlager auf.

Am 10. Januar des Morgens trank unser Reisender mit seinen Beduinen von ihrem starken Kaffee, der jederzeit frisch gebrannt und frisch gestoßen zum Kochen genommen, und ohne Zucker und Milch genossen wird. Bey dieser Gelegenheit erwähnt derselbe eines Gespräches der Beduinen über Lady Stanhope. Ein Theil der Sprecher war der Meynung, daß die Lady, von welcher man so sonderbare Dinge berichte, nicht bey gesundem Verstande seyn könne, während ein anderer Theil das Gegentheil vertheidigte. Ein alter Mann, mit schneeweißem Bart gebot Stillschweigen, und als die andern aufmerksam auf seinen Ausspruch horchten, sagte er: „sie ist verrückt, denn“ (so fuhr er mit leiserer Stimme fort, als scheue er sich eine solche Unschicklichkeit laut auszusprechen „sie thut Zucker in ihren Kaffee.“ —

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. October.

Nro. 198. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Travels in Arabia; by Lieut. J. R. Wellsted. Vol. II., London 1838.

(Fortsetzung.)

Gegen Mittag mußte abermals ein Gebirgspaß erklommen werden, der so steil war, daß die Kamele kaum hinaufzusteigen vermochten, obgleich man ihnen die Hälfte des Gepäckes abgenommen hatte, welches die zu Fuße gehenden Reiter selber trugen. Etwa drey Meilen jenseits dem Gipfel kam man durch ein Beduinenlager, dessen Bewohner die Reisenden reichlich mit Milch versorgten, ohne dafür eine Bezahlung annehmen zu wollen. Der Reichthum dieser Leute besteht in ihren Schaaf- und Ziegenheerden, denn Stiere werden auf der ganzen Halbinsel nicht gefunden; außer diesem zieht der Bewohner des Innern der Halbinsel einigen Gewinn aus der Bereitung der Holzkohlen, und aus dem Ertrage seiner Dattelpalmen. Das Getränk des Kaffee's, das Rauchen des Tabaks, ein wenig Milch und Datteln reichen zum täglichen Unterhalt und zur Erquickung hin; wie selten der Genuß des Fleisches sey, das zeigt die haushälterische Weise, in welcher die Beduinen mit ihm umgehen, indem sie nicht bloß den Kopf und die Füße nur nothdürftig von dem aufsitzenden Haare gereinigt, sondern auch die Gedärme, deren Inhalt bloß mit den Fingern herausgestrichen wird, kaufen und genießen. — Als am darauf folgenden Morgen die Reisenden schon ein bedeutendes Stück Weg zurückgelegt hatten, kam ihnen ein Knabe nachgelaufen, der ihnen ein auf dem Wege verlornes Stück ihres Gepäckes, darinnen ein Sextant war, nachbrachte. Nur mit Mühe ließ er sich bewegen, ein kleines Geschenk für seine Dienstfertigkeit anzunehmen. —

Die Richtung des Thales Garat, durch das sich von hier an der Weg hindurchzog, geht mehr nach Norden; man übernachtete im Schutz einer Höhle. Als am darauf folgenden Morgen, am 11. Januar, die Karavane aufbrach, fanden sich die Wasserschläuche gefroren; selbst noch am Mittag, als vom Gipfel des Djebbel Subrija schon das Katharinenkloster in einem Abstand von etwa zwey Stunden Weges sichtbar ward, wehte der Wind noch so kalt, daß die Reisenden sich nur durch Fußgehen zu erwärmen vermochten. Ihre Aufnahme ins Kloster machte einige Schwierigkeit, weil sie ohne Certificat der obern Behörden in Cairo, und ohne Empfehlungsschreiben gekommen waren; dieses hob sich jedoch dadurch, daß einer unter der Gesellschaft etliche Monate vorher hier gewesen, und mithin den Mönchen bekannt war. Während seines Aufenthalts im Kloster hatte Wellsted sattsame Gelegenheit, die Lebensweise der Mönche zu beobachten, deren Zahl sich damals auf 21 belief, und welche meist aus Russen und Griechen bestunden. Schon in der Nacht versammeln sie sich zweymal zum Gebet; um 4 Uhr des Morgens stehen sie auf, und außer jenen Stunden, die sie in der Kirche zubringen, wenden sie dann die übrige Zeit zu Handarbeiten an, denn mit Ausnahme des Priors muß jeder von ihnen irgend ein für das Kloster nützliches Geschäft oder Handwerk treiben. Zweymal des Tages essen sie; ihre Nahrung besteht aber den größten Theil des Jahres hindurch nur in ein wenig gekochtem Gemüse oder trocknem Brod, zu welchem sie gelegentlich ein Stücklein Fisch und etwas Oel bekommen. Um 8 oder 9 Uhr des Abends begeben sie sich zur Ruhe, Jeder in seine kleine Zelle, die etwa 8 Fuß lang und 6 Fuß breit ist, eine gewölbte Decke und eine kleine Nische hat, welche die Stelle des Schrankes vertritt, übrigens

aber statt der Meublen nur eine Matrazze und Decke enthält. Sie schlafen hier, um sogleich, wenn in der Nacht die Betglocke läutet, zum Aufstehen bereit zu seyn, in ihrer Kleidung, die in einem groben blauen Hemde, sammt dergleichen Beinkleidern und in einem dicken, dunkelfarbigen Oberkleid besteht, das durch einen ledernen Gürtel über den Leib befestigt ist. Ausser den einzelnen Fasttagen halten sie gleich andern Griechen dreymal im Jahre strenge Fastenzeit, in welcher auch der Genuß der Fische, der Milch und des Käses ihnen versagt ist; Fleisch zu essen erlaubt ihnen ohnehin ihre geistliche Regel nicht, selbst für die Fremden dürfen die Thiere nicht im Kloster geschlachtet werden, obgleich man ihnen willig die Küche und alles sonst Nöthige zur Bereitung ihrer Fleischspeisen einräumt und darreicht. Nur auf mehrmalen wiederholte Einladung eines lustigen Matrosen, der in Wellsteds Gefolge war, ließen sich einige Mönche bewegen, an eine Fleischspeise zu riechen, die eben gebraten wurde; die spirituösen Getränke aber, die man ihnen anbot, rochen sie nicht bloß an, sondern tranken sie auch gerne, denn diese Art des Genusses ist ihnen erlaubt, und bey ihrer strengen Lebensweise auch nothwendig. Damals, als sich Wellsted hier befand, war der Prior ein junger fein gebildeter Mann; unter den übrigen Mönchen hatten die jüngern meist ein melancholisches kränkliches Aussehen, während die Alten rüstig, gesund und guten Muthes waren.

Das noch jetzt bestehende Klostergebäude ward von Justinian und seiner Gemahlin Theodora in den letzten Jahren der Regierung jenes Kaisers errichtet, wie dieses die Inschrift an der Marmortafel eines jetzt verschlossenen Thores bezeugt. Der Grund, auf dem es steht, ist sehr ungleich, weil man es, um die zerstörende Einwirkung der Winterstürme zu vermeiden, auf dem Abhang der westlichen Bergwand des Thales anlegen mußte; einige ziemlich starke Thürme und Strebepfeiler schützen besonders die östliche Seite. Wellsted zählte 27 Kapellen, zum Theil dem Gottesdienst verschiedener christlicher Confessionen gewidmet, im Klostergebäude; die größere Kirche, schon unter Justinian erbaut, ist in ihrer Art prächtig verziert, enthält viele massivsilberne Leuchter und andere Geräthschaften von edlem Metall; das Bildniß des Erbauers und seiner Gemahlin läßt sich noch jetzt an dem Gewölbe oder dem Altare erkennen. In dieser Kirche wird der Ort gezeigt, wo der Herr dem Moses im feurigen Busche erschien; die Reliquien der St. Katharina, welche schon William de Baunderſell i. J. 1331 in derselben Art hier verehrt fand, in der sie es noch jetzt werden. Von der mohamedanischen Moschee, welche gleich neben der Kirche steht, und von der Veranlassung ihrer Erbauung reden die Mönche sehr ungern, auch zeigen sie das Innere derselben den Fremden nicht; desto williger aber den Brunnen, aus welchem Moses trank, und andere solche durch die Sage geheiligte Gegenstände. Der Garten des Klosters, obgleich mit ziemlich hoher Mauer umgeben, war sonst, ehe Mehemed Ali die Mönche in seinen gefürchteten Schutz nahm, den beständigen Plünderungen der Beduinen ausgesetzt.

Einige Tage nach seiner Ankunft bestieg Wellsted den Gipfel des Sinai, dessen Höhe er im Mittel auf 7565 englische (7042 pariser) Fuß über dem Spiegel des rothen Meeres annimmt. Er fand die Aussicht hier so klar, daß er die Meerbusen von Akaba und Suez deutlich erkannte; am südlichen Ende von jenem die Insel Tiran, einst dem Dienste der Isis geheiligt, jenseits dem Meerbusen von Suez, in einer Richtung von West in Süd das ägyptische Gebirge Agarib; ganz nahe den damals mit Schnee bedeckten Gipfel des St. Katharinenberges. Seiner Beschreibung der hehren Aussicht vom Sinai fügt unser Reisende einige treffliche Bemerkungen über die Frage bey, ob der jetzt sogenannte Sinai der wirkliche Sinai der heiligen Schrift sey oder nicht. Jene Inschriften, die sich, überhaupt nur auf der westlichen, nicht auf der östlichen Seite der Halbinsel finden, und deren Burkhardt eine große Menge, namentlich an den Felsenwänden des Serbal entdeckte, während sich am Sinai keine finden, hatten jenen berühmten Reisenden zu der Meynung bewogen, daß in den ältesten Zeiten der Serbal als der wahre Sinai verehrt worden sey. Allerdings sind jene Inschriften sowohl als die in ihrer Nähe vorkommenden Gräber älter, denn das St. Katharinenkloster, und mögen darauf hindeuten, daß auch der Serbal sowie manche andere Gegend dieser Gebirge und

Meeresküsten ein Ziel der Wallfahrten waren, hieraus aber folgt, wie Wellsted dieß zeigt, keineswegs, daß Kaiser Justinian bey der Begründung des Sinaiklosters nicht den noch fortwährenden wahren Faden der Ueberlieferung erfaßt hätte, um so mehr, da die uralten Stufen, die auf den Berg führen, so wie die christliche Kapelle auf dem Sinai und auch einige Theile des Klostergemäuers auf das Dageweseneyn viel früherer Gebäude hinzudeuten scheinen, aus deren Trümmern sie zum Theil zusammengesetzt sind, vor allem aber der Text der Schrift selber die Ansicht bestättigt, daß unser jetzt sogenannter Sinai der wirkliche alte sey, während unter dem Namen Horeb überhaupt die Wüste des Sinai, d. h. die ganze umliegende Gegend desselben verstanden ward.

Nach dieser Beschreibung des Sinai giebt uns der Verfasser jene des Meerbusens von Akabah. Dieser erscheint den jetzigen Arabern so gefährlich zu beschiffen, daß sie nur selten weit in denselben sich hineinwagen. Auch der Palinurus erfuhr, als er im Januar 1833 seine Fahrt nordwärts von Ras Furtak fortsetze, die Heftigkeit der hiesigen Winterstürme, und Wellsted selber gerieth, als er eine Ausfahrt nach der gegenüberliegenden Küste in einem Boote versuchte, in die größte Lebensgefahr. Da nach der anfänglichen Anordnung des ostindischen Gouvernements nicht der Palinurus selber nach Akaba steuern, sondern die Untersuchung der Küstengegenden bloß durch die Boote unternommen werden sollte, versuchte der Kapitän Moresby in Unterhandlung zu treten mit dem Scheikh des mächtigen Stammes der Howeitat-Beduinen zu Magnah an der arabischen Küste; der Versuch wurde jedoch durch das gewinnsüchtige und feindselige Benehmen jenes Scheikh vereikelt, welchen das falsche Gerücht von den großen Niederlagen des Mehemed Ali auch gegen diese Freunde des ägyptischen Pascha übermüthig gestimmt hatte. Dieses führte einen Aufschub des Unternehmens herbey, während dessen der Palinurus eine Fahrt nach der ägyptischen Küste, namentlich nach Myos Hormos und Kosseir unternahm. Auch bey dem zweyten Versuch in den Meerbusen vorzudringen kam durch die heftigen Sturmwinde dieser Jahreszeit der Palinurus mehrmalen in Gefahr an den furchtbaren Klippen zu scheitern, welche an den beyden Ufern sich ausbreiten. In der Bay von Gubut Homaidah, wo das Fahrzeug von ungünstigem Wind gehalten vor Anker lag, konnte man überdieß wahrnehmen, was das Schicksal der Seefahrer in dieser Gegend der arabischen Küste gewesen wäre, wenn sie hier das so nahe stehende Loos betroffen hätte, Schiffbruch zu leiden. Denn die Beduinen der Umgegend hatten sich, als die Gefahr des Scheiterns nahe zu rücken schien, in Menge und in drohender Stellung versammelt, um sogleich über die Gestrandeten herzufallen. Ueberhaupt ist die Schilderung, welche Wellsted von diesen Leuten giebt, weder im Aeußeren noch für das Innere eine sonderlich vortheilhafte. Sie gehören zwar eben so wie ihre in den Gebirgen wohnenden Nachbarn zu dem Omran-Stamme, während aber die Gebirgsbeduinen wohlgestaltet, besser beleibt und von hellerer Hautfarbe sind, zeigen sich diese abgemagert und fast schwarz. Ihr treuloses Benehmen gegen die Fremden war besonders bey einer Gelegenheit auffallend gewesen, wo sie die Ladung eines arabischen Kaffeeschiffes, die man ihnen zur Fortschaffung nach Syrien anvertraute, zwar in Empfang genommen, sogleich aber unter sich vertheilt und dem Eigenthümer entwendet hatten.

Bey der kleinen Insel Jezirat Pharaun (nach Laborde el Graa genannt), welche der Küste der Sinaitischen Halbinsel eine halbe Tagreise von Akaba gegenüber liegt, verweilte der Palinurus einige Tage. Der Meeresarm zwischen dem Festlande und der Insel ist kaum 300 Fuß breit; die Insel selber besteht aus zwey rundlichen etwa 150 Fuß hohen Hügeln, welche durch eine flache Landzunge miteinander verbunden sind. Ihr ganzer Umfang ist von starken Mauern umschlossen, an jeder der vier Ecken stehet ein viereckigter Thurm. Um den Gipfel des nördlichen Hügels findet sich noch eine andere Mauer, welche einen 360 Fuß langen und 90 Fuß breiten Raum umschließt, und welche an manchen Stellen unmittelbar vom Rande des Felsenabhangs emporsteigt. Die ursprüngliche Höhe dieser Mauer, die sich hie und da noch ganz erhalten hat, war 30, die Dicke 6 Fuß; sie hat Thürmchen, Zinnen und Schießscharten. Innerhalb des Raumes, den sie umschließt, finden sich

mehrere viereckige Gebäude, welche durch dicke Mauern von einander abgeschlossen sind. Als Wellsted in eines dieser Gebäude durch eine enge Thür des obern Theiles hineintrat, fand er da eine enge Stiege, welche in ein gewölbtes Gemach hinabführte, dessen Decke durch zwey Bogen getragen ward, die sich in ihrer Mitte an eine Säule von dorischer Ordnung stützten. Nur diese und der nordöstliche Eingang sind aus Quadersteinen zusammengesetzt, der übrige Theil des Gebäudes aus rohen, unbehauenen Steinen, welche ein grober Mörtel untereinander verbindet. Mitten unter diesen Mauersteinen bemerkt man Trümmer von Marmortafeln und Säulen, welche die Vermuthung rechtfertigen, daß dieses spätere Gebäude auf der Stätte und aus den Ueberresten eines älteren, ungleich herrlicheren sich erhoben habe. Eben auf diesem nördlichen Hügel finden sich auch einige tief in den Felsen gehauene Cisternen. An der Landzunge, welche beyde Hügel verbindet, zeigen sich noch sehr deutliche Spuren eines vormals hier vorhandenen künstlich von Dämmen geschützten Hafens, dessen Stätte freylich jetzt vom Sande verschüttet ist. Die Beduinen schreiben dieses ganze alte Bauwerk dem Saladin zu; seine erste Anlage gehört jedoch wahrscheinlich ungleich früheren Zeiten an, denn diese Insel war der einzige günstige Punct zum sicheren Ankern der Schiffe im nördlichen Theile des Meerbusens, und wenn jemals England genöthigt seyn sollte, den Weg seiner Dampfschifffahrt von Indien nach Europa über diesen Richtpunct zu legen, dann würde Jezirat Pharaun der schicklichste Ort für eine Kohlenniederlage seyn. Von Akaba selber sah unser Reisender nur wenig, da es der Kapitän mit Recht nicht für rathsam erachtete, sich den Gelderpressungen der dortigen Einwohner und Inhaber hinzugeben. Etwas südwärts unter Akabah hat man vom Meer aus am besten die Ansicht von jenem steilen Gebirgspaß, welcher dem Ort seinen Namen gab, und der von den Beduinen so gefürchtet ist, weil sie hier öfters viele Kameele verlieren.

Das, was Wellsted über die natürliche Beschaffenheit der Küstengegenden an der Ostseite des Meerbusens von Akabah zwischen Ainunah und Mowilass berichtet, verbreitet über diese noch immer jene anmuthige Beleuchtung, in welcher die Phantasie der Bewohner unseres Welttheils das gesegnete Arabien zu erblicken pfleget. Hier ist ein reiches Weideland, und wenn, wie dieses gewöhnlich in vier Jahren einmal zu geschehen pflegt, auch der Regen ausbleibt, dann ziehen sich die heerdenreichen Bewohner nach den zu allen Zeiten quellenreichen Anhöhen und ihren grünenden Schluchten zurück. Von Ainunah, so berichtete der dortige Scheikh, kann man zu Kameel in 4 Tagen nach Gaza, nach Jerusalem in 6 reisen. An einer Felsenwand im Wadi el Moyah, in der Nachbarschaft von Veieh, fand unser Reisender eine Inschrift, von welcher er S. 189 eine Nachbildung giebt.

Yembo liegt in einer sandigen Niederung, in welcher sich nirgends eine Spur von Grün zeigt. Es enthält etwa 1500 Häuser, und ist von einer 12 Fuß hohen, zum Theil sehr verfallenen Mauer umgeben, an deren Ecken unregelmäßig 8eckige kleine Kastelle stehen. Der größere Theil der Bewohner sind Araber vom Stamme der Joheinahs; die übrigen sind mohammedanische Inder; Banianen und Juden dürfen hier nicht wohnen. Die Schiffsmannschaft des Palinurus fand in dieser Stadt eine sehr freundliche Aufnahme, während Irwin und Bruce noch so sehr über das Benehmen der Bewohner von Yembo zu klagen hatten. Wellsted besuchte in Gesellschaft einiger anderer Offiziere ein Lager der Beduinen, das einige englische Meilen von der Stadt entfernt war. Hier setzten sich die Engländer nieder auf den Boden und genossen die Milch, welche die Frauen ihnen brachten. Bey dieser Gelegenheit musterte man aufs Genaueste die Kleidung der Fremdlinge; die Jacke des einen erkannte man allgemein als eine unschickliche Kleidung, der Ueberrock eines andern fand mehr Beyfall; die Hüte nannte man Kochtöpfe; die meiste Verwunderung erregten aber die Blendschirme einiger der Officierskappen. Wozu mögen diese seyn? fragten Alle; eine wunderbare Tracht! —

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. October.

Nro. 199. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Travels in Arabia; by Lieut. J. R. Wellsted. Vol. II., London 1838.

(Schluß.)

„Wunderbar“ sprach jetzt, mit emporgehobenen Händen ein alter Mann, der bisher geschwiegen hatte: „Diese Ungläubigen sind zum ewigen Verderben verdammt, und in geziemender Bescheidenheit verdecken sie ihre Augen vor den Blicken des Allmächtigen, und mögen sie nicht aufheben, weil sie sonst Gottes Auge begegnen könnten.“ Wellsted glaubte sich übrigens hier durch so manche feststehende Züge der Sitten und Gewohnheiten in die Zeiten der Patriarchen versetzt. Ein vorüber wandernder Beduine naht sich dem Lager, ein Weib geht ihm entgegen, er bittet um Wasser. „O Fremdling, antwortet sie ihm, unser Lager hat kein Wasser, Milch aber bieten wir dir gern an.“ Sie kehrt hierauf zurück nach ihrem Zelte, und, obgleich hiedurch vielleicht ihre eigene Familie bey der heutigen Abendmahlzeit verkürzt wird, bringt sie doch von dort den Topf mit Milch, den sie, mit der einen Hand das verhüllende Gewand züchtig über ihren Busen haltend, mit der andern ihm darreicht; der Fremde trinkt und entfernt sich mit dem gewöhnlichen Gruße: „Friede sey mit euch.“

In jener Zeit, da Wellsted hier war, lagen 500 Mann Albaneser in Yembo. Diese ägyptische Besatzung erschien in so fern als eine Wohlthat für die Gegend, daß sie die sonst so oft vorkommenden, allverheerenden Streitigkeiten der einzelnen Beduinenstämme verhinderte, bey welchen früherhin ganze Palmenwaldungen der fruchtbaren, landeinwärts gelegenen Gegend niedergehauen wurden. In der Umgegend der Stadt hat man nirgends Quellwasser; in Yembo selber benützt man das Regenwasser, das in den Cisternen aufgefangen wird. Tuwal, dem niederen Eiland Haramil gegenüber, ist von etwa 200 Beduinen vom Huteimi Stamme bewohnt, die sich von Perlenfischerey ernähren. Der Ertrag dieses Geschäftes ist aber hier sehr gering im Vergleich mit dem im persischen Meerbusen, daher auch weder der Pascha von Aegypten noch seine Officiere diese unbedeutende Erwerbsquelle beachtet haben. Die Muscheln, die im persischen Meerbusen in einer Tiefe von 9 — 10 Faden liegen, werden hier in einer Tiefe von 3 oder 4 Faden gefunden, und erzeugen wie alle ihrer Art hier in den nördlicheren Theilen des rothen Meeres nur äußerst wenig und schlechtere Perlen. Es ist mithin die Natur der Muscheln, nicht die Geschicklichkeit der Taucher, welche die Perlenfischerey nicht aufkommen läßt, denn Wellsted lernte im rothen Meere Taucher kennen, welche die gewöhnlichen persischen Taucher an Fertigkeit in ihrer Kunst weit übertrafen. Während nämlich diese selten tiefer als 11 — 12 Faden tauchen, und aus dieser Tiefe sehr erschöpft wieder hervorkommen, konnte der Pilot des Palinurus im rothen Meere, der alte Serur, 30 ja 35 Faden tief hinabtauchen (über 100 Fuß) und seine Söhne gaben Hoffnung, eben so viel hierinnen zu leisten. Solche junge Taucher sind so eifrig in dem Erlernen und Ueben ihrer Kunst, daß sie nicht von diesen Uebungen ablassen, bis ihnen das Blut aus Nase, Mund, Ohren und Augenliedern hervordringt, und daß sie erst dann einen Beweis ihres musterlich tiefen Tauchens gegeben zu haben glauben, wenn ihnen das Trommelfell des Ohres vom ungeheuren Drucke des Wassers zersprungen ist. Diese Kämpfe mit dem Element erscheinen um so kühner, da sie beständig mit Kämpfen gegen die hier überaus häufigen und gefräßigen Haifische verbunden

sind, gegen welche der Taucher nur mit einem langen scharfen Messer bewaffnet ist. Der alte Serur trug eine lange Narbe als Erinnerungszeichen an einen solchen harten Kampf an sich. Uebrigens wollte dieser Pilot keineswegs zu den Huteimi-Beduinen der Küste gerechnet seyn, in denen Wellsted die Ichthyophagen der Alten zu erkennen glaubt.

Diese Huteimi unterscheiden sich von den Beduinen der Wüste und der Gebirge sehr unvortheilhaft durch ihre hagere Gestalt, hohle Wangen, tief liegende Augen, lange spitzige Nase, ungewöhnlich breites Kinn, und durch geringe Kräfte des Leibes wie der Seele. Sie sind von allen andern Beduinen sehr verachtet, und diese erzählen von ihnen die Sage, daß der Prophet, da er einst an der Seeküste reiste, bey den Huteimis eingekehrt sey, und gesehen habe, daß dieselben im Begriff seyen, einen gebratenen Hund zu speisen. Hierüber entsetzt habe er den Seinen verboten, mit diesem unreinen Stamme hinfort Verkehr zu treiben, mit ihm zu essen, oder eheliche Verbindungen einzugehen. Die Huteimis sind in der Regel sehr arm, leben fast nur vom Fang der Fische, zu welchem nur die etwas minder Armen unter ihnen ein Boot und Netz haben. Vor den andern Beduinenstämmen zeigen sie eine sklavische Furcht, welche nichts abzuschlagen wagt, was jene von ihnen begehren. Ihre Kinder sind in frühester Jugend wohlgebildet, schon in ihren 20ten Jahre aber bekommen sie Runzeln und andere Zeichen eines frühen Hinwelkens. Den Reis, den man ihnen etwa schenkte, assen sie roh; das Korn zerquetschen sie zwischen 2 Steinen. Die Frauen gehen unverschleyert; ein Theil des armen Volkes ganz nackend, oder nur um die Lenden bekleidet; sie sind sehr unreinlich. Dies Alles sind Züge, welche an die Beschreibung der Ichtyophagen durch Diodorus erinnern.

Als Burkhardt im Jahre 1816 in Hedschas war, hatte sich die Zahl der Mekka-Pilgrime so vermindert, daß derselbe meynte, diese Pilgrimschaften seyen überhaupt ihrem Ende nahe, dagegen hat sich die Zahl der Hadschis in den spätern Jahren wieder so vermehrt, daß man im Jahre 1831 ihrer 120000 zählte. Hierunter waren gegen 33000 zur See, die andern alle zu Land gekommen. Die große Armuth, Unsauberkeit und Sorglosigkeit dieser Hadschis, zusammen mit den ungesunden engen Gassen von Mekka und dem dortigen schlechten Wasser, bildet in der Zeit, wo diese Menschenmasse zusammenkommt, gewöhnlich einen Heerd vieler und gefährlicher Krankheiten. Vor allen hatte die Cholera bey ihrem Einbruche in Hedschas im Jahre 1831 ungeheure Verheerungen unter den Hadschis angerichtet, von denen damals, wie man sagte, fast die Hälfte an der Krankheit gestorben war. Die gewöhnlichsten Lebensmittel, welche wenigstens die wohlhabenden Pilgrime sich verschaffen können, bestehen in Reis, Datteln, und dem Fleisch der Schaafe, von denen man 2 Arten in Hedschas sieht; das weiße, mit schwarzem Kopfe, und ein dunkelbraunes mit langen, ziegenartigen etwas filzigen Haaren. Das Getreide zum Brod für die Schaaren der Hadschis wird aus Aegypten gebracht.

Eine ziemlich einnehmende Schilderung gibt Wellsted von Jiddah und seinen Bewohnern. Die Häuser sind meist im besten sarazenischen Geschmack erbaut, die Gassen weit und lüftig; fast jedes Haus hat sein Cisternenwasser. Die Einwohner sind sehr zur Munterkeit und Scherz geneigt, sie sind zuvorkommend und höflich gegen die Franken, und scheinen sie viel höher zu achten als die Türken. —

Auf der Insel St. John an der nubischen Küste besuchte Wellsted jene tiefen Gruben, aus denen, wie es scheint, die Alten jene grünen, von ihnen für Smaragde gehaltenenen Krystalle gewannen, dergleichen auch Bruce in den ägyptischen Smaragdgruben fand. Sie sind viel minder hart als der ächte Smaragd (sind Chrysolithe). Wellsted hält deshalb die St. Johnsinsel für eine von jenen, nach denen die Griechen Verbrecher sandten, die hier in den Smaragdgruben arbeiten mußten.

Die St. Johnsinsel hat etwa 6 Meilen im Umfang, und erhebt sich zu einer Höhe von 900 Fuß. Die Gebirgsart lehrt uns Wellsted nicht kennen. Nordwärts von St. John und den andern Smaragd-(Topas) Inseln, in einer Bucht, die von der Südseite des Kap Nose gebildet wird, liegen, größtentheils unter dem Sande der Wüste begraben, die Ruinen des alten Berenice, jener Stadt, welche einst ein Mittelpunct des Handels zwischen Indien, Afrika und Europa war. Ein Tempel

und einige griechiſche Inſchriften ſind die bedeutendſten Reſte derſelben. Die Stätte der Ruinen iſt von allen Menſchen verlaſſen, der von der Natur ſo gut beſchützte Hafen ganz unbenützt.

An einem ſüdlichen Theile der nubiſchen Küſte, bey Merſa Sehab hatte Wellſted Gelegenheit, die dortigen Bewohner zu beobachten. Sie ſind ſchwarz wie die Neger, ihre Geſichtsbildung gleicht aber ganz jener der Araber, wie ſie denn auch zu dem Stamme der Bitſcharis Beduinen gerechnet werden. Sie ſind von friedfertigem Benehmen, Brod, Früchte und Butter ſind ihnen unbekannt, Brantwein verabſcheuen ſie, lieben dagegen den Tabak, den ſie, ſo wie Reis, gegen die Schaafe umtauſchen, deren Heerden ihr einziger Reichthum ſind. Sie haben keine Boote, ſondern verſchaffen ſich die zu ihrer Nahrung nöthigen Fiſche und Muſcheln durch Fang mit der Hand zwiſchen den Klippen. Der Djebbel Olba, ſüdwärts von Sehab, erhebt ſich zu einer Höhe von 8000 Fuß. Vom Lande aus, wo dieß auch durch Linon, der in Mehemed Ali's Auftrag hieher reiſte, geſchah, iſt es leichter ſich dieſen Küſtenhöhen zu nähern, als von der See her, wo eine Unzahl von Klippen die Annäherung faſt unmöglich macht, daher ſind auch die Bewohner dieſes Landſtriches ſehr abgeſchieden von der gegenüberliegenden Küſte; der Anblick der Europäer war ihnen noch völlig neu; Geld kennen ſie kaum und achten es wenig, deſto mehr aber Tabak und Reis. Sie ſind Hirten, denn das kurze Gras, welches hier wächſt, gewährt den Schaafen und Ziegen eine gute, reichliche Weide.

Der afrikaniſche Hafen von Berbera, der in der Straße von Babelmandeb liegt, iſt nur in den Wintermonaten von den Caravanen beſucht, welche wegen des Handels mit den fremden Schiffen hieher kommen. Berbera iſt mehr ein Beduinenlager, als eine Stadt zu nennen; in der Jahreszeit, wo die Caravanen hier ankommen, finden ſich auch viele Banianen hier ein; die eigentlichen Eingebornen gehören zum Stamme der Sumalis, und ſtehen jetzt mit den Engländern im guten Vernehmen, obgleich ſie früher einmal ein von St. Mauritius kommendes engliſches Schiff geplündert und einen Theil der Mannſchaft ermordet hatten. — Cap Aden iſt in neueſter Zeit, ſeitdem es mit England und ſeinem oſtindiſchen Handel in nähere Beziehung trat, ungleich bekannter geworden, denn vormals; doch möge auch hierüber noch Einiges aus Wellſteds Berichten ſeinen Ort finden. Wenn man dem Cap von Oſten her ſich nähert, hält man es lange Zeit für eine Inſel, weil die niedere Landzunge, die es mit dem Feſtlande verbindet, nicht ſichtbar iſt. Die felſige Küſte fällt ſehr ſteil ab, der Eingang zum öſtlichen Hafen iſt außer den damals ſehr verfallenen Feſtungswerken der Stadt auch noch durch die Kaſtelle der kleinen Felſeninſel vertheidigt, welche durch einen Meeresarm von Aden geſondert iſt, der nur 600 Fuß Breite hat, und bey niederem Waſſerſtand faſt trocken liegt. Aden hat die beſten, geſichertſten Hafen an der ganzen arabiſchen Küſte, und war deshalb früher ein ſehr wichtiger Punct für die Türken, an deren Hiergeweſenſeyn jetzt nur noch die Grabſtätten mit türkiſchen Inſchriften und Zierrathen erinnern. Vier Minarets und manches hohe Gebäude, ſo wie die verfallenen Mauern laſſen auf die Größe der Stadt zu Sultan Selims Zeiten ſchließen. Jetzt wohnen hier nur noch zuſammen 800 Araber, Sumalis und Sklaven; etwa 20 Familien von ihnen treiben Handel, die meiſten Geſchäfte aber ſind in den Händen der Fremden, vor allen der Banianen. Die Halbinſel, wie ein kleiner Theil des anſtoſſenden Landes iſt ein Eigenthum des Sultan Mahaſſan, der zu Lahedsje reſidirt, einem Ort, der etwa 28 engliſche Meilen von Aden entfernt, in einer Oaſe liegt, deren fruchtbarer, üppig grünender Boden unſeren Reiſenden an ſein Vaterland erinnerte. Der Sultan, ein 70jähriger Greis, der das Geld außerordentlich liebt, bemühete ſich damals ſehr um die Gunſt der Engländer, deren Hülfe er gegen ſeine Feinde, die Futhalis gewinnen wollte. In Lahedsje ſind gegen 30 Seidenwebereyen. Bey Haſſan Ghorab fand und copirte Wellſted einige merkwürdige Inſchriften.

Der Scheikh zu Kiſſin, der ſonſt König von Feutak hieß, ein Greis, der von hohem Alter erblindet iſt, wollte nichts von den Anträgen hören, die ihm die Engländer wegen Sokotra machten. Euer Gouvernement, ſagte er, will mir Sokotra abkaufen? Sokotra, das ſo viele Jahre ein Erbtheil meiner Väter war? Nicht einen Fußbreit ſollt

ihr haben davon, und wenn ihr mir dieses Zimmer voll Gold bötet.“ Da schon vorher mehrere Officiere mit Instructionen in dieser Angelegenheit zu ihm gekommen waren, sagte er; „Der erste, der zu mir kam, sagte, daß er diesen Auftrag hätte, dasselbe behauptete der zweyte und der dritte, ich glaube, ihr Alle zusammen seyd Lügner.“

Weitern Aufschluß über die bisher so wenig bekannten Küstengegenden des südlichen Arabiens wird ohnfehlbar die Charte gewähren, welche Wellsted zu geben verspricht. Seine Forschungen und Arbeiten sind um so dankenswerther, da sie eine Erdgegend betreffen, die einst der Wohnsitz der edlen Stämme von Mahara, von Ad und Amelik war; der Mittelpunct der Macht jener Himyaritischen Dynastie, deren 2000jährige Herrschaft selbst über Indien sich ausdehnte, und in deren Regentenreihe jene Königin aus Saba glänzt, welche Salomons Zeitgenossin und Freundin war. —

A residence ad Constantinople during a Period including the commencement, progress and termination of the Greek and Turkish revolutions, by the rev. B. Walsh. 2 Volumes. London 1836.

Der Verfasser des vorliegenden Werkes, der sich schon früher durch seine Notizen über Brasilien rühmlichst bekannt gemacht hatte, lebte zweymal, während der Zeit der griechischen Revolution, dann sechs Jahre nachher, während der noch jetzt fortwährenden Umgestaltung der türkischen Verfassung als englischer Gesandtschaftsprediger in Constantinopel. So viel auch bisher schon über jene in ihren Folgen für die neueste Geschichte, von Griechenland wie der Türkey, so entscheidenden Begebenheiten öffentlich mitgetheilt und bekannt geworden ist, so behalten dennoch die Berichte, die uns Hr. Walsh darüber in seinem eben genannten Werke giebt, ihren ganz eigenthümlichen Werth, und einen gewissen Reiz der Neuheit, den ihnen die Gabe der Darstellung und der eindringenden Beobachtung dieses Augenzeugen ertheilt. Wir wollen in den nachstehenden Auszügen vor allem das hervorheben, was der Titel des Werkes als seinen Hauptzweck ankündigt: die Geschichte des vormaligen Aufenthaltes des Hrn. W. in und um Constantinopel, aus den übrigen Reiseberichten aber nur Einiges mittheilen.

Die Beschreibung der Reise beginnt mit jener der Abfahrt von der englischen Küste, am 29 November 1820. Schon am 2. Dec. lief die Fregatte Cambrian, an deren Bord sich unser Verfasser mit der Familie des englischen Botschafters, des Lord Strangford befand, im Hafen von Valette auf Malta ein. Bey seinen mehrmaligen Besuchen fand Hr. Walsh diese merkwürdige Insel in der einen Jahreszeit einem blühenden Garten gleichend, dessen Boden fast allenthalben mit dem Hahnenkammklee (Hedysarum coronarium) bedeckt war, andre Male aber einer dürren steinigen Einöde, auf welcher nur der Johannisbrodbaum (Ceratonia siliqua) so genant, weil St. Isidor und einige Väter der Kirche ihn für die Speise St. Johannis, des Täufers in der Wüste hielten, und die Orangenbäume Schatten und Erquickung geben. Obgleich die Insel nur 6 Monate des Jahres hindurch den Bewohnern und ihrem Vieh nothdürftigen Unterhalt gewährt, für die übrige Zeit aber von auswärts her versorgt werden muß, ist sie dennoch einer der reich bevölkertsten Puncte der Erde, denn derselbe Flächenraum, auf welchem in Norwegen 3, in England 152 Einwohner kommen, zählt in Malta deren 1103 (die ganze Insel 120,000). Malta hat, seitdem es unter englischer Herrschaft steht, die strengste und zugleich auch die am besten eingerichtete Quarantaine erhalten; ein Institut, das dieser Insel überaus noth that, da noch in dem ersten Jahrzehend dieses Jahrhunderts die Pest so heftige Einbrüche in die Bevölkerung machte, daß bey einem derselben 20,000 Menschen unterlagen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. October.

Nro. 200. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

A residence ad Constantinople during a Period including the commencement, progress and termination of the Greek and Turkish revolutions, etc.

(Fortsetzung.)

Im Vorübergehen erwähnt unser Verf. jenes gelehrten Streites, den der Pater Giorgi (im Jahre 1730) und Jacob Bryant (1767) über die Frage erhuben: ob das eigentliche jetzige Malta, oder die kleine Insel Melida im Adriatischen Meere das Melite der Apostelgeschichte gewesen sey. Den berühmten Riesenthurm auf Gozo, mit den beyden von ihm umschlossenen 5theiligen elliptischen Tempelgewölben und den drey innern Gemächern des vermuthlichen Sanktuariums, hält W. wegen der kegelförmigen Säule und wegen der vielen kleinen Gebeine von mäuseartigen Thieren, die in der Nähe des Altars gefunden wurden, für einen Tempel des Apollo Smintheus, des Mäusevertilgers (nach Eustathius), unter dessen Bildniß auch auf Chryso jenes einer Maus gefunden ward. Das Eiland Gozo enthält außer diesem merkwürdigen cyklopischen Bauwerke noch eine andere Sehenswürdigkeit, den Hagira tal Geraal, jenen isolirt im Meere stehenden Felsen, auf welchem der berühmte Heilschwamm von Malta (Cynomorium coccineum) wächst, dessen Tinktur und Pulver vormals von den Malteserrittern als ein unschätzbares Universalmittel angewendet und nur an die Fürstenhäuser von Europa abgelassen wurde. Der Fels, zu welchem man auf einer Maschine, die sich zwischen zwey Säulen bewegt, vom Lande aus hinübergleitet, besteht aus jenem merkwürdigen feinporösen Kalkstein, der sich, wenn Seewasser auf ihn fällt, allmählig auflöst, indem der Proceß der Zersetzung wie mit ansteckender Gewalt von dem Puncte seines Beginnens aus, andre nachbarliche ergreift. Hiedurch steht zu erwarten, daß der Fels, der das vormals so berühmte Gewächs trägt, in nicht gar ferner Zeit ins Meer stürzen werde. Doch ist deßhalb nicht so, wie Walsh dieses vermuthet, zu fürchten, daß das Cynomorium mit dem Fels zugleich von der Erde verschwinden werde, denn Gozo ist nicht der einzige Ort seines Vorkommens; namentlich ist jenes Gewächs am Sinai häufig, auch hat sich der Glaube an seine unfehlbare Wunderkraft in Heilung von Blutflüßen, Dysenterien und andern verwandten Leiden sehr vermindert; man schreibt ihm neuerdings nur geringe adstringirende Wirkung zu und V. fand nur noch einen einzigen namhaften Arzt auf Malta, der das Cynomorium als Specificum gegen Mutterblutstürze empfahl.

Das alte Land der Phäaken, das jetzige Corfu, läßt noch immer jene Züge an sich erkennen, welche in Homers Beschreibung der Insel die vorstechendsten sind. Wie ein Schild, aus dessen Mitte der 350 Fuß hohe St. Salvatorberg nabelförmig hervorragt, liegt es aus der Ferne gesehen, vor Augen; noch glaubte Walsh in der blumenreichen Bucht von Cressida die Stätte der Gärten des Alkinous zu erkennen; jetzt am 20. December blühten da in Menge die gefüllten Anemonen, mehrere Irisarten, blaue und rothe Lupinen, so wie Rosen. Die älteste christliche Kirche der Insel ist aus den Zeiten des Kaisers Jovianus. — Die waldreiche Insel Zante, das alte Zakynthos, hält unser Verf. für die schönste und fruchtbarste der Jonischen Inseln. Walsh erlebte hier die auf dem vulkanischen Boden dieses

Eilandes leider sehr gewöhnlichen und oft wiederkehrenden Schrecknisse eines Erdbebens.

Am ersten Tage des Jahres 1821 verließ das Schiff vom Winde begünstigt Zante, segelte an Pylos, Nestors Vaterlande vorüber, war am folgenden Tage unter Cap Matapan, der südlichsten Spitze von Morea und in der Nähe der Taenariae Fauces, durch welche Orpheus, als er Eurydice suchte, hinabstieg zur Unterwelt. Nahe dabey liegt Cerigo (vormals Cythera), die Geburtsinsel der Helena. Dieser alte Lieblingsort der Liebesgöttin selber ist jetzt ein ödes, rauhes Felsennest, das nur etwa noch durch die Schwärme der Turteltauben, die im Herbste auf ihrem Zuge in ungeheurer Menge hieher kommen, an den Dienst der Venus erinnert. Der Meerespaß zwischen Cerigo und Candia war damals noch sehr wegen der Seeräubereyen berüchtigt, welche von der einen Seite die Mainotten, von der andern die Candioten an wehrlosen oder wenig bewaffneten Schiffen verübten. Die Fregatte Cambrian, auf welcher unser Reisender fuhr, hatte von diesen Seeräubern, deren Hauptnest damals die kleine Insel Carabusa war, nichts zu fürchten; noch am Abende steuerte sie um das Cap St. Angelo (Malea) und fand sich am nächsten Morgen zwischen den Cycladen, deren verödetes Aussehen unser Verfasser mit dem der Hebriden vergleicht. Die erste der Cycladen, an welcher der Cambrian landete, war Milo, dessen kesselartige Buchten sammt den heissen Quellen hier einen erloschenen vulkanischen Crater vermuthen lassen. Auf dieser Insel hatte nicht lange vorher der verstorbene Baron von Haller durch seine Ausgrabungen ein schönes Amphitheater und zwey Statuen aufgefunden, davon die eine später nach Paris gebracht, unter dem Namen der Venus victrix bekannt geworden ist. Lord Strangfort ließ, während der Cambrian hier vor Anker lag, die Ausgrabungen fortsetzen, in der Voraussetzung, daß jene beyden Statuen 2 Musen darstellen sollten, deren sieben andere Schwestern unter dem Schutt vielleicht noch entdeckt werden könnten. Doch die Mühe eines viertägigen Nachforschens war vergebens; man segelte weiter und nach etlichen Tagen legte sich der Cambrian in den sichern Hafen des Piräus vor Anker. Der türkische Bey von Athen, in seinem reichsten Ornate, begleitet von mehreren der vornehmsten Türken, kam schon nach wenig Stunden ans Schiff, um den Herrn Gesandten zu bewillkommen, und ihn auf kostbar geschmückten Rossen nach Athen zu führen, wo er von der Akropolis aus mit dem Donner der Kanonen begrüßt ward; die Gemahlin des edlen Lords wurde in einem Korbwagen (dem einzigen damals hier aufzutreibenden Fuhrwerk) nach der Stadt gefahren, wo beyde im Hause des englischen Consuls, eines gebornen Griechen, abstiegen.

In Begleitung eines wohl unterrichteten liebenswürdigen jungen Griechen, Pietro Ravalaki genannt, gieng Walsh am andern Tage aus, um die Merkwürdigkeiten der altberühmten Stadt zu sehen. Freylich ist die Schilderung, welche unser Reisender von dem damaligen Zustand von Athen giebt, gerade keine sehr einnehmende. Man denke sich eine Stadt, in welcher weder eigentliche Strassen, noch wirkliche Häuser zu sehen waren; einen Raum von 2 englischen Meilen im Umfange mit einer armseligen Lehmmauer eingefaßt, darinnen ein parthieenweises Gehäufe von Hütten, durch die sich einige krumme schmutzige Gäßchen hindurchwanden, welche nicht halb so breit und so hübsch waren, als die des elendesten Fischerortes in England; zu beyden Seiten dieser dunklen Gäßchen baufällige Mauern, an denen sich Thorwege wie Gefängnißthüren zeigten, mit eisernen Nägeln beschlagen, und durch starke eiserne Ketten verschlossen; dabey eine Menschenleere und Stille, welche nur durch das widerliche Gebell eines wilden Hundes, oder durch das Gerassel unterbrochen ward, das ein Türke beym Auf- oder Zuschließen seines Hauses mit der eisernen Thorkette machte, und man hat ein beyläufiges Bild von dem damaligen Athen.

Die Zahl der sogenannten Häuser wurde auf 1500 angegeben, davon zwey Drittel den Griechen gehörten. Am Tempel des Theseus, dem wohlerhaltendsten Bauwerke des alten klassischen Athens, fand Walsh einige arme Griechen, welche unter Aufsicht zweyer Türken Darmsaiten machten. Die faulenden, furchtbar stinkenden Därme wurden an Marmorsäulen und Platten abgestrichen und von den an ihnen haftenden Fasern und Darmzotten gereinigt, so daß der herrliche Tempel als der Ge-

genstand des höchsten Eckels erschien. Die türkischen Fabrikherrn kommandirten aus einiger Entfernung (um sich nicht zu verunreinigen) die griechischen Arbeiter, die mit sclavischer Unterwürfigkeit den Worten und Winken ihrer Herren gehorchten. Dieß war (so fügt Walsh hinzu) der Zustand der Athener in ihrer eigenen Stadt, dieß war die Anwendung, welche sie von ihrem vollkommensten und schönsten Tempel machten. Auch der Tempel der Winde diente damals zu einem ganz besondern Gebrauche: er war ein Tanzboden der tanzenden Derwische; in der sogenannten Laterne des Demosthenes hatte ein alter freundlicher Franciskaner, der Pater Paolo seine kleine Bibliothek und daneben sein Schlafzimmer angelegt. Dieser Pater Paolo gab in den Zeiten des Befreyungskrieges ganz besondere Beweise von Geistesgegenwart und Muth. Damals stack jene Furcht, welche die Mütter schon ihren kleinsten Kindern einflößten, wenn sie ihnen zuriefen: „es kommt ein Türk," noch so tief in den Griechen, daß dieselben, obgleich sie jetzt mit Waffen versehen und an Zahl den Feinden überlegen waren, schon die Flucht ergriffen, als nur ein Thor der Akropolis sich aufthat, und ein kleiner Haufe von Negersclaven mit Sicheln hervorkam, um etwas Futter für das Vieh zu holen. Bey dieser und anderer Gelegenheit sprach der Pater den Flüchtlingen auf so wirksame Weise Muth ein, daß sie allmählich Stand halten lernten. Doch wir wenden unser Auge von den Kämpfen und den leider nur zu blutigen Gräueln, welche damals von beyden Seiten begangen wurden, hinweg und begleiten unsern Verfasser weiter auf seiner Reise nach Constantinopel.

Gerade in jenen Tagen, als der Cambrian seinen Lauf durch die griechischen Inseln nahm, entzündeten sich auf diesen die ersten Funken jenes Aufstandes, der gleich nachher in vollen Flammen ausbrach. Verlassen von einer fremden Hülfe, auf welche die Griechen mit Zuversicht sich gestützt hatten, würde ihnen der Fetwa des Mufti, nach welchem man bey solchen Gelegenheiten den Christen keinen Vertrag zu halten braucht, fast gänzliche Vernichtung zugezogen haben, wäre Gazi Hassan nicht im Divan mit der Frage aufgetreten, wer denn, wenn man die Christen gänzlich ausrotte, jene Kopfsteuer derselben bezahlen sollte, welche damals vom europäischen Griechenland 277948, vom asiatischen 264552 Pfund Sterling betrug.

Doch auf diese öfters so drohend und nahe heranrückende Gefahr achteten die Griechen nicht; das bedeutungsvolle, durch Bande der Religion fester geschlungene Bündniß der Hetäria erstreckte sich bereits mit seinen Verzweigungen von Cairo bis Ispahan, von St. Petersburg bis Cairo; Capo d'Istrias, der erst wenige Monate vorher auf seiner Geburtsinsel Corfu zu Besuch gewesen war, hatte sich zwar noch geweigert, unmittelbaren Antheil an der Revolution zu nehmen, bald aber trat Demetrius Ypsilanti als Führer und Ordner der griechischen Angelegenheiten auf, welche von nun an immer größere Theilnahme bey den Völkern Europas erregten und eine immer höhere historische Bedeutenheit gewannen.

Bey dem Cap Sigäum ließ sich Walsh ans Land setzen, um die Stätte von Troja zu besuchen. Auch er, wie so manche frühere Reisende, erkannte noch in der jetzigen Oertlichkeit der ganzen Umgegend von Bournabaschi, das an Ilions Stelle stehet, die Hauptzüge jener Schilderung, die uns Homer in seiner Ilias von der Landschaft giebt.

Auf seinem weitern Wege entlang den Küsten des Hellespont verließ unser Verfasser das asiatische Ufer und fuhr herüber an das europäische, nach Gallipoli. Auf der Landenge des thrazischen Chersonesus glaubte derselbe noch deutliche Ueberreste der Mauer des Miltiades gefunden zu haben. Die Landreise, welche unser Verfasser von hier aus in Begleitung eines einzigen Janitscharen nach Constantinopel machte, gab einen Beweis sowohl für den guten Muth des Reisenden, als für die Sicherheit des Verweilens unter einem Volke, bey welchem der Fremdling und Gast in Zeiten des Friedens noch immer durch Religion und Sitte der Väter ganz besonders geschützt ist. Walsh war mit keinem Firman versehen, auch hatte man niemals ihn nach einem gefragt; dagegen führte er die Charten aus Sonnini's Reisen bey sich, denen zufällig auch das fac simile jenes Firmans beygefügt war, welchen Sonnini von der hohen Pforte sich verschafft hatte. Schon der jüdische Wirth, in dessen Hause unser Verfasser in Gallipoli wohnte,

hatte jenes fac simile gesehen und es für einen ächten, gültigen Firman gehalten, noch mehr fand dasselbe bey dem ernsten, schweigsamen Janitscharen Hassan Anerkennung.

Eines Abends kommt man am Fuße des Rhodopegebirges in eine kleine türkische Stadt, wo man nach der Sitte des Landes und Volkes in einem Chan Unterkommen findet. Etwa 50 Büffel und Kameele herbergten in diesem Gebäude, das einem großen Kuhstalle glich, neben unserm Reisenden, den nur ein niederer Verschlag, über welchen die thierischen Schlafkameraden von Zeit zu Zeit ihre Hälse und Köpfe herüberstreckten, von den übrigen Stallgenossen absonderte. Er hatte von Tagesanbruch bis jetzt noch keinen Bissen genossen, war jetzt hungrig und müd; reden kann er hier mit Niemand, denn das Türkische war ihm damals noch ganz fremd, er giebt dem Janitscharen, welcher mit untergeschlagenen Beinen vor ihm sitzt und ruhig seine Pfeife raucht, durch Zeichen zu verstehen, daß er Hunger habe. — Dieser bewegt langsam den Kopf und sagt ganz ernsthaft: „Voke". Walsh meint anfangs, das heiße etwa so viel als egg oder uovo d. h. Ey, er überzeugt sich aber bald, daß dieses erste Wort, das er aus dem bisher stummen Munde seines Begleiters vernommen hatte, so viel als „nichts" bedeute. Einige Kaffeebohnen und ein Stücklein brauner Zucker, die er in seiner Westentasche bei sich trägt, geben ihm indeß Material für ein Täßlein Kaffee, dann nimmt er Hassans Pfeife und schmaucht sich damit in Schlummer. Da er nach einiger Zeit die Augen öffnet, sieht er sich beim Licht der Lampe von einem Kreis von Türken umgeben, welche drei bis vier Mann hoch auf unterschlagenen Beinen dasitzen und ohne ein Wort zu reden, ihre Pfeife rauchend auf ihn hinschauen. Hassan ist nicht unter ihnen; er nennt seinen Namen, da macht einer der Türken, ein Mann von Schrecken erregendem Aussehen, eine Bewegung mit der Hand nach dem Hals und winkt dem Fremden, ruhig auf seinem Platz zu bleiben. Während sich dieser, in Erinnerung an seinen falschen Firman, allerlei unruhige Gedanken über die Bedeutung der Zeichensprache des Türken macht, wird ein Klappstuhl gebracht, und vor den Gast

hingestellt, dann eine metallene Platte mit schaufelartigen hornenen Löffeln, wovon Jeder sich einen nimmt; dann trägt man dicke Erbsensuppe, hierauf eine Speise, die den Makaronis ähnlich ist, dann eine sehr wohlschmeckende säuerliche Brühe auf. Während alle Anwesende rüstig zulangen und essen, wird nicht eine Sylbe gesprochen; auch die Weise, den Gast zum Essen zu nöthigen, geschieht bloß durch Zeichen. Denn einer der Türken, den sein grüner Turban als einen der Nachkommen des Propheten aus einer der Tausende von Seitenlinien zu erkennen giebt, und welcher der Anstifter des Gastmahls zu seyn scheint, stößt, so oft er sieht, daß der Fremde seinen Löffel ein wenig ausruhen läßt, mit dem Ellenbogen seinen Nachbar an, dieser stößt wieder den nächstfolgenden und so setzt sich die anspornende Bewegung bis zu Walsh fort. Aus dem letzten Gerichte der säuerlichen Brühe wird eine große Weintraube hervorgezogen, die man zuerst dem Türken im grünen Turban hinhält, welcher sie aber von Hand zu Hand nach dem Gast als Ehrenbissen hingehen läßt; nach dem Essen wird noch Kaffee und eine Pfeife angeboten, da jedoch Walsh beyde ausschlägt, macht ihm der eine der Türken, mit Auflegen des Kopfes auf die Hand, das Zeichen des Schlafes und er folgt diesem Winke gerne; um so ruhiger, da auch Hassan, der sich, wie dieß der eine Türke durch die Bewegung seiner Hand, an den Hals hatte sagen wollen, beim Barbier seinen Bart hatte säubern und aufstutzen lassen, schon bei der Mahlzeit wieder gekommen war. Da unser Reisender am Morgen erwacht, sieht er noch immer seine türkischen Gastfreunde um sich her sitzen und Taback schmauchen. Man führt jetzt die Pferde vor die Thür; die Türken entfernen sich eben so wortlos, als sie gekommen waren, ohne irgend eine Vergeltung, und, wie es schien, selbst ohne einen Dank zu erwarten.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. October.

Nro. 201. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

A residence at Constantinople during a Period including the commencement, progress and termination of the Greek and Turkish revolutions, etc.

(Fortsetzung.)

Auf die Unbequemlichkeiten der Reise fand Walsh im Pallaste der englischen Gesandschaft zu Pera reichliche Erquickung und Ruhe. Es würde vergeblich seyn, uns bei der Beschreibung jenes prachtvollen Gebäudes, das seitdem durch eine Feuersbrunst in Schutt und Asche verwandelt ist, aufzuhalten; nur auf den Garten paßt die Schilderung noch, welche unser Verfasser von ihm giebt. Derselbe benützte die ersten Wochen seines hiesigen Aufenthaltes zu Wanderungen durch die Stadt und zu einer Fahrt durch den Bosporus. Auf dem sogenannten Riesenberge fand Walsh noch lebend im Munde der Türken die Sage, daß Josua, der Sohn Nun, hier gewohnt habe, und daß einer seiner Füße in dem mehr denn 40 Fuß langen Riesengrabe des Berges beygesetzt sey; denn der Mann war von so ungeheurer Größe, daß er gleich dem Kolosse zu Rhodus mit dem einen Fuße auf dem einen, mit dem andern auf dem gegenüberliegenden Ufer stehend, Schiffe zwischen ihnen durchgehen ließ. An der dortigen Moschee der Derwische findet sich in arabischer und türkischer Sprache die Inschrift: „Hier ist die Ruhe-Stätte des Herrn Josua, des Sohnes Nun (über welchem sey Friede), welcher kein Priester, sondern ein Prophet war. Moses, über welchem Friede sey, sandte ihn gegen die Griechen. Da nun Herr Josua eines Tages mit diesen kämpfte, stieg die Sonne, die schon untergegangen war, von neuem an dem Himmel herauf und dieß war zum Untergang der Griechen. Diese sahen das Wunder, welches Herr Josua, über dem Frieden sey, that, und hätte er ihnen damals die Lehren des Islam verkündigen wollen, sie hätten dieselben unfehlbar angenommen. Sollte Jemand, Mann oder Frau, an jenem Wunder zweifeln, der trete hier in diesen heiligen Tempel und lese die Geschichte und glaube hinfort, daß Herr Josua ein Prophet war.“

Bis dahin hatten die Franken in Constantinopel noch die vollkommenste Ruhe und Sicherheit genossen. Eines Tages machte Walsh einen Besuch in Galata bei einem ehrenwerthen alten Gentlemen, dem Hrn. Barbaud, einem der ältesten Vorstände der brittischen Faktorie, und fand diesen in großer Gemüthsbewegung. Barbaud äußerte: er verweile nun seit 50 Jahren in diesem Lande, und noch niemals habe er dasselbe in so gefahrdrohender Aufregung gesehen, wie eben jetzt. Ypsilanti, dessen Vater er sehr gut kannte, war von Rußland aus in die Moldau eingebrochen, und hatte die Fahne des Aufstandes erhoben, an welchem alle Griechen in den Provinzen lebhaften Antheil nahmen, während der größte Theil der Griechen der Hauptstadt von der ganzen Bewegung gar keine Kunde hatte. In wenig Tagen konnte es vielleicht geschehen, daß eine Schaar der im Aufstand Begriffenen gegen die Hauptstadt anrückte, und dann war für das Leben und Gut der hier wohnhaften Franken keine Bürgschaft mehr. — Dieselben Nachrichten, welche so eben Barbaud als Korrespondenz-Neuigkeiten mitgetheilt bekommen hatte, waren zu gleicher Zeit auch auf andern Wegen bei den Bewohnern der Stadt eingetroffen. In einem Lande, wo keine Zeitungen gelesen werden, verbreiten sich dagegen die mündlichen Nachrichten wie ein

wildes Feuer im Walde. Als Walsh von seinem Besuche in Galata wieder nach Pera zurückkehrte, fand er hier eine auffallende Veränderung. Die Türken, mit grimmigen Blicken, die eine Hand am Griffe des Dolches, mit der andern den Knebelbart streichend, schienen nur eine Gelegenheit zu suchen, um an die armen Christen zu kommen, die sich vor ihnen eiligst in die Kaffeehäuser und Wohnungen flüchteten. Eine Stelle in Ypsilantis Proklamation hatte vornehmlich die fanatische Wuth der Türken aufgeregt, die Worte: „es ist Zeit, das unerträgliche Joch zu zerbrechen, den Halbmond von unseren Mauern herabzustürzen und das Kreuz auf ihnen zu erhöhen; jenes Panier, unter dem wir siegen werden.“ Darauf antwortete der Großsultan selber: „Ehrlose Rebellen haben unserer Religion, die doch von Gott selber geschützt wird, den Untergang gedroht. Ihr Moslimen kehrt zurück zu den Waffenthaten eurer Väter; jeder Gläubige sey gerüstet und zum Kampfe bereit.“ Die öffentliche Bekanntmachung dieses Befehles verfehlte nicht ihre Wirkung. In der Hauptstadt und ihren Vorstädten sah man alsbald alle Türken unter Waffen, Knäblein selbst von 8 bis 10 Jahren zogen mit Pistolen und scharfen Schlachtmessern herum und suchten sich ihre Schlachtopfer unter den unbewaffneten herrenlosen Christen, wie denn Walsh selber später einmal von einem solchen Buben wäre erschossen worden, wenn diesem nicht die Pistole versagt hätte. Der Türke, der im gewöhnlichen Zustande so ruhig und gemessen und selbst dienstfertig gegen den Fremden sich beträgt, wird, sobald der Dämon des Fanatismus ihn ergreift, zu einer grimmigen unbändigen Bestie. Walsh und etliche seiner Freunde, (denn die Erklärung des Sultans, daß die Franken unter dem Schutze des Staates ständen, gab wenigstens den Vornehmern unter ihnen einige Sicherheit) waren selbst Augenzeugen von den wilden Ausbrüchen jenes Fanatismus. Der erstere gieng eines Tages durch die Gasse von Pera, wo er anfangs nur Türken übermüthig herumziehen sah, bis ein armer Grieche schüchtern aus einem Höckerladen hervortrat und schnell nach seinem Hause zu entkommen suchte. Ein Türke kommt auf ihn zu; jener drückt sich furchtsam an die Mauer, um jeder nahen Begegnung so gut als möglich auszuweichen, der Türke aber wendet sich, stößt ihn nieder, wischt gleichgültig an dem Leichname sein blutiges Messer ab, und schreitet über ihn hin in ein Kaffeehaus, wo er, als sey nichts geschehen, seine Pfeife raucht. Oefters geschah es, daß Türken bloß um ihre Pistolen zu prüfen, Griechen, die sich auf der Gasse sehen liessen, niederschossen; kein Tag vergieng, wo man nicht dergleichen Ermordete oder schwer Verwundete über die Gassen schleppen sah.

Schlimmer noch als in den Vorstädten ergieng es den Griechen in der Hauptstadt selber; hier raffte das Schwert der Henker theils von ungegründetem Verdacht oder auch bloß durch Mordlust bewegt, die Edelsten und Vornehmsten hin, deren gemißhandelte Leiber auf die Gassen hingeworfen, von den verwilderten Hunden zerfleischt, und stückweise herumgeschleift wurden. Unter diesen hingerichteten waren mehrere der wissenschaftlich gebildetsten Männer; auch beklagten alle Franken innig die Hinrichtung des Dragomans der hohen Pforte, Constantin Morusi, der ohne alle Veranlassung von seiner Seite durch einen Fremden, der ihm auf der Strasse begegnete, einen Brief von Ypsilanti bekommen, diesen jedoch sogleich der hohen Pforte überreicht hatte. Allmählich vergriff sich jetzt der Fanatismus der Türken nicht nur allein an den Griechen und Armeniern, sondern auch an den Franken. Man spuckte diesen ins Gesicht, warf sie von den Fußsteigen herunter, riß ihnen die Stöcke, womit man sich gewöhnlich gegen den Angriff der wilden Hunde schützt, aus der Hand und schlug damit auf die Eigenthümer los, man schoß namentlich auf die europäischen Schiffe, wobey zwey Oesterreicher getödtet, mehrere von verschiedenen Nationen schwer verwundet wurden. Die Gefahr der Christen wurde noch größer, als jetzt ein zusammengerafftes Corps von 20,000 türkischen Soldaten in die Stadt rückte, das die wildesten Gräuel verübte.

Auch die Armenier, welche nie an den griechischen Unruhen Theil genommen hatten, wurden jetzt, Kaufleute in ihrem eigenen Laden, von den Türken ermordet und beraubt. Das Osterfest, welches damals, was ein seltener Fall ist, für die griechischen, wie für die lateinischen Christen auf ei-

nen und denselben Tag, den 22. April fiel, war für sie alle eine Zeit der großen Schrecken und Trauer. Unter den Türken hatte sich das Gerücht verbreitet, die Griechen würden an diesem Tage in Masse gegen die Moslimen aufstehen; schon um Mitternacht hörte man die Kanonen der Türken abfeuern, welche übrigens nur den Zweck hatten, den Christen zu beweisen, daß sie zur Gegenwehr bereit und gerüstet seyen. Am Ostertag selber wurde der wahrhaft ehrwürdige griechische Patriarch Gregorius, der sich ernstlich gegen den Aufstand seiner Glaubensgenossen erklärt und an demselben niemals Antheil genommen hatte, mit mehreren seiner Bischöfe und vornehmsten Geistlichen in der Patriarchal-Kirche gefangen genommen und sogleich an einer der Kirchenthüren aufgehangen, so zwar, daß er bis zum Einbruch der Nacht mit dem Tode rang. Was selbst den Türken eine natürliche Scheu verbot, jene teuflische Grausamkeit, die noch an den Leichnamen wüthet, wurde jetzt auf Anstiften der Türken durch den niedern Pöbel der Judenvorstadt an den Christen verübt. Am zweyten Ostertag, der zugleich das St. Georgenfest war, ließen die Türken ihren Grimm auch an den Engländern aus, die in festlicher Kleidung zum Pallaste ihres Gesandten giengen; doch wurde keiner von ihnen getödtet, während durch die immer mehr sich anhäufende Menge der Leichname der Griechen ganze Schaaren von Aasgeyern herbeygelockt wurden, welche über die Stadt hin und herflogen. Zu gleicher Zeit sah man vor dem Thore und in dem ersten Hofe des Serai's große Haufen abgeschnittener Menschen-Ohren, Nasen und ganze vom Schädel abgehauene Angesichte liegen, die in Säcken von auswärts her durch die Soldaten eingeliefert und als Zeichen des Sieges über die Christen aufgestellt wurden. Selbst an den christlichen Gebäuden ließ der Grimm sich aus; vierzehn Kirchen wurden in und vor den Mauern von den Türken zerstört. Mehrmalen hatte die englische Gesandtschaft und selbst unser Walsh Gelegenheit edle Griechen und Griechinnen aus der Gefahr des Todes und viehischer Mißhandlungen zu retten. Mit besonderer Theilnahme verweilt man bey der Geschichte der Fürstin Helena Morousi, die sich, um den bestialischen Händen der türkischen Officiere zu entgehen, lange Zeit in einer Cisterne verborgen gehalten, hier aber den Keim zu ihrem bald nachher erfolgenden Tode geholt hatte. Immerhin wütheten Feuer, Schwert und wahnsinniger Grimm der Feinde in der Hauptstadt selber und in ihrer Nachbarschaft, noch nicht auf solche ungehemmte, allverheerende und vernichtende Weise als in dem unglücklichen Chios und andern Inseln, so wie Küstengegenden, welche der Wüthrich Kora Ali, Kapudan Pascha der Pforte, mit seiner Flotte berührte, bis ihm die Stunde der Vergeltung durch Canaris kam.

Am Freytage nach der Vernichtung des Admiralschiffes trat zu Smyrna in einer der dortigen Moscheen ein hochgeachteter türkischer Iman auf; erzählte zuerst die in Chio von dem Kapudan Pascha verübten unmenschlichen Gräuel, dann den gewaltsamen Tod desselben und schloß mit der Bemerkung, daß offenbar Gottes gerechte Hand diese wohlverdiente Strafe über den Menschenmörder verhängt habe.

Wenn selbst das Gefühl solcher menschlich gesinnter Moslimen wie der Derwisch in Smyrna war, sich über die Gräuel empörte, die auf Scio verübt waren, wie hätte dieß nicht vielmehr bey den Christen, vor allem bey den Franken in Constantinopel, der Fall seyn sollen, welche eine Fortsetzung jener Gräuel in der Hauptstadt selber mit ansehen und erleben mußten. Mehrere Väter und Söhne aus den vornehmsten Häusern in Scio lebten in Konstantinopel, größtentheils als Besitzer und Vorsteher eines Handelshauses. Einige Tage nach der Ankunft der ersten Nachrichten von der Katastrophe, welche ihre Insel betroffen hatte, blieben diese noch unangefochten in ihren Wohnungen, bis eines Morgens ein Polizeydiener zu ihnen kommt und sieben von ihnen mit den drey Bürgen oder Geiseln zur Audienz bey der hohen Pforte fordert, damit man sich über die Angelegenheiten der Insel berathen könne. Der Polizeydiener war auf den Comtoiren dieser vornehmen Scioten wohlbekannt, er war öfter dahingekommen, hatte Neuigkeiten erzählt und dafür ein Trinkgeld bekommen. Da es ganz bey ihm stand, die sieben auszuwählen, denn ihm war bloß diese Zahl ohne Benennung eines Namens aufgetragen, wählte

er solche aus, die ihm die geringsten Trinkgelder gegeben hatten, unter andern auch einen jungen Maurocordato. Dieser, dem nichts Gutes bey der Sache ahndet, drückt dem Manne einige Geldstücke in die Hand, der läßt ihn augenblicklich los und nimmt statt seiner den Herrn Giovanni Gelatti. Als die zehn vornehmen Scioten bey der Pforte ankommen, bringt man sie sogleich beym Bostandschi Bey in engen Gewahrsam; sie sitzen hier tief bekümmert durch die Ungewißheit über das Schicksal der Ihrigen, so wie über ihr eigenes, einen Monat lang. Alle Gesandten der christlichen europäischen Mächte, vor allen der englische, hatten sich für das Schicksal dieser schuldlosen ehrenwerthen Männer im höchsten Maaße interessirt und der Letztere hatte auf seine ernstliche Verwendung für sie von der hohen Pforte die Versicherung erhalten, daß man diese Gefangenen lebenslänglich mit Schonung und Anstand behandeln werde. Eines Tages aber, da Walsh von Pera herunter nach Galata geht, fühlt er auf einem volkreichen Marktplatz unter seinem Fuße einen ungewöhnlichen Gegenstand, er blickt nieder und sieht einen Enthaupteten in vornehmer griechischer Kleidung da liegen, das Haupt zwischen die Füße gefügt. Die Züge des bleichen Angesichts erscheinen ihm bekannt; es war einer von den zehn Gefangenen aus Scio, Chianze Pscha; sie Alle waren heute an verschiedenen Orten der Stadt (denn diese Auswahl überließ man ganz den Henkern) enthauptet und ihre Leichname auf die Gassen hingeworfen werden. Dem englischen Gesandten antwortete die Pforte auf die Aeußerung seines Erstaunens über dieses unerwartete Verfahren: man habe wirklich die Männer bis an ihr Ende mit der größten Artigkeit behandelt.

Daß übrigens hier die türkische Gerechtigkeitspflege weniger auf das Ansehen der Personen, als auf die Zahl derselben geachtet hatte, stimmte ganz mit ihrer sonstigen Verfahrungsweise überein, denn Walsh selber kannte einen Fall, wo man statt eines übrigens eben so schuldlosen Mannes, welcher als Diener des Dragomans Calomachi mit diesem zugleich geköpft werden sollte, einen andern Schuldlosen ergriffen und enthauptet hatte. Als man den Schuasch, dem die Aufsicht über die Exekution aufgetragen war, darauf aufmerksam machte, daß dieß eigentlich ein unrechter Kopf sey, fuhr er mit dem Daumen in die Höhe und sagte gleichgültig: „Hipsi birdir“ das ist Alles einerley.

Die Hinrichtung jener schuldlosen Männer war nur ein Anfang der neuen mörderischen Gewaltthaten. Man suchte alle aus Scio gebürtigen Griechen auf, um sie zur Marter und Todesstrafe zu ziehen. Am furchtbarsten war das Loos Jener, die man zur Tortur in das Serail schleppte, deren einzelne Qualen Walsh mit so schreckhafter Treue beschreibt, daß man auch hierinnen den Charakter des moslimitischen Orients erkennt, der sich in Wollust, wie bey anderer Gelegenheit in Grausamkeit nicht genug thun kann. Dennoch war auch die Zahl derer, welche vom Untergang gerettet wurden, nicht gering. Die Kaufleute und Gesandten aller christlichen Nationen, mit Ausnahme der Armenier, welche aus Furchtsamkeit eine vollkommene Neutralität zu beobachten suchten, wetteiferten in ihren Bemühungen, jene Unglücklichen in ihren Häusern zu verbergen und in fränkischer Kleidung sie auf europäische Schiffe zu spediren, auf denen sie so gut als möglich versteckt, meist nach Odessa in Sicherheit gebracht wurden. Eine ganze Schaar der ärmern Scioten, meist Handwerksleute, flüchteten sich in den Garten des englischen Gesandtschaftspallastes, wo man ihnen Arbeit gab, und auf diese Weise sie schützte. Aber nicht die Gesandten und Kaufleute allein, sondern selbst die unbemittelte christliche Volksklasse wendete Alles, was ihr zu Gebote stund an, um das Elend ihrer Brüder zu lindern. Eine arme Magd löste ein schönes krankes Knäblein, das unter den Gefangenen aus Scio war, aus der Hand eines Lastträgers, dessen Beute es geworden, um 300 Piaster (30 Kaisergulden) und pflegte dasselbe treulich, bis es wieder gesund ward. Da der Lastträger erfährt, das Kind sey genesen, will er es der Magd wieder nehmen, oder 1000 Piaster Lösegeld haben. Sie flüchtet den Kleinen ins Franciskanerkloster von Pera, wo er in Sicherheit bleibt, bis seine ebenfalls glücklich gerettete Mutter seinen Aufenthalt erfährt. Er war das einzige Kind sehr ansehnlicher Aeltern; diese zogen sich nach Odessa zurück und nahmen dorthin aus Dankbarkeit auch die Retterin ihres Kindes mit.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. October.

Nro. 202. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

A residence at Constantinople during a Period including the commencement, progress and termination of the Greek and Turkish revolutions, etc.

(Fortsetzung.)

Das erste Werkzeug zur Befreyung einer andern edlen Familie, aus welcher Großmutter, Mutter und Kinder an verschiedene Orte in türkische Gefangenschaft gerathen waren, wurde ein edler Türke selber; alle Kinder fand man nach und nach auf und gab sie den Armen der Mutter zurück. Doch was sind diese wenigen aus der Sclaverey Befreyten gegen die ganze Zahl der gefangenen Sciotinnen und der Kinder, die auf 30000 geschätzt wird. Diese armen Gefangenen stellte man auf allen Plätzen der Stadt, selbst in Pera im Anblick der englischen Gesandtschaft, wie Vieh schonungslos zum Verkaufe aus und nur Türken, nicht Christen, durften unmittelbar sie kaufen. Viele der unglücklichen Jungfrauen und Frauen überlebten ihre Schmach nicht lange; einige, im Wahnsinn ihres Jammers betrugen sich so, daß man sie wie gefährliche Thiere tödtete; ein großer Theil der kleinen Knaben wurde zu Mahomedanern gemacht.

Einige Monate nach der schauderhaften Verheerung von Scio besuchte Walsh diese Insel selber. Er hatte unmittelbar vorher die wohlerhaltene schöne Ruine von Teos, der Geburtsstadt des Anakreon, und manche andere Reste alter Städte gesehen, desto furchtbarer erschien ihm der Contrast, den die von weitem noch immer so ansehnlich erscheinenden ganz neuen Ruinen von Saki (Chios) mit jenen alten machten. So wie man in die noch vor kurzem so schöne, durch prachtvolle Gebäude ausgezeichnete Hauptstrasse trat, fand man sich zwischen Haufen von Schutt und Lumpen, unter denen überall menschliche Leichname, zum Theil nur halbbedeckt, bemerkbar wurden; keines der Häuser war unversehrt geblieben, eine muthwillige Zerstörungslust hatte alle festen Zierrathen zerschlagen, alles Brennbare im Innern verbrannt, zwischen den halbzerstörten Mauern lagen überall Leichname der Ermordeten. Von den 70000 Menschen, die noch vor wenig Monaten die reiche Stadt bewohnten, war kein einziger mehr zu sehen; von den mehr denn 100,000, die damals auf der Insel lebten, waren in dieser nur noch einige arme, zum englischen Consul geflüchtete Kinder und Frauen übrig geblieben. In dem Gebäude der so berühmt gewesenen Hochschule der Stadt, an welcher 25 Professoren lehrten, lagen von den Zähnen der wilden Hunde zerfetzt die Reste der Bücher herum; die Professoren waren sämmtlich von den Türken ermordet, die Studenten, so weit sie an diesem Loos der Männer nicht Theil nahmen, in die verschiedensten Provinzen des Reichs als Sclaven verkauft worden.

Bald nach der Zurückkunft unseres Reisenden nach Constantinopel ereignete sich hier eine bedeutende Veränderung im Ministerium. Der Mann, welcher bisher Alles bey Hofe vermocht hatte, war Halet Effendi, welcher die Stelle eines Nizamger d. h. Rescript-Unterzeichners vertrat. Dieser im Einverständniß mit dem Hofbarbier und Hof-Caffetier, deren sich der Sultan als Zuträger von Stadtneuigkeiten bediente, hatte die mißvergnügte Stimmung der Janitscharen, die einen nahen gefahrvollen Ausbruch drohte, vor dem Herrscher verborgen.

Halet war früher in Paris Gesandter gewesen, hatte Manches von der europäischen Sitte und

Bildung angenommen und war schon hierdurch den rohen Janitscharen als Neuerer verhaßt, während auch noch ein Verdacht mancher anderer Untreuen und eigenmächtiger Handlungen auf ihm ruhte. Die Janitscharen wußten sich endlich dennoch Zugang zum Ohr des Sultans zu verschaffen; ihnen zu willfahren, wurden mehrere Minister abgesetzt, deren Köpfe man, unter ihnen auch jenen des Halet, bald nachher im Hofe des Serails ausgestellt sah. Wie in solchen Fällen gewöhnlich, wurde auch der Banquier des Halet auf die Folter gebracht, um seines Herrn Vermögen genau anzuzeigen, und derselbe gab in der Marter nicht nur dieses, sondern auch sein eigenes preis, was alsbald zum Schatz des Großherrn gebracht wurde. Obgleich jedoch der Sultan den Janitscharen so willig nachgegeben hatte, zeigten sich diese dennoch keineswegs beruhigt. Schon das furchtbare Feuer, das am 1. März 1823 in Taphana, Pera und andern hinangränzenden Vorstädten gegen 10,000 türkische Häuser in Asche legte, sollte, wie Viele vermutheten, von den Janitscharen angelegt seyn, wenigstens konnten sie am Abend nur mit Gewalt von einem Einbruche in Pera zurückgehalten werden. Zu dem Elend, welches diese und mehrere bald darauf folgende Feuersbrünste (von denen die in Kassin Pascha den Griechen zugeschrieben wurde) über die geängstete Hauptstadt brachte, kam später auch noch die Pest, welche selbst in den brittischen Gesandtschaftspallast eindrang. Auch Walsh bekam einen Krankheitsanfall, der für pestartig gehalten wurde und konnte um so mehr sich freuen, daß er in Gesellschaft seines Gesandten auf eine längere Zeit ins Vaterland zurückkehren durfte.

Sechs Jahre waren ihm hier, so wie in Rußland und Brasilien, wohin er als Begleiter der Gesandtschaften beordert wurde, vergangen, als er von neuem seine Bestimmung für Konstantinopel erhielt. Hier hatte sich seit seiner Abwesenheit die levantinisch englische Handelsgesellschaft aufgelöst, in deren Dienst er noch während seines vorigen Hierseyns gewesen war; seine jetzige Anstellung als Gesandtschaftsprediger führte in seinen persönlichen Verhältnissen manche Aenderungen herbey. — Wie sehr fand er aber auch in seinen Umgebungen seit dem Herbste von 1824, wo er Constantinopel verlassen hatte, alles verändert und neu geworden; kaum vermochte er in dem neuen jetzigen, den alten vormaligen Zustand der Dinge wieder zu erkennen. Die Entschiedenheit des Sultans, eine durchaus nothwendige Umgestaltung des Heeres zu begründen, hatte den rohen Haufen der Janitscharen im Jahre 1826 zu seiner letzten gefahrdrohenden Empörung aufgeregt. Dieser Barbaren-Haufe, der sich bis dahin in brutalem Hochmuthe als den eigentlichen Herrscher des Landes betrachtet und jeden Keim der Bildung, jede geistige Regung mit wüthendem Haße verfolgt, jeder auch noch so harmlosen oder wohlthätigen Neuerung widersetzt hatte, konnte es am wenigsten leiden, daß man jetzt bey ihm selber Zucht und Sitte, neue bessere Ordnung einführen wollte. Zwar hatte die Strenge, womit die hohe Pforte so eben einen Janitscharen Aufstand gleich in seinem Entstehen unterdrückte, eine scheinbare Ruhe herbeygeführt; das Ablesen der Proclamation, welche das neue militärische Reglement in seinen Grundzügen entfaltete, ward von dem am 12. Juny auf dem Atmeidan (Hippodrom) versammelten Corps ohne Widerrede angehört, als aber am 13. Juny einer jener vier ägyptischen Officiere, welche dem Heere die europäische Taktik lehren sollten, auf einen beym Exerciren widerspenstigen Janitscharen schlug, brach auf einmal die verhaltene Wuth dieses Corps in helle Flammen aus. Sie stürmten in der Nacht das Harem ihres Chefs, des Delhi Mehemet Aga, um diesen in Stücke zu hauen, hierauf den Pallast des Agenten des Vicekönigs von Aegypten, dann die hohe Pforte selber, mordeten, schändeten, raubten und zerstörten Alles, was ihnen in den Weg kam und sammelten sich dann im Atmeidan. Hier hatte sich bald ihre Zahl auf 30,000 vermehrt, alle bewaffnet, an ihrer Spitze der grimmigste Feind der neuen Ordnung, der Fryman Baschi. Aber auch der Sultan hatte für diesen Fall schon im Stillen seine Vorkehrungen getroffen. Ein Corps, das aus der Hefe der Janitscharen selber, aus Lastträgern, Bootsleuten und aus Vagabunden aller Art gebildet, durch den klugen und gewandten Polizey-Intendanten Papudschi Mehmed organisirt und angeführt war, hatte sich bereits bey Nacht in den Gärten und Vorplätzen des Serais versammelt; zu ihnen gesellten sich die Trup-

pen der Pascha's der Umgegend, die sich dem Aufgebot schon längst bereit gehalten hatten, und an die Spitze der ganzen für die Sache des Sultans kämpfenden Macht stellte sich der Generalissimus der Janitscharen und Grosvezier Hussein Pascha. Die Janitscharen indeß, in dem Wahne ihrer alten Unwiderstehlichkeit, sandten eine Deputation aus ihrer Mitte an den Sultan, welche in brutaler Weise augenblickliche Aufhebung aller neuen Einrichtungen und Auslieferung aller der Minister und übrigen Männer verlangte, welche die Neuerung befördert hätten, damit sie dieselben in Stücke hauen könnten. Schon diese Deputation erfuhr die entschiedene Abneigung des Herrschers mit solchen Rebellen zu unterhandeln; sie wurde von Kara-Gehennem (dem schwarzen Höllischen) auf ihrem Wege nach dem Serai aufgefangen und niedergemacht. Ein mächtiger Haufen der Janitscharen rückte jetzt vor das Serai, hatte schon den Platz vor dem äussern Thore desselben besetzt; Kara-Gehenem indeß war mit den Seinen von einer andern Seite in den Hof des Serais gedrungen, ließ das Thor öffnen und drohte die Anträge der Rebellen mit dem schon zum Abfeuern bereit stehenden Geschütz zu beantworten, da zog sich der Haufe zurück. Der Sultan ließ hierauf der auf dem Atmeidan versammelten Menge gütliche Vorstellungen machen; die Rebellen blieben aber für alle Worte der Vernunft und Billigkeit taub. Endlich wurde am Nachmittag das Geschütz gegen sie geführt und nach hartnäckigem Widerstand kamen schon an diesem Tage 10000 Janitscharen um, andere 10000 wurden mit ihren Familien in verschiedene Gegenden des Landes versetzt und den einzelnen Pascha's zur strengen Beaufsichtigung überantwortet; große Schaaren starben unter dem Schwert des Henkers.

So endete mit einem Schlage die für ganz Europa einst so furchtbare Macht der Janitscharen, und mit ihrem Verschwinden hatte auch der Geist der Bewohner der türkischen Hauptstadt eine für den Fremden gefälligere Natur angezogen. Mit dieser innern, die Osmanen selber angehenden Veränderung waren gleichzeitig mehrere andere äussere mit der Hauptstadt und ihrer Umgebung vorgegangen. Die ungeheuern Schaaren der wilden Hunde waren damals meist verschwunden, man hatte sie auf Befehl des Großsultans vergiftet, und, was vorher unerhört war, man sah einzelne Gruppen und ganze Heerden von Schweinen, deren Fleisch jetzt ungehindert von den Christen gekauft und genossen werden durfte; ein Genuß, an welchem öfters selbst die Moslimen Theil nahmen. Mit dieser Freyheit gieng eine andere Hand in Hand; man durfte öffentlich Wein schenken, die Moslimen, weder an ihres Propheten Reiseabentheuer, noch an das Schicksal der beyden Engel Arot und Marot denkend, tranken allenthalben öffentlich von dem sonst ihnen verbotenen Getränke.

Die türkischen Soldaten, fast auf Weise des europäischen Militärs gekleidet, bewaffnet und exerziert, erinnerten in ihrem Aeussern nicht mehr an die gegen die Fremden so brutalen Janitscharen; statt der halbschlummernden Gäste der Kaffeehäuser sah man die Zeitungsleser, denn Konstantinopel hatte aus unmittelbarem Antrieb des Großsultans zum ersten Male eine türkische Zeitung erhalten, für welche er selber einzelne Artikel bearbeitete. Die erfreulichste Veränderung von allen aber, die sich zugetragen hatte, war die, welche an dem Wesen des Großsultans geschehen war, der seit einiger Zeit angefangen hatte, selbst solche Pascha's und andere Große, die sich durch Empörung vergingen, großmüthig zu begnadigen und noch mit Wohlthaten zu überhäufen; der befohlen hatte, alle bey der griechischen Revolution zu Sklaven gemachten Christen, in so fern sie bey ihrem Glauben geblieben waren, frey zu lassen; der aus seinem eigenen Schatze für die noch überlebenden Bewohner von Chios große Summen bewilliget hatte, damit sie von neuem sich auf ihrer Insel einrichten könnten. Wie gut es jetzt gegen sonst den Christen in Konstantinopel erging, das konnte man schon an dem fröhlichen Benehmen und Wohlstand der Griechen bemerken; hatte doch der Sultan nicht bloß Freyheit und Erlaubniß, sondern sogar Befehl gegeben, daß die schadhaften und zerstörten Christen-Kirchen im ganzen Lande wieder aufgebaut werden sollten. An die Stelle des während der griechischen Revolution hingerichteten Patriarchen von Konstantinopel war abermals ein sehr würdiger Mann, der Patriarch vom Sinai getreten.

Die barbarischen Gebräuche beym Empfang

und in Behandlung auswärtiger Gesandten wurden abgeschafft und schon Sir Stratford Canning fand beym Großsultan einen Empfang, wie man ihn an christlichen europäischen Höfen findet. Während sonst das Malen und Zeichnen menschlicher Figuren bey den Türken verboten war, ging der Herrscher hierin selber mit anderem Beyspiele vor, indem er sich portraitiren ließ. Allerhand andere noch nöthigere Einrichtungen, namentlich die einer chirurgischen Schule, an der selbst Anatomie gelehrt wurde, hatten einen glücklichen Anfang genommen; das Irrenhaus war unter verständige ärztliche Aufsicht gestellt; die Kuhpockenimpfung eingeführt; gegen Verbreitung der Cholera und Pest einige zweckmäßige Vorkehrungen getroffen, bey welchen auswärtige Aerzte aus den besten Schulen von Europa eben so, wie bey der chirurgischen Schule ihre Hand anlegten. Schwerer als alle diese Dinge war jedoch der alte Wagen der innern Staatsverwaltung in eine fortrückende Bewegung zu setzen, aber auch hierin war schon unerwartet viel geschehen. Während früher über Einkünfte und Ausgaben des Staats das größte Geheimniß herrschte, wurden jetzt in der türkischen Staatszeitung Budgets mitgetheilt, welche über beydes die genaueste Rechenschaft geben. Der Großsultan pflegte vormals seine Willensmeynung nur schriftlich dem Divan mitzutheilen, denselben nicht leicht eines mündlichen Verkehres zu würdigen; anjetzt war der Divan zu einem Staatsrathe geworden, an welchem der Sultan selber wie ein Mitglied Theil nahm, bey den einzelnen Discussionen seine Meynung sagte, und auch Andere aufforderte, dasselbe freymüthig zu thun. Ein Hauptübel der türkischen Staats-Verfassung war sonst der öftere Wechsel der Pascha's. Fast jedesmal beym Beiramfeste wurde der gewesene Pascha seines Amtes enthoben und ein neuer, welcher der Regierung am meisten Geld dafür anbot, an seine Stelle gesetzt. Dieser neue suchte sich dann auf Kosten der Unterthanen so schnell und so sehr als möglich zu bereichern, weil auch ihm der baldige Wechsel bevorstund, bey welchem es nicht ohne Lebensgefahr abgieng; denn vielen dieser Gewalthaber wurde mit dem Amte zugleich auch das Leben genommen. Auch diese Einrichtung hatte jetzt aufgehört, die Pascha's wurden nur dann

ihres Amtes enthoben, wenn sie durch offenbare Zeichen der Unfähigkeit oder durch schreiende Gewaltthätigkeiten dieß verdient hatten. Zugleich ist seitdem dem Pascha die Gewalt über Leben und Tod der Unterthanen genommen; keiner, weder Türk, noch Christ oder Jude kann ohne Urtheil und rechtliches Erkenntniß des Kadis hingerichtet werden und der Verurtheilte darf an das Obercriminalgericht und zuletzt an den Sultan appelliren. Bey der Revision der Rechtspflege, welche gleichzeitig mit diesen wohlthätigen Veränderungen nöthig erschien, waren die Ulemas, die alten Freunde und Verbündeten der Janitscharen, ein großes Hinderniß; doch auch ihre finstere, fanatische Gewalt erschien gebrochen, seitdem mit der Vernichtung der Janitscharen ihre rechte Hand ihnen genommen war.

Höchst interessant sind die Züge aus dem Privatleben des jetzigen Großsultans, welche unser Verfasser mittheilt und von denen wir hier auch noch einige ausheben wollen. Mahmud hat bis ins Kleinste hier europäische Sitten angenommen. Wenn er speist, was täglich zweymal (um 11 Vormittags und Abends bey Sonnenuntergang) geschieht, sitzt er auf einem Stuhle an einem Tische, bedient sich der Messer und Gabeln, so wie eines goldenen Löffels und trinkt dazu eine Karaffe Wein — meist Champagner. Im Essen wie im Trinken ist er mäßig, und da er allein speist, ist beydes gewöhnlich bald beendigt. Gegen seine Bedienten und nächste Umgebung ist er freundlich und mild, liebt seine Kinder zärtlich, spielt mit ihnen und läßt sich so viel von ihnen gefallen, daß die Kleinen öfters an ihn hinanklettern und auf seinem Rücken reiten. Nicht selten zieht er sich mit mehreren seiner Kinder ganz allein auf eine schöne Anhöhe am Bosporus zurück, wo er sich mit ihnen unter einem Zelte vergnügt, während die Wachen in weiter Ferne in einem Kreise um ihn stehen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. October.

Nro. 203. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

An account of the manners and Customs of the Modern Egyptians, written in Egypt during the years 1833 — 34, and — 35, partly from notes made during a former visit to that country in the years 1825 — 26 — 27 and 28. By Edw. William Lane. Vol. I. XXIV, 402. Vol. II.; VI, 419. 8. London 1836.

Wer ist denn Hr. Eduard Wilhelm Lane, und welche Titel hat er, um 850 Buchseiten mit seinen Nachrichten über Sitten und Gebräuche der Neu-Aegyptier anzufüllen? Ist Hr. Lane etwa Touriſt im gewöhnlichen Sinne? vielleicht ein schwarzgallichter, milzsüchtiger Britte, durch Langweile und Lebensüberdruß aus seiner Insel getrieben, um auf eilendem Zuge, und mit dreyfacher Rinde angeborner Vorurtheile umzogen, flüchtige Notizen über Arabisches Volksleben zu sammeln, über Mohammed Alis Tyranney zu deklamiren und das Loos der armen Fellah am Nilufer mit ehrgeizigem und faktiösen Erbarmen zu schildern? Auch möchte man vor dem Aufschlagen seines Buches wissen, ob er des benannten Satrapen Kostgänger und wohlbestallter Diener, oder gar aus der Klasse jener methodistischen Glaubensboten sey, die mit Bibelbeladenen Kamelen das Morgenlad durchziehen, und mitunter, wie J. Wolf in Bochara, Visiten aus den himmlischen Regionen empfangen? Berichte aus solchen Quellen achtet man im gelehrten Europa mit jedem Jahr geringer, weil die großen Siege der Christen über die Mohammedaner in Indien, in Griechenland, am Kaukasus und am schwarzen Meere, so wie die Vervielfältigung und Erleichterung der Zugänge zu Wasser und zu Lande, einer Reise in den Orient als solcher mit den Gefahren auch das Verdienst großentheils entzogen haben. Hr. Lane ist weder Pilger noch Politiker, noch Theolog, und folglich mit aller Welt im Frieden. Wie sein Gemüth ohne Aerger und Bitterkeit, so ist die Darstellung seiner Gedanken ohne alle Unebenheit, ohne Enthusiasmus, ohne Leidenschaft, ganz einem ruhenden Wasserspiegel ähnlich. Hr. Lane ist Kunstmaler für Lebensbilder; aber nicht das Conterfey eines Individuums gibt er; seinem Sittenpinsel sitzt eine ganze Nation, deren Gewand die Lybische Wüste, deren Herzader der Nilstrom, deren Stirne und Antlitz Groß-Kairo ist. Hr. Lane gehört aber in jene Malerklasse, deren Grundsatz ist: natura non ha difetto. Aegypten, wie es ist, hatte er demzufolge als nachträgliche Ueberschrift mit guten Rechte auf das Titelblatt seines Buches setzen dürfen. Wenn man in einem Gemälde dieser Art als erste Eigenschaft Wahrheit und Zug für Zug getreuen Abglanz des Urbildes fordert, so wüßten wir nicht, wie man die Sache hätte besser machen sollen.

Was Wilkinson so eben in seinem berühmten Werke über „Sitten und Gebräuche der Alt-Aegyptier“ leistet, hat Hr. Lane für die heutigen Bewohner desselben Landes gethan, und man müßte einem Volke wahrhaft Glück wünschen, Gegenstand der Studien Zweyer so vorzüglich gelehrter Männer zu seyn, wenn nur auch der Antheil, den Fremdlinge an seiner Vergangenheit und Gegenwart nehmen, etwas zur Milderung des jammervollen Geschickes unter der eisernen Ruthe seines Meisters beytragen könnte. Und obgleich Wilkinson und Lane ihre Aufgabe mit gleicher Gewissenhaftigkeit, mit gleichem Talent und gleichem Aufwande von Hülfsmitteln zu lösen suchten, so kann

man doch voraussehen, daß ein wissenschaftlich vollendetes Bild des altägyptischen Lebens vorzugsweise den Blick des gelehrten Publikums fesseln werde, einmal wegen der höhern Bedeutung des Pharaonen-Volkes in der Kulturgeschichte der alten Welt, und dann weil die Vergangenheit dem Combinationsvermögen und dem Phantasiespiele der Menschen allzeit größere Nahrung bietet als die Gegenwart; incuriosa suorum aetas.

Das Arabische Aegypten stellt sich in Lane's Buche dem vielgepriesenen Aethiopischen entgegen. Der Verf. hat aber Sorge getragen seinen Gegenstand durchweg nur von jener Seite darzustellen, die ihm in den Augen der Zuseher allein noch einiges Interesse leihen kann. Er malt das nilanwohnende, mohamedanische Volk in allen Lebens-Stadien von der Wiege bis zum Grabe; er beschreibt, was und wie es denkt; was es glaubt; was es fürchtet und hofft; wie es wohnt und sich kleidet; wie es spielt; wie es arbeitet; wie es trauert und wie es sich freuet; die Gesichtszüge, der Schnitt des Auges, die Contour der Glieder, die Syntax seiner Phrasen, geistige und physische Nahrung, die Werkzeuge jeglicher Beschäftigung, Stellung und Wendung des Körpers, Methode; nichts ist seiner Aufmerksamkeit entgangen. Nur das Staats-Oberhaupt mit seinem politischen Sinnen, so wie das ganze Triebwerk der Verwaltung und des Haushaltes, Krieg, Ehrgeiz und auswärtige Politik sind als fremdartige, leidenschaftaufregende, und gleichsam den Frieden ruhiger Discussion störende Elemente kurz behandelt. Hr. L. will nicht um jeden Preis unterhalten; nur belehren, nur ein in den kleinsten Dingen vollkommen ähnliches Bild des Gegenstandes seiner Studien will er entwerfen. Was man Effektmalerey, Witz, Calembour, Pikantes, und wie sonst die kleinen Kunstgri e heißen mögen, deren sich besonders Reisebeschreiber zur Bethörung der Gemüther bedienen, findet man in diesem Buche nicht. Besonders aber sind alle Schlüpfrigkeiten — in einem Sittengemälde des Morgenlandes das reichste, unerschöpflichste und patenteste Kapitel — mit züchtigem Sinne umgangen, oder doch nur so leise, verdeckt und sittsam berührt, daß unerfahrne Leser kaum zu einer nothdürftigen Vorstellung über Licenz und Verkehrtheit ägyptischer Lebensweise gelangen.

Daß man den Stoff zu einem solchen Buche, wenn es die Kritik bestehen und auf Dauer Anspruch machen soll, nicht innerhalb einiger Monate und mitten im Strudel eines wandernden Lebens sammeln könne, und daß der Verfasser desselben ausser der allgemein wissenschaftlichen Bildung noch insbesondere zwey Gaben besitzen müsse, die den meisten Morgenland-Reisenden fehlen, wir meynen Zeichenkunst und vollständige Kenntniß der arabischen Landessprache, ist jedermann begreiflich. Nicht nur ist Hr. Lane von dieser Seite vollkommen gerüstet; er hat ausser jenem, beynahe allen Britten eigenthümlichen praktischen Sinn für Industrie und Lebenskünste, auch noch wissenschaftliche Kenntnisse in der Musik, in der Mathematik und Astronomie; er ordnet die Chronologie und setzet arabische Lieder nach den Regeln unserer Tonkunst. Daß die arabische Umgangssprache nur im Lande selbst, und in ihrem wahren Accente nur aus dem Munde der Eingebornen zu erlernen sey, weiß man allgemein. Wie die HH. Weil und Fulgenz Fresnel vor ihm und mit ihm, machte auch Hr. Lane für mehrere Jahre Kairo zum Sitze seines Aufenthalts und seiner Studien. Er legte den Europäer gänzlich ab, nahm mit der Sprache auch Kleid und Lebensweise der Mohammedaner an, lebte ausschließlich mit Moslimen von verschiedenem gesellschaftlichen Range, und war klug genug, in allen Dingen — so weit es sein Gewissen nur immer gestattete — ihrer Meynung zu seyn, in andern aber seine Mißbilligung zurückzuhalten und nichts zu thun was ihrer Vorstellung widerlich schien; enthielt sich aller den Bekennern des Islam verbotenen Speisen, besonders des Weintrinkens; sogar den Gebrauch unserer Tischwerkzeuge versagte er sich, bloß um seinen Gästen angenehm zu seyn, und endlich auf diesem Wege zu jenem Grade von Vertraulichkeit und rückhaltloser Mittheilung zu gelangen, ohne welche man die eigentliche Seele eines Volkes, besonders aber das Wesen seiner religiösen Institutionen unmöglich erfassen kann. Hr. Lane im türkischen Gewande, der Landessprache mächtig wie ein Eingeborner, gieng unangefochten in die Bethäuser, psalmirte mit den Moslimen und nahm, wie ein wahrer Schüler El-Islams, an ihren geheimsten Ceremonien Theil. Er nöthigte gleichsam

die Araber ihn als einen der ihrigen zu behandeln, indem er in Einführung und Verbreitung der mohammedanischen Lehre freymüthig die Hand der Vorsehung anerkannte und — wenn befragt — seinen Glauben an den Messias — in Einklang mit den Worten des Koran — als das in den Leib der Jungfrau incarnirte Wort Gottes mit dem von ihm ausgehenden Geiste — nicht verleugnete. Vielleicht mögen strenge Dogmatiker Hrn. Lane verdammen; allein welcher Weg blieb übrig, um das beynahe unbesiegbare Mißtrauen der Mohammedaner gegen anders Glaubende zu überwinden und eine vollständige Kenntniß ihrer religiösen Praktiken, ihrer Meynungen, ihrer Irrthümer und ihres Aberglaubens zu erlangen. Wahr ist es, Hr. Lane wurde wegen seines Anschmiegens an die meisten moslimischen Gewohnheiten von manchem seiner gewissenhaft ängstlichen arabischen Freunde als geheimer Mohammedaner angesehen, den nur das Mißfallen seines weltlichen Oberherrn, des Königs von England, von offener Bekenntniß des Islams zurückhalte. Denn Hr. Lane, wie jeder andere Europäer im Orient, wurde für einen Kundschafter seines Fürsten angesehen und hatte alle Mühe, die Leute vom Gegentheile zu überzeugen, da ein Aegyptier unmöglich glauben kann, daß sich jemand den Mühseligkeiten, den Gefahren und dem Aufwande einer großen Reise unterziehen möge bloß um Kunde auswärtiger Länder und Nationen zu erwerben.

In mehr als einer Stelle des Buches sieht man die Aengstlichkeit des Vers., ja etwa nicht durch eine zu lebhafte Färbung des Styles, oder hingerissen durch das Ernste, das Strenge, das Tragische seines Stoffes in irgend einem Puncte unter oder über der Linie der erkannten Wahrheit zu stehen. Man kann es bey dem täglich vorkommenden Charlatanismus morgenländischer Touristen nicht oft genug anrühmen, der Effektmalerey, der Eitelkeit, der Gefallsucht, der Unwahrheit und Rodomontade — privilegirten Anhängseln der Reisebeschreiber und Sittenmaler — sind in diesem Werke keine Opfer gebracht. Es sucht und giebt nur die Wahrheit in Wort und Bilderstich.

Ein demselben ganz eigenthümliches Verdienst ist die reiche, über das ganze Werk verbreitete Sammlung arabischer Benennungen, Phrasen und Stellen (im Kapitel der Musik ganze Strophen und Lieder), mit englischem Alphabet und einer bewunderungswürdigen Richtigkeit der ägyptischen Aussprache. Keiner Seite des Werkes fehlt dieser Schmuck, und wollte sich jemand die Mühe geben, alles was sich dieser Art in beyden Bänden vorfindet, zusammenzuschreiben und grammatisch zu ordnen, so gäbe es ein ziemlich reichhaltiges Vademecum der cairesischen Umgangssprache. Käme hiezu noch das alphabetisch geordnete Magazin der im Leben am häufigsten gebrauchten neu-arabischen Ausdrücke, wie man es am Ende von Wilkinson's Topography of Thebes findet, und würde dieß Alles fleißig dem Gedächtnisse eingeprägt, wiederholt und geübt, so dürfte zur Vollständigkeit dieses neuarabischen Cursus nicht viel fehlen. Gleich wahrheitstreu und in Gesichtslinie, Stellung und Faltenwurf von aller poetischen Licenz entfernt sind die bildlichen Darstellungen, deren mehr als hundert Stücke beyde Bände schmücken. Es sind Porträte, deren Originale man unzählige Mal in den Straßen von Cairo, in Siut, in Theben, auf Elephantine gesehen zu haben glaubt. Ein besonderer Vorzug des Werkes ist noch sein durchweg aus selbstständiger Forschung hervorgebrachter Inhalt. Hr. Lane besitzt einen solchen Reichthum eigener Wahrnehmungen, daß er nicht nöthig hat seine Vorgänger Bogenweise auszuschreiben, um die eigene Dürftigkeit zu decken, oder unter dem Scheine polemischer Dissertation über unwesentliche Dinge sich mit fremdem Schmucke zu zieren, wie man es in den meisten Schriften dieser Art, besonders aber in den neulich erschienenen vier Bänden abyssinischer Reisen durch Combes und Tamisier findet. Mit dem was diese letzteren selbst neues gesehen und erfahren, hätten sie — übrigens zwey unerschrockene junge Wanderer, kaum den vierten Theil ihrer Bogenzahl gefüllt. Das übrige mußte Pater Alvares mit den portugiesischen Glaubens-Predigern des 16. und 17. Jahrhunderts thun. Eben so wenig als mit Auszügen aus dem alten Testament, aus Herodot, Diodor, Pokocke, Niebuhr, Denon und Champollion wird der Leser in Lane's Buche mit philosophischen Betrachtungen im Sinne des großen französischen Wer-

kes über Aegypten heimgesucht, wo man z. B. in der Abhandlung über Sitten und Gebräuche, nicht die Neu-Aegyptier, sondern die kaukasischen Mamluken geschildert findet. So weit es der todte Buchstabe und das stumme Bild vermögen, vertritt Lane's Buch eine wirkliche Reise an den Nilstrom, ist aber auch denjenigen von wesentlichem Nutzen, wo nicht unentbehrlich, die das Land in der Absicht besuchen, es auch in der That kennen zu lernen. Hr. Lane denkt, schreibt, malt für den Fremdling, führt ihn mitten in die verschlossensten Kreise des islamitischen Familienlebens, öffnet ihm das Heiligthum ihrer Tempel und entfaltet anschaulich was einem weniger Eingeweihten für immer verborgen bleibt. Häufig gilt von ihm des Dichters Spruch: in tenui labor, at tenuis non gloria, da er anscheinend kleine und von andern übersehene Notizen verhältnißmäßig in ein eben so vortheilhaftes Licht zu stellen weiß wie die wesentlichen und wichtigen. So z. B. ist es nicht allgemein bekannt, daß in allen Ländern, in welchen man arabisch spricht, die Benennung Arab, ausschließlich und einzig die Beduinen im Collektivsinne bezeichnet, eine Tribus oder kleinere Abtheilung derselben gewöhnlich Orbán, das Individuum, aber unabänderlich Bedáwi, im feminin Bedawiych, genannt werde.

(Fortsetzung folgt.)

A residence at Constantinople during a Period including the commencement, progress and termination of the Greek and Turkish revolutions, etc.

(Schluß.)

Einst geschah es unserm Verfasser, daß er ohne es zu wissen, auf einer seiner botanischen Wanderungen den Kreis der Wachen überschritt und ganz nahe ans Zelt des Sultans kam, dieser that, als bemerke er es nicht. In frühern Zeiten hatte ein Fremder in solchem Falle das Leben verwirkt. — Mahmud ist ein ausgezeichneter Bogenschütze und überhaupt in vielerley Leibesübungen sehr geschickt. Bey der Wahl seiner Günstlinge sieht er oft sehr aufs Aeussere und ist deßhalb nicht immer darin glücklich. Gegen Fremde beträgt er sich mit seltener Schonung und Artigkeit. Als er im Jahre 1831 (1246 der Hedschra) mehrere Provinzen seines Reiches selber besuchte und in Augenschein nahm, war jeder Schritt seiner Reise mit Wohlthaten für das Land bezeichnet; ein besserer Anbau des wüste liegenden fruchtbaren Bodens wurde eingeleitet, vor allem aber eine bessere Einrichtung der Schulen beschlossen, zu welchem Zwecke der Großsultan 100,000 Piaster nur an die Schulen der Hauptstadt und ihre Vorstädte vertheilen ließ, an welcher Gabe auch die griechischen und armenisch-katholischen Schulen Theil nahmen. Denn bey dieser und vielen andern Gelegenheiten verrieth dieser Herr eine große Zuneigung zu den Christen und hohe Achtung gegen die Religion derselben.

Walsh erlebte noch im August 1831 jenen furchtbaren Brand in Pera, bey welchem auch der Pallast der englischen Gesandtschaft zu Grunde gieng. Bey dieser Gelegenheit bildete mit der Ehrlichkeit der türkischen Lastträger, die das gerettete Geld hinwegtrugen, die Raubsucht der griechischen Klephten einen für die Christen betrübenden Contrast. Im May 1832 endigte sein Aufenthalt in Konstantinopel. Ich hatte daselbst — so schließt er seinen Bericht — den Anfang und Fortgang zweyer großer Revolutionen erlebt; das eine war die Emancipation der Griechen von der Herrschaft der Türken, die andere war die der Türken selber von der ursprünglich hoffnungsloser erscheinenden Herrschaft der Vorurtheile und der Unwissenheit. Auf meiner ersten Hinreise sahe ich Athen in dem Zustand einer erbarmenswürdigen Erniedrigung, anjetzt ist es der Sitz der Regierung, eines freyen und unabhängigen Volkes; ich fand Constantinopel ganz der Macht der Finsterniß und Barbarey unterworfen und nun ist es der Träger der bedeutungsvollsten Keime einer neuen geistigen Gestaltung des Orients geworden.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. October.

Nro. 204. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

An account of the manners and Customs of the Modern Egyptians, written in Egypt during the years 1833 — 34, and — 35, etc.

(Fortsetzung.)

Dagegen nennen sich die Eingebornen von Kairo nach dem landüblichen Namen ihrer Stadt El-Masriyin, Ewlád Masr, oder Abl Masr und Ewlád el-Beled, d. i. Kinder, oder Volk von Masr, Söhne von Masr; oder im Singular, Masri, Ibn Masr, Ibn el-Beléd, deren Feminin Masriyéh, Bint Masr, und Bint el-Beléd lautet. Im Gegensatze dieser „Kinder der Stadt," wird das landbauende Volk el-fellähhin; sing; fellàh; femiuin. fellähhah genannt, ein Ausdruck, der nach seiner Etymologie, ein Furchenziehendes Wesen bedeutet, und nur im Mund der dummstolzen Osmanli den Nebenbegriff des in Verachtung, Niedrigkeit und Armseligkeit schmachtenden Unterthanen-Volkes mit sich führt. Uebrigens hat sich dieses Wort auch in die Neugriechische Sprache, besonders in den noch zum Türken-Reiche gehörigen Provinzen eingedrängt, wo das Bauernvolk selten οἱ Χωριάταις, häufig aber οἱ φελλάχιδες heißt. Oft genug hört man aber auch im freyen Griechenlande, namentlich auf den Cycladischen Inseln, strenge Gebieter ihren Domestiken zurufen: μβιρμβάντιδες, κουϊώνιδες, μὴν κάμνετε μασκεράδες! d. i. Schlingel, Schurken, macht mir keine Dummheiten!

Wollte man den Leser auf den vollen Inhalt und den ganzen Reichthum aufmerksam machen, den der gelehrte Verfasser durch ungewöhnliche Vertrautheit mit arabischem Familienleben, weiblicher Toilette, täglicher Umgangssprache, und gewissen — hauptsächlich das innere Wesen, Seyn und Thun eines Volkes bezeichnenden Schattirungen in seinem Werke niederlegt, so müßte ein solcher Versuch die vorgesteckten Grenzen überschreiten. Auch ist es schwer, hier auszugsweise vorzuschreiten, weil das ganze Gedankengewebe innerlich zusammenhängt, und am aufgestellten Gemälde kein Pinselstrich überflüßig ist. Man vergleiche nur die Abschnitte über Kindheit und früheste Erziehung; Religion; Häusliches Leben der obern, mittlern und untern Volksclassen; Aberglauben, Magie und Zauberkünste, und man wird schnell erkennen, wie viel aus diesem Buche neues zu lernen sey, oder wie viele irrige Vorstellungen durch Hilfe desselben berichtigt werden können.

Die Frage, ob die Erziehung im älterlichen Hause oder in der öffentlichen Schule vortheilhafter sey, beenget ägyptische Eltern wenig. Man begnügt sich dem Knaben einige Religionsgrundsätze einzuflößen, und überläßt ihn dann, wenn man die Kosten bestreiten kann, der Sorge eines Schulmeisters. So früh als möglich wird das Kind abgerichtet zu sagen: „Ich bezeuge, daß es keine Gottheit gebe ausser Gott, und ich bezeuge, daß Mohammed Gottes Apostel ist." Stolz auf seine Religion, und Haß gegen die Christen und alle anderen Secten, die Seinige ausgenommen, ist die erste Lection des jungen Islamiten; Lesen, und den Koran ganz oder zum Theil recitiren, sammt den gewöhnlichen Regeln der Arithmetik sind dann die nächsten und gewöhnlich einzigen Gegenstände des Schulunterrichts.

Die Schulanstalten sind zahlreich nicht nur in Kairo, sondern in jeder bedeutenden Stadt Aegyp-

tens; eine wenigstens hat sogar jedes Dorf. In der Hauptstadt ist gewöhnlich mit jeder Moschee, mit jedem öffentlichen Brunnen, und jeder Viehtränke eine Anstalt dieser Art verbunden. Der Sold für den Lehrer wird, wie bey uns, theils aus milden Stiftungen, theils aus dem von den Aeltern wöchentlich zu erlegenden Schulgelde bestritten. Ungefähr einen Silbergroschen bringt jeder Knabe jeden Donnerstag dem Scheich oder Ficki (Meister der Schule). Freytags ist Ruhetag für Schüler und Lehrer. Die an einer Moschee oder einem öffentlichen Gebäude in Kairo angestellten Lehrer erhalten noch überdieß aus frommen Vermächtnissen jährlich eine rothe Mütze, ein Stück weißen Muslin zu einer Kopfbinde, ein Stück Leinwand und ein Paar Schuhe: von den Schülern aber erhält jeder aus denselben Fonds jährlich ein leinenes Käppchen, vier oder fünf Ellen Bauwollenzeug, zwölf Ellen Leinwand, ein Paar Schuhe, und einen Silbergroschen. Vertheilt werden diese Gaben im Monat Ramadan, d. i. der acht und zwanzigtägigen Fastenzeit der Moslim. Von öffentlichen Prüfungen, von Preisvertheilung, Katalog, Programm, Schulinspection u. dgl., weiß man in Aegypten nichts; nur die Strafen kennt man. Unartigen Knaben gibt man Schläge auf die Fußsohle mit einem Palmstock. Die Leseübungen sind gewöhnlich auf weiß bemalten Holztafeln geschrieben; und sobald die Lection gelernt ist, wird die Tafel abgewaschen und eine zweyte Uebung aufgeschrieben. Auf derselben Holztafel wird auch der Schreibunterricht ertheilt. Der Schulmeister mit seinen Zöglingen sitzt auf dem Boden, und jeder Knabe hat seine Tafel in der Hand, oder auch eine Abschrift des Koran oder eines Abschnittes desselben auf einer Art kleinen Pultes aus Palmstäben vor sich liegen. Die Lesen lernenden Knaben recitiren alle zu gleicher Zeit ihre Lection laut, wobey sie unabläßig Kopf und Leib vor- und rückwärts bewegen, um dadurch, wie man glaubt, das Gedächtniß zu unterstützen. Das Gesumme einer solchen Schule, besonders wenn sie zahlreich besucht ist, hört man in Kairo weit über die Strasse.

Zuerst lernt der Knabe die Buchstaben des ABC; dann die Vokalpuncte und andere orthographische Zeichen; endlich den Zahlwerth jedes Buchstaben des ABC. Vor dem Beginne dieser dritten Stufe im Leseunterricht des Zöglings pflegt der Lehrer die Holztafel mit schwarzer und rother Dinte zu zieren und grün zu bemalen; dann schreibt er die Buchstaben nach ihrem arithmetischen Range darauf und schickt sie dem Vater des Schülers, von dem er sie dann mit einem oder zwey Piaster (2 oder 4 Silbergroschen) belegt, zurückerhält. Bey jeder neuen Unterrichtsstufe wiederholt der Ficki diese Praxis. Nach Erlernung des Zahlwerthes der Buchstaben wird die Tafel zuerst mit einzelnen Namen beschrieben, dann mit den 99 Eigenschaften Allahs, endlich mit dem ersten, nur aus 32 Wörtern bestehenden Kapitel des Koran, und dieses liest der Knabe bis er es vollkommen auswendig weiß. Dann geht man zum letzten, vorletzten und drittvorletzten Kapitel über, und sofort in umgekehrter Ordnung bis zum zweyten Kapitel, da die Länge derselben gleichfalls dieser Ordnung folgt. Schreibunterricht ertheilt der Schulmeister selten, und wenige Knaben erlernen diese Kunst, außer es ist einer für ein Geschäft bestimmt, wo sie unentbehrlich ist. In diesem Falle wendet man sich gewöhnlich an einen Kabbani, d. i. an einen Mann, der auf Marktplätzen oder in Kaufhäusern mit einer Schnellwage Güter abwägt. Für Theologie und andere gelehrte Professionen besteht ein vollständiger Cursus bey der großen Moschee El-Ashar.

Primär-Unterricht im älterlichen Hause wird durch einen gedungenen Ficki auch nur selten ertheilt, und überhaupt lernt der islamitische Knabe von seinem Vater nichts als die gesetzlichen Abwaschungen mit den vorgeschriebenen Gebetsformeln und der allgemeinen Pflichtenlehre eines Koran-Anhängers. Wenn sieben Jahre alt, soll der junge Mohammedaner beten lernen, und wenn er es mit zehn Jahren noch nicht kann, soll er nach Anordnung des Propheten mit Schlägen genöthiget werden. Auch muß der Knabe mit zehn Jahren abgesondert schlafen. In Aegypten jedoch beten wenige Personen vor dem Alter der Mannbarkeit. Mädchen lernen in der Regel weder Lesen, noch schreiben; selbst beten lernen nicht viele, in den höhern, wie in den untern Classen des Volks.

Gelehrsamkeit als solche, wenn nicht unmit-

telbar eine practische Nutzanwendung mit derselben verbunden ist, hat in Aegypten keinen Sinn. Auch von amtlichem Schulzwange, Ermunterung und Belohnung von Staatswegen, oder irgend einer andern gesellschaftlichen Auszeichnung für cultivirte Geister weiß man in jenem Lande nichts. Es ist eine Eigenthümlichkeit der türkischen Dynastie'n eine profunde Verachtung besonders für unfruchtbares, speculatives Wissen an den Tag zu legen. Und wenn die Gelehrsamkeit weder Brod, noch Reichthum, noch Macht verleiht, warum soll man mit Mühseligkeit nach ihrem Besitze ringen? „Seht nur unsern großen Pascha an, spricht der Aegyptier, er und die meisten seiner hohen Beamten sind nach europäischer Ansicht zu urtheilen, Ignoranten, haben nicht einmal Lesen und Schreiben gelernt, aber dennoch die Herrschaft über weite und reiche Länder errungen, und sich alle Genüsse eines glückseligen Lebens bereitet. Wenn Sieg, Regierungskunst und Lebensgenuß — die anerkannt größten Güter der Sterblichen — von Schulgelehrsamkeit unabhängig sind, wozu dient denn diese letztere?

Besonders lehrreich und zum Theil unterhaltend wird der Leser den Abschnitt über „Religion und Gesetze, Sittenpolizey und Kirchendisciplin" finden. Daß die mohammedanische Religion bey den Arabern El-Islam genannt werde; Iman und Din aber die besondern Ausdrücke für Glaube und religiöse Praktik sey, ist keine überflüßige Bemerkung. In eine weitere Erörterung dieses wichtigen, und in seinen Einzelheiten noch nicht von jedermann deutlich erfaßten, und unsers Wissen nirgendwo mit so viel Takt, Vollständigkeit und lichtvoller Ordnung zusammengestellten Gegenstandes, kann hier unmöglich eingegangen werden. Den Wortinhalt der mohammedanischen Gebete zu den verschiedenen Tageszeiten mit allen — jedem besondern Umstande angemessenen frommen Exclamationen und Sprüchen findet man gewiß in keinem andern Werke so umfassend, und zum Theil in der Ursprache verzeichnet, wie in diesem.

Wenn der Islam in manchem Lehrsatze mit dem Mosaischen und christlichen Bekenntnisse zusammenfällt, so sind sie doch in Kirchenpolizey und Priesterstand wesentlich verschieden. Der Pentateuch und besonders das Evangelium haben für Reinerhaltung und Hut der Lehre einen hierarchisch abgegliederten, mit einem unaustilgbaren Merkmal höherer Sendung und Weihe geheiligten, streng in sich abgeschlossenen, und für ewige Zeiten geltenden Lehr- und Priesterstand geschaffen. Man zählt unter uns entweder zur ecclesia militans, oder zur ecclesia audiens; man ist entweder Priester oder Laie. Ganz verschieden von unserer Einrichtung ist dagegen bey den Bekennern des Islam jedermann Priester, jedermann Laie, oder mit andern Worten, es giebt bey ihnen keinen eigentlichen Priesterstand; sie haben nur kirchliche Funktionäre, ohne Autorität über andere Personen, und ohne daß sie irgend eine besondere Achtung genössen ausser derjenigen, welche frommer Wandel und Gelehrsamkeit jedermann verschaffen. Sie sind nicht, wie unser Clerus, eine abgesonderte Klasse von Männern, ausschließlich für religiöse Verrichtungen bestimmt, und gleichsam eine unauflösbare Brüder-Gemeinschaft bildend. Bey den Mohammedanern kann ein Mann, der als Imam oder Mosche-Priester funktionirt, durch den Civilverwalter eben dieser Mosche seines Amtes enthoben werden, und er verliert dann mit der Stelle und dem Salar auch den Titel eines Imam, und hat keine größeren Ansprüche neuerdings für priesterliche Verrichtungen gewählt zu werden, als jedes andere hiezu geeignete Individuum. Auch sind die geistlichen Besoldungen so geringe, daß niemand von der Kirche allein leben könnte. Ein ordentlicher Mosche-Priester bezieht nicht mehr als etwa 9 Silbergroschen monatlich, und kirchliche Verrichtungen zweyten Ranges, z. B. die eines Freytags-Predigers, werden gar nur mit 2 Groschen monatlich vergütet. Gewöhnlich treiben die Imame Krämergeschäfte, sind Drogisten oder Parfümeriehändler, Schreiber oder Schulmeister.

Daß bey einer solchen Stellung von tiefern und lebendigen Studien, und von fortschreitender Ausbildung in der Gottesgelahrtheit, in der Homiletik u. dgl. keine Rede seyn kann, ist von selbst klar. In der islamitischen Kirche ist alles stereotyp; Gebetsformeln und Kanzelvorträge gehen wie ein medicinisches Receptenbuch aus alten Zeiten von Hand zu Hand, gleichsam erblich fort. Ein solches Predigtbuch — diwán kutab — worin Ex-

hortationen auf jeden Freytag im Jahre, so wie auf die beyden großen Festtage des mohammedanischen Kalenders standen, wußte sich Hr. Lane von dem damaligen Katib, oder Freytagsprediger der großen Moschee, Gab-el-Mewla, zu verschaffen, und giebt daraus eine Uebersetzung des am ersten Freytage des arabischen Jahres recitirten und von ihm selbst angehörten Vortrags, dessen Original, wie gewöhnlich, in gereimter Prose ist.

Der Seltenheit wegen soll dieses Muster arabischer Kanzelberedsamkeit in wörtlich treuer Uebertragung hieher gesetzt werden.

„Preis sey Gott, dem Erneuerer der Jahre, und dem Mehrer der Gunst, und dem Schöpfer der Monde und Tage, nach Eingebung seiner vollendeten Weisheit und bewunderungswürdigen Erkenntniß. Er hat in Würde erhoben die Monate der Araber über alle Monate, und ausgesprochen, daß unter den edelsten derselben el-Moharrem der Geheiligte ist; er beginnt mit diesem das Jahr, wie er es mit Su-l-Hedscheh geschlossen hat. Wie gedeihlich ist der Beginn, und wie gut ist das Ende! Ich bekräftige seine absolute Glorie, und erkläre Ihn frey von aller Beygesellung einer andern Gottheit mit Ihm. Er hat wohl bedacht, was Er schuf, und hergestellt was Er sann, und Er allein hat die Macht zu schaffen und zu vernichten. Ich preise Ihn, bekräftige seine absolute Glorie, und erhöhe seinen Namen für die Erkenntniß und die Begeisterung, die Er gnädigst verliehen; und ich bezeuge, daß es keine Gottheit gebe ausser Gott allein; Er hat keinen Gefährten; Er ist der heiligste König; der Gott des Heiles: und ich bezeuge, daß unser Herr, unser Prophet und unser Freund Mohammed sein Diener, sein Apostel, sein Auserwählter und sein Vertrauter ist, der Führer auf dem Wege und die Lampe in der Finsterniß. O Gott! begünstige, erhalte und segne diesen edeln Propheten, diesen Führer und ausgezeichneten Apostel mit einem gnadenvollen Herzen, unsern Herrn Mohammed, und seine Familie, und die Leute seines Hauses, die edeln Personen! und behüte sie gnädiglich!

O ihr Diener Gottes! Euer Leben ist stufenweise kürzer geworden, und Jahr um Jahr ist vorübergegangen, und ihr schlummert auf dem Bette der Trägheit und auf den Polstern des Stumpfsinnes. Ihr wandelt auf den Gräbern eurer Vorfahren und habt nicht bange vor dem Nahen des Geschickes und des Untergangs, als wenn andere aus der Welt gehen, ihr aber auf derselben zurückbleiben müßtet. Ihr freuet euch über jedes neue Jahr als brächte es euch Zuwachs für euer Lebensziel; ihr schwimmet in den See'n der Begierden, und erweitert eure Hoffnungen, und gehet in euren Anmassungen weiter als alle andern Völker, im Gutesthun aber seyd ihr verdrossen. O was ein großes Unglück ist dieß! Gott belehret euch in verblümter Rede. Erkennet ihr nicht, daß im Verschwinden der Zeit durch Trägheit und Schlummer großes Unglück ruht? Erkennet ihr nicht, daß in Verkürzung des Lebens durch Umfluß der Jahre eine große Warnung liegt? Erkennet ihr nicht, daß die Nacht und der Tag das Leben zahlreicher Seelen trennet? Erkennet ihr nicht, daß Gesundheit und Verstand zwey Segnungen sind, nach welchen viele Menschen trachten? Allein die Wahrheit ist nur jenen kund, welche Augen haben. Ihr stehet nun zwischen zwey Jahren: eines ist vergangen und zu Ende gekommen mit seinen Uebeln; und ein anderes habt ihr angetreten, in welchem, so Gott will, die Menschheit Erleichterung finden wird. Ist einer unter euch, der sich fest vornimmt in diesem Jahre Gutes zu wirken, und seine frühern Fehltritte zu bereuen? Glücklich ist derjenige, welcher Buße thut für das Vergangene in der Zeit, welche nun kommt; elend ist dagegen derjenige, dessen Tage vorübergehen, und der sich nicht kümmert um seine Zeit. Dieses neue Jahr ist angekommen, und der geheiligte Gottesmonat ist eingetroffen mit Segnungen für euch, — der erste Monat des Jahres und der vier heiligen Monate, wie es in der Schrift heißt, der preis-, ehr- und achtungswürdigste: sein Fasten ist das beste unter allen Fasten nach dem pflichtgemäßen; und in ihm Gutes zu wirken ist unter allem Wünschenswerthen das vorzüglichste. Wer immer von ihm Gewinn ärnten will, der soll fasten den neunten und zehnten Tag, um Hülfe flehend. Entziehet euch diesem Fasten nicht aus Schlaffsinn, und weil es euch zu hart scheint; genüget ihm vielmehr in der besten Weise, und ehret es mit den besten Ehren, und wendet eure Zeit gut an durch Gottesdienst Morgens und Abends. Wendet euch zu Gott mit Reue bevor euch der Tod erfaßt: Er ist der Gott, der seine reuigen Diener aufnimmt und Sünden vergiebt. — Gottes Apostel (Gott segne und schirme ihn) hat gesagt, „das beste Gebet, nach dem vorgeschriebenen, ist das Gebet, welches in der Nacht verrichtet wird, und das beste Fasten nach dem Ramadan, ist das im Gottes-Monat El-Moharrem.“ Betet zu Gott! — Amen! Amen!“

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. October.

Nro. 205. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

An account of the manners and Customs of the Modern Egyptians, written in Egypt during the years 1833 — 34, and — 35, etc.

(Fortsetzung.)

Nur ungerne überschlagen wir die Abschnitte über „Regierung und ihre Polizey," über „Häusliches Leben, Heirath und Harem," besonders aber den über die „Gebräuche der ägyptischen Gesellschaft, über Sprache, Literatur und Wissenschaft," mit ihrem ganzen Reichthum neuer, jederzeit aus dem Alltagsleben gegriffenen und mit Einflechtung besonderer Vorfälle geschmückter Beobachtungen, weil uns noch niemand ein so klar gezeichnetes Bild über ägyptisches Weben und Leben vorgehalten hat. Der Weg der Anekdote und speciellen Ereignisse ist in solchen Dingen immer der beste, weil er den Erzähler von leerer Declamation und nutzlosen philosophischen Betrachtungen — gewöhnlicher Deklappen der Unwissenheit — bewahrt. Es ist sehr klug von Hrn. Lane in Auseinandersetzung der innern Verwaltung sich aller Invectiven gegen den Landesherrn zu enthalten; er begnügt sich durch Erzählung wahrhafter Begebenheiten den Geist mohammedanischer Herrschaft zu enthüllen, und überläßt es ganz dem Leser sein Urtheil zu fällen und der Sache den rechten Namen zu geben.

Dagegen dürfen wir es uns nicht versagen, Einen Gegenstand näher zu berühren, in welchem das dem Pharaonischen sonst so unähnliche moderne Aegypten seine alte Reputation beynahe vollständig erhalten hat. Aegypten war von jeher das Land des Aberglaubens, der Zauberey, der Astrologen und Geisterbanner. Es ist ein merkwürdiger Zug im Volkscharakter Aegyptens und auch anderer Länder des Orients, daß Moslim, Christen und Juden, ungeachtet sie sich dogmatisch gegenseitig verabscheuen, doch bereitwillig einer des andern religiösen Brauch zu Hülfe nehmen Bey Krankheiten erbitten sich Moslim häufig das Gebet christlicher und jüdischer Priester: Christen und Juden dagegen flehen in gleichen Umständen die Hülfe mohammedanischer Heiligen an. Und viele Christen in Kairo machen häufige Besuche bey solchen lebenden Wundermännern, küssen ihre Hand, erbitten sich Gebet, Rath und Prophezeihung, geben ihnen Geld und andere Geschenke.

Ein großer Theil des ägyptischen Aberglaubens ist durch die Religion geheiligt, und der vorzüglichste darunter ist der Glaube an die Dschinn, oder Genien, ein Mittelding zwischen Engel und Menschen, aus Feuer gebildet und vermögend Gestalt und materiellen Bau von Menschen, Thieren und Ungethümen anzunehmen, und sich nach Belieben unsichtbar zu machen. Sie sind, nach der Volksmeynung, präadamitischen Ursprungs, essen, trinken, pflanzen sich fort, unter sich sowohl als in Verbindung mit menschlichen Wesen, und sind, obgleich sie mehrere Jahrhunderte leben, zuletzt dennoch dem Tode unterworfen. Ihr vorzüglichster Wohnplatz ist in der Bergkette Kaf, die sich nach der Lehre der islamitischen Geographie um die ganze Erdfläche, wie ein unübersteiglicher Wall, herumzieht. Von diesen Genien glauben einige an den Islam, andere sind ungläubig, beyde aber flößen den Arabern jeglicher Classe große und beständige Furcht ein. Kein Araber schüttet Wasser aus, spuckt, wirft einen Dattelkern ꝛc. auf den Boden ohne sein „Destûr, oder Destûr ya Mubârekîn," d. i. Er-

laubniß, Verzeihung, ihr Gebenedeyten! auszurufen.*) Denn nach der gemeinen Vorstellung durchstreifen diese Genien unabläßig Erde und Luft, bewohnen Flüße, verfallene Häuser, Quellen, Bäder, Oefen und sogar die latrinae, sausen im Wirbelwind, erfüllen allen Raum, setzen sich oft, wenn boshaft oder gereizt, auf die Hausdächer oder Fenster in Kairo und andern Städten Aegyptens, und werfen Ziegel und Steine auf die Straße und in den Hof herab. Daher unter den Mohammedanern das ewige Gemurmel Destûr! Destûr! Ueber diesen Geisterglauben, so wie über den ganzen Umfang des ägyptischen Heiligen, Derwisch- und Zauberwesens spricht Hr. Lane so umständlich, kenntnißreich und erschöpfend, erzählt so sonderbare und ergötzliche Vorfälle, die er theils selbst gesehen, theils im Verkehr mit den Gelehrten des Landes erfahren hatte, daß wir sein Buch vorzüglich in diesem Puncte als die lauterste und reichste Quelle der Unterhaltung und der Erkenntniß anpreisen dürfen. Die Zauberkünstler und Taschenspieler im modernen Memphis scheinen diesen Erzählungen zufolge „den weisen Männern und Zauberern Pharao's" in keinem Puncte nachstehen.

Herr Lane, wie alle Europäer, in solchen Dingen etwas schwergläubig, wollte mit seinen eigenen Augen die Leistung eines zu jener Zeit in Kairo berühmten Magikers sehen. Es war der Scheich Abd el-Kadr el Maghrebi, ein stattlicher Mann mit braunem Barte und grünem Turban, in der Unterhaltung gesprächig und ungezwungen. Hr. Lane hatte Gesellschaft bey sich, und der Magiker begehrte für Zurüstung seines Zauberspiegels eine Schilffeder mit etwas Dinte, Papier und eine Scheere; schnitt vom Papier einen schmalen Streifen ab, und beschrieb ihn mit gewissen Beschwörungsformeln und noch einen andern Zauberspruch, den er zur Vollführung seines Experiments für wesentlich erklärte. Er machte kein Geheimniß daraus, und theilte Hrn. Lane auf Verlangen alsogleich eine Abschrift mit, indem er zugleich mündlich beyfügte, daß der glückliche Erfolg seines Vorhabens durch den Einfluß der beyden ersten Worte „Târschun und Taryûschun" — Namen zweyer Dschinn, seiner besondern Freunde — bewirkt werde. Hr. Lane verglich die Abschrift mit dem Original, und fand sie genau übereinstimmend. Im Buche selbst, (I. 349) steht das facsimile, welches wir sammt Aussprache und Uebersetzung der Seltenheit wegen hier dem Leser vorlegen wollen.

طرشن طريوسن انزلوا
انزلوا احضروا اين مذهب
الامير وجنوده اين الاحمر
الامير وجنوده احضروا
يا خدام هزه الاسماء

وهزا الكشف فكشفنا عنك
غطاءك فبصرك اليوم
حديد صحيح صحيح

Târschun! Taryûschun! ensilu!
ensilu! ahhdhru! aîn müshib
el-emir udschünudhu? am El-Ahhmar
el-emir udschünudhu? ahhdhru
îa chuddâm hesa el-esmaî!

we hesa el-keschf fakaschafna ânka
ghithâk fabasaruk el-jaum
hhadid Sahhyhh! Sahhihh! —

das ist:

„Tarschun! Tarjuschun! steiget herab!
Steiget herab! Erscheinet! Wohin ist gegangen
Der Fürst und seine Schaar? Wohin El-Ahhmar
Der Fürst und seine Schaar? Erscheinet
O Diener dieser Namen!"

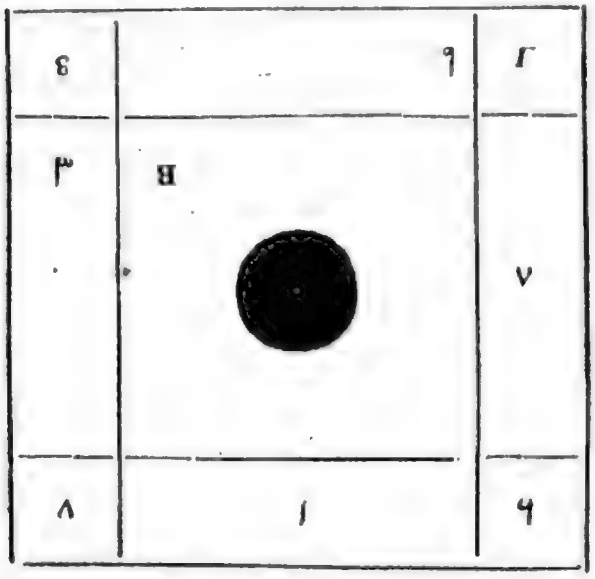
„Und dieses ist die Enthüllung! Und wir haben
weggezogen von dir
Deinen Schleyer; Und dein Blick ist heute
eisern.*) Richtig! Richtig!"

*) دستور يا مباركين

*) d. i. durchdringend, scharf.

Nachdem der Magiker dieſe Invocation und Zauberformel geſchrieben hatte, trennte er die erſte von der zweyten mit der Schere, und ſchnitt erſtere wieder in ſechs Streifen. Dann erklärte er Hrn. Lane, daß die zweyte Formel beſtimmt ſey dem Knaben in übernatürlicher Weiſe die Augen zu öffnen, und zu bewirken, daß ſein Blick in die uns unſichtbare Welt eindringe.

Auf des Magikers Anordnung hatte Hr. Lane für etwas Weihrauch und Koriander-Saamen geſorgt, und ein Becken mit glühenden Kohlen herbeygeſchafft. Dieß alles wurde zugleich mit einem Knaben in's Zimmer gebracht. Den Knaben ſelbſt hatte man, nach Hrn. Lane's Wunſch, auf der Straſſe, mitten aus einem Haufen Kinder ausgewählt, die eben von einer Fabrik heimgingen; er war ungefähr acht bis neun Jahre alt. Auf die Frage, welcherley Perſonen in den magiſchen Dintenſpiegel blicken könnten, ſagte der Zauberer, dieß könnten nur ein Knabe vor der Mannbarkeit, eine Jungfrau, eine ſchwarze Sclavin und ein ſchwangeres Weib. Das Beken wurde vor den Magiker und den Knaben geſtellt, und letzterer auf einen Stuhl geſetzt. Nun mußte Lane's Diener etwas Weihrauch und Koriander-Saamen auf die Kohlen legen; dann faßte der Magiker des Knaben rechte Hand, zog auf der Innenſeite derſelben ein Zauber-Diagramm, von dem wir hier gleichfalls eine Kopie geben,



ſchrieb die arabiſchen Zahlbuchſtaben hinein, goß in den Mittelpunct ein wenig Dinte, und befahl dem Knaben hineinzuſchauen, und ihm dann zu ſagen, ob er ſein Antlitz darin ſehen könnte. Der Knabe erwiederte, daß er ſein Antlitz deutlich ſehe. In der ganzen Zwiſchenzeit hielt der Zauberer des Knaben Hand feſt, und ſagte ihm, er ſoll unverwandten Blickes fort und fort hineinſchauen, und ſeinen Kopf nicht aufheben.

Dann nahm er einen von den ſechs Papierſtreifen, worauf die Beſchwörungsformel geſchrieben war, legte ihn auf die glühenden Kohlen und den Weihrauchdampf, der bereits das ganze Zimmer erfüllte; hiezu murmelte er unverſtändliche Worte, die er nur manchmal unterbrach, um dem Knaben eine Frage zu ſetzen, oder zu erfahren was er eben ſehe. Die zweyte Zauberformel, die einen Koranſpruch enthält, legte er an die Stirnſeite innerhalb der Mütze des Knaben, und fragte dann, ob er im Dintenſpiegel etwas ſehe. Anfangs hieß es „Nein"; aber etwa eine Minute nachher fing der Knabe zu zittern an und ſagte voll Schrecken: „Ich ſehe einen Mann, der Boden feget." „Sobald er fertig iſt," erwiederte der Magiker, „ſage es mir." „Jetzt" ſagte der Knabe, „iſt er fertig." Der Zauberer unterbrach von neuem ſein Gemurmel und fragte den Knaben, ob er wiſſe was eine Fahne ſey, und ließ ihn dann auf ſeine Bejahung zu dem Manne im Dintenſpiegel ſagen: „Bring eine Fahne." Der Knabe that es, und ſagte alſogleich: „Er hat eine Fahne gebracht." „Von welcher Farbe fragte der Magiker; „Roth," antwortete der Knabe. Man befahl ihm dann, eine andere zu begehren; was er that; und bald darauf ſagte er, man habe eine zweyte gebracht, und zwar eine ſchwarze. In gleicher Weiſe ließ man ihn eine dritte, vierte, fünfte, ſechſte und ſiebente Fahne begehren; die er dann als nach der Reihe herbeygebracht beſchrieb, und ihre Farben als weiß, grün, ſchwarz, roth und blau bezeichnete. In der Zwiſchenzeit warf der Magiker den zweyten und dritten Papierſtreif mit der Beſchwörungsformel in das Kohlenbecken, und ließ wiederholt Weihrauch und Koriander Samen auf die Kohlen ſtreuen, daß zuletzt der Rauch dem Auge peinlich ward, dann mußte der Knabe ſagen: „Bring des Sultans Zelt, und ſchlag es auf." Er that

es, und eine Minute nachher sagte er: „Mehrere Männer haben ein Zelt gebracht, ein weites, grünes Zelt, sie schlagen es auf, jetzt sind sie fertig.“ „Nun“, sagte der Magiker, „laß die Soldaten kommen, und ihr Lager rund um des Sultans Zelt aufrichten.“ Der Knabe that, wie man ihm sagte; und fügte unmittelbar hinzu: „Ich sehe eine große Menge Soldaten mit ihren Zelten: sie haben ihre Zelten aufgeschlagen.“ Dann mußte er den Soldaten befehlen, sich in Reih und Glied zu stellen; und kaum war der Befehl gegeben, sagte er auch schon, daß alles in Reih' und Glied stehe. Darauf warf der Zauberer den vierten, und etwas später den fünften Streif auf das Kohlenbecken, und sagte zum Knaben: „Befiehl einem der Leute er soll einen Ochsen bringen.“ Der Knabe gab den Befehl und sagte: „Ich sehe einen Ochsen: er ist roth: vier Männer schleppen ihn; und drey schlagen darauf.“ Dann mußte er ihn schlachten, zerhauen, das Fleisch in Bratpfannen legen und kochen lassen. Er that, wie man ihm andeutete; und beschrieb jede dieser Verrichtungen als unter seinen Augen vor sich gehend. „Sag den Soldaten sie sollen das Fleisch essen.“ Der Knabe that es, und sagte: „Sie essen es; jetzt sind sie fertig und waschen sich die Hände.“ Darauf ließ ihn der Zauberer den Sultan rufen; und der Knabe wie er dieses gethan hatte, sagte also gleich: „Ich sehe den Sultan nach seinem Zelte reiten, auf einem kastanienbraunen Pferde; auf dem Kopfe hat er eine hohe, rothe Mütze: er ist vor dem Zelte abgestiegen, und hat sich darinnen niedergesetzt.“ „Laß sie dem Sultan Kaffee bringen,“ sagte der Magiker, „und den Hof um ihn bilden.“ Die Befehle wurden gegeben und, wie der Knabe sagte, augenblicklich vollzogen. Jetzt ward der letzte von den sechs kleinen Papierstreifen auf das Becken gelegt, und bey häufigem Wiederholen der Beschwörungsformel zwey oder dreymal vom Magiker gerufen: „Wenn sie Nachweisung verlangen, gebt sie ihnen; und redet wahr.“ —

Hierauf wendete er sich zu Hrn. Lane, und fragte, ob er wünsche, daß der Knabe etwa eine andere abwesende oder verstorbene Person sehe. Hr. Lane nannte den Lord Nelson, von welchem der Knabe offenbar nie etwas gehört hatte; denn nicht ohne große Schwierigkeit konnte er es dahin bringen, nach und nach den Namen auszusprechen. Der Magiker ließ dann den Knaben zum Sultan im Dintenspiegel sagen — „Mein Meister grüßet dich, und wünschet, du möchtest Lord Nelson bringen: bring ihn unter meine Augen unverzüglich, damit ich ihn sehe.“ Der Knabe sagte es, und setzte unmittelbar hinzu: „Ein Bote ist abgegangen und wieder gekommen: er hat einen Mann gebracht in schwarzem Kleide nach fränkischem Zuschnitte: der Mann hat den linken Arm verloren.“ Dann hielt der Knabe einen oder zwey Momente an, sah schärfer und näher in den Dintenspiegel und sagte: “Nein er hat seinen linken Arm nicht verloren, er liegt ihm auf der Brust.“ Diese Berichtigung machte die Beschreibung noch schlagender als sie es ohne dieselbe war: denn Lord Nelson trug gewöhnlich den leeren Aermel an die Brust des Kleides geheftet: allein es fehlte ihm nicht der Linke, sondern der rechte Arm. Ohne merken zu lassen, daß er hierin einen Irrthum vermuthe, fragte Hr. Lane den Magiker, ob die Gegenstände in der Dinte in ihrer wahren Stellung wie vor dem Auge erscheinen, oder ob sie sich wie im Spiegel darstellen, der aus rechts links mache. Die Antwort war, daß sie wie im Spiegel erscheinen, und so wurde des Knaben Beschreibung fehlerlos.

Die nächste Person, die man erscheinen machte, war ein geborner Aegyptier, der seit vielen Jahren in England wohnte, sich europäisch trug, und zur Zeit als Hr. Lane die Insel verließ, an einer langen Krankheit darniederlag. Schon bey einem frühern Besuche des Magikers hatte ein anderer Knabe diesen Mann gerade so im Dintenspiegel erblickt und beschrieben, wie ihn Hr. Lane das letzte Mal gesehen hatte. Jetzt aber sagte der Knabe, „hier bringt man einen Mann auf einer Art Bahre, und in ein Leintuch eingehüllt.“ — Diese Beschreibung war nur dann passend, wenn die fragliche Person noch krank, oder gar gestorben war.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. October.

Nro. 207. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Nicolaus Lenau's Gedichte. Dritte Auflage. 1837.

Die neuromantische Poesie ist in Deutschland noch immer die Poesie des Tages. Von den meisten Dichtern sowohl als bey weitem von den meisten Lesern wird sie für die höchste, und so zu sagen, für die eigentlich poetische Poesie gehalten. Wenn man die romantische Poesie überhaupt als eine Poesie der Seele bestimmen kann, bey deren Hervorbringung nämlich die Seele vorherrschend thätig ist (bey der klassischen dagegen Sinnlichkeit und Geist), so ist die neuromantische wieder das eigenthümliche Product einer eigenthümlichen Seele. Diese näher zu bezeichnen bleibt freylich einer philosophischen Literaturgeschichte überlassen, welche, die verschiedenen Manifestationen des romantischen Genius nacheinander würdigend, auch allein der neuesten die rechte Stelle wird anweisen können. Wir, indem wir die Werke eines beliebten romantischen Dichters kritisch auseinandersetzen, glauben dem Verfasser einer solchen Literaturgeschichte als Vorarbeiter einige Materialien an die Hand zu geben, und dabey doch auch in das geheimnißvolle Wesen der neuesten Romantik hie und da einige erklärende Lichtstreifen fallen zu lassen.

Der Lyriker Lenau ist nach unserer Bestimmung ein wahrer romantischer Dichter. Wenn wir der Sinnlichkeit das Reich der materiellen Dinge, der Seele das Reich der Empfindung und der Phantasie, dem Geist aber das Reich des Gedankens zuerkennen, so bemerken wir, daß die Seele in Lenau's Gedichten sich ausgezeichnet hervorthue, Sinnlichkeit und Geist aber in geringerem Maaße.

Unsere Pflicht ist nun, die Resultate dieses Vorherrschens in den Eigenschaften der Gedichte nachzuweisen, nach dem Gesetz der Billigkeit aber mit denjenigem der Anfang zu machen, die uns am häufigsten und dringendsten angehen. Dieß sind nun hier freylich die weniger guten Eigenschaften.

Die ersten Gedichte der Romantiker enthalten gewöhnlich Schilderungen der Natur und der schönen Gefühle, die bey Betrachtung derselben in ihnen rege werden, vermischt mit allerley Stimmen des Herzens. Da sie aber die Natur größtentheils nicht genau anschauen, und das Geschehene in der Erinnerung noch dazu phantastisch umbilden, so finden sich in den Gemälden Striche, die ein ruhiger Beobachter als falsch ansprechen muß. Unserm Lenau begegnen nun Dinge wie folgende:

„Ich sah die Blitze trunkenhaft
Um deine Züge schwanken."

Trunkenhafte Blitze sind an und für sich schon seltsame Naturerscheinungen; wer hat aber jemals Blitze trunkenhaft um ein Gesicht schwanken sehen?

Ein andermal trägt er allen Blitzen miteinander auf, „an dem Augenlied seiner untreuen Geliebten zu rütteln!" Man bemüht sich vergebens, eine Anschauung zu gewinnen, wie die Blitze es anstellen dürften, der Aufforderung des Dichters zu genügen. Holdes Doppelglück wünschend richtet er an seine Geliebte die Worte:

„Könnten wir zusammenschaun
In den Mond empor," . . . .

Der Leser, dem Dichter folgend, hat schon die Augen emporgerichtet, als er durch den Nachsatz

„Der da drüben aus den Auen
Leise taucht hervor"

zu seinem Befremden belehrt wird, daß es noch nicht an dem sey, daß er vielmehr die Augen wieder herabzusenken, und zum Emporblicken noch ei-

nige Stunden zu warten habe. Wir glauben übrigens, daß an diesem komischen Mißgriff Reimnoth Schuld sey. Der moderne Reim unterstützt die moderne Untugend, falsch zu malen. Die Romantiker sind von Natur und aus Grundsatz bequem, weil sie Bemühung für Begeisterung störend halten. Der Reim, der sich zuerst bietet, wird ohne Umstände angenommen; giebt er der Strophe dann einen schiefen Sinn, so trösten sich die Vertrauensvollen mit dem Gedanken, daß verwandte Seelen den ursprünglich gewollten Sinn schon herausfühlen werden.

Die Romantiker malen nicht nur falsch, weil sie die Wahrheit nicht kennen, sondern weil sie die Unwahrheit lieben. Die Seele für sich strebt in's Gränzenlose, nur der Geist mäßigt. Die Romantiker kommen sehr leicht darauf, Uebertriebenes für eigentlich poetisch zu halten. In ihren Bildern sind sie kühn — bis zum Unsinn.

„Lustig, wie ein leichter Kahn, singt Lenau,
Auf des Hügels grüner Welle
Schwebt sie lächelnd himmelan.... was wohl?
Dort die friedliche Kapelle!"

Eine friedliche Kapelle, die lächelnd, lustig, wie ein leichter Kahn himmelan schwebt! Zu solcher Posse mußte der Romantiker das „scheinbare Aufsteigen" übertreiben, wenn es ihm poetisch dünken sollte!

„An der duftverlornen Gränze... heißt es anderswo,
Jener Berge tanzen hold
Abendwolken ihre Tänze,
Leichtgeschürzt in Strahlengold."

Tanzende Abendwolken! Man stelle sich das recht lebhaft vor, um alsbald die Anschauung eines verrückt gewordenen Himmels zu erhalten. Und diese Tänze sollen goldne Abendwolken aufführen, die Niemand anders gesehen hat, als ruhig gelagert oder nur ganz langsam fortziehend!

Man kann wohl sagen, daß es in Lenau's Gedichten von gesucht übertriebenen Bildern wimmelt. Da werden Lerchen als „Singraketen in die Luft geworfen", oder sie selber „klettern an ihren Liedern in die Luft;" da „rauft der Schnee sich mit den Raben um Heldenleichen," und was dergleichen grobe fabricirte Dinge mehr sind.

„Am Himmelsantlitz wandelt ein Gedanke,
Die düstre Wolke dort, so bang, so schwer;
Wie auf dem Lager sich der Seelenkranke
Wirft sich der Strauch im Winde hin und her.

Nun schleichen aus dem Moore kühle Schauer
Und leise Nebel übers Haideland,
Der Himmel ließ, nachsinnend seiner Trauer,
Die Sonne lässig fallen aus der Hand."

Gott behüte und bewahre uns! Wie, die Sonne ist vom Himmel gefallen? Doch nein! er will damit nur sagen: Nebel haben die Sonne verhüllt. Also: Nebel verhüllen die Sonne, drückt der Romantiker so aus: der Himmel läßt die Sonne aus der Hand fallen! — Dieß möge die letzte Aufführung im Fach der Naturbilder seyn.

Den Seelenpoeten charakterisirt, wie wir sehen, vorzugsweise die Neigung zum Extremen. Unfähig, edle Begränzung, geistige Vollendung zu fassen, denkt er: je mehr, je besser. So werden uns aber besonders seine Klagen, seine Beschuldigungen widerlich. Wenn der kleine, manchmal kindische Schmerz des gegenwärtigen Dichters nur bescheiden ausgesprochen wäre! Ohnehin sieht der Erfahrene, daß der heftige, unzufriedene Mann sich nur selbst unnöthigen Verdruß schafft; nun treten uns aber die Klagen noch dazu prätentiös entgegen und sprechen Bewunderung an! Kokettiren mit Schmerz, wie Einige, ist widerlich; aber Bramarbasiren mit Schmerz, wie Lenau thut, ist noch viel widerlicher. Schwachheiten, heftig und wild ausgesprochen, sind ganz und gar abstoßend. Da haben sie Byron etwas abgesehen! Sein Schmerz ist (bis auf einen gewissen Punct!) wahr und männlich, seine Klagen unmittelbar aus dem Herzen gesprochen (wenn auch mit poetischer Intention, doch ohne materielle Effectberechnung); deßhalb seine Wirkung groß und nachhaltig. Nun kommen die romantischen Liederdichter, die Sänger, die Harfner, bringen ihr kleinliches Weh, ihre einphantasirten Herzensbedrängnisse zu Markte, und wollen Riesensummen von Lobpreisung dafür einnehmen. Wer kleinliches Weh kennen lernen will, der blättere in Lenau's Gedichten: einem Knaben würde es nicht anstehen. Ja, auch der Schmerz ist auf dieser Welt nicht leicht zu erlangen. Erfahrung,

Bildung gehört dazu, um den wirklichen von dem scheinbaren zu unterscheiden; scharfes Aug, um den wahren bestimmt aufzufassen, schärferes, um ihn treu poetisch auszusprechen. Ein Romantiker wird das nie vermögen; seine Schmerzen sind keine vor dem Geist. Nur derjenige Dichter, bey dem der Geist die Oberhand hat, wird den wahren Schmerz des Lebens auch mit Wahrheit aussprechen.

Aber freylich, gerade der Romantiker, der, wie er selbst gern gränzenlos empfindet, auch andere gern gränzenlos empfinden und sich dafür gern gränzenlosen Beyfall spenden läßt, gerade der Romantiker möchte am liebsten durch tiefstragischen Gesang unendliche Schauer in den Herzen seiner Leser aufregen. Und so wird denn der kleine Schmerz gefüttert mit Redensarten und groß gemacht; der heroische Dichter blickt wild umher und fängt an zu donnern. Unschädlicher Lärmen, nur Kindern einiges Grauen verursachend! Wie aber dem Erfahrenen Gedichte vorkommen, aus welchen er sieht, daß der Dichter wild seyn wollte, möchten wir dem gegenwärtigen nicht gerne in's Gesicht sagen, obwohl wir sonst, zu Nutz und Frommen des guten Geschmacks, ziemlich offen zu reden uns erlauben.

Weisheit gehört nicht zu den hervorstechenden Eigenschaften eines Romantikers; denn wie würde sie erworben, wo der Geist eine untergeordnete Stelle einnimmt? Aber weise thun ist eine Lieblingsbeschäftigung von ihm. Wie reizend tief ist die Tiefe, wie bezaubernd unergründlich die Unergründlichkeit! Für einen Propheten, für ein Orakel zu gelten, welch ein schöner Gedanke! Nun zeigt man Prophetengesichter, wirft Orakelworte in den Wind, und empfindet sich ganz als Führer der Generation — ohne die Probleme der Zeit zu kennen, ohne ihre Lösung zu ahnen. Ja, wer Weisheit predigen will, der muß vorher Weisheit lernen. Oder glaubt ihr, es gienge anders? Des Rauches Schatten ist eure Weisheit.

(Fortsetzung folgt.)

An account of the manners and Customs of the Modern Egyptians, written in Egypt during the years 1833 — 34, and — 35, etc.

(Schluß.)

Wenige Monate nachher schrieb man Hrn. Lane, daß es mit dem Manne besser gehe; ob er aber in demselben Augenblicke zu Bette lag, konnte nicht mehr ausgemittelt werden. Der Knabe beschrieb das Antlitz des Kranken als verdeckt; und man sagte ihm, es enthüllen zu lassen. Er that es, und setzte dann hiezu, „Sein Aussehen ist blaß, und er trägt einen Schnurrbart, ist aber sonst rasirt:“ wie es auch in der That war.

Man ließ nach einander noch verschiedene andere Personen erscheinen, allein die Beschreibungen des Knaben wurden nach und nach unvollkommen, obgleich nicht ganz unrichtig. Er beschrieb die Gegenstände mit abnehmender Klarheit, gleichsam als würde sein Blick stufenweise trüber: es dauerte eine Minute und länger, bevor er irgend ein Bild von den Personen entwerfen konnte, die er gegen das Ende der Sitzung im Dintenspiegel sah. Man ließ einen andern Knaben kommen, zeichnete das magische Diagramm in seine Hand; er konnte aber nichts sehen. Und der Zauberer sagte, er wäre schon zu alt.

Dieser nämliche Scheich Abd-el-Kadr hatte bey andern Gelegenheiten und in Gegenwart mehrerer Freunde und Landsleute Hrn. Lane's noch viel glänzendere Proben seiner Kunst abgelegt. Bey einer dieser Vorstellungen war es, daß sich ein solcher Englishman über das ganze ägyptische Zauberwesen, oder Gaukelspiel, wie er es nannte, lustig machte und erklärte, nichts könne ihm genügen, ausgenommen eine ganz correkte Beschreibung der Person seines in England lebenden Vaters, von dem er wußte, daß ihn niemand aus der anwesenden Gesellschaft kennen könnte. Der Knabe rief die fragliche Person bey seinem Namen, und beschrieb einen Mann in Franken-Kleidung, die Hand

an den Kopf angestemmt, mit Brillen vor dem Auge, und mit einem Fuße am Boden, den andern aber rückwärts in die Höhe haltend, als stieg er eben von einem Sitze herab. Die Beschreibung war in jeder Hinsicht vollkommen: die Lage der Hand war durch ein beständiges Kopfweh veranlaßt, und die schwebende Richtung des Beines kam von einem steifen Knie, welches durch einen Sturz vom Pferde bey einer Jagd entstanden war. — Bey einer andern Sitzung wurde Shakspeare in Aussehen und Kleidung mit der vollendetsten Genauigkeit beschrieben, zum größten Erstaunen der gesundsinnigen Freunde und Landsleute unseres Berichterstatters. Ein andermal hatte derselbe Zauberer den magischen Dintenspiegel in die Hand einer jungen englischen Dame gezeichnet, die nach einem kurzen Blicke in denselben einen Besen sah, welcher Boden kehrte, ohne daß ihn jemand hielt. Sie erschrak über die Erscheinung so sehr, daß sie nicht länger in die Dinte blicken wollte.

Oft schlägt das Experiment auch gänzlich fehl; wenn aber der Knabe einen Fall richtig bezeichnet, trifft er gewöhnlich auch alle übrigen in derselben Sitzung. Mißlingt ihm aber gleich der erste Versuch, wird er vom Zauberer mit dem Vorgeben weggeschickt, daß er schon zu alt sey.

Hr. Lane, in solchen Dingen hartgläubig wie alle Europäer, ließ es an keiner Nachforschung ermangeln, um wo möglich der Sache auf den Grund zu kommen. Jeder Verdacht, daß die Bilder im Dintenspiegel durch irgend einen Wiederschein entstünden, oder der Junge mit dem Zauberer einverstanden sey, oder durch suggestive Fragen auf gewisse Antworten hingelenkt werde, zeigte sich als leer und grundlos. Oder soll etwa der Weih- und Korianderrauch, soll aufgeregte Einbildungskraft oder Furcht die Bilder im Auge des beschreibenden Knaben erzeugen? Allein, wenn es so der Fall seyn soll, warum sieht er gerade das, was man will, und zwar solche Dinge, von welchen er vorher niemals Kunde haben konnte? Bey uns ist jedermann geneigt, solche Künste vorneweg für Gaukelwerk, optische Täuschung und Taschenspiel zu erklären, weil Meynung und Sitte unserer Zeit allen Verband lebender Menschen mit der verschlossenen Geisterwelt für unmöglich hält, und alle auf diesem Wege errungene Erkenntniß künstlich berechnetem Truge zuschreibt. Hr. Lane, nüchtern, gelehrt, vorurtheilsfrey, wagt in dieser Sache kein Urtheil; und andere seiner Landsleute, die sich selbst zur Classe der Spötter, der Ungläubigen und starken Geister zählten, schämten sich nicht, ihren Respect vor dem Zauberer Abd-el-Kadr und seinen beyden Freunden Tarschun und Taryuschun einzugestehen. Wir unserseits haben diesen sonderbaren Zwischenfall nur in der Absicht ausgehoben, um dem Leser zu zeigen, was er eigentlich in diesem Buche finde.

Wenn wir oben gesagt haben, diese Schrift sey für alle in ernsthafter Absicht nach Aegypten Reisende ein beynahe unentbehrliches Vademecum, so ist dieses Lob noch zu gering. Man dürfte hinzusetzen, daß der wahre Werth derselben erst nach einem längeren Aufenthalte am Nilstrome gehörig erkannt werden könne. Nebenher kann man sich unmöglich enthalten, dieses Buch in Anlage und Ausführung mit ähnlichen Schriften anderer Nationen zu vergleichen, und die entschiedene Superiorität zu bemerken, welche streng philologische Bildung, correkter, nüchterner und unparteyischer Sinn dem brittischen Verfasser über die flüchtigen Produkte eines Lamartine, eines Pückler Muskau u. s. w. verleihen.

Tadeln, glossiren, und in vornehm-doktrinalem Tone Verbesserungen, Bemerkungen, Zusätze einem mühsam und fleißig ausgearbeiteten Werke hinzufügen, ist im Allgemeinen eine leichte Sache, besonders wenn man mehr oder weniger dieselben Wege mit dem Verfasser gegangen ist. Aber ein Buch mit so frischlebendigem Kern, mit so geprüftem Inhalte, mit so umfassender Belehrung und so frey von jeglicher Ostentation zu schreiben, wie das vorliegende, halten wir für ein Unternehmen, dessen nur wenige Gelehrte fähig seyn dürften.

Gerne hätten wir auch noch Einiges aus dem zweyten Bande hiehergesetzt; allein die Besorgniß, das rechte Maaß zu überschreiten, nöthiget uns die Anzeige hiemit zu beschließen. *Ἐμοὶ μὲν δὴ μέχρι τοῦδε γραφίσθω· τὰ δὲ μετὰ ταῦτα ἴσως ἄλλῳ μελήσει.*

Fallmerayer.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. October.

Nro. 207. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Nicolaus Lenau's Gedichte. Dritte Auflage. 1837.

(Fortsetzung)

Es ist interessant, unsern Romantiker zu beobachten, wenn er geistvoll und tief seyn will. Manchmal tastet er nach dem Gedanken wie ein Mann in einem dunkeln Gang nach der Klinke, ohne aber das glückliche Loos des endlichen Findens mit diesem zu theilen; manchmal sucht er mittelst Reflexionen in die Tiefe zu dringen — ach! und die prächtigsten Reflexionen bringen ihn nicht hinunter!

Ja, Reflexionen, recht anfängerhafte Reflexionen, das sind die Gedanken des Romantikers; Bemerkungen, die ein Schüler macht, der eben zu denken anfängt, die aber von dem Romantiker für lauter Tiefsinn, für seltene, nur einem Begabten mögliche Beobachtungen ausgegeben werden. Freylich, für den bloßen Empfinder ist eine wahre Reflexion schon ein Schritt zur Erkenntniß; aber was sollen wir, die Leser damit? Er mache weitere Schritte, bilde sich, und gebe uns dann Resultate. Tasten und suchen können wir selbst, der Poet soll uns Gefundenes zeigen.

Die Reflexion ist an manchem verfehlten Gedichte dieser Sammlung Schuld. Es giebt heut zu Tage Poeten, die, wenn man ihnen Reflexionen vorwirft, glauben, man werfe ihnen Gedanken vor. Dem ist aber nicht also. Ein Gedanke giebt ein Resultat, einen Fund, er enthält das Leben geistig, während die Reflexion sich nur darauf bezieht. Durch die Reflexion — geistiges Zurücksehen — werde ich mir eines Zustandes bewußt. Bringt der Dichter durch andere Mittel den Zustand selber zur Empfindung, so kann auch eine Reflexion am Orte seyn. Eine Reflexion allein aber giebt nichts und erregt somit Langeweile. Solche nichtsgebende Reflexionen, mittelst welcher der Poet selbst vergebens sich bemüht, der Sache beyzukommen, werden getadelt; nicht aber Reflexionen am rechten Orte, noch weniger Gedanken, die eine gefundene Wahrheit aussprechen.

Wir haben hier einen andern wunden Punct des Gefühlspoeten berührt. Wie er das einemal zu viel giebt, so giebt er das anderemal zu wenig, oder wenn man will, nichts. Das sind die bekannten Täuschungen des Gefühls! Der Poet, in irgend einer alltäglichen Situation, wird plötzlich von seltsamen Empfindungen ergriffen, nun glaubt er diese Situation nur kurz bezeichnen zu dürfen, um in dem Herzen des Lesers ähnliche Empfindungen zu erregen. Aber dem Leser fehlen die Vorbedingungen, und das Gedicht sagt ihm nichts, als was er schon längst weiß und was sich von selbst versteht. In diese Sammlung haben sich mehrere Gedichte eingeschlichen, die Niemanden etwas geben, außer etwa dem Dichter selbst, den sie an gewisse Erlebnisse erinnern. Aehnlich unbedeutend, ja nichts bedeutend, sind jene kleinen Naturschilderungen, jene Abschriftlein von Ansichtlein, worin sich unser Dichter eben auch versuchen wollte. Zum Glück hat er sich nicht lang in diesem Kreis gehalten; wie denn überhaupt der Fehler des Zuwenig sich in der Sammlung minder breit macht, als der des Zuviel (welcher freylich geistig genommen auch wieder ein Fehler des Zuwenig ist). Auf diesen letztern wollen wir indessen wieder zurückkommen.

Die Sache des Romantikers ist Gefühl und Ahnung; auch das Tiefe und Große kann er im

Allgemeinen empfinden und in einer gewissen phantastischen Weise anschauen. Damit ist er aber noch nicht im Stande, das Große und Tiefe darzustellen; denn zur Darstellung gehört reelle Erfahrung und entschiedene Herrschaft über den Stoff. Indessen bemerken wir, daß gerade die Romantiker, wenn sie heroischer Natur sind, am ersten sich an die größten Themata wagen. So hat Lenau sich an den „Faust“ gewagt; und wenn wir einem gewissen Johann Martensen glauben wollen, so hat er mit seinem Faust den Göthe'schen übertroffen! Uebertroffen? o nein! nur übertrieben und verdorben. Wo Göthe wahrhaft Erlebtes, Gefühltes und Gedachtes in treffenden Worten ausspricht, bringt Lenau Faseleyen eines unreifen Romantikers in schwülstigen Redensarten; wo Göthe allen Jammer der Menschheit im herrlichsten Sinn poetisch empfinden läßt, gibt uns Lenau den widerlich peinlichen Anblick vergrellter Miseria des Lebens — unmotivirt, nicht am rechten Orte. Und das soll eine Auffassung seyn vom christlichen Standpunct? wie Martensen rühmt. Ist denn der christliche Standpunct ein Standpunct der Phantasterey und Confusion? In vorliegender Gedichtsammlung findet sich eine Behandlung des Ahasver. Ahasver spricht darin wie ein moderner Poet, nicht besser und nicht schlimmer; als solcher freylich mitunter Gutes. Er kommt zu dem Begräbniß eines Hirten, und lobt den Tod, den die Hirten beklagen: ein schöner Gedanke, wenn er kürzer ausgesprochen wäre und sich in Gesellschaft von andern befände, die mit ihm ein wahres Ganzes bildeten. Aber so bleibt er allein. Und was ist nun das? fragt sich der Leser am Schluße. Nicht Ahasver, der Ungeheures gesehen und erduldet hat und Ungeheures zu sagen wüßte: nur Ahasver der Neu-Romantiker.

Wenn die Poeten einmal Philosophie und Geschichte lernen, dann werden sie auch diese Sage zu behandeln verstehen. So geht es aber nicht, daß der Poet ein wohlgeschriebenes Geschichtsbuch verschlingt und dann epische oder dramatische Dichtungen darauf pfropft; oder daß er sich von einem Philosophen Ideen geben läßt, und diese, die unverstandenen, zu langen Gedichten ausspinnt. Auch das letztere soll gegenwärtig in Deutschland vorkommen.

Es ist eine eigene Sache, die krankhafte Neigung der Romantiker zu tiefen Gedanken. Was Philosophen mit Geist gelegentlich ausgesprochen, ergreifen sie hastig; und übertreiben und verderben es richtig. Nun ist es lustig, zu bemerken, wie sie die Sache noch viel tiefer aufgefaßt zu haben glauben. Denn alsbald kommt der poetische Hochmuth in's Spiel, der den Philosophen gewissermassen erst zu ergänzen vermeynt. Indessen scheint ihnen doch auch zuweilen das Gewissen zu schlagen; und zuweilen scheinen sie bey manchen tiefsinnigklingenden Worten nichts zu denken als: daß vielleicht doch ein gutmüthiger Leser sich etwas dabey denken möchte. Sie speculiren auf die Leichtgläubigkeit, auf zufälliges Ergriffenwerden. Nun giebt es freylich grausame Leute, die das nicht angehen lassen.

Gewiß sind unsre Leser mit uns einverstanden, wenn wir behaupten, daß ein Romantiker kaum das erlangt, was man Geschmack und kluges Betragen nennt, und daß er schwerlich ein musterhaftes Verhältniß zum Leben gewinnt. In Kritik, Urtheil wird er wohl auch nicht besonders fest werden. Vorstehende Gedichtsammlung ist geeignet, diese Behauptung mit Gründen zu belegen. Lenau verfährt eben hier wie ein unerfahrner Poet; macht ganz ungeeignete Forderungen an die Welt, und ereifert sich dann über die Maaßen, wenn ihm die Welt nicht giebt, was sie nicht geben kann und soll. Und wenn diese Beschuldigungen nur auch immer subjectiv wahr wären! Aber so sieht man gar manchen an, daß der Poet sie log, um Mitleid oder gar Grauen zu erregen. Ein Gedicht, betitelt „Unmuth,“ ist in dieser Beziehung klassisch. Hier wird auf die Hoffnung geschmäht — wie roh! Mangel an gehörigem Motiv ist ein Hauptfehler auch dieser Gedichte. Alles Grundlose aber — Jubel wie Klage — läßt verrückt. Der Romantiker schlägt auf einmal ein Geschrey auf, und man weiß nicht warum. Man steht erstaunt, sieht die tollen Geberdungen, und beginnt für den Verstand des Menschen zu fürchten.

Indessen — unser Poet hat die Aufgaben der Zeit begriffen, er weiß, daß man jetzt die Freyheit besingen, gegen die Tyrannen zu Felde ziehen müsse. Das Fleisch ist willig, aber der Geist ist schwach.

Das sind die Declamationen eines Träumers, der die Welt nicht kennt — Freyheitsworthelbenbombast. Man sehe das Gedicht „am Grabe eines Ministers.“ Der Leser kennt diesen Minister nicht, und sieht den Poeten auf einmal ergrimmt über ihn herfahren, mit den alten, alten Redensarten. Warum muß denn dieser Minister so grob-schlecht seyn? Damit der Poet ihn schelten könne, damit er ihm nachrufen könne: du lebtest als Tyrann in glänzenden Umständen, jetzt bist du todt. Ein sehr simpler Gedanke, wegen dessen es nicht der Mühe werth war, ein motivloses Gedicht zu machen.

Ethische Poesie muß bestimmt seyn; sie muß entweder wirkliche Zustände behandeln, oder ideelle, die wahrhaft repräsentiren. Der ethische Dichter muß, wie man einsieht, vorzugsweise erfahren, reif, ein Mann von Geist seyn. Ein ethischer Gefühlsdichter ist eine contradictio in adjecto. Da wollen sie nun mangelnde Einsicht durch s. g. Kraft ersetzen, und fangen an zu lärmen. Aber Polterworte sind nicht etwa kräftig, sondern deuten auf Schwäche. — Unser Lenau scheint in grelle Worte wahrhaft verliebt zu seyn.

„Haut die Gläser an den Tisch“

beginnt ein Trinklied für die Polen. Das ist aber noch nicht das Aergste. Es kommen Ausdrücke vor, bey denen es dem gebildeten Leser ist, als ob er Ohrfeigen bekäme.

Um die Gefühllosigkeit des Gefühlspoeten in zarten Lebensverhältnissen, um seine Geschmacklosigkeit zu zeigen, besprechen wir zum Schluß noch zwey Gedichte. Das eine ist überschrieben „der Schwärmer.“ Ein Freund tadelt den andern, daß er welke Erinnerungsblumen küsse. Nun ist es schon sehr albern, wenn dieser Tadel ernsthaft gemeynt ist. Aber der Getadelte übertrifft den ersten bey weitem; er entgegnet diesem nämlich: daß er ja auch die Leiche seiner Geliebten geküßt habe! Wir fragen jedes gebildete Herz, ob sich etwas Gemüthloseres, etwas Roheres denken lasse? Gutmüthiges deutsches Publikum, das solche Verstöße für Poesie nimmt!

„An eine Dame in Trauer“ ist das zweyte. Wir glauben unsern Lesern einen Genuß zu bereiten, wenn wir es wörtlich hersetzen:

Vom Grabe deines treuen Mannes
Ist noch die Schaufel feucht:
O Weib, o nichts von einem Weibe!
Dein Aug ist nicht mehr feucht?

Hinab! zuchtloses Blut der Wangen,
Hinab du Schandeborn!
Kann dich des Gatten Tod nicht jagen,
So jage dich mein Zorn.

Das Thränenschild, den Flor herunter,
Mit dem du dich behängt!
In dieser Kneipe wird die Thräne,
Die edle nicht geschenkt.

Man vergegenwärtige sich die Situation. Es ist ein Gatte begraben worden. Die Wittwe hat ihre Thränen getrocknet, die Wangen sind roth. Der Dichter will aber durchaus haben, daß sie fortweine, und daß ihre Wangen bleich seyen. Die gute Frau kann aber nicht mehr weinen, und bleich werden noch weniger; da wird der Dichter völlig wüthend. Im grimmigsten Zorn schleudert er furchtbare Worte gegen sie, und schließt zuletzt mit einem abscheulichen Bild.

O frommer Mann, da wärt ihrs nun!

Wozu diese aufdringliche Heftigkeit, dieser komische Eifer? Um die Zahl der pikanten Gedichte zu vermehren.

Wir haben uns nun fast selber zu viel getadelt, und doch noch nicht alles gerügt, was zu rügen ist. Nicht jene witzig seyn sollende Polemik gegen den Gelehrten, Philosophen, die dem Romantiker am allerübelsten geräth; nicht jene schulmeisterliche Sittenlehre, die sich in manchen Gedichten findet. An einen Ehrgeizigen richtet er die Worte:

„Laß das Streben nach der Ehre;
Lieber all dein heißes Streben
In den eignen Busen kehre
Und du lebst ein schöneres Leben.“

Kann man der Leidenschaft etwas Matteres entgegnen? Und das kommt von einem Romantiker, einen Originalkräftigen ex professo! Doch es sey nun genug.

Nach dieser Darstellung scheint für uns eine schwierige Arbeit zu beginnen, nämlich nachzuwei-

sen, wie demohngeachtet Nicolaus Lenau sich einen so gefeyerten Dichternamen erworben habe. Indessen ist das so schwierig nicht. Vor allem sind wir so frey, dem Einfluß des Herrn Verlegers und der bekannten Freunde auch Einiges zuzuschreiben. Sodann aber ist Lenau gerade der rechte Mann für die Geistes- oder vielmehr Seelenverwandten, deren es in Deutschland, wie Eingangs bemerkt, leider zu viele giebt. Die phantastischen Leser wollen einen phantastischen Autor, den Unreifen erscheint gerade der Unreife genial. Die Excesse der zügellosen Seele sind ihnen Wunderthaten der Poesie. Der Schein des Wahren viel begreiflicher, anschaulicher als das Wahre selbst. Da wird nun verschlungen, geschwelgt nach Herzenslust. — Unser Dichter, der Reichbegabte, hat für mancherley Leser gesorgt. Es giebt in der deutschen Lesewelt dicke Häute — hier sind grelle Striche für sie. Es giebt Faullenzer, die es lieben, gedankenlos romantische Bilder anzustarren — hier finden sie dergleichen. Declamationsmenschen — ein Sturzbach von Worten ist für sie bereit. Ammen, Kinder, die wohlklingendes Geplauder lieben — nach der Wahl! Endlich unkritisch Langweilige, denen das Verkehrte als „originell" gefällt — auch sie finden ihre Rechnung.

Wollen wir uns aber von dem Verdruß über das Verfehlte, und von kritischem Uebermuth nicht zu sehr hinreißen lassen, wollen wir anerkennen, daß Lenau's Beliebtheit auch in gelungenen Gedichten und schönen, ja genialen Einzelnheiten einen bessern Grund habe. Mit dem Vorherrschen der Seele sind freylich eine Menge Fehlgriffe verbunden; aber zuweilen, in glücklichen Augenblicken, können sie doch vermieden, und die innern Lieder rein herausgesungen werden. Sollte die Seele voll Gesang nicht paradiesische Stunden finden, in denen sie unverlockt, ungestört durch irdische Eingriffe, mit kindlicher Sicherheit ihren Reichthum ausspricht? So finden wir bey den Romantikern neben grimmigen Verstößen zuweilen paradiesische Stimmen. In dieser Gedichtsammlung zeichnen wir aus die Gedichte „Reiseempfindung" und „nach Süden." Das ist wahre Schilderung und wohlthätig milder Ton. So Nr. 5. der „Schilflieder." Der „Lenz" ist nett, schließt aber leider mit den obengerügten „Singraketen." Mehrere sanfte Oden in Hölty's Weise sprechen an; doch sinken die Verse gleichsam in die Kniee. Indessen dürfen wir von einem Romantiker keine Strenge im Versbau verlangen. Das Gedicht „Abendheimkehr" ist anschaulich und schließt launig; die „Werbung" sehr lebendig und reinlich gemalt; doch will uns der sentimentale Schluß nicht behagen. Ergreifend ist der „Indianerzug." Der Häuptling spricht zwar wie Lenau, aber gut. Die tragische Situation trägt den Dichter, er läßt sie den Leser ernst empfinden. Im edeln Sinne rührend ist ein Zug im „Polenflüchtling." Ein Beduine findet den Schlafenden, Krankbleichen in der Wüste; er betrachtet ihn, und ist weit entfernt etwas Feindliches gegen ihn zu unternehmen:

„Dem Wüstensohn zu Herzen geht
Des Unglücks stille Majestät."

Das ist wahre Poesie! — So könnten wir auch mehrere wohlgelungene Vergleichungen loben, sowie volltönende und leichte Verse am rechten Orte. Andere mögen noch anderes Verdienstliche herausfinden.

Wenn aber dem Romantiker schon von Anfang an Einzelnes gelingt, so wird dieß bey vorgeschrittenen Jahren noch mehr der Fall seyn.

Der Ausbildung des Gefühlspoeten steht zwar manches im Wege; doch, so fern er strebt, muß auch er sich reinigen, wenn dieß auch langsamer und unvollkommener geschieht als bey dem von vornherein geistigeren Talent. Wir wissen nicht, in welchen Jahren der Dichter den Romanzenkranz „Klara Hebert" gesungen hat; aber wenn es nicht in reiferen geschah, so hat ihn ein besonders guter Genius geleitet. Nur einzelne Uebertreibungen ausgenommen kann man die Dichtung im Ganzen wohlgelungen nennen. Die Sprache ist leicht und schlagend am rechten Orte; wahrer poetischer Impetus, wo ihn die Situation fordert. Die Zustände sind rein empfunden; die Aufopferung der Liebe, Wiedersehen und Abschied mit kurzen Worten ergreifend geschildert. Der Leser fühlt sich am Schluß wahrhaft befriedigt.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. October.

Nro. 208. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Die Sprachphilosophie der Alten, dargestellt an dem Streite über Analogie und Anomalie der Sprache von Dr. Laurenz Lersch, Privatdocenten an der rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität. Bonn, H. B. König. 1838. 204.

Der Verfasser giebt in historischer Folge eine Darstellung der Ansichten der Griechen und Römer über die Sprache, von Heraclitus an bis zu Isidorus und Alcuinus; die Frage, welche die Philosophen beschäftigte, ob die Sprache φύσει, das Werk der Natur, oder θέσει, menschliches Product sey, wird durch den grammatischen Streit, ob sie ihrem Wesen nach Analogie oder Anomalie sey, verdrängt. Eine vollständige Sammlung aller dahin bezüglichen Stellen ist sehr verdienstlich, der Gegenstand selbst ein wichtiges Fragment der Geschichte, der Grammatik und der Sprachphilosophie der Alten, und wenn die nöthigen Bemerkungen das einzelne kurz und bündig erklären, so erhalten wir eine belehrende Uebersicht dieser philosophisch-grammatischen Untersuchung. Der Verfasser, der in der ersten Abtheilung von den Philosophen der Griechen p. 10 — 53, in der zweyten von den Grammatikern p. 54 — 91, im folgenden von den Römern redet, ist der Meynung, eine wichtige Entdeckung gemacht zu haben und darnach ist die Bearbeitung selbst gerichtet:

„Daß es bey den Alten Leute gegeben, welche behauptet hatten, in der Sprache sey nur Analogie d. h. Regelmäßigkeit und Gleichheit, und hinwiederum andere, die in derselben nichts als Anomalie d. h. Unregelmäßigkeit und Ungleichheit fanden, haben frühere Gelehrte wohl beyläufig ausgesprochen. Wie hätte man auch übersehen können, daß bey Diog. Laert. Proem. cap. 12. ἀναλογητικοὶ φιλόσοφοι, bey Sext. Empir. adv. Matth. II, 59 ἀναλογιστικοὶ τῶν γραμματικῶν erwähnt werden? wie hätte man Varro's Werk de lingua latina nur flüchtig ansehen können, ohne auf dergleichen zu stoßen? Daß aber dieser Streit über Analogie und Anomalie der Sprache eine so mächtige Ausdehnung gewonnen, daß er in Griechenland und Rom während der Dauer eines Jahrtausends mit größerer und geringerer Kraft eine Anzahl der hellesten Köpfe beschäftigt, daß er gleichsam der Faden ist, der nur verschieden gefärbt, durch die ganze griechische Grammatik von ihrem ersten Entstehen bis zu ihrer Verschrumpfung in trockene Register hindurch geht, hat man nicht geahnt. Der einzige, der einen tieferen Blick in diesen Strudel zweyer gegeneinander ankämpfenden Bewegungen that, ist kein Neuer etwa, sondern Henricus Stephanus."

Man staunt über diese Erinnerung, und doch ist dieser Streit, den der Verfasser zu sehr nominell auffaßte, welcher aber in den Händen der Grammatiker weit fruchtbarer gedieh als der Kampf der Philosophen, ob die Worte natürliche oder willkührliche Bezeichnungen der Dinge seyen, seinem innern Wesen nach nichts anders als die Bildung und Feststellung der Grammatik selbst, zunächst in deren formellem Theile. Als man die Sprache als solche zum Gegenstand der Untersuchung wählte, forschte man nach Principien und Gesetzen; da aber der Sprachgebrauch selbst noch nicht gehörig gesondert, und vielfach abweichend war, so hielt es nicht schwer, angeblich gefundene Gesetze durch scheinbare oder wirkliche Ausnahmen zu erschüttern oder ganz aufzuheben. Dieser Kampf der Theorie und Praxis ist es, um den es sich hier handelt, dessen höchster Grund allerdings in der Frage beruht, ob Analogie oder Anomalie die Sprache beherrsche. Ohne die Analogisten wäre man nie zum Bewußtseyn der Sprache gedrungen, ohne die Anomalisten würde

jener Sprachpurismus eben so verderblich als lächerlich gewirkt haben, die Verbindung und Einschränkung beyder gab die Regeln und Ausnahmen. Dieß erkennt man am deutlichsten aus den Varronischen Büchern, die nach den Mustern der griechischen Grammatiker gebildet, nur ihren Stoff änderten. Kein Wunder also, wenn Untersuchungen der Art so lange fortdauerten, als der Sprachgebrauch selbst fortbildete; für uns ist der formelle Theil abgeschlossen, der syntaktische keineswegs vollendet, vielleicht erwartet dieser erst noch seine Ausbildung. Der Anfang dieser grammatischen Dichtung erstreckt sich bis zu den Sophisten hinauf, die in diesem Buche von den Philosophen nicht getrennt sind; sie sind die eigentlichen Vorgänger der spätern Grammatiker; von Protagoras, der die Sprache ganz nach rationellen Principien behandelte, wissen wir es zuverläßig, von andern ist es sehr wahrscheinlich.

Unter den Philosophen ist, nach den wenigen vorhandenen Bruchstücken zu urtheilen, dem Gedanken unsers ersten Sprachforschers, daß die Sprache als in Selbstthätigkeit nur aus sich selbst entspringend und göttlich frey, die Sprachen aber als gebunden und von den Nationen, welchen sie angehören, abhängig zu betrachten seyen, bey aller Verschiedenheit doch Epikurus bey Diogenes X. 75 (p. 39) noch am nächsten gekommen. Allmählig wurde Aristoteles Ausspruch, die Worte seyen *θέσει*, allgemeine Annahme, nur die Stoiker folgten der entgegengesetzten Meynung; von diesen sagt der Verfasser p. 46 (vergl. 4. 158)

„Die Stoiker nahmen an, die Sprache sey ein Product der Natur . . . nach stoischen Ansichten entsteht die Sprache aus dem Bestreben, die Laute den Objecten ähnlich zu machen. Die Ueberlegung (*διάνοια*) hat Theil an der Bildung des *λόγος*. Daher ist der *λόγος* (der begriffliche Ausdruck) immer eine Bezeichnung eines Dinges, die *λέξις* hingegen willkührliche Composition einiger Laute ohne begreifliche Unterlage (Diog. L. c. 38). Jener Bestimmung aber, daß die Sprache Werk der Natur sey, geben sie eine Einschränkung. Diogen. Laert. Zeno cap. 66 *φύσει δὲ τὸ δίκαιον εἶναι καὶ μὴ θέσει, ὡς καὶ τὸν νόμον καὶ τὸν ὀρθὸν λόγον, καθά φησι Χρύσιππος ἐν τῷ περὶ καλοῦ.* Chrysipp hatte also in seinem Werke über das Schöne gesagt, die richtige Sprache sey ein Werk der Natur und nicht der Satzung. — Zweyerley ist hier zu bemerken, einmal daß Chrosipp nicht von einzelnen abgerissenen Erscheinungen der Sprache (*ὀνόματα*) spricht, daß er die Sprache in ihrer Gesammtheit (*λόγος*) nimmt. Dann ist zu bemerken, daß er eine richtige und unrichtige unterscheidet. Diese Unterscheidung ist freylich neu, sie war aber schon in dem technischen Ausdruck *ὀρθότης* gegeben, sie war ferner in dem Resultate des platonischen Kratylus eingeschlossen. Also nicht jede Sprache, jedes Bezeichnen der Objecte durch Laute ist ein Werk der Natur, sondern nur die richtige, das der Natur der Dinge gemässe. Daher konnten auch einige Stoiker den *ὀρθὸν λόγον* als Kriterium der Wahrheit annehmen. Diog. Laert. c. 37. Daher mochte es denn auch kommen, daß die Stoiker sich so sehr bestrebten, der Schriftsprache selbst die erforderliche Richtigkeit zu verschaffen; aus derselben Quelle floß ihr Einschärfen der Deutlichkeit (*σαφήνεια*), Kürze (*συντομία*), Schicklichkeit (*πρέπον*), Ausarbeitung (*κατασκευή*) und besonders eines festen, echt griechischen Ausdrucks (*ἑλληνισμός*).“

Wir haben diese lange Stelle nicht mit dem angenehmsten Gefühle abgeschrieben, um zu zeigen wie der Eifer, neues zu lehren, den Verfasser zu ganz nichtigen Behauptungen verleitet hat; um nichts von dem Mangel des Zusammenhanges dieser Gedanken zu erwähnen, verschwindet die ganze Argumentation durch die einfache Bemerkung, daß *ὀρθὸς λόγος* hier, wie anderwärts mit der richtigen Sprache nichts zu thun hat, und den richtigen gesunden Menschenverstand bedeutet; wie aber hier dieser *ὀρθὸς λόγος* mit *νόμος* und *τὸ δίκαιον* in Verbindung tritt, dazu liefert das fünfte und sechste Buch der Nikomacheischen Ethik den Commentar. Es ist dieses nicht die einzige falsch gedeutete Stelle; auch die Erklärung von *λόγος* und *λέξις* ist verfehlt, wenn ich anders die deutsche Periphrase verstehe; Diogenes sagt: *λέξις δέ ἐστιν φωνὴ ἐγγράμματος οἷον ἡμίρα, λόγος δὲ φωνὴ σημαντικὴ ἀπὸ διανοίας ἐκπεμπομένη οἷον ἡμίρα ἐστί*, wo Casaubonus Verbesserung über allen Zweifel ist; also *λέξις* das Wort, *λόγος* der Satz, der einen Gedanken ausdrückt. Auf derselben Seite ist Diogenes (Zeno cap. 50), dessen Worte verdorben sind, ganz willkührlich und ungrammatisch interpretirt, wie überhaupt der Mangel an Kritik öfters sichtbar hervortritt.

Unter den Grammatikern vertheidigte Aristar-

chus und seine Schule die Analogie, Krates von Mallos die Anomalie der Sprache; ersterer zeigte hier große Mäßigung, nur so weit der Sprachgebrauch es zuließ (quoad patiatur consuetudo), nahm er sich jener an, war also einem Selbstbilden von Wörtern, was denen, die von Theorien ausgehen, fast unentbehrlich wird, abhold; letzterer stützte sich vorzüglich auf die Bücher des Chrysippus über die Anomalie, ohne jedoch, was Varro ihm zum Vorwurfe macht, die Gedanken des scharfsinnigen Stoikers richtig begriffen zu haben. H. Lersch bemerkt, daß wir vielleicht von Krates noch mehreres besitzen, ohne es zu wissen, wenn nämlich das achte Buch Varros, das gegen die Analogie und für die Anomalie spricht, nach jenen Grundsätzen geschrieben ist; eine Meynung die nicht ohne Grund ist; gewiß ist, daß dort, was Krates und andere aufgefunden haben, sich zusammengetragen findet, ohne daß einzelne Ausscheidung noch möglich wäre. Von den spätern Vertheidigern der Analogie erwähnt der Verfasser den Ptolomäus, mit dem Beynamen ὁ ἀναλογητικός, der hinreichend die Richtung des Mannes bezeichnet, den Aristokles, Diogenes, Pindario, Apollonius Dyskolus.

Mit diesem Streite über Analogie und Anomälie ist eine andere Untersuchung verbunden p. 77: Techniker und Empiriker, — die Frage nämlich, ob die Grammatik τέχνη oder ἐμπειρία sey; dieselbe war durch Plato über die Rhetorik in früheren Zeiten aufgeworfen und scheint aus dieser übertragen zu seyn. H. Lersch glaubt, die Techniker entsprechen ganz den Analogetikern, so wie die Empiriker den Anomalisten; dieß ist durch nichts erwiesen und an sich unwahrscheinlich; man konnte ganz Grammatiker seyn und doch die Anomalie vertheidigen, aber kein Grammatiker konnte sein Studium für eine ἐμπειρία und ἄλογος τριβή, nicht für eine τέχνη halten; von dieser Ansicht war Krates gewiß so weit als Aristarchus entfernt, und wenn Dionysius Thrax die Definition gab: γραμματική ἐστιν ἐμπειρία τῶν παρὰ ποιηταῖς καὶ συγγραφεῦσιν ὡς ἐπὶ τὸ πολὺ λεγομένων, so entgieng er nicht dem Tadel anderer, er selbst aber dachte so wenig daran, damit etwas arges zu sagen, daß er in derselben Stelle einen Theil der Grammatik, womit sie sich beschäftigt, die κρίσις ποιημάτων, geradezu als κάλλιστον τῶν ἐν τέχνῃ nennt, vergl. Theodosius Alexandr. p. 30, bey Lersch p. 80 sq.

(Schluß folgt.)

Nicolaus Lenau's Gedichte. Dritte Auflage. 1837.

(Schluß.)

Das folgende Nachtstück, „die Marionetten," kann man im Ganzen nichts weniger als gelungen nennen. Man merkt deutlich, daß der Dichter auf Schauereffect ausgeht. Ohne leitenden Gedanken vermochte er die Erzählung weder gehörig zu motiviren noch überhaupt künstlerisch zu halten. Geistige Kraft der Darstellung kommt nicht auf vor sinnlicher; aber die vielen grellen Worte drücken den gebildeten Leser. Eine Schauergeschichte, vergänglich wie die andern, die für ein gewisses Publikum in Prosa geschrieben worden sind! Im Einzelnen jedoch offenbart sich wahres Talent. In Sprache und Rhythmus ist der Dichter auf gutem Wege zu Haltung und Wohlklang. Den düstern Ernst der Terzinen hat er begriffen. Besonders schön finden wir den Anfang des dritten Gesangs; Schilderung und Gedanken sind hier von gleichem Interesse.

Indem wir so, abgewandt von den Mängeln des Romantikers, nur sein Talent vor Augen haben, empfinden wir ein wahres Verlangen, dasselbe reinen, großen Gedanken dienen zu sehen. Wir möchten so gern, daß der Dichter sich recht zusammennähme und uns (im romantischen Fach) etwas Klassisches lieferte! Deßhalb geben wir schließlich einem vielleicht sonderbaren Drange nach, und erlauben uns, ihm einige wohlgemeinte Rathschläge zu ertheilen.

Will unser Dichter seine poetische Kraft zu wahrem künstlerischen Vermögen steigern, so muß er vor allem durch strenge Studien seinen Geist zu bilden trachten. Dieß muß aber eine lebendig innere Bildung seyn, keine materiell äußere. Philosophie z. B. muß er in Saft und Blut verwandeln, nicht etwa nur auswendig lernen und dann

auf halbgebildete Leser damit zu wirken suchen. Dieß sind zwar Sätze, die sich von selbst verstehen, und doch handeln die Romantiker nicht darnach! Deßhalb fahren wir in unsern von selbst sich verstehenden Rathschlägen fort. Der Dichter studiere klassische Kunstwerke und gebe sich Rechenschaft, in wie fern sie klassisch und nicht z. B. neuromantisch seyen. Wie viel könnte er hier nur von dem einzigen Göthe lernen! — Ist so der Geist gestärkt, und zum Bewußtseyn der ihm gebührenden Oberherrschaft gekommen, dann wird er von selber die Seele regieren, und ihren gefährlichen Tendenzen einschränkend entgegentreten. Die Sünden der Seele, deren wir eine ziemliche Anzahl in vorliegender Gedichtsammlung nachgewiesen haben, werden in Kunst und Leben immer seltener werden. Die Kräfte aber und Tugenden der Seele werden jetzt erst in ihrer Reinheit sich zeigen können; wie denn leicht einzusehen, daß erst auf diesem Standpunct der Dichter romantische Kunstwerke wird hervorbringen können. Der Geist, der darin nur seine Freude findet, daß allen Kräften des Menschen ihr Recht widerfahre, wird auch die Sinnlichkeit wieder mehr zu Wort kommen lassen; und so wird jetzt der Dichter namentlich besser sehen lernen. Die Beobachtungen werden genauer eingebracht und besser verwendet werden. Wie der Geist zwar kühn ist, aber viel zu klug, als daß er sich auf etwas einließe, was er nicht durchzuführen vermöchte, so wird der Dichter jetzt nicht mehr durch allgemein romantische Empfindung eines großen Themas sich sofort zur Darstellung verleiten lassen; er wird vorher die Studien machen. Und so könnten wir noch viel Ersprießliches von dem Geiste und seiner Herrschaft melden.

Lenau prüfe sich, ob er den reizenden Träumen und dem bequemen Schaffen der Seele einerseits, dem Beyfall der Gleichdenkenden anderseits entsagen könne; ob er die Wahrheit mehr lieben könne als sich und sein Vergnügen. Wir geben ihm mit dieser Beurtheilung eine gute Gelegenheit, die Probe zu machen. Sieht er unsere Darstellung an (und das wünschen wir!), und geräth er nicht in Wuth, oder weist er etwaigen Grimm wenigstens bald wieder zurück; erkennt er darauf an, daß wir mit unserem Tadel nahezu das Rechte getroffen haben, und es am Ende doch gut mit ihm meinen: so darf er wohl Hoffnung fassen, daß er mit der Zeit höhere Poesie und in ihr höhere Lust erreichen werde.

Wenn wir den tadelnden Theil unserer Recension betrachten, so müssen wir freylich bekennen, daß es dem Dichter etwas schwer fallen dürfte, uns für seinen besondern Freund zu halten. Indessen möge er bedenken, daß das, was wir so schwer gerügt haben, ihm selber hassenswerth erscheinen muß, und daß nur die Erkenntniß dieses Häßlichen ihm den Weg zu einer höhern Stufe bahnt. Gerade den Romantiker darf man nicht schonen, weil ihm, dem Leichtglaubenden, gränzenlos Empfindenden, allgemein ausgesprochner Beyfall der Gleichdenkenden am schädlichsten ist; weil gegen seine Fehler nur Kraftmittel wirken. In Frankreich haben die Zügellosigkeiten der Romantiker bittere Satyren hervorgerufen; dem Deutschen wird man eine Recension erlauben, die mit gutgemeinten Vorschlägen endet.

Das sonderbarste, was ein Kritiker hören kann, ist der Zuruf: daß es verkehrt sey, dem Ausland gegenüber deutsche Dichter herabzusetzen. Der Kritiker antwortet darauf ganz einfach: sowohl die schlechten Poeten als die schlechten Gedichte guter Poeten machen dem Vaterland keine Ehre. Der Kritiker weist darum schlechte Poeten und schlechte Gedichte zurück, damit Platz werde für bessere; damit die guten Poeten nicht sich gehen lassen, sondern durch künstlerischen Fleiß dem Vaterland dauernden Schmuck verleihen. Wohin würde die Eitelkeit und Bequemlichkeit der Dichter, die geistlose Genußsucht des Publikums endlich führen, wenn die Kritik nicht entgegenträte? Da weder die Poeten sich in Zucht nehmen, noch das Publikum sie dazu zwingt, so muß die Kritik ihre schärfsten Waffen gegen sie anwenden. Hilft es dann auch nichts, so hat sie wenigstens ihre Schuldigkeit gethan.

M. M.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. October.

Nro. 209. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Entwurf eines Systems der Sittenlehre. Aus Schleiermacher's handschriftlichem Nachlasse herausgegeben von Alex. Schweiger, Professor. Berlin, Reimer 1835.

Man kann bey Ueberblickung der Laufbahn des berühmten Mannes, aus dessen Nachlasse uns hier die systematische Darstellung einer Wissenschaft geboten wird, deren Begründung und Ausführung einen langen Zeitraum hindurch recht eigentlich zu den Hauptangelegenheiten seines Lebens gehörte, sich leicht versucht finden, dieser Darstellung eine Stelle anzuweisen, welche sie als das höchste, reifste und innerlich vollendetste Gesammtergebniß seines wissenschaftlichen Strebens überhaupt erscheinen lassen würde. Daß nämlich unter den verschiedenen Gebieten, denen die geistige Thätigkeit Schleiermachers gewidmet war, das der philosophischen Ethik für ihn einen Vorrang vor allen übrigen in so fern behauptete, als in ihm einerseits zwar die Principien für die ihm eigenthümlichen Richtungen, die er auf gewissen andern Gebieten verfolgt hat, enthalten und beschlossen, anderseits aber die allgemeineren Principien, die seinen philosophischen Standpunct überhaupt bezeichnen, allein oder so gut wie allein zur wirklichen wissenschaftlichen Ausführung gediehen sind: dieß behauptend glauben wir uns im Allgemeinen der Zustimmung aller genaueren Kenner der Wirksamkeit und der Leistungen des Verewigten versichert halten zu dürfen. Eine wesentlich ethische, ethisch-philosophische war Schleiermachers Tendenz namentlich auf dem Gebiete der Theologie, so sehr er auch während der letzten Periode seines Lebens die völlige Unabhängigkeit der Theologie von aller Philosophie behaupten mochte; sein Streben gieng, — die gesammte Gestalt und Ausführung seiner Glaubenslehre, wie dieselbe vorliegt, bezeugt es, — durchaus dahin, den Glauben des Christenthums als eine ethische Thatsache, — nicht, oder nicht zunächst, als Offenbarung im historischen, oder als objective Wahrheit im speculativen Sinne — aufzufassen und zu erklären. Die philosophische Ethik ihrerseits faßte er dagegen zwar keineswegs isolirt, außer Zusammenhang mit einem in seinem Geiste eigenthümlich entworfenen Gesammtbegriffe der philosophischen Wissenschaft überhaupt; aber wie er sich mit klarem Selbstbewußtseyn von der einen realen Hauptseite der Philosophie, von derjenigen nämlich, deren Object die Natur ist, entschieden abgewandt erklärte, so scheinen ihn auch Dialectik, Psychologie und was sonst er noch in den Umkreis der Philosophie hereinziehen mochte, doch immer nur mit mehr oder weniger ausdrücklichem Hinblick auf die Ethik beschäftigt zu haben, welcher letztern auch seine Druckschriften, wie fern dieselben nicht dem theologischen Gebiete oder dem geschichtlich-philologischen angehören, ausschließlich gewidmet blieben. Nach alle diesem liegt es allerdings nicht fern zu erwarten, daß die systematische Bearbeitung dieser Wissenschaft, welche Schleiermacher zwar nicht in einem von ihm selbst für den Druck vollständig ausgearbeiteten Werke gegeben hat, aber theils in akademischen Vorlesungen, theils in mannichfaltigen, zur Vorbereitung, Einleitung oder Ergänzung einer künftigen Druckschrift bestimmt gewesenen Aufzeichnungen, welche nach seinem Tode zu einem des Zusammenhangs in sich selbst keineswegs entbehrenden Ganzen zusammengefügt werden konnten, — daß diese, wie vorhin gesagt, sich, wenn irgend ein andres seiner Werke, dazu eignen müßte, den Gesammtertrag seiner wissenschaftlichen Leistungen wo nicht vollstän-

dig in sich zu enthalten, doch äußerlich zu umschreiben und darzustellen. — Solchen Erwartungen nun würde man Gehalt und Bedeutung des hier Geleisteten freylich nicht ganz entsprechend finden; und zwar nicht bloß in Betracht der Mängel in der Form, welche bey einer Zusammenstellung aus einer Mehrheit von Manuscripten, die nicht unmittelbar zum Behufe des Druckes ausgearbeitet waren, nicht ausbleiben können, sondern allerdings auch, insofern der Inhalt als solcher dem Inhalte des von Schleiermacher anderwärts in größern und kleineren, dem Gegenstande des gegenwärtigen Werkes näher oder ferner stehenden Schriften und Abhandlungen gegenüber Gegebenen keineswegs um so vieles schwerer wiegt, wie sonst wohl öfters der Inhalt eines vollständigen systematischen Werkes in Vergleich mit dem Inhalte specieller Abhandlungen, kritischen, historischen, oder anderweit mit dem Gegenstande solches Werkes sich berührenden Inhalts. Der Grund dieses Mißverhältnisses liegt, wie wir sogleich näher nachzuweisen versuchen wollen, in der eigenthümlichen Stellung Schleiermachers zur philosophischen Wissenschaft überhaupt, deren eigentlich systematische Ausführung nicht seinen vornehmlichsten Beruf ausmachte. Es wird uns indessen diese Betrachtung nicht abhalten, das hohe Interesse anzuerkennen und ihm volle Gerechtigkeit angedeihen zu lassen, welches nichts desto weniger die hier vorliegende Ausführung für sich in Anspruch nimmt, wäre es nur, insofern durch Hülfe derselben das Verständniß der übrigen Schleiermacher'schen Leistungen auf ethischem sowohl, als auch auf manchen benachbarten Gebieten ihrem inneren Zusammenhange und ihrer wissenschaftlichen Begründung nach um ein Bedeutendes gefördert wird.

Die bekannteste und unstreitig bedeutendste unter Schleiermachers früheren Schriften, die unmittelbar dem ethischen Gebiete angehören, sind seine „Grundlinien einer Kritik der bisherigen Sittenlehre." Bekanntlich erschien dieses Werk zuerst im Jahre 1803, und hatte zu Vorgängern unter den umfassenden philosophischen Schriften seines Verfassers keine andere als die „Reden über die Religion" und die „Monologen." Es wäre eine nicht uninteressante Aufgabe, deren Lösung indeß wir uns nicht erinnern zur Zeit irgendwo unternommen gefunden zu haben, den Gang der Geistesentwicklung nachzuweisen, welcher den tiefsinnigen Denker von der Richtung, welche durch jene beyden Werke bezeichnet wird, zu der in so manchem Betracht so auffallend davon verschiedenen dieses kritischen Werkes hinübergeführt hat. Im gegenwärtigen Aufsatze ist nicht der Ort, solche Nachweisungen ausführlicher zu geben; nur darauf glauben wir aufmerksam machen zu dürfen, wie das zuletzt genannte Werk, — nach unserm Dafürhalten in formaler Hinsicht, in Bezug auf künstlerische Anordnung, Ausdruck und Darstellung die vollkommenste aller schriftstellerischen Leistungen seines Verfassers, — in der Laufbahn desselben recht eigentlich eine Epoche bezeichnet, und alle auf dasselbe nachfolgenden Arbeiten Schleiermachers auf eine Weise, die keine Verwechslung mehr zuläßt, von den frühern abscheidet. In ihm zuerst tritt die Tendenz nach objectiver, wissenschaftlicher Behandlung einer philosophischen Disciplin klar hervor, während in den frühern Werken diese Tendenz in der einfachen Intensität des Ringens nach dem Princip einer neuen ethisch-religiösen Weltanschauung verschlossen geblieben war. Zwar sehen wir auch noch in der spätern Laufbahn Schleiermachers neben der wissenschaftlichen Dialektik, welche in den „Grundlinien" eröffnet ward und fortan den Haupt- und Grundstamm seines literarischen Wirkens bildet, ihn die schwungvolle Rhetorik jener frühern Werke von Zeit zu Zeit wieder aufnehmen, und mit dieser Waffe den Kampf um das Princip als solches führen; allein diese Weise der Darstellung bleibt doch von jetzt an von der streng wissenschaftlichen genau abgetrennt, und Schleiermachers literarische Gesammtthätigkeit geht also von diesem Puncte abwärts nach zwey verschiedenen Richtungen hin auseinander. — Daß es aber die Gestalt einer kritischen Durchmusterung sämmtlicher bisheriger Systeme der Ethik war, welche sich als erstes Erzeugniß des rein wissenschaftlichen Strebens von der Masse seines übrigen Thuns ablöste, und daß diese Arbeit bis zuletzt die einzige schriftstellerisch vollendete auf diesem Gebiet geblieben ist: dieß ist für die Eigenthümlichkeit des Schleiermacher'schen Genius gewiß als charakteristisch zu betrachten. Falsch wäre es zwar, wenn man diese Eigenthümlichkeit, wie hin und wieder

wohl geschehen ist, überhaupt als eine vorzugsweise kritische, zur Skepsis und negativen Dialektik sich hinneigend bezeichnen wollte. Einen solchen Charakter trägt gerade jenes merkwürdige Buch selbst am allerwenigsten, dessen Verdienst nur baarer Mißverstand und Unkenntniß in die angeblich rein logische, auf Nachweisung logischer Widersprüche und Consequenzmängel ausgehende Prüfung und Widerlegung der vorhandenen Systeme setzen konnte. Im Gegentheile, Schleiermachers Tendenz ist dort nicht minder wie in allen seinen übrigen Werken, eine durch und durch positive, von einer positiven Grundanschauung, von der er ausgeht, erfüllte und einem nicht minder positiven Ziele in Construction eines inhaltvollen und organisch gestalteten Wissens entgegenstrebende. Der Maßstab, welchen wir ihn auch dort an die gegebenen Systeme legen sehen, ist überall ein solcher, der keineswegs aus diesen Systemen selbst als Forderung etwa nur einer strengeren und gleichmäßigern Durchführung der innerhalb derselben aufgestellten Principien, sondern der durchaus nur aus der selbstständig im Geiste entworfenen Idee einer gediegneren und umfassendern Begründung der Wissenschaft als solcher entnommen werden konnte. Wie man dieß hat verkennen, und aus solchem Mißverstande die seltsame Ansicht bilden können, welche der Herausgeber des uns hier vorliegenden Werkes noch wenige Jahre zuvor aus dem Munde eines berühmten Gelehrten gehört zu haben versicherte, es sey ein Räthsel, wie der Mann, welcher durch seine Kritik jede Construction der Ethik vernichtet zu haben schiene, noch im Stande sey, eine solche positiv aufzuerbauen: dieß würde uns, bey den so ausdrücklich und so wiederholt jener kritischen Darstellung eingestreuten Andeutungen sogar über die nähere Beschaffenheit des Geforderten und als künftig zu leistend Verheißenen, in der That unbegreiflich seyn, wenn wir nicht auch sonst Grund hätten, zu argwöhnen, daß gerade jenes berühmte Buch wenigstens in neuerer Zeit von den Meisten mehr gepriesen als studirt worden ist. — Also wie gesagt, nicht wegen ihrer angeblich negativen skeptischen Tendenz, welche wir keineswegs als wirklich vorhanden anerkennen, halten wir Schleiermachers Kritik der Sittenlehre für die seiner wissenschaftlichen Eigenthümlichkeit am meisten entsprechende und deßhalb gelungenste Prüfung innerhalb des ethischen, ja vielleicht innerhalb des wissenschaftlichen, wenigstens des philosophisch-wissenschaftlichen Gebietes überhaupt. Wir halten sie dafür um der Art und Weise willen, wie darin allerdings indirect, negativ und kritisch die positive Anschauung sich ausspricht, welche in einer oder der andern Weise ausgesprochen, den eigenthümlichen Inhalt aller Arbeiten Schleiermachers nicht auf dem unmittelbaren Gebiete der Ethik allein, sondern auch auf manchen benachbarten Gebieten der Philosophie und Theologie ausmacht. Allerdings ist das kritische Talent, der dialektische Verstand in Schleiermacher das entschieden überwiegende Organ für den Ausdruck der Ideen, welche in ursprünglicher Anschauung seinem Geiste mitgegeben waren, oder zu denen er sich in dem ersten begeisterten Aufschwunge seines Denkens emporgehoben hatte. Es war dieser Verstand in ihm weit überwiegend über die positiv gestaltende und organisirende Kraft. Hiermit aber wollen wir, da wir in der Uebung dieses kritischen Vermögens immer nur den Gebrauch eines Mittels sehen für den höher liegenden positiven Zweck, offenbar etwas anderes sagen, als wenn wir, wie andere thun, dem scharfsinnigen Denker auch eine vorwiegend kritische oder negative Tendenz zuzuschreiben gedächten.

Es war Schleiermachern verliehen, in wahrhaft großartigen Vorblicken die Gesammtanschauung eines idealen Organismus zu erfassen und sich mit voller Klarheit des Unterschiedes solcher organischer Ganzheit von den abstracten Begriffssystemen, welche in der wissenschaftlichen Bildung des Zeitalters, in welchem er auftrat, so wie schon mancher früherem an die Stelle jener Ganzheit sich eingedrängt hatten, bewußt zu werden; aber es war ihm nicht auf gleiche Weise beschieden, die wirkliche, wissenschaftliche Gestaltung jenes Organismus selbstschöpferisch zu fördern oder zu vollenden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sprachphilosophie der Alten, dargestellt an dem Streite über Analogie und Anomalie der Sprache von Dr. Laurenz Lersch, Privatdocenten an der rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität. Bonn, H. B. König.

(Schluß.)

Wenn der Verf. sagt p. 77, daß die Schule des Aristarchus nicht etwa dem Grundsatze ihres Meisters treu blieb, sondern gerade die Stelle der Krateteer d. h. die Vertheidigung des Sprachgebrauches zu übernehmen scheint, wenn anders Varro VII. p. 119 richtig ist, so beruht dieses auf einem Mißverständniß der fraglichen Stelle, während es auch an unmittelbaren Beweisen nicht fehlt, daß die Schüler ihrem vielgerühmten Lehrer nicht untreu geworden sind. Wir kennen keine Grammatiker die Empiriker heißen.

Bey den Römern trat nach dem Verf. schon frühe das Bestreben ein, die Sprache analogistisch zu ändern; wenn Livius Andronikus praecipem sagt statt praecipitem nach der Analogie von princeps, ferner von bicepsos, tercicepsos (!?) bey Varro, oder Näbius herem für heredem, oder iteris statt itineris, so seyen dieß nicht im Volke vorgefundene, sondern eigenmächtig von den Dichtern gebildete Formen. Wer aber kann und wird dieses und unzähliges ähnliches beweisen? wo ausdrückliche Ueberlieferung zu Hülfe kommt, bleibt allerdings kein Zweifel, wie wenn Varro erzählt: sed quoniam in balneis lavor, lavatus sum, sequitur ut contra quoniam est soleo, oporteat dici solui, ut Cato et Ennius scribit, non ut dicit vulgus, solitus sum, debere dici, bey andern mag es wahrscheinlich seyn, wie bey der griechisch gebildeten Reduplication memordi, aber sicherer und strenger Beweis ist fast nirgends möglich; solche Doppelformen bilden sich in jeder Sprache bey dem Volke von selbst und warten oft nicht erst auf die analogisirenden Grammatiker und Dichter. Nicht zuverläßiger ist die Annahme, daß der Streit über Analogie und Anomalie gerade durch Krates Erscheinung, der in politischen Angelegenheiten nach Rom gekommen, durch einen Beinbruch aufgehalten und Vorlesungen über Grammatik daselbst gegeben hatte, auf das Gebiet der Römischen Sprache gebracht worden sey; er mußte durch das Studium der griechischen Grammatiker, wie durch nähere Beschäftigung aus der eigenen Sprache von selbst erscheinen; übrigens ist es unglaublich, daß Krates der römischen Sprache so mächtig gewesen, daß er darüber die Römer selbst belehren wollte oder konnte; auch huldigen diese insgesammt dem Principe der Analogie, nicht wie Krates, der Anomalie. — Was sich hieher bezügliches erhalten hat, wird der Zeitfolge nach von dem Verfasser zusammengestellt; von den drey Varronischen Büchern contra analogiam, pro analogia, de analogia, ist eine kurze Uebersicht des Inhalts gegeben, auf Nigidius und Gnipho aufmerksam gemacht, dann vorzüglich Cäsars Schrift de analogia in zwey Büchern gewürdigt, wovon die Fragmente vollständig gesammelt sind; auch Didymus erscheint in dieser Reihe, da er sich zur besondern Aufgabe machte nachzuweisen, daß die lateinische Sprache in allen Theilen der Grammatik der griechischen folgt. Von den übrigen ist besonders Plinius mit seinen acht Büchern dubii sermonis hervorzuheben; die Bruchstücke, hundert fünf an der Zahl, mit großem Fleiße hier zum erstenmale gesammelt, sind im Anhange mitgetheilt; von den andern Grammatikern, Scaurus, Donatus, Probus, Charisius, Diomedes, Priscianus, Martinus Capella, Consentius, Eutychius, Marimus Victorinus, Alcuin, Isidorus werden die Stellen, in welchen der Analogie und Anomalie Erwähnung geschieht, wörtlich angeführt.

Aus dem hier kurz angedeuteten mag man die Bedeutung dieser Schrift für die Geschichte der Grammatik erkennen; sie würde noch größer seyn, wenn manches richtiger und schärfer aufgefaßt wäre und die Darstellung nicht an einer jugendlichen, solchen Untersuchungen ungeeigneten Fülle litte; längere Beschäftigung mit demselben Gegenstande wird bey dem Verfasser auch diesen Mangel entfernen und ihn an die Seite des trefflichen Classen stellen. Verbesserungsversuche lesen wir p. 7. 44. 181. 187. 188. 192. Vitruvius wird p. 147 nach Schultz Vorgang im Rhein. Museum für das Werk eines mittelalterlichen Compilators gehalten.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. October.

Nro. 210. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Entwurf eines Systems der Sittenlehre. Aus Schleiermacher's handschriftlichem Nachlasse herausgegeben von Alex. Schweiger, Professor. Berlin, Reimer 1835.

(Fortsetzung.)

Als Beyspiel für dieses Beysammenseyn von Vermögen und Unvermögen in seinem Geiste, dafern es für uns, außer desjenigen, welches, wie wir sogleich sehen werden, seine Ethik selbst giebt, noch eines andern Beyspiels bedürfte, könnte vor allen seine Darstellung der christlichen Glaubenslehre dienen. Diese hat zu ihrem Hintergrunde zwar ein eben so tiefes als freysinniges und viel umfassendes Apergu von der objectiven Wahrheit des Lehrinhaltes der christlichen Kirche, ein solches, wodurch Schleiermacher für die protestantische Theologie unserer Zeit in Wahrheit der Retter aus der trivialen Leere des Rationalismus, der Wiederhersteller einer tiefern und gehaltvollern Wissenschaftlichkeit geworden ist, dessen ungeachtet sehen wir auch in diesem Werke die wissenschaftliche Ausführung eine jenem Lehrgehalte völlig unangemessene, ja auf allen einzelnen Puncten ausdrücklich von ihm seitwärts abführende, subjective Wendung nehmen, und keineswegs das Ziel erreichen, welches man, wenn man sich nur an einzelne Aesserungen des Verfassers über das Princip im Ganzen, oder an seine Polemik gegen entgegengesetzte Richtungen halten wollte, als ein ihm gar wohl erreichbares zu halten sich versucht finden würde. — Sonach war also dem unvergeßlichen Manne zum Organe, wodurch er auf vollständige angemessene Weise den Gedankeninhalt seines Geistes ausdrücken konnte, statt der organisch gestaltenden Kraft eigentlicher philosophischer Wissenschaft, einerseits zwar die Kunst der begeisterten Rede gegeben, die sich unmittelbar an das Gemüth und die Phantasie, nicht an die wissenschaftliche Vernunft wendet, andrerseits, und dieß zwar in unstreitig vorwiegendem Maaße, da auch die rednerischen Ergüsse Schleiermachers durchgehends eine Färbung von reflectirender Dialektik tragen, der kritische Verstand, welcher durch Niederkämpfung und Vernichtung des Entgegenstehenden und dann auch durch Sammlung und Sichtung der Elemente, deren sie sich als Materialien zur Aufführung ihres Gebäudes bedienen will, der Idee eine ihrer würdige Stätte bereitet. Diese Gaben nun sind in keinem andern Werke Schleiermachers zu einer freyeren und vollständigern Entfaltung gediehen, als eben in seiner Kritik der Sittenlehre. Wir finden an diesem Werke, wie schon angedeutet, nicht sowohl die Klarheit und Schärfe in Auffindung der Mängel aller bisherigen ethischen Principien und Systeme für sich allein, als vielmehr dieß bewundernswerth, wie das zweyschneidige Schwert einer ächt philosophischen Kritik und Dialektik durchaus im Dienste einer großartigen, dem Auge des Geistes bereits in voller Klarheit vorliegenden Idee gehandhabt wird. Die Nähe und belebende Gegenwart dieser Idee hat dort auch den Wortausdruck und die Rede, wiewohl diese scheinbar mit bloß verständiger Logik beschäftigt sind, mit einem Hauche salbungsreicher Weihe und würdevoll gehaltener Begeisterung durchdrungen, welche uns der kunstreich absichtlichen Rhetorik der frühern und auch einiger späteren Schriften Schleiermachers weit vorzuziehen scheint.

Nach den „Grundlinien" hatte Schleiermacher von Arbeiten aus dem Gebiete der wissenschaftlichen Ethik bekanntlich nichts wieder in den Druck gegeben, als nur eine Reihe von Abhandlungen über

ethische Allgemeinbegriffe, den Begriff der Tugend, der Pflicht, des Erlaubten, des Sittengesetzes in seinem Gegensatze gegen das Naturgesetz, des höchsten Gutes, welche von ihm in den Sitzungen der Berliner k. Akademie vorgelesen, nach und nach in der Sammlung der Abhandlungen dieser Akademie abgedruckt erschienen. So schätzbar diese Aufsätze durch die geistvolle, klare und gründlich eingehende Behandlung jener Begriffe durchgängig sind, und so neu und eigenthümlich ihre Tendenz Manchen erscheinen mochte, welchen die in den „Grundlinien" darüber niedergelegten Andeutungen übersehen oder unverstanden geblieben waren, so kann man doch kaum sagen, daß durch sie zu dem Inhalt jenes Werkes etwas wesentlich Neues hinzugekommen sey. Allerdings spricht sich in ihnen bestimmter die Tendenz nach selbstthätiger Gestaltung dessen aus, was in den Grundlinien zwar auch als ein dereinst zu Gestaltendes angedeutet worden war, noch nicht als ein solches, dessen Gestaltung der Verfasser unmittelbar seinerseits zu geben beabsichtigte. Man konnte aus diesen Abhandlungen leicht wahrnehmen, wenn es auch nicht an ihrer Spitze mit klaren Worten ausgesprochen gewesen wäre, daß ihr Verfasser mit dem „Entwurf eines Systems der Sittenlehre" beschäftigt war, beschäftigt zunächst zwar in Bezug auf die Vorlesungen, die er regelmäßig über diese Wissenschaft an der Berliner Universität zu halten pflegte, aber doch nicht ohne die Absicht, das Ergebniß dieser Arbeiten, wenn es eine größere Reife und Vollendung erlangt haben würde, auch dem Drucke zu übergeben. Erst in späterer Zeit scheint diese Absicht, obgleich Schleiermacher auch jetzt noch fortfuhr, das Manuskript seiner Vorlesungen zu verbessern, zu ergänzen und sogar oft neu wieder von vorn auszuarbeiten, in den Hintergrund getreten zu seyn; ja der Verewigte hat, wie uns der Herausgeber S. IX. der Vorrede berichtet, in Bezug, wie es scheint, auf seine nachgelassenen Manuskripte sogar ausdrücklich die Meynung ausgesprochen, „die philosophische Ethik zu geben scheine ihm überflüßig, denn jeder werde sie sich mit Hülfe der Grundlinien und aus anderem, was bereits öffentlich vorliege, selbst zu machen im Stande seyn." Wir können nicht umhin, in diesem Ausspruche ein richtiges Bewußtseyn des trefflichen Mannes über den Werth und Gehalt des von ihm auf diesem Gebiete Geleisteten dargelegt zu erblicken, so wenig wir damit auch eine Mißbilligung des Entschlußes ausdrücken wollen, der von Seiten der Herausgeber seines literarischen Nachlasses gefaßt wurde, sich an diese Aeusserung nicht zu kehren, sondern den „Entwurf des Systems der Sittenlehre" aus den sich vorfindenden, eigenhändigen Aufzeichnungen Schleiermachers wirklich zusammenzustellen. Wenn es nämlich auch bey genauerer Prüfung sich finden sollte, daß der Werth dieses Entwurfs, an und für sich selbst betrachtet, mehr in demjenigen besteht, was er mit den beym Leben seines Verf. in den Druck gegebenen Arbeiten gemeinschaftlich, als in den, was er vor denselben voraus und eigenthümlich hat: so ist es doch jedenfalls in mehr als einer Beziehung von Interesse, über das von Schl. in systematischem Zusammenhang Geleistete eine Uebersicht zu gewinnen, und es kann nicht fehlen, daß, bey der Schwierigkeit, mit Werken der Art, wie die frühern ethischen Arbeiten des Verf. waren, im Publikum durchzudringen, allerdings, wie der Herausgeber hofft, erst durch diesen „Entwurf" Schleiermachers Einfluß auf diese Wissenschaft recht wird sicher gestellt werden. In diesem Sinne heißen wir die vorliegende, vom Hrn. Herausgeber nicht ohne viele Mühe und Selbstverläugnung ans Licht geförderte Mittheilung aufrichtig willkommen, so unvollkommen dieselbe freylich auch der Form nach ausfallen mußte, als ein Cento aus einer beträchtlichen Masse gleichartiger und zu sehr verschiedenen Zeiten aufgesetzter Manuskripte, deren jedes oft in sich selbst nur nothdürftig, mit den übrigen aber unmittelbar gar nicht zusammenhängt, der Hauptsache nach denselben Inhalt wie die andern, nur in andern Wendungen und Ausdrücken wiedergiebt.

Der Darstellung der Ethik selbst geht in dem auf die angegebene Weise zusammengestellten Entwurfe eine ziemlich ausführliche Einleitung voran, welche, wie auch einen nicht unbeträchtlichen Theil des Nachfolgenden, über den sich dieses Manuskript noch erstreckt, der Herausgeber zunächst aus einem ziemlich vollständig, in Form von Paragraphen und Anmerkungen wahrscheinlich um das Jahr 1827 ausgearbeiteten Manuskripte geben konnte, aus an-

deren, hauptsächlich älteren Manuskripten nur hin und wieder einige Zusätze beyfügend. Es enthält diese Einleitung eine Reihe von Sätzen aus derjenigen Wissenschaft, welche Schleiermacher Dialektik nannte, welche nach seiner Absicht als Organ dienen sollte zur Begründung aller einzelnen realen Wissenschaften aus einer höhern Einheit des Erkennens, und also zur Construction eines Zusammenhangs derselben unter sich selbst und mit dem Ganzen des menschlichen Erkennens. Es ist bemerkenswerth, daß Schl. (wie es scheint, nicht bloß in dem schriftlich, vielleicht mit ausdrücklicher Absicht des Druckes Aufgesetzten, sondern auch in den Vorlesungen, obgleich er auch eigene Vorlesungen über Dialektik zu halten pflegte), eine Ausnahme von der Gewohnheit anderer Philosophen machte, welche, wie er, einen systematischen Zusammenhang des Ganzen ihrer Wissenschaft im Geiste tragen, die besondere Disciplin zwar auf die Voraussetzung des Allgemeineren zu begründen, ohne aber bey ihrer Ausführung den Inhalt dieser Voraussetzung selbst jedesmal weiter auszuführen. Irren wir nicht, so kann man in der Sorgfalt, mit welcher wir ihn am Beginne der Ethik die metaphysischen Fragen über die Bedeutung des Wissens und sein Verhältniß zum Seyn, über die Gliederung der Wissenschaft im Ganzen und Großen, wie in ihren einzelnen Theilen, und andere ähnliche verhandeln sehen, jenen Zwiespalt ausgedrückt erblicken, der nach unserer obigen Bemerkung, in Bezug auf die positive Gestaltung der Wissenschaft zum System, in seinem individuellen Standpuncte enthalten war, den Zwiespalt zwischen dem in seiner ganzen Strenge vorhandenen Bewußtseyn von der Forderung systematischer Wissenschaftlichkeit einerseits, dem Unvermögen zu einer, ihm selbst vollkommen genügenden Realisirung solcher Wissenschaftlichkeit andrerseits.

Es kann gewagt scheinen, demjenigen vorgreifen zu wollen, was uns die Vorträge Schleiermachers über die Dialektik als besondere Disciplin, dafern man auch diese uns dereinst noch im Druck vorlegen wird, bringen werden, aber nach den hier, wie gesagt, ziemlich ausführlich vorliegenden Andeutungen, so wie aus manchen andern, in des Verf. übrigen Werken zerstreuten, glauben wir uns von seiner Bearbeitung dieser Disciplin nur ein ziemlich subjectiv und abstract gehaltenes Organon des realen Wissens versprechen zu dürfen, nicht eine in sich selbst inhaltvolle und gediegene Ausführung der Idee des Absoluten in einer Weise, welche den besondern Wissenschaften zum Vorbild ihrer organischen Gestaltung dienen könnte. Schl. ist auf die metaphysischen Untersuchungen seiner Dialektik nicht durch einen ursprünglichen, eigenthümlich gehaltvollen Gedanken der Art geführt worden, wie allenthalben die wahrhaft speculativen Gedanken sind, die einem originalen und selbstständigen philosophischen Systeme den Ursprung geben, sondern sichtlich nur durch das in seiner Bearbeitung einzelner bestimmter Disciplinen, namentlich der Ethik sich ihm aufdrängende Bedürfniß eines Organons für die wissenschaftliche Gestaltung derselben, — einer philosophischen Methodik. So wenig er sich jemals als Anhänger eines besonderen philosophischen Systems bekannt hat; so unverkennbar ist in seiner dialektischen Construction des Systems der realen Wissenschaften überall der vorwaltende Einfluß des Identitätsystems in seiner frühesten, mit Schleiermachers erster Hinwendung zu den Studien strengerer Wissenschaft ungefähr in die nämliche Zeitperiode fallenden Gestalt. Wir können den Ideen auf welchen diese Construction beruht, in der Gestalt, wie die vorliegende Einleitung sie ausspricht durchaus kein Verdienst der Originalität, ja nicht einmal das Verdienst einer eigenthümlich gedankenkräftigen Auffassung der durch die eigentlich speculativen Denker, in deren Fußtapfen der Verfasser hier tritt, ausgesprochenen Ideen zugestehen. Es ist nichts, als ein ziemlich dürftiges Schematisiren des Wissens und des dem Wissen entsprechenden Seyns nach Gegensätzen, für welche der allgemeine Typus eben in diesem obersten Gegensatze des Wissens und des Seyns selbst (des Geistigen und des Dinglichen, wie Schl. es zu nennen liebt, — des Idealen und des Realen nach der ursprünglichen Ausdrucksweise des vorhin genannten Systemes) gegeben ist. Die Sphäre, in welcher Schleiermachers Genius urkräftig zu wirken vermag, ist durchaus nur die Sphäre der concreten, ethischen Anschauung. In dieser hat er unabhängig von jedem gegebenen System, im lebendigen Aufschwunge seines Geistes einen eigenthüm-

lichen Gehalt selbstständig erfaßt, und würde ihn eben so selbstständig verarbeitet haben, wenn hier nicht eben das Bedürfniß einer das Besondere an ein Allgemeineres der Wissenschaft anknüpfenden Systematik eine Abhängigkeit von Ergebnissen fremder Geistesthätigkeit herbeygeführt hätte. Das Bewußtseyn übrigens von dem Ungenügen der von ihm aufgenommenen wissenschaftlichen Form und Erkenntnißweise spricht sich in dem an der Spitze der vorliegenden Einleitung stehenden Satze aus, daß das höchste Wissen, in welchem alles besondere Wissen seine Wurzel und seine Begründung habe, kein wirklich schon vorhandenes, sondern ein werdendes und eben deßhalb jedes besondere Wissen in seinem Anfang sowohl als seinem Fortgange ein unvollkommenes und ergänzungsbedürftiges sey.

Wenn übrigens Schleiermacher in dem Werke der wissenschaftlichen Gestaltung des Inhalts seiner Anschauungen mit dem Identitätssysteme zusammengetroffen ist, und von diesem manche Gedankenwendungen und Ausdrucksweisen, insbesondere aber den Schematismus für die Anordnung des Ganzen seiner Wissenschaft entlehnt hat: so ist der Grund hievon nicht etwa in einem äußerlichen Zufalle, sondern in der wirklichen Geistesverwandtschaft seiner ethischen Ideen mit den speculativen Ideen, welche in jenem philosophischen Systeme an den Tag gekommen sind, zu suchen. Hievon kann man sich am bestimmtesten beym Studium des dritten Abschnittes der vorliegenden Einleitung (S. 38 ff.) und bey Vergleichung desselben mit den in den „Grundlinien“ und in noch früheren Schriften des Verf. niedergelegten Ideen überzeugen. Die „Darlegung des Begriffs der Sittenlehre,“ welche in dem eben genannten Abschnitte gegeben wird, setzt einen Gegensatz der Sittenlehre und der mit ihr, wie Besonderes mit Allgemeinem unter der gemeinschaftlichen Kategorie des Wissens von Geistigem zusammengestellten Geschichtskunde zur Naturwissenschaft, und zugleich eine Einheit beyder und des Gegenstandes beyder in diesem Gegensatze; in einer Weise, welche dem Ausdrucke und der Form nach durchaus dem durch das Identitätssystem und die Naturphilosophie eröffneten Gedankenkreise angehört, während der Sache nach die Idee einer Ineinsbildung des Geistes mit der Natur, eines Wissens von der Sittlichkeit als der wahren Wirklichkeit des Geistes, wie die Naturwissenschaft das Wissen von der Wirklichkeit der Natur ist, — während, sagen wir, diese wahrhaft originale und inhaltschwere Idee, durch deren klare und selbstbewußte Fassung Schleiermacher von allen frühern Sittenlehrern sich unterscheidet, bereits in jenen ältern Schriften der Sache nach auf eine solche Weise niedergelegt ist, in welcher eine durchaus originale von allem und jedem fremden Systeme unabhängige Fassung derselben hervorleuchtet. Schleiermacher gehört ohne Frage in die Reihe der selbstständigen und urkräftigen Geister, deren Zusammentreffen untereinander mit eigenthümlichen, und doch in einem gemeinschaftlichen Mittelpuncte sich begegnenden Anschauungen an der Grenzscheide des vorigen und des gegenwärtigen Jahrhunderts, diesem letzteren Jahrhunderte eine neue Welt des Gedankens eröffnet hat, wiewohl er nicht in die Reihe derjenigen gehört, welche aus dem Mittelpuncte einer selbstschöpferisch durch sie erzeugten Idee heraus dem gesammten Gebiete der Wissenschaft eine neue Gestalt gegeben haben.

Die eigenthümliche, nothwendige Beschaffenheit des wissenschaftlichen Gebäudes, welches unter den im Vorhergehenden von uns bezeichneten Voraussetzungen und Vorbedingungen aufgeführt worden, zeigt sich deutlich sogleich in der Eintheilung und Gliederung des Ganzen, wie dieselbe im vierten Abschnitte der Einleitung (S. 71 ff.) vorläufig angegeben, und dann in den übrigen Theilen des Buches selbst wirklich in Ausführung gebracht wird. Die Sittenlehre enthält nach Schl. drey Haupttheile: Güterlehre, Tugendlehre und Pflichtenlehre. Das Verhältniß dieser drey Theile ist aber nicht dieses, daß der Stoff der Wissenschaft sich unter dieselben vertheilen soll; sondern jeder derselben enthält für sich allein das Ganze der Wissenschaft, nur von einem andern Gesichtspunct aus dasselbe betrachtend, und eben durch diese Verschiedenheit des Gesichtspunctes, da alle Gesichtspuncte gleich wesentlich und gleich unentbehrlich sind, die andern ergänzend. —

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. October.

Nro. 211. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Entwurf eines Systems der Sittenlehre. Aus Schleiermacher's handschriftlichem Nachlasse herausgegeben von Alex. Schweiger, Professor. Berlin, Reimer 1835.

(Fortsetzung.)

Die Grundbegriffe dieser drey Theile haben nicht dem vom Verf. sonst adoptirten Schema der Naturphilosophie ihren Ursprung zu danken, obgleich sowohl ihre Definitionen auf eine an die naturphilosophische allerdings sich anschließende Weise von der Verhältnißbestimmung zwischen Vernunft und Natur als entgegengesetzten und doch zur Freyheit zurückstrebenden Seynssphären hergenommen werden, als auch (S. 78) ihr Unterschied und ihre Zusammengehörigkeit durch eine Parallele aus der Naturwissenschaft, — welche nach unserem Verf. in die jenen Theilen der Ethik angeblich entsprechenden Disciplinen der organischen, der dynamischen und der mechanischen Naturwissenschaft zerfallen soll, — erläutert wird. Offenbar bemerken wir hier nur das Streben, die anderswoher erworbenen Begriffe dem naturphilosophischen Schema anzupassen, und gerade dieses Streben wird man hier am wenigsten für ein gelungenes erkennen. Die Begriffe selbst dagegen sind, wie man aus der gediegenen Abhandlung derselben in den „Grundlinien" (S. 179 — 247 der ersten Ausg.) ersehen kann, vielmehr darum als ethische Grundkategorien beybehalten worden, weil der Verf. sie in den geschichtlich vorhandenen Systemen als solche Grundbegriffe vorgefunden und in seiner eigenthümlichen dialectischen Weise seine reformatorischen Ideen an die Kritik dieser Begriffe angeknüpft hatte. Wäre dieß nicht gewesen, so hätte ihm unmöglich das Mißverhältniß entgehen können, in welches er sich durch diese Voranstellung von Begriffen, die unter sich keineswegs Gegensätze bilden, zu der aus dem Identitätssysteme entlehnten Forderung stellt, daß alles Wissen durch Gegensätze bestimmt seyn müsse (vrgl. S. 15 ff.), so wie der Mangel an Analogie dieser Eintheilung zu dem Princip, welches er sonst als das ausschließlich gültige für alle anderen wissenschaftlichen Eintheilungen und Gliederungen anerkennt und walten läßt. In der That aber hatte Schl. in seiner frühern, in doppelter Gestalt — (nach den „Grundlinien" nämlich nochmals in den akademischen Abhandlungen) ans Licht getretenen kritischen Behandlung jener Begriffe einen zu reichen Umfang wahrhaft gehaltvoller Gedanken und Ansichten niedergelegt; er war sich der bey dieser Kritik ihm aufgegangenen Einsicht über die wahre Bedeutung und das gegenseitige Verhältniß dieser ethischen Grundbegriffe als einer zu werthvollen und zu bedeutenden bewußt geworden, als daß er es so leicht über sich vermocht hätte, die Begriffe selbst und mit ihnen diese Einsicht wieder in den Hintergrund zurückzudrängen, und dieß zwar einem Schematismus zu Liebe, dessen Ungenügen zur Erfüllung der höheren Forderungen wissenschaftlicher Methodik ihm, obgleich er sonst nicht im Stande war, etwas Genügenderes an seine Stelle zu setzen, doch nicht gerade verborgen bleiben konnte.

Wenn wir übrigens Schl., in offenbarem Widerspruche zu der von ihm selbst aufgestellten Forderung, nach welcher die Wissenschaft sich zu einer organischen Einheit zusammenschließen soll, im Ernst dabey beharren sehen, jene Triplicität der Gesichtspuncte, deren jeder das Ganze der Wissenschaft umfassen soll, als eine der Wissenschaft selbst unüberwindliche Spaltung ihrer Grundbegriffe festzuhalten: so kann man dieß noch in anderer

Beziehung als charakteristisch ansehen für die Stufe der Ausbildung, bis zu welcher bey ihm die wissenschaftliche Behandlung der Ethik gediehen war, ja auf gewisse Weise für das Princip selbst, durch welches bey ihm diese Wissenschaft beherrscht wird. Es kann Niemandem, welcher die Oekonomie des vorliegenden Werkes auch nur flüchtig überblickt, verborgen bleiben, daß der eigentliche reale Inhalt desselben sich so gut wie ausschließlich in den ersten jener drey Theile, in die Güterlehre concentrirt, während die beyden andern fast nur als ein Anhang dazu erscheinen, als ein Anhang, dessen Inhalt, wenn es dem Autor sonst gefallen hätte, sich gar wohl auch in den Inhalt von jenem würde haben aufnehmen und mit ihm verschmelzen lassen. So auch können wir nicht umhin zu gestehen, daß wir bereits in den „Grundlinien" und in den akademischen Abhandlungen eine Tendenz zur Auflösung der Tugend und Pflichtenlehre in die Güterlehre mehr oder weniger allenthalben zu bemerken glauben, dergestalt, daß, lehrte uns der „Entwurf des Systems" nicht das Gegentheil, wir vielleicht im Zweifel darüber geblieben seyn würden, ob es nicht wirklich des Verfs. Absicht gewesen sey, bey systematischer Darstellung des Ganzen die zwey letzten Theile in den ersten aufzunehmen und hineinzuarbeiten. Wie er in Bezug auf die Güterlehre selbst so nachdrücklich die Wendung bekämpfte, welche dieselbe bey den spätern Philosophen des Alterthums und bey den meisten neuern erhalten hat, daß unter den „Gütern" und namentlich unter dem „höchsten Gute," als dem Inbegriffe aller oder dem Princip für alle, ein solches verstanden wird, welches Gut für die Einzelnen als Einzelne ist, und diesem gegenüber auf die Rückkehr zu der alten Platonischen Vorstellung von dem Guten als einem objectiven und absoluten dringt, welches das, was es ist, unabhängig von der Beziehung auf die Einzelnen ist: so kann es leicht den Schein gewinnen, als könne ihm auch die Tugend, als Eigenschaft der Einzelnen, nur für eine untergeordnete Gestalt des Sittlichen gelten, im Gegensatze jenes Allgemeinen und Objectiven, von welchem sich dieses Subjective als sein Ausfluß und sein Erzeugniß, oder als das Mittel zu seiner Begründung, erst ableite. Wie er ferner darauf dringt, die Sittlichkeit ihrem innern Wesen und Begriffe nach nicht als ein Sollen, sondern als ein Seyn zu fassen, und wie er in diesem Sinne sich bestrebt, den Begriff des Sittengesetzes auf eine möglichst vollständige Analogie zu dem Begriffe des Naturgesetzes zurückzuführen: so kann es, dem entsprechend, scheinen, als ob auch der Pflichtbegriff nur eine ähnlich untergeordnete Stellung zu dem Güterbegriffe einnehmen und sich aus diesem allenthalben im Einzelnen vielmehr von selbst ergeben, als für sich allein einer selbstständigen und ausführlichen Abhandlung bedürfen werde. — Im vorliegenden Werke wird (S. 83) der Vorrang der Güterlehre vor den übrigen dergestalt motivirt, daß sie „als die dem höchsten Wissen nächste und selbstständig ähnlichste den andern vorangehen müsse;" denn (vergl. S. 81) „sowohl den Gegensatz von Vernunft und Natur, als die Verschiedenheit in der Form des Wissens (d. h. die Verschiedenheit von Allgemeinerem und Besonderem, von Speculativem und Empirischem) sey in ihr nun meistens aufgehoben." Hier nun bleibt es unerklärt, weßhalb, wenn für einen und denselben Erkenntnißinhalt bereits die vollkommenere Erkenntnißweise gefunden ist, es dennoch für nöthig gelten soll, denselben auch noch in unvollkommeneren, von dem höchsten Wissen weiter abliegenden Erkenntnißweisen zu betrachten. Denn was über die Unentbehrlichkeit dieser letztern unmittelbar vorher (S. 80, §. 118.) gesagt worden war, daraus könnte doch höchstens die Forderung hervorgehen, auch diese niedern Gesichtspuncte in den höhern mit aufzunehmen und von ihm aus sie nicht unberücksichtigt zu lassen, keineswegs aber, daß die Ausführung dieser niedern Gesichtspuncte auch zwey besondere, selbstständige und von dem ersten unabhängige Theile der Wissenschaft bilden müsse. — Bey allem dem nun sind wir dennoch nicht der Meynung, als ob Schleiermacher wirklich besser und dem von ihm eingenommenen Standpuncte gemäßer würde gehandelt haben, wenn er die Tugend- und Pflichtenlehre ganz hätte wollen in die Güterlehre aufgehen lassen. Allerdings war es das Bewußtseyn, daß die Güterlehre, wie sie von ihm dargestellt worden war, zur vollständigern Lösung aller ethischer Probleme noch nicht hinreiche, was ihn diese Ergänzung derselben durch zwey spätere,

selbstständig auftretende Haupttheile beybehalten ließ. Ueber den eigentlichen Grund dieses Ungenügens konnte er sich freylich keine vollständige Rechenschaft geben, weder in so fern derselbe in der Mangelhaftigkeit des von ihm adoptirten wissenschaftlichen Schematismus liegt, welcher die Form, noch wie fern in der Eigenthümlichkeit seiner ethischen Grundansicht, welche den Inhalt seiner systematischen Darstellung hergegeben hat.

Ueber diesen letztern Punct, über das Charakteristische jener Grundansicht, von welcher wir bereits bemerkten, daß wir sie als eine aus ursprünglicher, origineller Anschauung und geistiger Schöpferthätigkeit, nicht aus der Aufnahme oder Aneignung irgend welches äußerlich gegebenen philosophischen Systems entstandene zu betrachten haben, müssen wir uns hier etwas näher erklären, da von diesem Puncte des Gesammturtheil über den Werth der Schleiermacherschen Ethik und über ihre geschichtliche Stellung inmitten der philosophischen Bildung unserer Zeit hauptsächlich abhängen wird. — Wir haben bereits angedeutet, in welchem Sinne das große Verdienst dieses Autors auf ethischem Gebiete im engsten Zusammenhange mit seiner Tendenz steht, die Ethik ihrer Hauptseite nach zur Lehre von dem höchsten Gute zu machen. Vom ersten Anfang seiner schriftstellerischen Laufbahn an, noch vor seinen kritischen und systematischen Arbeiten auf dem Gebiete der eigentlich wissenschaftlichen Ethik, finden wir in ihm die Richtung nach einer objectiven, realen und substantiellen Gestaltung dessen, was in der, einseitig der subjectiven und idealistischen Seite zugewandten Philosophie jener Zeit überall nur in der Weise eines Sollens, eines Gesetzes oder Gebotes, oder auch in der nicht minder unvollkommenen und unselbstständigeren eines Triebes, eines Wollens oder Begehrens aufgefaßt worden war. Wir finden mit andern Worten in ihm das Streben, die Sittlichkeit statt als ein zu der Wirklichkeit des Lebens als eine besondere Erscheinung, oder gar nur als eine Grenze oder Schranke dieser Wirklichkeit äusserlich Hinzukommendes, vielmehr als den innersten Geist oder gleichsam als das Mark und den Lebenskern dieser Wirklichkeit selbst zu erfassen, so wie unter den Philosophen früherer Zeit vor allen andern Platon und Spinoza, — bekanntlich diejenigen, welche Schl. in seiner Kritik der Sittenlehre allenthalben als die der Wahrheit am nächsten Gekommenen bezeichnet, — wenigstens annäherungsweise sie gefaßt zu haben scheinen. Die Forderung einer solchen realen ethischen Erkenntniß und Wissenschaft ist der Maaßstab, den er in den „Grundlinien“ an alle bisherigen Systeme der Sittenlehre legt; eben diese Forderung hat den hohen Rang bestimmt, den er in der Uebersicht des Gesammtsystems aller Wissenschaften der Sittenlehre als der allein wahren, allgemeinen und spekulativen Wissenschaft vom Geiste, der Naturwissenschaft einerseits, der Geschichte andrerseits gegenüber anweist. — Indem nun aber Schleiermacher daran geht, den Begriff des höchsten Gutes im Sinne dieser Forderung als einen durchaus realisirbaren, ja in Wahrheit bereits realisirten, durch dieselbe über die Wirklichkeit herrschende, Seyn und Wissen zur höchsten, absoluten Einheit in sich zusammengeschlossen tragende Macht, von welcher der Begriff als solcher ausgeht, — realisirten nachzuweisen: so setzt er dabey stillschweigend voraus, daß diese Verwirklichung des höchsten Gutes oder des Sittlichen eine durchaus dießseitige seyn, durchaus schon dem gegenwärtigen irdischen Schauplatze unseres erscheinenden Daseyns angehören müsse. Auch diese Voraussetzung entspricht ganz der ethisch-religiösen Weltansicht, welche der Verf. in den „Reden über die Religion“ und den „Monologen“ an den Tag gelegt hatte. Auch in ihr begegnete er sich auf das vollständigste mit dem allgemeinen Geiste und Sinne jener philosophischen Uebergangsperiode, welche es zunächst als ihre Aufgabe betrachten mußte, den Inhalt der großen neugewonnenen Anschauungen fürerst als ein absolut Gegenwärtiges, eben vermöge seiner Gegenwart der anschauenden Erkenntniß Offenstehendes festzustellen, während sie beym Hinausschieben auch nur eines Theiles der für diese Erkenntniß neu erworbenen Realität in ein Jenseits, aufs neue derselben verlustig zu gehen hätte fürchten müssen. — Daher unter andern die auffallende Verwandtschaft, welche die Schleiermachersche Sittenlehre in ihrem ersten und wichtigsten Haupttheile mit der „philosophischen Staats- und Rechtswissenschaft“ eines andern Denkers, dessen

speculative Principien gleichfalls der oben bezeichneten Uebergangsperiode angehören, nämlich Hegels, trägt. Bekanntlich hat Hegel die Sittenlehre ausdrücklich in die eben genannte Disciplin aufgenommen oder beyde mit einander verschmolzen, und dieser Zusammenschmelzung den Satz, „das Vernünftige sey das Wirkliche, und das Wirkliche das Vernünftige," zum Princip gegeben. Der Sinn, welchen wir in diesen Worten Hegels ausdrücklich ausgesprochen finden, ist, wenn auch unausgesprochen, ganz eben so auch der Sinn der Schleiermacherschen Güterlehre. Gleich der Hegelschen Rechtslehre enthält diese Güterlehre die Construction (— dieser Ausdruck „Construction" paßt allerdings in noch eigentlicherm Sinn auf die von Schl., als auf die von Hegel dabey befolgte Methode) einer organischen Gestaltung des menschlichen Daseyns, — des objectiven Geistes, wie Hegel diese organische Gesammtheit hat benennen wollen. Die Grundlage dieses Gebäudes bildet bey beyden Philosophen, gleicherweise, wenn auch bey Hegel ausdrücklicher, der Rechtsbegriff, d. h. in diesem Zusammenhange, der Begriff der persönlichen Freyheit des sinnlich-vernünftigen Subjects und die gegenseitige Anerkennung dieser Freyheit in dem Bestehen der Eigenthums- und Vertragsverhältnisse. Auf dieser Basis werden sodann in einer Stufenfolge, die, bey Hegel vielleicht im Ganzen eine symmetrischer und rhythmischer geleitete, bey Schl. aber im Einzelnen sinniger und vielseitiger ausgeführte ist, die organischen Totalitäten der Familien, der Geschlechts- und Nationaleinheit (bey Hegel statt dessen der Corporation und Gemeinde und der bürgerlichen Gesellschaft) des Staates, der Wissensgemeinschaft und der freyen Geselligkeit (dieses Beydes fehlt bey H.), endlich der Kirche entwickelt, und solchergestalt in einer Weise, deren wahrhafte und große Verdienstlichkeit nur entschiedene Mißgunst würde verkennen können, den in manchen frühern Systemen, namentlich in dem Kantianismus, so kahl und absurd dastehenden Begriffsbestimmungen der Rechtslehre einerseits, der Sittenlehre andrerseits in gegenseitiger Vereinigung und Durchdringung beyder ein realer, concreter und lebendiger Inhalt gegeben. — An diese Construction, wie Schl. es ausdrückt, der Güter, wie H. der sittlichen Mächte, knüpft sich nun aber offenbar bey beyden Philosophen, wenn auch bey dem einen in sofern ausdrücklicher, als bey dem andern, als dort, was bey Schl. nicht der Fall ist, auch die äußere Gesammtgestalt der Wissenschaft dadurch bestimmt wird, die Folgerung, daß durch den Organismus der Gesammtheit dem Einzelnen sowohl seine Pflichten vorgeschrieben, als auch sein sittlicher Werth bestimmt wird, und daß es außerhalb dieses Organismus eben so wenig ein Princip sittlicher Gesetzgebung für die Einzelnen, wie einen Maaßstab zur Bestimmung ihres sittlichen Werthes oder ihrer Tugend geben könnte. Tugend- und Pflichtenlehre sind daher an sich in der Güterlehre schon enthalten, und es kann, die Sache vom Gesichtspuncte der Form oder der wissenschaftlichen Methode aus betrachtet, wohl kaum ein Zweifel darüber seyn, daß das Verfahren, durch welches Hegel auch die wissenschaftliche Darstellung jener beyden der Darstellung dessen, was bey ihm die Stelle der Güterlehre vertritt, einverleibt, dem Verfahren Schl's., welcher die eine von der andern nichts desto weniger abgetrennt hält, vorzuziehen ist. Dem ungeachtet glauben wir von einem andern Standpunct aus einen Rechtfertigungsgrund für das Schleiermachersche Verfahren zu entdecken, einen solchen freylich, der nicht in dem eigenen Bewußtseyn dieses Denkers kann enthalten gewesen seyn, da er nicht nur in den ausdrücklichen Erklärungen desselben über den Grund jener Eintheilung vermißt wird, sondern seinem Standpuncte, so wie wir denselben im Vorhergehenden bezeichnet haben, überhaupt fremd ist.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. October.

Nro. 212. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Entwurf eines Systems der Sittenlehre. Aus Schleiermacher's handschriftlichem Nachlasse herausgegeben von Alex. Schweiger, Professor. Berlin, Reimer 1835.

(Fortsetzung.)

Der wahre Grund nämlich, weßhalb die objective Rechts- und Sittenlehre, die Güterlehre, in der Weise, wie Schl. und Hegel sie ausgeführt haben, unserer Ueberzeugung nach allerdings nicht hinreicht, eine Sittenlehre in Gestalt der Subjectivität, eine Tugend- und Pflichtenlehre überflüßig zu machen, liegt darin, daß Tugend sowohl als Pflicht, wenn gleich sie in ihrer zeitlichen Erscheinung ihre Inhaltsbestimmungen aus keinem andern Gebiete entnehmen können, als aus dem jener geistigen Objectivität, welche den Inbegriff dessen ausmacht, was Schl. die Güter nennt, doch ihren eigentlichen Grund, ihr Princip und ihren Urquell in einem andern und höhern Gebiete, in dem Gebiete des göttlichen oder absoluten Geistes haben. — Will man das Verhältniß des Tugend- und Pflichtbegriffs zu dem Güterbegriff, wie es Schl. in formaler und logischer Beziehung ohne Zweifel richtig gestellt hat, beybehalten, so kann man dieß folgendergestalt ausdrücken: „Das höchste Gut, jenes Gut, welches allein als objectives Princip der Tugenden und der Pflichten dienen kann, ist kein in dieser Welt des irdischen erscheinenden Daseyns, welcher jene Objectivität angehört, vollkommen realisirbares; derjenige Organismus, in welchen der sittliche Geist des Subjects wahrhaft und durchaus als Glied einzutreten bestimmt ist, dergestalt, daß es über dieser Bestimmung keine höhere für sie giebt, ist kein diesseitiger, in dem Elemente der Weltgeschichte unmittelbar gegenwärtiger. — Es ist wahr, dieser Begriff des höchsten Gutes ist dem Menschen nicht durch reine Vernunft, sondern nur durch Glaubenserfahrung zugänglich, durch die Glaubenserfahrung des Christenthums, in welchem wir das höchste Gut in dem Begriffe des göttlichen Reiches, des Himmelreiches dargestellt erblicken. Er ist recht eigentlich das unterscheidende Princip der christlichen Ethik von der antiken oder heidnischen; welcher letzteren es eben so wesentlich ist, die Realisation des höchsten Gutes als eine diesseitige zu setzen, wie jener, sie als eine jenseitige. Es könnte demnach scheinen, als ob eine Sittenlehre, welche den Begriff des höchsten Gutes in diesem Sinne zu ihrem Princip machen wollte, nicht mehr die philosophische seyn könne, welche der vorliegende Entwurf uns hat geben wollen, sondern nur die positiv-christliche; diese Unterscheidung würde auch Schleiermachers Sinne namentlich keineswegs fremd seyn, welcher bekanntlich während der spätern Hälfte seiner Laufbahn sich einer genauen Abtrennung des theologischen Wissens von dem philosophischen schon überall beflissen hat. Allein wir können nicht umhin, darauf aufmerksam zu machen, wie dieselbe dem wahren Geiste gerade einer so nach realem und substantiellem Inhalte hinstrebenden Ethik, wie die Schleiermacher'sche, an sich selbst sich keineswegs entsprechend zeigt. Sie beruht auf der Voraussetzung eines Gegensatzes zwischen reiner Vernunfterkenntniß einerseits, und empirischer, aus positiven Thatsachen geschöpfter Erkenntniß anderseits, welchen in dieser Gestalt wohl zwar solche Systeme anerkennen mögen, die, wie der Kantische Kriticismus, und der Fichte'sche Idealismus, die philosophische Sittenlehre auf ein rei-

nes Sollen, auf einen kategorischen Imperativ zurückführen wollen, aber keineswegs solche, die zu ihrem Inhalt sittliche Güter, eine concrete Gestaltung des sittlichen Lebens machen, von der man nicht absieht, wie ihre Erkenntniß sich durch reines Denken ohne alle Erfahrung erwerben lassen soll. Auch in der Eintheilung, welche Schleiermacher von dem gesammten Systeme des Wissens überhaupt giebt, finden wir allerdings zwar einen Gegensatz solcher Wissenschaften, welche das Allgemeine, und solcher, welche das Besondere zu ihrem Gegenstande haben, und die Ethik gehört zu den ersten; keineswegs aber wird dieser Gegensatz dort so gestellt, als ob wir die letzteren aus der Erfahrung, die ersteren aber allein aus reiner Vernunft zu schöpfen hätten. Wird nun aber hier noch sowohl durch dieses vorläufige Schema, als auch durch die wissenschaftliche Ausführung selbst anerkannt, daß die Gestaltung des höchsten Gutes, welche den wissenschaftlichen Inhalt der Ethik bildet, aus einer andern Erkenntnißquelle, als der reinen Vernunft zu schöpfen ist: so fällt hiemit auch der Grund für die Ausschließung desjenigen höchsten Gutes, welches wir durch die Offenbarung des Christenthums kennen lernen, von der philosophischen Behandlung der Ethik hinweg. Man müßte denn etwa sagen wollen, was aber gewiß nicht in Schleiermachers Sinne gesagt wäre, der christliche Offenbarungsinhalt verhalte sich zur philosophischen Erkenntniß nicht, wie anderer Erfahrungsinhalt; er könne nicht, gleich diesem, philosophisch verarbeitet, sondern müsse, als göttliche Wahrheit, mit blindem Glauben aufgenommen, als göttliches Gebot mit schweigendem Gehorsam befolgt werden. Diesem gegenüber dürfen wir die, sowohl der Ansicht Schleiermachers, als der Wahrheit der Sache weit entsprechendere Behauptung wagen, daß die göttliche Offenbarung sich sowohl in praktischer als in theoretischer Hinsicht der Philosophie gegenüber durchaus in keinem anderen Verhältniß befindet, als jeder andere Erfahrungsinhalt. Die christliche Ethik auf göttliche Gebote zurückführen wollen, von denen sich kein höherer Grund in der organischen Totalität eines höchsten Gutes nachweisen ließe, wäre genau dasselbe Beginnen, wie wenn man der außerreligiösen Ethik, statt sie auf die Idee des Staates und der menschlichen Gesellschaft zu begründen, zu ihrem obersten Princip die Gesetze und die Vorschriften des Handelns und Betragens geben wollte, welche aus jener Idee erst abgeleitet sind. Gleichwie also in Bezug auf diese Sittenlehre die Aufgabe der Philosophie, wie Schleiermacher und Hegel sie richtig gefaßt haben, darin besteht, den in Mitten des irdischen Daseyns und der Weltgeschichte erscheinenden Organismus des Staates und der Gesellschaft, wie er in seiner eigenen allgemeinen und nothwendigen Gesetzmäßigkeit zugleich das Princip aller Gesetze für das Verhalten der Einzelnen ist, aufzuzeigen, so würde auch in der christlichen Sittenlehre, um diese zur Wissenschaft zu erheben, die Mitwirkung der Philosophie keineswegs entbehrt werden können, und die Aufgabe derselben auch hier darin bestehen, aus dem Inhalte der göttlichen Offenbarung, so viel es sich auf dem Standpuncte, auf welchen wir gestellt sind, thun läßt, den Begriff des göttlichen Reiches als eines organischen Ganzen zu entwickeln, aus welchem sich eben so, wie dort, sowohl Tugenden als Pflichten für die Einzelnen ergeben. Da indeß, wie vorhin bemerkt, dieser Organismus ein in ein jenseitiges Daseyn hinübergreifender und deßhalb unserer dießseitigen, aus göttlicher Offenbarung zu schöpfenden Erfahrung unvollständig vorliegender ist: so ergiebt sich hieraus für die höhere Ethik, die religiöse, christliche, die Unmöglichkeit einer in gleicher Vollständigkeit objectiven Gestalt, wie für jene niedere; es ergiebt sich die Nothwendigkeit einer Selbstbeschränkung auf die mehr subjective Gestalt einer Tugend- und Pflichtenlehre. Die Aufgabe aber bleibt, ungeachtet dieser Beschränkung, wie bemerkt, immer diese, den objectiven organischen Zusammenhang, in welchem allein diese subjectiven ethischen Thatsachen ihren wahren Grund und ihr eigentliches Princip haben können, allenthalben wenigstens im Hintergrunde erscheinen zu lassen.

Dieß also meynten wir, wenn wir vorhin die Behauptung wagten, daß jene Absonderung der Tugend- und Pflichtenlehre von der Güterlehre, durch welche wir äußerlich die Gesammtgestalt der Schleiermacherschen Ethik bestimmt sehen, der Sache oder dem Inhalte nach keineswegs so verwerflich ist, wie sie vom formalen oder methodischen Stand-

punct aus zunächst allerdings erscheinen muß. Freylich müssen wir wiederholen, daß die bezeichnete Absonderung bey Schleiermacher nicht ausdrücklich diesen Sinn hat. Schleiermacher war sich nur im Allgemeinen bewußt, daß Tugend- und Pflichtenlehre auch abgesondert von der Güterlehre, wiewohl nicht ohne Voraussetzung der Güterlehre, einer wissenschaftlichen, einer philosophischen Behandlung fähig seyen, über den Grund dieser Befähigung, dieses Nichterschöpftseyns beyder durch die bereits in der Güterlehre enthaltenen Principien ist er sich und uns die nähere Rechenschaft schuldig geblieben, und er würde solche Rechenschaft in der Weise, wie wir es hier versucht, auch nicht ohne eine auffallende Abweichung von seiner sonstigen ethischen Gesammtanschauung haben geben können. Diese Gesammtanschauung nämlich ist bey ihm, wir müssen auch dieß nochmals ausdrücklich aussprechen, nicht die christliche, sondern vielmehr eine der antiken sich annähernde, wie denn überhaupt seine Geistesverwandtschaft in formaler sowohl als materialer Beziehung zu einigen der Philosophen des Alterthums unverkennbar ist. Den Standpunct der christlichen Ethik hat er, auf seine Weise, in seinen eigenen philosophischen aufzunehmen oder ihm innerhalb desselben eine Stelle anzuweisen gesucht, indem er (S. 316 ff.) die Religion als eine eigenthümliche Function des Gefühls, und ihre Lehren und Aussprüche als Folgerungen aus den Thatsachen dieses religiösen Gefühles auffaßt. Wir wissen aber aus seiner Glaubenslehre, wie weit entfernt bey ihm auch das „christliche Gefühl" davon bleibt, in der Weise, wie nach unserer obigen Auffassung das Christenthum selbst, den Schwerpunct des geistigen Daseyns, den Mittelpunct jenes Organismus des „göttlichen Reiches," aus dem Diesseits in das Jenseits zu verlegen; so daß also nach ihm, in dieser Beziehung wenigstens, schwerlich ein wesentlicher Unterschied zwischen christlicher und allgemein philosophischer Sittenlehre dürfte anzunehmen seyn. — Wir unsererseits beharren ihm gegenüber bey der Behauptung, daß dieser Unterschied, oder vielmehr, daß ein ihm entsprechender von zwey in gleichem Sinne und in gleicher Weise philosophischen Disciplinen allerdings anzunehmen ist. Wir erkennen diesen Unterschied für einen und denselben mit jenem, welchen, freylich auch sie ohne klares wissenschaftliches Bewußtseyn, die Philosophie der zwey letzten Jahrhunderte gemeynt hat, wenn sie die Rechtslehre und die Sittenlehre als zwey verschiedene Disciplinen einander entgegensetzte, ein Unterschied, von welchem die Philosophie des Alterthums nichts wußte und nichts wissen konnte, eben weil sie als Princip ihrer Sittenlehre keinen höhern Organismus des Geistes kannte, als den dießseitigen des Staates und der menschlichen Gesellschaft, welchen wir für das Object nur der Rechtslehre, für das Princip nur der bürgerlichen Tugenden und der Rechtspflichten erkennen. Jener Unterschied selbst freylich ist lange Zeit hindurch sehr unzureichend gefaßt worden, denn indem man den Gegensatz des Aeußeren und Innern, des Negativen und Positiven, der, wenn man will, allerdings seinen Exponenten macht, dahin deutete, als ob die Rechtslehre es wirklich nur mit der erscheinenden Außenseite des menschlichen Daseyns und Handelns oder gar nur mit Unterlassungen, nicht mit Handlungen zu thun habe, und als ob sie ohne alle Rücksicht auf das Innerliche der Gesinnung und der Triebfeder des Handelns, nur einen Mechanismus gegenseitigen Zwanges herzustellen die Bestimmung habe. Im Gegensatze hiezu ist Schleiermachern und Hegeln unstreitig beyzupflichten und beyden es als ein Verdienst anzurechnen, wenn sie, der letztere ausdrücklich, der erstere stillschweigend durch seine Aufnahme der Rechtslehre in die Güterlehre, die Principien der Rechtslehre ethisch zu begründen, oder in einen ethischen Zusammenhang aufzunehmen aufs neue sich bewogen gefunden haben. Allein wir müssen dabey beharren, daß, wenn diese Principien rein gefaßt werden, d. h. wenn derjenige Organismus, den wir als das Princip der Rechtspflichten und der bürgerlichen Tugenden bezeichneten, in seinem Unterschiede und Gegensatze zu dem höhern, in das Jenseits übergreifenden Organismus des göttlichen Reiches gefaßt wird, dann hieraus eben nichts anders, als nur eine Moral niederer Art, eine solche Moral, wie ihrer der Staat und die bürgerliche Gesellschaft bedarf, eine bürgerliche Rechtlichkeit sich ergeben kann, aber nicht jene höhere Tugend und Sittlichkeit, welche im Gemüth und im Glauben wurzelt und, sey es als

Factum oder als Forderung betrachtet, nur in der Bestimmung des Menschen für eine höhere Welt ihre zureichende Erklärung und wissenschaftliche Ausführung zu finden vermag.

An diese letztere Bemerkung können wir sogleich noch einige Bemerkungen über die einzelnen Theile des vorliegenden Werkes knüpfen, in denen wir uns aber kurz fassen müssen, nachdem unsere Charakteristik der allgemeinern Bezüge desselben so ausführlich gerathen ist. Die Güterlehre Schleiermachers, so wie sie den Haupttheil dieses „Entwurfes" ausmacht, enthält, obwohl sie ihrer Anlage und ihrem wesentlichen Inhalte nach im Ganzen mit demjenigen zusammenfällt, was wir so eben als die Wissenschaft der Rechtsphilosophie bezeichneten, doch keineswegs den Inhalt dieser letzteren in derjenigen Reinheit, in welcher er nur dann würde haben gefaßt werden können, wenn der Inhalt der religiösen oder christlichen Sittenlehre ausdrücklich wäre von ihm ausgeschieden worden. Wir wollen hier nicht die Materien alle einzeln bezeichnen, welche bey einer Sonderung der ethischen Sphäre in der von uns bezeichneten Weise von der Rechtslehre würden ausgeschlossen bleiben; lieber möge ein Wort über ein Princip gesagt seyn, welches in den Distinctionen und Gegensätzen der Schleiermacherschen Güterlehre eine wichtige Rolle spielt, während es nach uns vielmehr der höhern religiösen Ethik angehören würde. Wir meynen das Princip der Individualität; in dem Sinne nämlich, daß dieselbe in die Ethik als Forderung nicht bloß, wie bey Hegel, einer Freyheitssphäre für das Individuum, sondern wie hier bey unserm Verf., ausdrücklich einer durchgängigen, harmonischen Ausbildung der persönlichen Eigenthümlichkeit, einer Erhebung des Individuums über den allgemeinen und unpersönlichen Geist der Gattung auftritt. Schl. selbst faßt das Princip der Individualität in diesem Sinne als die Wurzel der Religion und aller derjenigen Geistesgestalten und Geistesthätigkeiten, welche der Religion verwandt sind oder zu ihr in unmittelbarer Beziehung stehen; natürlich treten daher diese alle bey ihm zugleich mit jenem ihrem Principe in die Güterlehre ein. Mit dieser Begründung der Religion auf das Princip der Individualität sind auch wir im Allgemeinen vollkommen einverstanden, wenn gleich wir nicht ganz in die nähere Art und Weise eingehen möchten, wie der Verf. sie zu Stande bringt. Allein gerade sie glauben wir recht bequem benutzen zu können zur Bezeichnung des Unterschieds jener beyden Sphären der Rechtslehre und der religiösen Sittenlehre; wir glauben sie ferner benutzen zu können, um zu beweisen, wie für die letztere mehr die subjective Gestalt der Tugendlehre sich eignet, und nur für die erstere die objektive der Güterlehre. Derjenige geistige Organismus, welchen die Rechtslehre zu ihrem Objekt hat, wird jederzeit das Individuum untergeordnet der Gattung, dienend den Zwecken der Gattung zeigen müssen; die sittlichen Mächte, welche in dem Organismus des Staates und der Gesellschaft walten, verhalten sich gegen die Individuen als solche gleichgültig, und lassen sie ewig wechselnd an sich vorüber oder durch sich hindurch gehen.

Das Wohl der Individuen, nämlich jenes äußere sinnliche Wohl, welches man von einem untergeordneten Standpuncte der Reflexion aus als den Zweck des Staates und der bürgerlichen Gesellschaft anzugeben pflegt, ist nichts anderes, als die aus den Gesetzen jenes Organismus sich ergebende Theilnahme seiner Glieder (oder vielmehr um das Bild und die dadurch ausgedrückte Analogie richtiger festzuhalten, seiner wechselnden, materiellen Bestandtheile, seiner Atome) an dem Leben des Ganzen; als Individuum, als dieses einzelne kann nie ein Individuum Zweck des Staates oder der Gesellschaft seyn.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. October.

Nro. 213. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

De Versu, quem vocant, Saturnio scripserunt Henr. Düntzer et Laur. Lersch, philosophiae doctores, litteras antiquas in Universitate Friderica Wilhelmia Rhenana docentes. Bonnae, apud H. B. Koenig MDCCCXXXVII. IV. 78.

Die äußere Form der alten italischen Poesie, welche durch den griechisch gebildeten Ennius und seine Nachfolger verdrängt worden war, bezeichnet der sogenannte Saturnische Vers; sein Wesen hat zuerst kurz Bentlei zu Phalaris Opusc. philol. pag. 273 entwickelt, unter den neuern Hermann Elem. doctr. Metr. p. 606 — 640 vollständig auseinander gesetzt. Damit schien diese Frage abgemacht, bis Niebuhr Röm. Gesch. I. 267 zweyte Ausgabe Proben ganz eigener Abtheilung mit dem Bemerken lieferte: die Darstellung des Wesens der altrömischen Versarten als lyrischer und höchst manigfaltiger, bis in die Mitte des siebenten Jahrhunderts der Stadt gebrauchter und sehr ausgebildeter Numeri, bleibe vorbehalten, bis er ein die Sache entscheidendes Kapitel eines alten Grammatikers, über den versus Saturnius, herausgeben werde. Der unerwartete Tod des trefflichen Mannes hat uns, wie von weit wichtigerem, auch die Belehrung von diesem Gegenstande entrissen. Dagegen stellen die Verfasser obiger Schrift eine Theorie auf, die in ihren Grundzügen mit Niebuhr, wie es scheint, übereinstimmt, und wenn sie richtig ist, die bisherige Ansicht von Grund aus ändert; sie haben sich der Art in ihre Arbeit getheilt, daß Hr. Lersch im ersten Theile negativ verfährt und zu zeigen sucht, die alten Grammatiker haben selbst das Wesen und die Bedeutung des Saturnischen Verses nicht gekannt, deßhalb so abweichend von einander geurtheilt, und erst später sich ein bestimmtes Metrum darüber gebildet, Hr. Düntzer aber im zweyten Theile, welcher constructiv ist, Inhalt und Umfang eines Verses darlegt und die Fragmente selbst wie sie erhalten sind, der neuen Ansicht gemäß, zusammenstellt. Die eigentliche Würdigung dieser neuen Theorie gebührt, wie billig, dem Gründer der alten Metrik und wir glauben, daß er diese, da es sich um einen Hauptgrundsatz jener handelt, nicht verschmähen werde; hier mögen nur vorläufige Bemerkungen, welche die Basis dieser neuen Gestaltung zeigen, erlaubt seyn.

Hr. Lersch sucht aus den Angaben der Alten selbst zu beweisen, daß es nie einen versus saturnius und eine Versart dieses Namens gegeben habe, daß versus saturnii überhaupt nur alte, ungeregelte Gedichte, ohne allen Zwang eines bestimmten Metrum, heißen; es handelt sich demnach um das richtige Verständniß der einzelnen Stellen in welchen davon gesprochen wird; dieß ist um so nothwendiger, als der Verfasser im Eingange bemerkt: ita hoc metrum Saturnium vera philologorum crux erat, quam tanto amore amplexi sunt, ut sane dubitari possit, an hodie etiam eam missuri sint et abjecturi, si certis et firmis argumentis aliquis demonstret, nullum unquam exsitisse, sed miro quodam errore vanam hanc speciem nobis a veteribus grammaticis nostrisque majoribus esse traditam. Nur diese Zuversicht und das Bewußtseyn der Richtigkeit seiner Sache kann die Sorglosigkeit des Verfassers erklären; Niebuhr erwähnt ein Kapitel eines alten Grammatikers über den Saturnischen Vers, der neuen Aufschluß verspricht; davon erfahren wir hier nichts; vielmehr meynt Hr. L. was bey Marius Victorinus p. 2586 steht, sey wohl das, woraus Niebuhr den Charakter

jenes Verſes zu erklären verſprochen habe. Wer aber wird glauben, daß jene längſt bekannte, im Putſchius angeführte Stelle dem gelehrten Manne entgangen, und von ihm als ein neu entdecktes wichtiges Fragment ausgegeben worden ſey? Der grammatiſche Nachlaß des Verſtorbenen iſt unſers Wiſſens in die Hände des Hrn. Dir. Lindemann gewandert; Hr. L., der an dem Orte, wo Niebuhr ſo lange und ſo gerne lebte, ſich aufhält, konnte leicht darüber zuverläßige Nachricht einziehen und wir vermiſſen in dieſer beſondern Schrift ungerne, was ſchon ſeit Jahren unſere Aufmerkſamkeit rege gemacht hat.

Die Quelle aller Irrthümer findet der Verf. in den bekannten Verſen des Ennius

scripsere alii rem,
Versibus quos olim Fauni vatesque canebant,
Quum neque Musarum scopulos quisquam superarat,
Nec dicti studiosus erat. .
Ante hunc . .

Ennius tadelt den Naevius, (nicht dieſen allein, noch auch vorzüglich, ſondern ſeine Vorgänger insgeſammt) daß er Roms Geſchichte in rohen und harten Verſen, wie ſie die älteſte Vorzeit hatte, (nicht wie er, in Herametern) geſchrieben hatte; daß ſolche damals nicht ſaturniſche Verſe genannt worden ſeyen, könne man daraus ſchließen, weil der Dichter in jener poetiſchen Beſchreibung gewiß den Saturnus nicht übergangen hätte, übrigens geſchehe auch keine Erwähnung eines ſaturniſchen Metrum oder Verſes. Ob zu Ennius Zeit jener Name ſchon gebräuchlich geweſen, oder nicht, wiſſen wir nicht; daß aber die von H. L. vorgebrachten Gründe nichts beweiſen, davon ſind wir vollkommen überzeugt. Hier wo es nur darauf ankam, kurz den Tadel über die frühere Poeſie auszudrücken und ſich dieſer entgegenzuſtellen, hatte der Dichter doch nicht nöthig, anzugeben, wie dieſe Verſe genannt würden oder gar dieſe ſelbſt nach ihrem Metrum aufzulöſen. Sicher iſt, daß Ennius der erſte geweſen, der den epiſchen Herameter der Griechen auf die lateiniſche Sprache übertragen hat, ſicher, daß bey ſeinen Worten nicht nur der dichteriſche Geiſt, ſondern auch die äußere Form in welcher die frühern Gedichte geſchrieben waren, getadelt wird.

Die erſte Erwähnung von ſaturniſchen Verſen leſen wir bey Varro in der Erklärung des obigen Verſes von Ennius: Versus quos olim Fauni vatesque canebant. Fauni dei Latinorum, ita ut Faunus et Fauna sit; versibus quos vocant Saturnios, in silvestribus locis traditum est solitos fari, a quo fando Faunos dictos. Antiquos poetas vates appellabant a versibus viendis. Dieſe Stelle iſt ſo deutlich, daß ſie durch keine falſche Erklärung entſtellt werden kann; auch erkennt Hr. L., daß der Name ſchon vor Varro bekannt geweſen, vielleicht von ſeinem Lehrer, Aelius Stilo, erfunden worden ſey. Wir begreifen nicht, wie man ſo ohne allen Grund hin reden kann; warum ſoll gerade Aelius Stilo der Erfinder des Namens von saturnius versus ſeyn, etwa weil er die carmina saliorum zu erklären verſucht hat? Die Worte quos vocant bedeuten nach unſerm Verfaſſer: hi versus revera non sunt Saturnii, a Saturno inventi, usurpati, confecti, sed a quibusdam ita appellantur, dieſe Benennung ſey alſo nicht φύσει, ſondern θέσει und nur von den Grammatikern ausgegangen; während doch durch dieſe Formel in lateiniſcher und griechiſcher Sprache weniger Bekanntes bezeichnet zu werden pflegt; gerade dadurch giebt Varro klar genug zu verſtehen, daß der Name ſchon alt und ſeine Erklärung ungewiß ſey. Was aber Varro nicht zu wiſſen ſich beſchieden hat, das verſtehen die Neuern vollſtändig zu durchdringen: die Beziehung auf Saturnus ſey ja deutlich; doch habe man nicht Verſe ihm zu Ehren gedichtet, zu verſtehen, etwa wie die Junonii, Janualii; folglich bleibe nichts übrig, als daß man jene Verſe auf die älteſten Zeiten, auf die Regierung des Saturnus in Italien, beziehe, und Saturniſche Verſe heiße nichts anderes, als alte Verſe! Wie lächerlich iſt nun Varro, wenn er ſagt, die Faunen haben in alten Verſen geweiſſagt!

(Fortſetzung folgt.)

Entwurf eines Systems der Sittenlehre. Aus Schleiermacher's handschriftlichem Nachlasse herausgegeben von Alex. Schweiger, Professor. Berlin, Reimer 1835.

(Schluß.)

Wenn demnach, von einem höhern Gesichtspunct aus betrachtet, die geistige und sittliche Ausbildung der Individuen, die Wiedergeburt der Individuen zu dem ewigen Heile, welche die Religion ihnen verheißt, als ein Höheres erscheint im Gegensatze des äußerlichen Gesellschaftslebens und der materiellen Staatszwecke; wenn, diesen Begriff des Heiles aus der religiösen Sphäre aufgenommen und zu den Begriffsbestimmungen der politischen Sphäre in äußerliche Beziehung gebracht, man es für ganz richtig gelten lassen muß, dieses Heil der Individuen als den Zweck, und die organischen Functionen der bürgerlichen Gesellschaft als das Mittel oder die Bedingung zur Realisirung jenes obersten Zweckes zu setzen: so ergiebt sich diese Betrachtweise doch, wie gesagt, aus einer äußerlichen Zusammenstellung von Inhaltsbestimmungen der zwey an sich unterschiedenen und von einander abgetrennten Sphären. Es ist dann dieser Ausspruch eben so zu verstehen, wie wenn man sagt, daß die Natur sich zu dem Menschen als Mittel zum Zweck verhält, während in Wahrheit doch auch die Natur zugleich sich selbst Zweck ist, oder der immanenten Teleologie nicht entbehrt, der Geist des Menschen aber nicht bloß als Zweck, die Spitze des Naturlebens, sondern eine eigenthümliche Sphäre und organische Totalität für sich selbst ausmacht.

Eine Vermischung des seinen Principien nach Getrennten, und verschiedenen organischen Gebieten Angehörenden kann in der Wissenschaft nie anders als desorganisirend wirken. Deßhalb finden wir uns veranlaßt, diese Zusammenstellung heterogener Elemente in der vorliegenden „Güterlehre" als einen der Gründe zu bezeichnen, welche es in derselben nicht zu einer befriedigenden organischen Gestaltung haben kommen lassen. Der allgemeine Grund dieses Mangels liegt freylich, wie bereits oben bemerkt, in der Mangelhaftigkeit des wissenschaftlichen Schematismus, dessen sich der Verf. als gestaltenden Princips für seine systematische Darstellung bedient hat. So ist es geschehen, daß wir die verschiedenen ethischen Begriffsbestimmungen, sowohl die allgemeineren oder elementarischen, welche in der ersten und zweyten Abtheilung dieses Theils, als auch die besonderen, die „vollkommenen ethischen Formen", welche in der dritten Abtheilung behandelt werden, — mehr äußerlich, in symmetrischen Gegensätzen allerdings und einem sehr faßlichen und leicht übersehbaren Schematismus, neben einander gestellt, als wirklich zur organischen Einheit in einander gebildet sehen. Die Aufgabe wäre gewesen, nach einer Seite hin, die wirklich der niederen Sphäre, der Sphäre des Rechts- und Staatslebens und der bürgerlichen Sittlichkeit angehörenden Begriffsbestimmungen nicht etwa analytisch aus einem in Form eines Grundsatzes vorausgeschickten Princip abzuleiten, wohl aber synthetisch zu einer streng in sich geschlossenen organischen Totalität zu vereinigen; nach der andern hin, nachzuweisen, wie dieser Organismus des endlichen, objectiven Geisteslebens doch nicht schlechthin auf sich selbst beruht, sondern seinen letzten Grund in einer höhern Ordnung der Dinge hat, und zugleich, wie das Princip dieser höhern Ordnung, das Princip der absolut geistigen Individualität oder Persönlichkeit in jene niedere Sphäre als ein Fremdling eintritt, das strenge Gesetz jenes Organismus, da wo es ihm nicht freywillig Raum läßt, durchbricht, den Organismus selbst aber durch sein eigenes, frey gesetzmäßiges Thun und Erkennen jener höheren Welt einverleibt, der es selbst angehört. Statt dessen sehen wir bey Schl. allenthalben das Princip der Individualität mit dem der objectiven Allgemeinheit parallel gehen, und seine Gestaltungen neben die Gestaltungen dieses letzteren als eine dießseitige irdisch gegenwärtige Gesammtheit sittlicher Güter gestellt werden. In diesem Parallelismus spiegelt sich der Einfluß des christlichen Princips, welchem Schl. allerdings nicht hat entgehen können, so sehr er sich sonst dahin neigte, den ethischen Organismus in antiker Weise, etwa in der Weise einer platonischen Republik, als einer schon dießseits vollkommen realisirbaren darzustellen; was jene Al-

ten nur durch eine Unterdrückung und Niederhaltung des Princips der freyen Individualität zu erreichen vermochten. Insbesondere auch hat Schl. die Anerkennung dieses christlichen Princips und in Folge dessen die edlere und reichere Auffassung der Gestaltung des Familienlebens, der freyen Geselligkeit, der Kirche u. s. w. vor Hegel voraus, welchem er dagegen in der systematischen und organischen Entwicklung des Staats- und Rechtsprincips innerhalb seiner eigenthümlichen Sphäre ohne Zweifel nachsteht. Hegel nämlich erkennt mit Worten zwar jenes Princip, das Princip der freyen Individualität, an, der That nach aber unterdrückt oder beseitigt er es, indem ihm jener Organismus des „objectiven Geistes" in ethischer Beziehung das Letzte und Höchste ist, und er über demselben von keinen höheren Zwecken, von keinem ewigen Heile des Individuums etwas weiß.

Noch weniger als die Güterlehre hat die Tugend- und Pflichtenlehre bey unserm Verfasser die Gestalt, welche sie erhalten würden, wenn sie in der Weise bearbeitet werden sollten, die wir im Obigen als die für sie gehörige anzudeuten versucht haben. Auch hier besteht die positive Wissenschaftlichkeit der Darstellung hauptsächlich nur in Eintheilungen nach jenem abstracten Schema; wobey der Verf., was namentlich die Tugendlehre betrifft, vielen Werth auf das Zusammentreffen der von ihm im Sinne seiner Methodik versuchten Eintheilung mit der bekannten Platonischen Vierzahl der Tugenden legt. Was aber das am meisten Werthvolle auch dieser Parthien ausmacht, der kritische Gegensatz gegen die frühern Auffassungen des Tugend- und Pflichtbegriffs: das ist vollständiger und ausgeführter bereits in den frühern Druckschriften Schl's. enthalten. — So wenig nun, wie in das weitere Detail der Schl. Darstellung dieser Lehren einzugehen, eben so wenig kann es unsere Absicht hier seyn, die Forderungen, die wir der Tugend- und Pflichtenlehre als einer dem Zusammenhange religiöser Philosophie oder philosophischer Religionswissenschaft angehörigen Disciplin stellen würden, in ihrer nähern Bestimmtheit anzugeben. Nur über Einen Punct verstatten wir uns noch eine kurze Bemerkung, weil derselbe für die Charakteristik des philosophischen Gesammtstandpunctes der Schl'schen Ethik allerdings von Wichtigkeit ist. Die Tugend- und Pflichtenlehre, wenn sie, wie wir allerdings dafür halten, daß sie innerhalb der ihr eigenthümlichen Sphäre es nicht anders vermag, ausdrücklich in dieser Form vorgetragen und nicht in ihrer Ausführung auf eine objective Güterlehre zurückgeführt wird, wird nie zu einem reichen und lebendigen Inhalte gelangen können, wenn nicht mit dieser subjectiven Gestalt des sittlich Guten im höchsten absolut geistigen oder religiösen Sinne, welche ihren Inhalt ausmacht, zugleich auch das positive Gegentheil dieses Guten, das Böse, in ihr Bereich hereingezogen und zum Gegenstand einer ausdrücklichen Betrachtung erhoben wird. Von Schleiermacher ist dieß nicht etwa aus Nachläßigkeit, oder aus Ungeschick, die rechte Methode der Betrachtung für diesen wichtigen Begriff aufzufinden, unterlassen worden, sondern weil sein philosophischer Standpunct keinen positiven Begriff des Bösen kennt, sondern alles Böse ihm in einer Verwirrung oder Beraubung besteht. Er will in diesem Sinne (S. 52 ff.) alle Untersuchungen über den Begriff des Bösen von der Ethik ausdrücklich ausgeschlossen wissen; aus seinen theologischen Werken, insbesondere aus seiner Glaubenslehre und aus der vielbesprochenen Abhandlung über die Lehre von der Erwählung (Werke zur Theologie Bd. II. S. 393 ff.) ist bekannt, wie wenig er auch in theologischer Beziehung ein anderes, als nur ein rein negatives Böse gelten ließ. Der Standpunct, zu welchem die Philosophie der neuern Zeit in Bezug auf die positive Bedeutung des Gegensatzes von Bös und Gut zuerst durch Schelling's berühmte Abhandlung über die menschliche Freyheit erhoben worden ist, während von allen frühern philosophischen Bestrebungen fast keine andere, als nur die der ächten religiös-philosophischen Mystik im Besitze dieser Einsicht gewesen waren, war ihr fremd geblieben, eben so, wie ihm die Lehren und Anschauungen, welche das Christenthum davon giebt, fremd geblieben waren. Von eben jener Einsicht aber sind wir überzeugt, daß sie und nur sie den Keim einer wahrhaften philosophisch-religiösen Ethik enthält, ein Keim, von welchem zu erwarten steht, daß ihm die neue große Periode philosophischer Gedanken-Entwicklung, in welche wir nur eben erst eingetreten sind, allmählig zur Reife bringen wird.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. October.

Nro. 214. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

De Versu, quem vocant, Saturnio scripserunt Henr. Düntzer et Laur. Lersch, philosophiae doctores, litteras antiquas in Universitate Friderica Wilhelmia Rhenana docentes etc.

(Fortsetzung.)

Hr. Lersch geht in seiner Exegese so weit, daß er sogar die Worte, die in den interpolirten Ausgaben stehen VI. pag. 89 seq. Bip. Saturnio in carmina: Libaque, fictores Argeos et tutulatos, wozu schon Turnebus die Bemerkung macht: vitiosissime legitur: in Saturnio carmine; non enim versus Saturnius est qui est jambicus hypercatalectus, sed versus Ennii heroicus – in Schutz nimmt und meynt, es sey zwar ein Hexameter des Ennius, doch stehe nichts im Wege, anzunehmen, daß Varro beym Niederschreiben dieser Worte sich des Verfassers nicht mehr erinnert und daher sie im Allgemeinen aus einem Saturnischen i. e. einem alten Gedichte angeführt habe. Wenn der Verfasser sich Zeit nimmt, die Varronischen Bücher einem sorgfältigeren Studium zu unterwerfen, so wird er das unkritische seines Verfahrens einsehen und erkennen, mit welchem Rechte Ottf. Müller die Worte Saturnio in carmine gestrichen hat. Alle Handschriften außer einer schreiben: ut Thracum incisa. salibaque fictores, mit Wiederholung der letzten Sylbe von incisa, statt libaque. Selbst der interpolirte Codex hat nur: incisa et item alibi libaque, nur die editio princeps und aus ihr die folgenden Ausgaben geben jenes incisa. Saturnio in carmine libaque; daß dieß nur falsche Verbesserung des Herausgebers sey, und nicht aus der Handschrift stamme, aus welcher die Ausgabe abgedruckt ist, sieht man daraus, daß eine andere Handschrift, die sonst genau mit jener editio princeps übereinstimmt, gleich den übrigen salibaque hat; auch die Benennung ist unrichtig, man findet Saturnii versus, nicht Saturnium carmen.

Virgilius Georg. II. 385 spricht von den fröhlichen Bacchusfesten in Italien mit rohen Liedern und Gelächter, womit Servius die Saturnischen Verse bezeichnet glaubt; die Stelle in den Eclog. VI. 23, gehört nicht hieher und erklärt nichts; dagegen kann der horridus ille defluxit numerus Saturnius des Horatius im Gegensatze der dafür eingetretenen griechischen Poesie nichts anders als das gewöhnliche Maaß, in welchem die lateinischen Gedichte vor Ennius geschrieben waren, bedeuten; man weiß wie die Augusteische Zeit von Plautus, Ennius, Lucilius Versen, die doch weit mehr sich griechischer Strenge und Genauigkeit näherten, urtheilte; was Wunder also, wenn der Saturnische Vers mit seinen Freyheiten dem Horatius horridus schien. Dennoch ruft Hr. L. aus, vides hoc loco de metro nil commemorari!

Festus im Auszuge des Verrius Flaccus sagt: Versus quoque antiquissimi quibus Faunus fata cecinisse hominibus videtur, Saturnii appellantur quibus et a Naevio bellum Punicum scriptum est et a multis aliis plura composita sunt. Dieß ist eine dem Verf. durchaus ungünstige und daher auch unangenehme Stelle; sie lehrt, daß Nävius seinen Punischen Krieg in Saturnischen Versen, als bestimmtes Metrum, geschrieben habe; doch er weiß sich zu helfen: hier sey nämlich offenbarer Irrthum, Festus oder Verrius Flaccus habe die obigen Verse des Ennius nicht verstanden und

ſich durch Varros Worte verleiten laſſen, daß Näv̈ius dieſelbe Versart wie die Faunen angewendet habe; aus der Verbindung der Stelle des Ennius und Varro habe er geſchloſſen, daß jener in Saturniſchen Verſen geſchrieben habe. Error in hoc ipso loco satis apertus est. Festus enim vel ipse Verrius Flaccus, Ennii locum perperam intelligens, Varronis verbis in eam inductus est opinionem, Naevium idem versuum genus adhibuisse quo Faunum vel potius Faunos usos esse arbitratur. Varro tantum dixit, Faunos versibus Saturniis solitos fari in silvestribus locis, Festus vel Verrius ex Ennii et Varronis locis conjunctis colligit Naevium Saturniis scripsisse. Attamen nondum indicat, cujusmodi hi versus fuerint. Man ſtaunt über die Kühnheit, dem deutlichſten Buchſtaben entgegen ſolche Combinationen zu wagen, und was einer einmal angenommenen Anſicht zuwider läuft, wie es geht, wegzudeuten. Alſo Verrius Flaccus, dem nicht nur Näv̈ius Schriften vollſtändig, ſondern die älteſten dichteriſchen Denkmäler zugänglich waren, der ſie mit Eifer ſtudirte und an Gelehrſamkeit und Kenntniß der Vorzeit dem Varro, wenn auch nicht vorſtand, doch gewiß gleich kam, hat weder Ennius noch Varro's Worte verſtanden und war einfältig genug zu glauben, Näv̈ius habe in ſaturniſchen Verſen geſchrieben!

Nun könne, fährt H. L. in einem eigenen Paragraphe mit der Aufſchrift: Erroris progressus fort, ein jeder von ſelbſt leicht errathen, wie das Saturniſche Metrum entſtanden ſey. Der Irrthum gieng ſo weit, daß die römiſchen Grammatiker glaubten, der Puniſche Krieg des Näv̈ius enthalte wirkliche Verſe in einem beſtimmten Metrum; aus dieſem Gedichte alſo, meynten ſie, müßten ſie den Charakter jener unbekannten Versart auffinden und herſtellen; jenes Gedicht aber war im Zuſammenhange und ohne Abtheilung von Büchern und Verſe geſchrieben, erſt C. Octavius habe nach Suetonius de illustr. grammat. cap. 2. dieſe Abtheilung geliefert; wer aber könne dafür gut ſtehen, daß Octavius die Verſe des Näv̈ius richtig und im Sinne des Dichters abgetheilt habe? ex hoc igitur argumento patet, quam incerto fundamento nitatur forma, qua hodie adhuc carmina Naevii constituuntur. Gewiß iſt jeder Verſuch einer Herſtellung mißlungen zu nennen, wenn dieſe Angabe ihre Richtigkeit hat; aber nur H. L. läßt den Suetonius ſo wunderbares ſprechen, er ſelbſt iſt weit entfernt, ſeinen Leſern ſolches glauben zu machen. Suetonius bemerkt, die grammatiſchen Studien ſeyen in Rom durch die Anweſenheit des Krates Mallotes einheimiſch geworden, die lateiniſchen Grammatiker hätten jedoch nicht die Kühnheit der griechiſchen, welche im Homer vieles änderten und ſtrichen, gehabt, ſondern ſeyen nur ſo weit nachgefolgt, daß ſie die vordem wenig verbreiteten Gedichte ihrer verſtorbenen Freunde oder anderer genauer durchſahen, mit Erläuterungen verſahen, und mehr unter das Volk brachten, ſo C. Octavius Lampadio den puniſchen Krieg des Näv̈ius, der, ſonſt ohne Abtheilung im Zuſammenhange gegeben, von ihm in ſieben Bücher getheilt wurde, Q. Vargunteius die Annalen des Ennius, andere die Satiren des Lucilius: hactenus tantum imitati, ut carmina parum adhuc divulgata vel defunctorum amicorum, vel si quorum aliorum probassent, diligentius retractarent, ac legendo commentandoque etiam ceteris nota facerent, ut C. Octavius Lampadio Naevii Punicum bellum quod uno volumine et continenti scriptura expositum divisit in septem libros; ut postea Q. Vargunteius annales Ennii quos certis diebus in magna frequentia pronuntiabat; ut Laelius Archelaus, Vectius, Quintus Philocomus Lucilii satiras, familiaris sui, quas legisse se apud Archelaum Pompeius Lenaeus, apud Philocomum Valerius Cato praedicant. Alſo nur die äußere Eintheilung des Gedichtes, das ohne Unterbrechung vom Anfange bis ans Ende fortlief, in ſieben Bücher war es, was Octavius vornahm, etwa wie die Ilias und Odyſſee in vier und zwanzig Bücher getheilt wurde. Wo ſteht hier eine Sylbe von Abtheilung der Verſe? H. L. verſteht nämlich das continenti scriptura gegen alle Grammatik von dieſen; das iſt aber zugleich ganz gegen die Abſicht des Suetonius; eine Abtheilung in Verſen, im Sinne unſers Verfaſſers, wäre ein ſo gewagtes Unternehmen, daß man kein griechiſches Beyſpiel an die Seite ſtellen könnte; wie würde alſo Suetonius von den lateiniſchen Grammatikern geſagt haben, daß ſie nur

einigermaſſen den griechiſchen folgten? Auch die im Nachtrage p. 78 gelieferte Stelle aus Nonius: septifariam, ut multifariam. Santra de verborum antiquitate; quod volumen unum nos lectitavimus et postea invenimus septifariam divisum ſpricht, wenn ſie anders, wie nicht unwahrſcheinlich iſt, auf des Nävius bellum punicum geht, nur von der Eintheilung der Bücher, nicht von Abtheilung der Verſe. Suetonius Worte alſo, aus welchen der Verfaſſer ſo viel beweiſen wollte, widerſprechen ſeiner Annahme auf das beſtimmteſte; nirgends iſt auch nur die geringſte Spur zu finden, daß die lateiniſchen Grammatiker ſich ſelbſt das Saturniſche Versmaaß gebildet und erſonnen hätten.

Im folgenden werden die Angaben der Grammatiker geprüft: sed inspiciamus grammaticos ipsos; videbimus sane, quemadmodum hoc monstro a se ficto (?) torqueantur. Ex omnium denique testimoniis collectis efficietur, ne unum quidem cum altero consentire, nullam prorsus hujus argumenti partem inter eos constare. Das älteſte und wichtigſte Zeugniß iſt Terentianus Maurus, der dieſes Versmaas als griechiſch erklärt, vergl. Bentlei Opusc. p. 274, und ſich näher darüber ausſpricht:

sed est origo Graeca,
istique metron istud
certo modo dederunt;
nostrique mox poetae
rudem sonum secuti,
ut quaeque res ferebat,
sic disparis figurae
versus vagos locabant.
Post rectius probatum est,
ut tale colon esset
junctum tribus trochaeis;

ut si vocet Camenas — quis novem sorores
et Naevio poetae — sic ferunt Metellos,
quum saepe laederentur — esse comminatos:
dabunt malum Metelli — Naevio poetae.
dabunt malum Metelli — clauda pars dimetri,
Adest color phaselus;
Memphitides puellae,
tinctus colore noctis.

Post Naevio poetae — tres vides trochaeos;
nam nil obest trochaeo, — longa quod suprema est.

Man glaubt aus dieſen Verſen ſchließen zu dürfen, daß das Saturniſche Metrum einſt nur aus der jambiſchen Hälfte ohne Zuſatz der Trochäen beſtanden habe; dieß folgt aus obigen Worten durchaus nicht; die richtige Erklärung giebt Marius Victorinus p. 15, der, wie alles deutlich zeigt, den Terentianus vor Augen hatte und ihn nur in Proſa commentirt: nostri antiqui usi sunt eo non observata lege, nec uno genere custodito, sed praeterquam quod durissimos fecerunt, etiam alios longiores, alios breviores inseruerunt, quorum est hic

Turdis edacibus dolor comparas amice.

et

Ferunt pulcras cretarras aureasque lepistas.

et apud Naevium

Novem Jovis concordes filiae sorores,

videtur tamen e duorum versuum membris compositus, Dimetri et quadrati. Wenn Terentianus keine andere Beyſpiele kannte, ſo wird die Regel in nichts geändert; denn der zweyte Vers iſt offenbar verdorben und in ſeiner richtigen Geſtalt: aureas lepistas von andern aus Nävius angeführt; vergl. Hermann p. 611. Da Terentianus, wie die Einleitung ut si vocet quis lehrt, aus einem Dichter ein Beyſpiel geben will, aus Nävius aber ein dieſen Gedanken enthaltender Vers vorhanden iſt, ſo iſt nicht unwahrſcheinlich, daß einſt geſchrieben ſtand

ut si vocet Camenas — quis novem sorores:
novem Jovis concordes — filiae sorores

wovon die letzte Zeile, die Worte des Dichters, durch den Gleichklang ausgefallen.

Aus Terentianus Maurus kann man alſo nur beweiſen, daß der Saturniſche Vers in früherer Zeit noch nicht ſeine feſte Beſtimmung hatte, die er ſpäter gewonnen, wie er namentlich bey Nävius auftritt und dieß iſt ſehr glaublich; keineswegs aber wird jemand darthun können, daß die Grammatiker erſt aus Nävius das Versmaaß ſelbſt erfunden hätten. Wenn Atilius Fortunatianus (p. 17) die obigen Worte des Marius Victorinus mit dem Zu-

satze: ut vix invenerim apud Naevium quos pro exemplo ponerem, ausschreibt, so ist auf diese Angabe kein Werth zu legen, weil ihm in derselben Stelle die besten und reinsten Verse des Näv ius asperrimi et ad demonstrandum minime accommodati sind. Die ganze Versart war längst aus dem Leben getreten und daher den Grammatikern großentheils unbekannt. Mit der ausgebildeten Form des Saturnischen Verses unvereinbar sind die Angaben des Censorinus: recipit pedem spondeum, jambum, chorium, dactylum, brachysyllabum, anapaestum und des Marius Victorinus: quidam volunt hunc feriri sexies et recipere pedes septem, hoc est spondeum, jambum, pyrrichium, pariambum, dactylum, trochaeum, anapaestum, e quibus est thacomestus (?), et nasci a trimetro scazonte; alii vero omnes duodecim pedes admittere neque semper eum, ut illi asserunt, nasci e trimetro scazonte, unde apud omnes grammaticos super hoc adhuc non parva lis est. Sind diese Aussagen gegründet und nicht, wie so viele metrische Angaben der Alten, aus falsch verstandenen Stellen hervorgegangen, so beziehen sie sich auf die Verse früherer Zeit, die nach dem Klange der Worte ohne bestimmte Prosodie sich richteten, wie Servius zu Virgil. Georg. II. 385 berichtet, versibus incomptis ludunt i. e. carminibus Saturnio metro compositis, quod ad rhythmum solum vulgares componere consueverunt. Auf diese Angaben stützt sich Hr. Lersch, um zu beweisen, daß es keine Saturnischen Verse im gewöhnlichen Sinne gegeben habe.

Bey Diomedes lesen wir: Saturnium in honorem dei Naevius invenit addita una syllaba ad jambicum versum sic:

summas opes qui regum regias refregit.

Da die alten Ausgaben nicht Naevius, sondern venus oder venu sinus geben, so zweifelt H. L. an der Richtigkeit des Namens und glaubt erst von den Handschriften die Bestätigung zu erwarten. Putschius hat bekanntlich bey seiner Bearbeitung sehr gute Hilfsmittel gebraucht und Aenderungen, wie die genannte, darf man unbedenklich auf überlieferte Quellen zurückführen; hier können wir die Versicherung geben, daß eine Handschrift des zehnten Jahrhunderts — vielleicht die älteste der von Diomedes vorhandenen — obige Worte genau mit Putschius übereinstimmend giebt. Da übrigens der Gebrauch solcher Verse weit über den Näv ius hinausgeht, so kann ihm die Erfindung nicht zugeschrieben werden, aber er galt als der vorzüglichste Repräsentant dieser Versgattung und so betrachteten die spätern von ihm ausgehend, was er vorzüglich in Anwendung gebracht hatte; der Verf. findet die Veranlassung dazu hier in den falsch verstandenen Versen des Ennius; wie, ist nicht nachgewiesen.

Aus allem diesen glaubt Hr. L. nothwendig folgern zu dürfen, daß man über den Saturnischen Vers die Angaben der Grammatiker, die einander widersprechen und selbst nicht wissen was sie reden, endlich einmal aufgeben müsse; nicht ein bestimmtes Metrum habe ihn gebildet; denn das verschiedenste werde diesem Verse zugeschrieben; die Einfachheit des römischen Volkes habe Kürze und Länge nicht unterschieden, also Prosodie nicht gekannt, aller Irrthum endlich sey aus obigen Versen des Ennius entsprungen. Wir hatten gegen die Prämissen bald im einzelnen bald im ganzen manches einzuwenden, und würden auch bey der Richtigkeit dieser den Schluß noch nicht geradezu anerkennen. Der Uebergang von dem Rhythmus zur Prosodie kann nicht eine plötzliche, erst durch Ennius eingeführte Neuerung gewesen seyn; dieß mußte längst vorbereitet werden und konnte erst allmählig eintreten; wäre gegen die Natur der Sache jenes gewesen, so würde bey einem so bedeutendem Namen wie Ennius ist, die Ueberlieferung nicht schweigen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. October.

Nro. 215. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der historischen Klasse am 18. August d. J. las der Hr. Secretär der Classe, Freyherr Maximilian v. Freyberg:

Ueber die Stamm-Reihe der Markgrafen von Vohburg.

Wie groß die Schwierigkeiten seyn müssen, mit welchen eine Darstellung der Familien-Geschichte der Markgrafen von Vohburg zu kämpfen hat, geht schon daraus hervor, daß ungeachtet der Bemühungen unserer bewährtesten Historiker, dennoch so Vieles in der Geschichte dieses Hauses noch auf bloßer Conjectur beruht. Es liegen diese Schwierigkeiten, was den Ursprung des genannten Hauses betrifft, in der großen Lückenhaftigkeit der Quellen; in Betreff der späteren Stammglieder aber, in einer ganz besondern Vieldeutigkeit jener Stellen der Urkunden und Chronisten, auf welche man sich in dieser Beziehung berufen muß. Ich maße mir daher auch gar nicht an, plötzlich Licht über dieses dunkle Gebiet unserer Geschichte zu verbreiten; mein Bestreben soll nur — gleich dem der würdigern Vorgeher, dahin gerichtet seyn, Einiges zur Aufhellung dieses Gebietes beyzutragen.

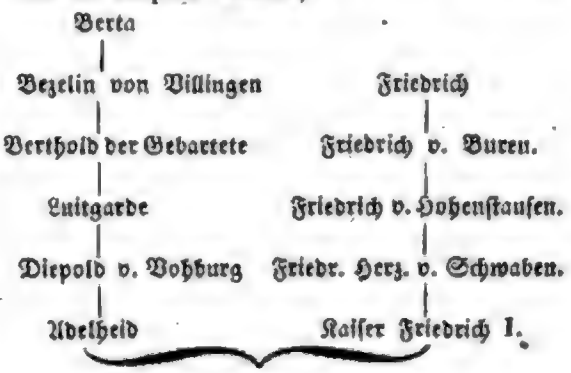
Der erste Markgraf von Vohburg, dessen Existenz auf authentischen Zeugnissen beruht, ist Diepold, der Sohn einer Luitgardis, [a]) von welcher blos gesagt wird, daß sie die Gemahlin eines Markgrafen gewesen sey, ohne diesen selbst näher zu bezeichnen. Wir wollen zuerst einen Blick auf die Abstammung dieser Luitgardis werfen, und dann die Person ihres Gemahles genauer zu bestimmen versuchen.

Als Kaiser Friedrich I. auf die Trennung seiner, mit Adelheid von Vohburg — der Tochter obigen Diepolds — geschlossenen Ehe drang, wurde zu Begründung des Begehrens den päpstlichen Legaten auf dem im Jahre 1153 zu Constanz gehaltenen Reichstage ein genealogisches Schema vorgelegt [b]), aus welchem eine Verwandtschaft fünften Grades zwischen Friedrich und der Adelheid hervorgieng. Aus diesem Schema ergiebt sich nun, daß

a) „Anno 1118 Dieboldus Marchio de Vohburg ad petitionem matris suae Leuchardis cepit construere Monasterium in Reichenbach (Chronicon bey Oef. II. 402).

Ferner nach einem Codex des XIII. Sec. „Marchio Dietpoldus prepotens ac nobilis rogatu matris suae Lukardis, consensu uxoris Adelhaidis, locum in Richenbach etc. M. B. XIV. 406.

b) Zu finden in der Briefsammlung des Abts Wibald von Stablo; bey Martene u. Durrand collect. ampliss. nämlich:



der Vater unserer Luitgarde, Herzog Bertold der Gebartete von Zähringen (ein Sohn des Bezelin von Villingen) gewesen. Die Gemahlin Bertholds aber, die Mutter Luitgardens, nannte sich Richinza, war aus dem Hause der Grafen von Kastel, und kömmt, so wie ihre Tochter, in der päbstlichen Bestätigungs-Bulle als Stifterin des Klosters Kastel vor. [c]) Soviel vorläufig von der Abstammung unserer Luitgarde; es frägt sich nun, welchen Stammes ihr Gemahl gewesen?

Da der Sohn dieser Luitgarde ganz bestimmten historischen Zeugnissen gemäß als Marchio de Vohburg, und als Mitstifter von Waldsassen und Reichenbach bekannt ist — und sein Vater ebenfalls schon als Marchio vorkömmt, so wird wohl zugegeben werden müssen, daß dieser Vater des Diepolds gleichfalls aus dem Hause Vohburg gewesen. Nun kommt aber nicht nur in den Geschichts-Quellen nirgends ein früherer Marchio de Vohburg als gerade nur der Sohn der Luitgarde vor, sondern Vohburg selbst war in der Zeit, in welcher der Vater dieses Letztern gelebt haben mußte, im Besitze eines Pfalzgrafen Cuno.

Diese Schwierigkeit hat die Genealogisten gezwungen den Gemahl der Luitgarde gleichwohl unter den, in dem letzten Viertel des XI. Jahrhunderts bekannten Markgrafen überhaupt, durch Conjekturen zu bestimmen, und zuletzt hat Hr. Pr. Moritz denselben in jenem Markgraf Diepold von Giengen zu finden geglaubt, welcher 1078 in der Schlacht bey Melrichstadt an der Seite König Heinrichs IV. erschlagen wurde. [d])

Um diese Ansicht zu begründen hat der genannte so verdienstvolle Genealogist auch nachzuweisen versucht, daß der genannte Diepold — wenn er gleich ein Marchio de Giengen genannt wird, dennoch dem Hause Vohburg angehören könne, indem dieses Haus ja sehr bedeutend in der Gegend von Giengen begütert gewesen sey. [e])

Allein dieser Ansicht scheint nicht nur die Chronologie entgegen zu stehen, da Luitgarde, welche nicht vor dem Jahre 1119 gestorben ist, ihren Gemahl um mehr als 40 Jahre hätte überleben müssen, sondern es muß dann auch angenommen werden, daß der in Giengen residirende Markgraf Diepold auch im östlichen Nordgau müsse ausgedehnte Besitzungen gehabt haben, da sein Sohn die Klöster Waldsassen und Reichenbach auf seinem Patrimonium fundiren konnte. Diese Annahme hat sich denn auch Pr. Moritz durchaus eigen gemacht, indem er den genannten Diepold von Giengen für einen Abkömmling der Rapotone erklärt, deren große Besitzungen in dem Nordgaue hinreichend bekannt sind. [f]) Diese Behauptung dürfte nun aber doch

---

c) Die Kastler Reim-Chronik singt von unserer Luitgarde:

V. 167. Ernestus auch ein Sohn hätt,
Deß Nam hie nicht geschrieben steht;
Doch lesen wir von demselben Mann,
Daß er zween Erben gewann;
Frau Reitz und Hermann als wir lesen
Die sint desselbent gewesen.
Do die gewuchsen als man sait,
Sie gewunnen Lind und Lant vil prait,
Ein Suon gewann Herr Hermann
Der hub die ersten Stift hie an
Genannt was er Herr Friderich
Und fuhr in den Orden willglich
Man liest daß von Frau Reitzen ward
Geboren Gräfin Luetgart,
Dieselb Gräfin zu Kastel gab
Prünn und manich schöne Hab
Ihr Sun hätt Lant und mannig Burg
Er was MarkGrave zu Vohenburg
Genannt so was er Diepold
Er stiftet als ez Gott so wollt
Reichenbach in Ehren,
Maria der viel hehren . . . . .

d) Chron. admontense. Chron. Petershus. Annalista Saxo.

e) Moritz Geschichte der Grafen von Sulzbach II. p. 74 seq.

f) Moritz a. a. O. erklärt, daß er den Vater des Diepold von Giengen in einem Grafen Rapoto, und dessen Großvater in einem Grafen Diepold, in den Passauischen Monumenten gefunden zu haben glaube. Er scheint sich hier auf den Codex patav. im M. B. vol. 29. p. 77 zu beziehen, wo bey dem Jahre 1013 allerdings ein Rapoto et filius Diepoldus vorkömmt. Diese Deduktion verdient hohe Beachtung. Wir hätten dann vier Stammglieder: Rapoto 1013,

wohl zu sehr in das Weite führen. Einerseits waren die Rapotonen nicht bloß im Nordgau, sondern auch bis tief in dem Tyrol begütert, anderseits wären sie als Wohburger, eines Stammes mit den Besitzern der Grafschaft Rott, welche ebenfalls in dem entfernten Kärnthen und Oesterreich ansehnliche Güter besassen; und so würden denn zuletzt die Besitzungen des Hauses Wohburg, auf ganz unwahrscheinliche Weise, in das Ungeheuere nach allen Weltgegenden ausgedehnt werden müssen.

Ich erlaube mir daher den Versuch zu machen den Ankunftstitel der Wohburger zu den Besitzungen im östlichen Nordgau, auf einem andern Wege zu begründen, indem ich die Gemahlin jenes Grafen Diepolds nicht in unserer Luitgarde, sondern in der Gräfin Beatrix, einer der Erbtöchter des Markgrafen Otto von Schweinfurt, zu erkennen glaube.

Es ist hier nicht der Ort tiefer in eine Geschichte der Markgrafen von Schweinfurt einzugehen, welche durch andere Schriftsteller bereits hinreichend erörtert ist. Es genügt hier anzuführen, daß — wie quellenmäßig erwiesen ist, — der Mannesstamm dieser im Nordgau und Franken so mächtig begüterten Markgrafen, mit dem im Jahre 1057 verstorbenen Otto erloschen sey, dessen reiches Erbe unter seine Töchter vertheilt wurde. [g]) Eine dieser Töchter nun ist die Gräfin Beatrix gewesen, von welcher wieder gesagt wird, daß sie an einen Markgrafen vermählt gewesen, ohne jedoch diesen näher zu bezeichnen. Hieraus geht denn aber wenigst so viel hervor, daß dieser ihr Gemahl unser Diebold von Wohburg gewesen seyn könne; daß er es aber wirklich gewesen sey, möge sich aus dem Folgenden ergeben.

Der geheime Rath von Lang (in seiner Abhandlung über die Vereinigung des bayerischen Staates) [h]) giebt der Gräfin Beatrix einen Gottfried von Kappenberg zum Gemahle, der sich von Ammerthal genannt, und einen Sohn Otto von Ammerthal gezeugt haben soll, dessen Tochter nun die Reitza, die Mutter unserer Luitgardis gewesen sey, durch welche die Markgrafschaft im Nordgaue auf die Wohburger gekommen wäre. Hiegegen streitet nun fürs erste der Annalista Saxo, welcher ausdrücklich meldet: „Beatrix nupsit Marchioni ..... peperitque ei filiam quam Godefridus de Kappenberg accepit," was nicht möglich wäre, wenn die Mutter selbst schon einen Kappenberg zum Gemahle gehabt hätte. Ferner streitet die Chronologie gegen obige Behauptung, da erstens Reitza bereits im Jahre 1043 dem Graf Berthold von Villingen versprochen war, [i]) und also nicht wohl für eine Enkelin der Gräfin Beatrix gelten kann, welche auf jeden Fall die Tochter des erst 1057 verstorbenen Markgrafen Ottos von Schweinfurt gewesen ist. Zweytens ist Beatrix erst im Jahre 1104 gestorben, und müßte also nach v. Langs Conjectur ihren Sohn Otto um fast 30 Jahre überlebt haben.

Endlich streitet auch das was wir über die Besitzer von Ammerthal wissen, gegen das was in der genannten Abhandlung behauptet wird. [k])

Ursprünglich vielleicht schon Agilolfingisches Stammgut, war Ammerthal jedenfalls im IX. Jahrhundert schon eine Besitzung des Hauses Scheyern, kam aber sehr frühe an die Markgrafen des Nord-

---

Diepold I., Rapoto † 1080 (in der Schlacht an der Elster), Rapoto Pfalzgraf † 1099. Hiernach würde Diepold von Giengen ein Oheim Pfalzgraf Rapotos seyn; und die Grafschaft Cham wäre schon ursprünglich Wohburgisches Stamm-Gut. —

g) Annal. Saxo ad ann. 1036. Ellika wurde Äbtissin; Judith vermählte sich mit Herzog Conrad von Bayern; Bertha nahm einen Grafen von Habsburg-Kastl zum Gemahle.

h) Denkschriften der Akademie v. J. 1813.

i) M. B. 24. p. 313 verglichen mit Moritz v. Sulzbacher I. p. 52 seq.

k) Ammerthal kommt schon 980 als eine Besitzung Markgraf Bertholds vor. Pez. I. 3. 92. 99. Lauterhofen (ganz nahe bey Ammerthal) erscheint schon in der Theilungs-Urkunde Carl des Großen 806 als ein Lehengut Thassilos. Es liegt 891 in Luitpolds Markgrafschaft. Lauterhofen, Ammerthal und Kastel stehen im X. Jahrhundert in naher Verbindung. Die Stiftung Klosters Bergen durch Willitrude, Herzog Bertholds von Scheyern Wittwe, umfaßt Güter in der Umgegend von Lauterhofen und Kastel.

gaues aus dem Babenbergischen Stamme, Berthold, Heinrich, und Otto. Als dieser Otto im Jahre 1057 ohne Söhne gestorben, wurde Ammerthal durch seine Tochter Gisela dem Grafen Arnold von Dießen zugebracht. [l]) Bey dem Hause Dießen, welches mit dem von Andechs ein und dasselbe ist, ist denn auch Ammerthal zur einen Hälfte geblieben, nachdem die zweyte Hälfte durch Adelheid, die Tochter Otto II. von Dießen, an die Sulzbacher gekommen war. [m])

(Fortsezung folgt.)

De Versu, quem vocant, Saturnio scripserunt Henr. Düntzer et Laur. Lersch, philosophiae doctores, litteras antiquas in Universitate Friderica Wilhelmia Rhenana docentes etc.

(Schluß.)

Diesem ersten destructiven Theile des Herrn Lersch folgt der zweyte constructive des Hrn. Düntzer mit einer Sammlung der hieher gehörigen Fragmente; nachdem nämlich sein Vorgänger, wie der Verf. glaubt, sonnenklar (luce clarius) bewiesen habe, daß die Grammatiker das Wesen des Saturnischen Verses nicht begriffen haben, und diesen metrisch festzustellen ihnen schlecht gelungen sey, müsse ein neuer Weg versucht werden; dieser ist ganz einfach; es werden nur die Sylben gezählt ohne Beachtung der Quantität oder Elision, gleichviel ob jambisch, oder trochäisch, bald mit vier, bald mit fünf, sechs, sieben Füßen, doch so, daß sich zwey Theile des Verses erkennen lassen, z. B. der Anfang der Odyssee des Livius Andronikus p. 40.

virum mi, casména, insecé versútum

oder wie der Verf. p. 21 schreibt,

virum mi, casména, versutúm insécre;

beydes ist nach dieser Theorie völlig gleich; nach ihr gestalten sich auch die wohlbekannten Verse ganz anders z. B. p. 72

dábunt málum Mételli Naevió poétae

oder p. 56.

nóvem Jóvis concordés filiae soróres.

das kurze i mit folgendem langen Vocale verschwindet, daher Naevio, filiae zweysylbig. Damit man die Freyheit und Abwechslung deutlich erkenne, wählen wir einige Beyspiele: p. 54.

ambórum úxorés, noctú Troiá exíbant
capitibús opértis, fléntes ámbae,
abéuntes lácrumis cum múltis.

p. 53.

Manius Valérius Cónsul pártem
éxerciti in expéditiónem dúcit.

p. 56:

Sic Poeni contrémiscunt artúbus únivérsim
magni metús tumúltus péctora possidet;
caésum fúneră agítant éxsequiás ititant,
temúlentiámque tóllunt féstam.

Nach dieser Methode werden die unzuverlässigsten Ueberreste, die ganz dunkel unberührt bleiben sollten, p. 36, mit der gewissesten Ueberzeugung in Verse geordnet; eigentliche Saturnii treten nur selten hervor, z. B.

apút nymphám Atlántis filiam Cálypsónem
utrúm genúa ampléctens virginém oráret.

Einen Vorzug hat diese Behandlung; man bedarf weniger oder fast gar keiner Aenderungen, alles läßt sich rechtfertigen; aber eben so leicht ist es, die Geschichtsbücher des Sallustius, Livius und Tacitus in solche Stücke — Verse kann man sie nicht nennen — abzutheilen. Wenn früher darin geirrt war, daß man den Rhythmus und Hiatus ganz verdrängte — aber auch hier hat unsers Wissens Hermann zuerst (Leipziger Literaturzeit. 1833 p. 42) das richtige hervorgehoben — so ist in dieser neuen Theorie, in welcher ohne Rücksicht und Unterscheidung der Zeiten und Dichter, ohne sichere Grundlage, gegen die Autorität der Ueberlieferung aller Prosodie der Zugang gesperrt wird, der entgegengesetzte Fehler unleugbar.

l) Die Vermählung Arnolds mit Gisela geht aus den Necrologien von Dießen, Wenhenstephan, und Seeon hervor; ferner aus der Petershausischen Chronik (Ussermann I. 356). —

m) Moriz „Ammerthal und seine Besitzer" in den neuen Beyträgen von Buchner ꝛc.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. October.

Nro. 216. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der historischen Klasse am 18. August d. J. las der Hr. Secretär der Classe, Freyherr Maximilian v. Freyberg:

Ueber die Stamm-Reihe der Markgrafen von Vohburg.

(Fortsetzung.)

Obiger Arnold von Dieſſen, welcher (so wie auch sein Sohn Friederich) als Herr von Ammerthal vorkömmt, befand sich nach mehreren Urkunden noch im Jahre 1090 unter den Lebenden; ein Gottfried von Ammerthal kömmt nirgends vor; und wenn auch Arnold einen Sohn Otto gehabt hat, so ist dieſer auf keinen Fall derjenige welchen Herr v. Lang als einen Sohn der Beatrix gelten lassen will, indem er hinzufügt, dieſer Otto sey im Jahre 1075 gestorben, und habe zwey Erb-Töchter hinterlassen, deren eine — Sophie, dem Grafen Berthold von Andechs die Güter im Radnitzgau; die zweyte — Reitza, dem Grafen von Billingen die ostfränkische Markgrafschaft zugebracht habe. Keine von allen diesen Behauptungen kann zugegeben werden. Nicht ein Otto, Sohn eines Gottfrieds von Kappenberg, sondern Graf Arnold von Dieſſen war in jener Zeit Herr zu Ammerthal; nicht an eine Sophie von Ammerthal, sondern an eine Sophie, Tochter des Markgrafen von Krain, aus dem Weimarischen Hause, war — wie wir hören werden — Berthold von Andechs, der Sohn Graf Arnolds von Dieſſen vermählt. Was aber die Reitza betrifft, so war sie, wie schon angeführt, und aus einer mit ihren Brüdern Hermann von Kastel, und Gebhard von Sulzbach getroffenen Vermögens-Abtheilung hervorgeht, bereits i. J. 1043 die Braut Bertholds von Billingen, und gehört überhaupt dem Hause Kastl, nicht aber dem Hause Ammerthal an.

Auch der g. Archivsrath Schultes, in seinen diplomatischen Beyträgen zur Geschichte der Grafen von Andechs [n]) folgt der Langischen Ansicht in so weit, daß er die fränkischen Besitzungen des Hauses Andechs aus einer Heirath zwischen Graf Berthold, dem Sohne Arnolds von Dieſſen, und einer Sophie von Ammerthal ableitet. Er hält aber diese Sophie für eine Tochter unserer Beatrix, welcher er einen Grafen Otto von Ammerthal zum Gemahle giebt. Es sieht aber mit seinen Beweisgründen etwas mißlich aus. Er beruft sich nämlich fürs Erste auf die Collectanea historica des Angelus Rumpler und die Ensdorfische Chronik des Barfuß. Diese Schriften fallen aber in das Ende des XV. Jahrhunderts, und bestehen aus Compilationen, welche in Beziehung auf unsere Frage von keiner beweisenden Kraft sind. Er bezieht sich ferner auf eine vom Bischof Adalbero von Würzburg ausgestellte Urkunde, in welcher ein Herzog Otto von Schweinfurt als Zeuge vorkomme. Diese Urkunde existirt aber nicht im Originale, und von einem Herzog Otto von Schweinfurt ist der Geschichte nach dem Jahre 1057 nichts bekannt. Auch die Schriftsteller auf welche sich Schultes über die Vermählung Sophiens mit Berthold bezieht, sind aus einer spätern Zeit, und verdienen auf keinen Fall so viel Glauben als der Anonymus von Weingarten, welcher Bertholds Gemahlin Sophie ausdrücklich

n) Historische Abhandl. der Akademie der Wissenschaften v. J. 1818. —

für eine Tochter Markgraf Popo's aus dem sächsisch-weimarischen Hause erklärt.

Von andern Genealogisten, nämlich von Pfeffel [o]) und Scholliner [p]) wird unserer Beatrix ein Marchio Cuno de Vohburg zum Gemahle gegeben; allein auch diese Conjektur findet in unsern Geschichtsquellen ihre Widerlegung. Der Cuno von welchem hier die Rede ist, kömmt in diesen Quellen zwar als comes palatinus, nirgends aber authentisch als marchio vor; und die beyden genannten Schriftsteller halten ihn selbst mit dem Cuno palatinus de Vohburg für eine und dieselbe Person. Nun ist aber dieser Pfalzgraf Cuno erweislich der, im Jahre 1081 in der Schlacht von Höchstädt gebliebene Sohn des Stifters von Rott, und mit ihm ist diese Linie der Grafen von Vohburg erloschen. [q]) Von ihm ist denn auch ferner bekannt, daß er mit einer Elisabeth aus Lothringen vermählt gewesen, und somit kann die Ansicht daß er der Gemahl unserer Beatrix, und der Vater eines Diepolds von Vohburg gewesen, nimmermehr historisch bestehen.

Endlich habe ich noch die Ansicht des verdienstvollen Verfassers der Geschichte der Grafen von Sulzbach zu bestreiten, welcher der Gräfin Beatrix einen Markgrafen Heinrich von Schweinfurt zum Gemahle giebt. Pr. Moritz beruft sich zur Begründung dieser Ansicht auf eine Urkunde v. J. 1080 [r]), in welcher ich aber einen comes Heinrich de Weissenburg, nicht aber einen Marchio Henricus de Swinefort finde. Ist nun aus dieser Urkunde ein Beweis für die Vermählung unserer Beatrix mit dem genannten Heinrich nicht abzuleiten, so steht derselben auch anderseits geradezu entgegen, daß der Mannsstamm der Markgrafen von Schweinfurt bereits i. J. 1057 mit Otto ausgestorben, und das Besitzthum desselben durch seine Erbtöchter an andere Häuser gebracht worden ist, so daß i. J. 1080 nicht wohl mehr ein Markgraf von Schweinfurt vorkommen kann.

Sollte es mir durch das Vorgetragene gelungen seyn, die bisher gangbaren Ansichten über die Vermählung der Beatrix widerlegt zu haben, so bin ich nun verpflichtet die Gründe anzugeben welche die Behauptung rechtfertigen, daß diese Erbtochter den Markgraf Diepold von Giengen zum Gemahl gehabt habe, und daß dieser ein Vohburger gewesen sey.

Wenn es in den Geschichtsquellen an der bestimmten Bezeichnung einer Person fehlt, leisten oft die Besitzungen die ihr Erbgut gewesen eine ergiebige Aushülfe. Denn indem später einer ihrer Erben namhaft gemacht wird, schließen wir nun auf bündige Weise auf das Geschlecht der frühern Erblasser zurück. Die ostfränkische Markgrafschaft im Nordgau, zu welcher auch die Grafschaft Cham gehörte, war schon im IX. Jahrhunderte im Besitze jener Markgrafen Babenbergischen Stammes, deren letzter Sprößling Otto, wie schon angeführt, i. J. 1057 ohne männliche Nachkommen, jedoch mit Hinterlassung von fünf Töchtern starb, von welchen sich die eine dem klösterlichen Stande widmete, die übrigen vier sich aber in das reiche väterliche Erbe getheilt haben. Unter diesen war es aber unsere Beatrix, welche, vielleicht in Folge einer besonderen Willensbestimmung Otto's, am Besten bedacht wurde; denn sie erhielt die ganze Markgrafschaft im Nordgau, und hiezu noch die Güter im Rednitzgaue.

Nun meldet einerseits der Annalista Saxo, daß diese Beatrix einem Marchio vermählt gewesen, und anderseits treten gleich nach dem Aussterben des Stammes der Schweinfurter, nun die Vohburger als Markgrafen und Besitzer dieses Nordgaues, namentlich der Grafschaft Cham und der Güter im Rednitz-Gaue hervor. Hieraus dürfte sich denn also doch wohl zur bündigen Schlußfolge ergeben, daß die Vohburger diese Besitzungen durch die Vermählung der oft genannten schweinfurtischen Erbtochter in ihr Haus gebracht, und daß also jener Marchio, den die Beatrix zum Gemahle genommen, ein Graf von Vohburg gewesen sey. Es

o) Von den alten Markgrafen auf dem Nordgau. Histor. Abh. I. II.

p) Versuch einer verbesserten Stammreihe der Grafen von Vohburg. Westenrieders Beyträge VI. —

q) „Cuno palatinus de Vohburg cum ceteris Henrici regis Satellitibus apud Höchstaedt juxta Danubium. In hoc proelio ex Bavaris occisus est Cuno palatinus de Vohiburg, comitis Cunonis filius." Chron. Petershus. bey Ussermann. —

r) Bey Schultes histor. Schr. II. 349. —

erübrigt aber noch zu erklären, wie denn dieser ihr Gemahl zu dem Titel eines Marchio de Giengen gekommen sey, und wie er ein Vohburger könne gewesen seyn, da doch damals Vohburg urkundlich im Besitze eines Pfalzgrafen Cuno von Vohburg sich befunden hat? Nun ist ja aber eben in diesem Vorhandenseyn eines Cuno de Vohburg der Grund enthalten, warum sich sein gleichzeitiger Stamm-Genosse Diepold nicht von Vohburg geschrieben, und seinen Sitz in einer andern Gegend Vohburgischer Güter genommen hat. Daß aber der Vohburgische Stamm in der Gegend von Giengen begütert gewesen, ist neuerlich von Prof. Moritz in seiner Abhandlung von den Sulzbachern nachgewiesen worden. Diepold, der Sohn der Luitgardis, hat das von ihm gestiftete Kloster Reichenbach in dieser Gegend mit ansehnlichen Gütern ausgestattet; derselbe besaß in der angezeigten Gegend bedeutende Fuldaische Lehen, woraus sich auf anderweitige dortige Allodial-Güter schließen läßt; und noch i. J. 1189 wird die Vogtey von Günzburg von einem Markgrafen, Diepold von Vohburg vergeben. Hieraus möchte denn wohl beweiskräftig genug die Begüterung der Vohburger in der Gegend von Giengen hervorgehen, und also auch angenommen werden dürfen, daß jener Marchio de Giengen, den wir der Beatrice angetraut haben, ein Graf dieses Stammes gewesen sey. Diese Annahme findet aber auch eine weitere Bestätigung in dem Umstande, daß nach dem Aussterben jener Linie des Vohburgischen Hauses, welcher Pfalzgraf Cuno angehört, nun die Nachkommen Diepolds den Titel von Vohburg annehmen, der Titel Marchio de Giengen aber wieder verschwindet.

Es ist mir nicht unbekannt, daß diese meine Ansicht, nach welcher der Sohn Markgraf Diepolds von Giengen, nach Pfalzgraf Cunos Tod in der Grafschaft Vohburg succedirt, und die Besitzungen im Nordgau durch seine Mutter an seinen Namen gebracht haben soll, mit der Ansicht achtungswerther Geschichtsforscher im Widerspruche steht; und ich halte es also für meine Pflicht meine Behauptung noch näher zu rechtfertigen.

Nach der Ansicht derjenigen, als deren Gegner ich auftrete, stammt nämlich das ausgedehnte Besitzthum der Vohburger im Nordgaue von dem berühmten Pfalzgraf Rapoto her, welcher denn sonach gleichfalls diesem gräflichen Hause beygezählt werden müßte. Diese Ansicht ist besonders von unserm seligen Collegen Moritz, in der Beantwortung einer historischen Preisfrage über das Geschlecht des genannten Pfalzgrafen verfochten worden. Allein bey aller Mühe, die sich dieser gelehrte Genealoge gegeben hat, ist es ihm doch nicht gelungen entscheidende Beweisstellen für seine Behauptungen aufzufinden, und alles bewendet mehr oder weniger auf bloßer Conjectur. [s]) Wenn gleich der genannte Rapoto so reich begütert gewesen seyn soll, daß er wie Cosmus Pragensis sagt, von Böhmen bis nach Rom durch lauter eigenthümliche Güter und Castelle reisen konnte, so kommt er doch urkundlich nirgends als Herr der Grafschaft Cham, oder der Güter im Rednitzgaue vor, als deren Besitzer die Diepolde von Vohburg doch auftreten. Die Verwandtschaft aber zwischen diesem Rapoto und dem Cuno von Vohburg will der Autor in der Hauptsache auf eine Stelle des Annalista Saxo begründen, in welcher der bekannte reiche Graf Ulrich von Passau ein patruelis Rapotonis genannt wird. Hieraus wird nun geschlossen daß die Väter Brüder gewesen, und dem Ulrich der Pfalzgraf Cuno von Vohburg zum Vater gegeben. Allein abgesehen von der Vieldeutigkeit des Ausdrucks patruelis, ist eben der Vater Ulrichs in keiner urkundlichen Stelle genannt, und gehört dieser Ulrich vielmehr allen über ihn bekannten Verhältnissen nach, einem im östlichen Bayern überaus reich begüterten Grafengeschlechte an.

s) Pr. Moritz will den Beweis für den Satz: daß Diepold, Vohburg von den Rapotonen ererbt habe, aus einer Stelle im Münchsmünster Codex ableiten, wo es heißt: „1090 in civitate Vohburg coram comite Rapotone et ejus conjuge Elisabeth.“ — Nun war aber Elisabeth die Wittwe Cunos des jüngern von Vohburg, und ist also nicht abzusehen, wie Vohburg durch ihren zweyten Gemahl habe dem Diepold zugebracht werden können. Vielmehr geht gerade aus dieser ihrer zweyten Vermählung hervor, daß früher zwischen den Vohburgern und dem Stamme Rapoto's keine nahe Verwandtschaft bestanden hat. —

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1838.

I. Hälfte. Januar — Juny.

M. Paulin Paris, Les manuscrits françois de la bibliothèque du roi. Vol. 1. 2. Paris 1836 — 38. 8.

Gius. Molini, Codici Manuscritti Italiani della biblioteca Palatina illustrati. Fasc. I. Firenze 1833. 8.

Charles O'Conor, Bibliotheca Ms. Stowensis. A descriptive catalogue of the Manuscripts in the Stowe library. Vol. 1. 2. Buckhingham 1818. 4.

The North American Review. 1837. Vol. 44. 45. Boston 1837. 8.

Biblioteca Italiana. 1837. Vol. 85 — 87. Milano 8.

Journal des Savants. Année 1837. Paris 1837. 4.

The Quarterly Review. Vol. 58. 59. London 1837. 8.

The Edinburgh Review. Vol. 64. 65. Edinburgh 1837. 8.

The British and Foreign Review. Vol. 4. 5. London 1837. 8.

M. de Chateaubriand, Essai sur la litterature anglaise. Vol. 1. 2. Paris 1836. 8.

Peter Koppen, Materialii dla istorii proswesch-tschenia w Rossii. Petersburg 1825. 4.

J. H. Monk, A vindication of the university of Cambridge. London 1818. 8.

Paolo Sangiorgio, Cenni storici sulle due universita di Pavia e di Milano. Milano 1831. 8.

Thomas Murray, The literary history of Galloway. Edinburgh. 1822. 8.

Ant. Aug. Renouard, Annalles de l'imprimerie des Estienne. Paris 1837. 8.

H. R. Duthilloeul, Bibliographie Duaisienne. Paris 1835. 8.

A. Aug. Renouard, Annales de l'imprimerie des Alde. Paris 1834. 8.

Erſch und Gruber, Allgemeine Encyklopädie der Wiſſenſchaften und Künſte. Sect. I. Th. 29. Sect. II. Th. 14. Sect. III. Th. 9.

Encyclopédie des gens du monde. Vol. 9. p. 1. Paris 1837. 8.

Mémoires de la société des antiquaires de l'Ouest. T. I. Poitiers 1836. 8.

The publications of the Surtees Society, established in the year 1834. London. 8.

1835. Vol. I. Reginaldi Monachi Dunelmensis libellus de admirandis Beati Cuthberti virtutibus.

Vol. II. Wills and Inventories illustrative of the history, manners, language etc. of the northern counties of England.

Journal of the royal geographical society of London. Vol. 6. London 1836. 8.

Bulletin de la société de géographie. Serie II. T. 8. Nr. 45—48. Paris 1837. 8.

The Asiatic Journal. New Series. Vol. 24. London 1837 8.

The London and Edinburgh philosophical Magazine and Journal of science. Vol. X. Januare—June 1837. London. 8.

Blackwood's Edinburgh Magazine. Vol. 17—24. 28—34. London. 8.

Giov. Rosini, Rime e Prose. Vol. 1 — 6. Pisa 1830 — 32. 8.

J. Cradock, Literary and miscellaneous memoirs. Vol. 1 —4. London 1828. 8.

Franc. Bacon, Works, by B. Montagu. Vol. 1 — 16. London 1825 — 1836. 8.

S. Begge, Works. Vol. 1 — 3. London 1809 — 1818. 8.

Lodov. Ant. Muratori, Opere. Vol. 1 — 13. Arezzo 1767. 4.

P. L. Courier, Oeuvres complétes. Vol. 1 — 4. Paris 1834. 8.

M. Vernier, Notices et observations pour préparer et faciliter la lecture des essais de Montagne. Vol. 1. 2. Paris 1810. 8.

E. Lerminier, Etudes d'histoire et de philosophie. Paris 1836. 8.

G. Wilh. Freytag, Lexicon Arabico-Latinum. Vol. 4. Hal. Sax. 1837. 4.

Slowar, Allgemeines Kirchenſlaviſch-ruſſiſches Wörterbuch Thl. 1. 2. Petersburg. 1834. 8.

Alex. Schischkow, Unterſuchungen über die Sprache. Th. 1. 2. Petersburg 1826. 8.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. October.

Nro. 217. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der historischen Klasse am 18. August d. J. las der Hr. Secretär der Classe, Freyherr Maximilian v. Freyberg

Ueber die Stamm-Reihe der Markgrafen von Vohburg.

(Schluß.)

Der von mir bestrittenen Behauptung steht aber insbesondere das entgegen, was über die Stiftung des Klosters Rott auf uns gekommen ist. Das Castrum Rott war schon in den ältesten Zeiten eine Besitzung der Grafen von Vohburg, und wir finden schon 1039 einen Chuno filius Babonis de Rota. Von Pfalzgraf Cuno von Vohburg nun, welcher bis circa 1086 gelebt hat, wurde diese Herrschaft Rott zur Stiftung einer Benediktiner Abtey für den Fall gewidmet, daß sein Sohn gleichen Namens, welcher an Elisabeth von Lothringen vermählt war, kinderlos versterben sollte. Dieser Fall ist nun wirklich eingetreten, da der jüngere Cuno im Jahre 1081 in dem Streite bey Höchstädt erschlagen wurde, und nur eine kinderlose Wittwe zurückließ. Seine Schwester Irmgarde war in erster Ehe an den Grafen Gebhard von Sulzbach, in zweyter Ehe aber an den Grafen Cuno von Horburg und Lechsgmünd verheirathet. Ihre Söhne scheinen der Stiftung des Großvaters entgegen gewesen zu seyn; gleichwohl kam sie später zum Vollzuge. Elisabeth aber, die Wittwe Cunos, schritt zur zweyten Ehe mit einem Rapoto, und wir treffen sie noch später in der Gegend von Vohburg an, wo sie unter Anderm das praedium Kelheim dem Stifte Münchsmünster übergiebt. Aus dieser, wirklich vollzogenen Stiftung der Abtey Rott, geht denn der genügende Beweis hervor, daß Pfalzgraf Cuno ohne Hinterlassung von Söhnen verstorben, und also nicht als der Vater jenes Ulrichs, des patruelis Rapotos gelten könne. Es geht aber auch daraus das Erlöschen des gräflichen Titels in dieser Linie von Vohburg hervor; wodurch nun der Fall gegeben war, diesen Titel auf die Descendenz jenes Diepolds von Giengen zu übertragen.

Dieses ist nun auch wirklich geschehen; denn bereits im Jahre 1096 kömmt ein Marchio Diepoldus de Voheburg vor, während sowohl Pfalzgraf Rapoto als jener Ulricus dives noch im Jahre 1099 am Leben sind, und namentlich Rapoto im Jahre 1097 als Besitzer eines comitatus im Innthale erscheint.

Wie ließe sich nun das erklären, wenn Pfalzgraf Cuno von Vohburg, außer jenem Cuno der in der Schlacht bey Höchstädt blieb, noch einen Sohn Ulrich hinterlassen hätte? Und wie könnte dieser Diepold, wenn die Güter im Nordgaue erst durch Rapoto an seinen Stamm gekommen wären, schon bey Lebzeiten dieses Rapotos als Markgraf im Nordgau erscheinen und den Titel von Vohburg führen, da doch Ulrich, Cunos angeblicher Sohn, noch am Leben ist? Sieht man sich also nicht vielmehr gezwungen dieser nahen Verbindung des Vohburgischen Stammes mit den Rapotonen zu entsagen, und den Satz gelten zu lassen, daß unmittelbar nach dem Aussterben der Linie der Vohburger, welche noch das Castrum Rott besaßen, die Linie von Vohburg-Giengen, in der Person Diepolds, des Gemahles der Luitgarde, in dem Stamm-Sitze Vohburg succedirt habe?

Auf diesem Wege hätten wir denn auch den eigentlichen Gemahl der Luitgardis gefunden; und zwar in der Person Diepolds, des Sohnes Markgraf Diepolds von Giengen und der Beatrix von Schweinfurt, welcher den Stammsitz Vohburg von dem Pfalzgrafen Cuno, die Markgrafschaft im Nordgau aber von seiner Mutter überkommen hat. Schon in einem kaiserlichen im Jahre 1077 zu Nürnberg ausgestellten Diplome [t]) tritt ein Marchio Diepold in Gemeinschaft mit dem Pfalzgraf Cuno als Bittsteller auf, woraus eine Bestätigung ihres verwandtschaftlichen Verhältnisses hervorgeht. Beyde sind eifrige Anhänger König Heinrich IV., Diepold fällt im folgenden Jahre an seiner Seite in der Schlacht von Mellrichstadt; Cunos Sohn aber, der jüngere Cuno, opfert drey Jahre später dem genannten Könige auf dem Höchstädter Schlachtfelde sein Leben. Daß aber die Beatrix und nicht die Luitgardis, wie behauptet wird, die Gemahlin dieses Diepolds von Giengen gewesen, ergiebt sich — wie ich schon berührt habe — zuvörderst aus der Chronologie. Denn Luitgarde, welche noch im Jahre 1119 unter den Lebenden angetroffen wird, paßt offenbar nicht als Gemahlin eines schon im Jahre 1078 gestorbenen Markgrafen. Und dann ist nicht abzusehen, wie das Haus Vohburg auf diesem Wege zu den, sich über die Grafschaft Cham bis über Waldsassen und Eger erstreckenden Besitzungen hätte gelangen können, — Besitzungen, welche geradezu das Erbtheil der Beatrix von Schweinfurt bilden, und also durchaus für die Vermählung dieser letztern mit dem obigen Markgrafen das Wort führen.

Sollte es gelungen seyn auf diesem Wege wenigstens einige der mittlern Stammglieder des Vohburgischen Hauses fester bestimmt zu haben — so kömmt es nun darauf an, das was sich zunächst an diese gewonnene Grundlage anschließt, nach abwärts, aufwärts und seitwärts fortzuführen. Nach abwärts sind die spätern Stammglieder dieses Hauses bereits so ziemlich bekannt, obwohl auch hier noch Manches zu thun übrig ist.

t) Bey Ughelli Italia sacra V. 75. und Lünig Cod. Ital. dipl. II. 1949.

Ursprung und erste Abkunft dieses Hauses ist aber noch stark in das Dunkel der Vorzeit verhüllet. Ich muß jedoch ein tieferes Eindringen in diese Region einem spätern Vortrag anheimstellen, und mich für heute nur auf einzelne Winke hierüber beschränken.

Der Vater des im Jahre 1081 in der Schlacht bey Höchstädt gebliebenen Cuno von Vohburg des Jüngern, ist urkundlich bekannt als der Stifter des Klosters Rott, und kömmt im Jahre 1060 als Cuno comes palatinus vor. Im Ebersberger Traditions-Codex finden wir beym Jahre 1037 verzeichnet: „Popo comes de Rota et filius Cuonrat.“ Hundert Jahre früher finden wir in demselben Codex schon einen Popo de Rota, und um dieselbe Zeit auch in dem Salzburger-Traditions-Buche einen Pabo als Zeugen bey einer Rott betreffenden Schenkung. [u])

Die Linie Vohburg-Rott liesse sich also an der Hand solcher authentischer Belege, wohl von dem Ende des XI. bis zum Beginne des X. Jahrhunderts hinan führen. Die Lücke, welche zwischen den zwey Babonen (930 — 1037) bleibt, wird nun durch die Notiz welche der Probst Arnold von Vohburg über seine Abstammung aufgezeichnet hat, so ziemlich ergänzt. [v]) Er giebt uns Nach-

u) Codex tradd. Ebersb. bey Oef. II. p. 22. 24. Kleinmayer Juvavia. 171.

v) Arnolf de Vohburg de Miraculis Sti. Emerami Canisius II. Die Notizen, welche uns Arnold bewahrt, verdienen noch eine eigene Bearbeitung. Denn offenbar ist in diesen Notizen der Beweis enthalten, daß in dieses Arnolds Zeit noch an das Fortleben eines Zweiges der Agilolfingischen Dynastie in den Nachkommen jenes Landberts geglaubt wurde, welcher den hl. Emmeram zum Martertode gebracht. Ja Arnold selbst bezeichnet sich als einen dieser Nachkommen. Er sagt Cap. 11: „Merita Beati Emerami quantum valeant testatur jam plus quam per trecentos annos Landperti misera generatio tyranni. Cujus e stirpe unus, die quondam patroni nostri petens ecclesiam, cum intrare tentaret, subita prohibitus est coecitate.“ Und hierauf fährt er fort (Cap. 12): „Nobiles quidam viri, cognatione et tempore

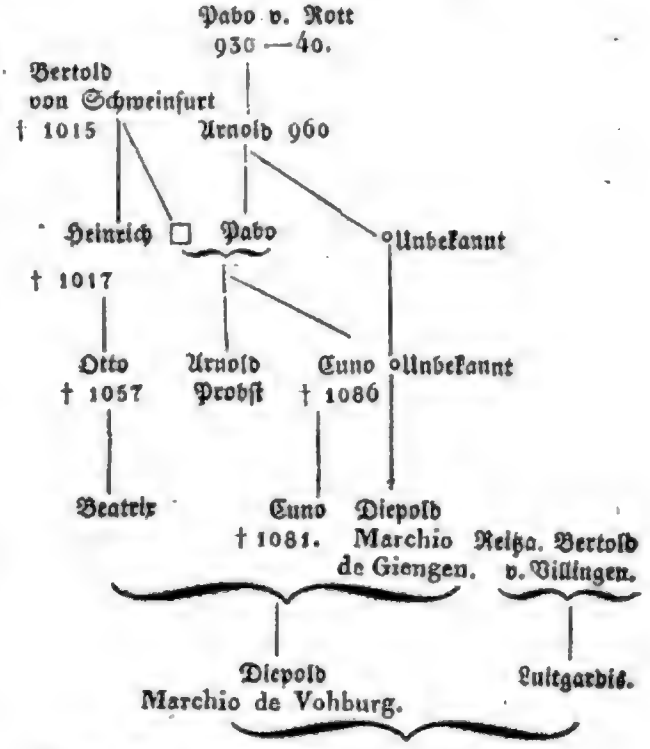
richt von seinen beyden Großvätern, und nennt jenen von väterlicher Seite Arnold, den von mütterlicher Seite aber Perthold, nämlich den Markgrafen von Schweinfurt.

Aus diesem letzten Umstande geht nun hervor, daß die Vohburger-Hauptlinie, sich schon vor der Heirath des Vaters obigen Probst Arnolds mit der Tochter des Markgrafen in zwey Zweige müsse gespalten haben; in die Pfalzgräfliche nämlich, welcher auch das Castrum Rott zu Theil wurde, und in jene aus welcher unser Diepold, der Marchio de Giengen, hervorgegangen ist, und jene erste überdauert hat; denn sonst wäre eine Heirath dieses Diepolds mit der Beatrix von Schweinfurt wegen Nähe des Verwandtschaftsgrades nicht möglich gewesen. w)

Es kömmt nun darauf an über jenen Pabo, den Besitzer des Castrums Rott, den wir schon zwischen 925 und 935 antreffen, hinaufzuforschen, und seine Abkunft zu ergründen. Nach der bis jetzt gangbarsten Meynung verliert sich der Ursprung des Vohburgischen Hauses in dem Schoose der Schyrischen Dynastie.

Damit dieses der Fall seyn könne, muß bis Arnulph I. den Sohn Luitpolds hinaufgegangen werden; denn die Söhne dieses Arnulfs sind unserm Babo gleichzeitig. Und hier kommen uns nun allerdings einige Notizen zu Begründung der Ansicht, daß der Vohburgische Stamm sich in den Nachkommen Arnulfs an die Schyrische Dynastie anschließe, zu Hülfe. Wir kennen Luitpolds Gemahlin Kunigunde, wir wissen daß diese Kunigunde in der Gegend von Giengen dem Kloster Laurisheim Schenkungen zugebracht; x) wir wissen ferner daß Berthold II. der Enkel Arnulf I. im Jahre 955 nach Riesenburg — sein Bruder Babo aber auf die scheyerischen Güter an der Amper verwiesen worden. Riesenburg liegt nahe bey Giengen, es liegt noch näher bey Günzburg, dessen Vogtey noch 1189 Vohburgisches Lehen ist; von Giengen schreibt sich aber unser Markgraf Diepold im Jahre 1077. Sollte sich nun hieraus nicht, auf dem Wege der Begüterung, ein Zusammenhang der Häuser Scheyern und Vohburg erkennen lassen?

Freyberg.



x) Cod. dipl. Laurisheimensis. I. 111. 112.

---

nobis noti, quorum nomina silemus quia verecundatur quisque proximus ob timorem calamitosae pestis quae diu saevit in hominibus tyrannicae posteritatis, per diversas oblationes miserunt ad Beatum Emeramum, quo liceret eis domicilium requietionis ejus intrare.

Arnold war Mönch, und wir wissen, mit welcher Entrüstung die Chronisten dieser Klasse von jenem Herzog Arnulf der das Kirchengut verschenkt zu sprechen pflegen.

w) Hieraus ergiebt sich folgendes genealogisches Schema:

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1838.

I. Hälfte. Januar — Juny.

(Fortsetzung.)

Utschebnaja Kniga dla upotreblenia w utschilischtschach baltiiskich gubernii Ross. imp. Petersburg 1830. 8.

J. J. Heydeck, Illustracion de la inscripcion Hebrea de la iglesia del transito de Toledo. Madrid 1795. 4.

Hénoch, Le livre sur l'amitié, trad. p. A. Pichard. Paris 1838. 8.

M. K. Ferishta, History of the rise of Mahomedan power in India till the year a. d. 1612, by Briggs. Vol. 1 — 4. London 1829. 8.

Mirchondi, Historia Seldshukidarum Persice; ed. J. A. Vullers. Gissae 1838. 8.

Charl. Hamilton, The Hedaya, or guide; a commentary on the Mussulman laws. Vol. 1 — 4. London 1791. 4.

Mishcât-al-Masábíh or Collection of the most authentic traditions regarding the actions and sayings of Múhammed, translated by Matthews. Vol. 1. 2. Calcutta 1809. 4.

Confucius, Le Tá Hio, ou la grande étude. Sinice, gall. lat. Paris 1837. 8.

H. Murray, An encyclopaedia of Geography. London 1834. 8.

J. Burney, A chronological history of the discoveries in the South Sea or pacific Ocean. Vol. 1 — 5. London 1803. 4.

G. W. Earl, The Eastern Seas. London 1837. 8.

Abrantès, Souvenirs d'une Ambassade. Vol. 1. 2. Paris 1837. 8.

Hugh Murray, Historical account of discoveries and travels in North-America. Vol. 1. 2. London 1829. 8.

R. Proctor, Narrative of a journey across the Cordillera of the Andes and of a residence in Lima and other parts of Peru in the years 1823 and 1824. London 1825. 8.

C. Colton, Tour of the American lakes and among the Indians of the North-West Territory in 1830. Vol. 1. 2. London 1833. 8.

J. H. Stocqueler, Fifteen month's pilgrimage through untrodden tracts of Khuzistan and Persia in a journey from India to England. Vol. 1. 2. London 1832. 8.

D. Ramon de la Sagra, Cinco Meses en los Estrados-Unidos de la America del Norte. Paris 1836. 8.

Rob. Heron, Observations made in a journey through the Western counties of Scotland in the autumn of 1792. Vol. 1. 2. Perth 1799. 8.

H. Teonge's Diary. London 1825. 8.

D'Haussez, Alpes et Danube. Vol. 1. 2. Paris 1837. 8.

J. R. Wellsted, Travels in Arabia. Vol. 1. 2. London 1838. 8.

Marco Polo, Il Milione, illustr. dal conte Baldelli. Vol. 1 — 4. Firenze 1827. 4.

Th. Frognall Dibdin, Voyage bibliographique, archéologique et pittoresque en France. Vol. 1 — 4. Paris 1825. 8.

Folch. Schizzi, Sulla Milizia Constantiniana. Milano 1828. fol.

W. Blair, An inquiry into the state of slavery amongst the Romans. Edinburgh 1833. 8.

T. B. Emeric-David, Vulcain. Recherches sur ce Dieu, sur son culte, et sur ses principaux monuments qui le représentent. Paris 1838. 8.

J. Bryant, A new system, or an analysis of ancient Mythology. Vol. 1 — 6. London 1807. 8.

M. Boulanger, L'antiquité devoilée par ses usages. Vol. 1 — 3. Amsterdam 1777. 8.

G. A. Riccy, Osservazioni Archeologiche sopra un antico Mausoleo Consolare. Roma 1828. 4.

A. Lenoir, Nouvelle explication des Hieroglyphes, ou des anciennes allégories sacrées des Egyptiens. Vol. 1 — 4. Paris 1809. 8.

E. Q. Visconti, Monumenti Scelti Borghesiani. Fasc. 5. Milano 1837. 8.

Gius. Furlanetto, Le antiche Lapidi del Museo di Esti illustrate. Padova 1836. 8.

Nouvelles recherches sur l'inscription en lettres sacrées du monument de Rosette. Florence 1830. 8.

J. G. Wilkinson, Manners and customs of the ancient Egyptians. Vol. 1 — 3. London 1837. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. November.

Nro. 218. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Die Wärmelehre des Innern unſers Erdkörpers; ein Inbegriff aller mit der Wärme in Beziehung ſtehender Erſcheinungen in und auf der Erde; nach phyſikaliſchen, chemiſchen und geologiſchen Unterſuchungen von Dr. Guſtav Biſchof, Prof. der Chemie und Technologie an der Univerſität Bonn u. ſ. w. umgearbeitete und weiter ausgeführte Ausgabe einer gekrönten Preisſchrift, mit Holzſchnitten. Leipzig, 1837. gr. 8. XXIV. und 507 S.

Der Gegenſtand dieſer Schrift wurde von den Phyſikern der älteren und neueren Zeit viel beſprochen und manchmal mit großem Aufwand von Wiſſen erörtert. Peron dachte ſich die Erde als einen an der Oberfläche etwas aufgethauten Eisklumpen; Fourier als eine durch Ausſtrahlung an der Oberfläche erhärtete glühende Kugel; Davy als eine auswendig von der Sonne erwärmte, im Innern aber durch chemiſche Zerſetzungen erhitzte Maſſe; Poiſſon gar als einen im Weltraume Herumreiſenden u. ſ. w. Dieſe und andere mehr oder weniger haltbare Hypotheſen zeugen wohl von der Wichtigkeit des Gegenſtandes, da mit ihm alle Wärmeerſcheinungen der Erde und der Luft eng verbunden ſind und durch die Forſchungen der neueſten Phyſiker und Meteorologen feſtgeſtellt iſt, daß die Sonne nicht die alleinige Quelle der Wärme auf unſerer Erde ſeyn könne, daß die Erdwärme mit den magnetiſchen Erſcheinungen zuſammenhänge, und daß durch die verſchiedenen ſich oft widerſprechenden Erſcheinungen ſorgfältige Unterſuchungen durchaus geboten ſind; allein ſie liefern auch den nicht erfreulichen Beweis, daß ſich die Gelehrten oft in den ſonderbarſten Anſichten gefallen, welche die Wiſſenſchaft gar nicht fördern.

Das vorliegende, die auf den Gegenſtand ſich beziehenden Erſcheinungen zuſammenſtellende, ſichtende, prüfende und auf zuverläßigere Geſetze zurückführende, zugleich jene zu erklären und ihren Zuſammenhang nachzuweiſen verſuchende Buch darf man daher willkommen nennen. Seine nächſte Veranlaſſung war die dem Verf. übertragene Unterſuchung der zahlreichen Mineralquellen in den Umgebungen des Laacher See's, der Eifel, der Haar und des Teutoburger Waldes, womit er Temperatur-Beobachtungen der Quellen, der Wärmezunahme nach dem Innern der Erde und der Abnahme nach der Höhe und Forſchungen über die in die Erde eindringenden äußeren Temperatur-Einflüſſe verband. Mittelſt dieſer Ergebniſſe beantwortete er die im Jahre 1832 von der Holl. Societ. der Wiſſenſch. aufgeſtellte Preisfrage, ſeine Arbeit wurde gekrönt und ins Holländiſche überſetzt.

Allein wegen der Unvollkommenheiten ließ er mit der Ueberſetzung einhalten, ſtellte an 18 anderen Quellen des Siebengebirges monatliche Temperatur-Beobachtungen an und verſuchte hieraus die Ermittelung der Temperatur-Abnahme des Bodens mit der Höhe in unſeren Breiten. Jedoch war eine Reihe von halbjährigen Beobachtungen vergebens, weßwegen er einen anderen, gleichfalls Verzögerung und endlich das Abſtehen der holl. Geſ. vom Ueberſetzen mit ſich führenden Weg einſchlug. Es wurde ihm überlaſſen, die Bearbeitung in deutſcher Sprache drucken zu laſſen. Ein ehemaliger Schüler von ihm, Alex. Mornay überſetzte in Jameſon's Journal ſechs Kapitel ins Engliſche, und die durch fortgeſetzte Beobachtungen und Ver-

suche gewonnenen Resultate finden sich in den Nachträgen, welche den systematischen Zusammenhang freylich beeinträchtigen und manche Wiederholungen verursachen, die jedoch Entschuldigung verdienen.

Der Verf. sparte weder Zeit noch Kosten, durch eigene Beobachtungen manche Lücken zu ergänzen; er besuchte das Siebengebirge sehr oft, benutzte alle Nachrichten über Ergebnisse in den Alpen, auf anderen Gebirgen, in vulkanischen Gegenden möglichst sorgfältig und entnahm aus dem reichen Schatze von Erfahrungen der ausgezeichnetsten Naturforscher über Vulkane viele Thatsachen, die er mittelst eigener Betrachtungen sehr erweiterte und sicher stellte. Alle Erscheinungen, welche mit den Wirkungen der Wärme in Beziehung stehen, die Quellen, Gletscher, Seen und Meere betreffen und zu einem zuverlässigem Resultate führen, hat er umsichtsvoll und scharfsinnig zusammengestellt, um zu richtigen Gründen für die Wärmephänomene zu gelangen. Seine Arbeit enthält zwar manche Wahrheiten und Schlüsse, welche hypothetisch und durch frühere Thatsachen noch nicht begründet sind; allein die Gründe selbst geben für Gegenstände und Erscheinungen, welche unserer unmittelbaren Anschauung entrückt sind, hohe Wahrscheinlichkeit. Die Aufgabe, welche sich der Verf. setzte, war für ihn um so umfassender und schwieriger, je mehr Dunkelheiten und Mängel sich in den meisten Beziehungen derselben vorfinden. Die Anzahl von Beobachtungen und Versuchen über die Wärmelehre des Inneren unserer Erde ist zwar sehr groß, und ausgezeichnete Naturforscher bieten viele Thatsachen dar, aus denen sehr haltbare naturwissenschaftliche Gesetze sich ergeben; allein die Speculationen selbst führten nicht selten auf verderbliche Irrwege.

Solche abweichende Ansichten berührt er mit der den Urhebern schuldigen Achtung; er erläutert, verbessert, oder widerlegt sie, und leitet aus den Resultaten Wahrheiten ab, welche den Erwartungen wenigstens annähernd entsprechen. Die Preisaufgabe selbst fragte nach, „ob nicht die Temperatur-Zunahme durch die Compression und Strömung der Luft erklärbar seyn. Der Verf. hatte dieses in seiner Preisschrift verneint; allein seine Ansicht fand wenig Eingang und verlor durch die neuesten Untersuchungen fast alle Bedeutung, weßwegen er die Sache nicht weiter berührt, was Ref. sehr billigt, da die Gründe dafür nicht haltbar sind und den Darstellungen selbst geschadet haben würden.

Nach diesen Angaben über Veranlassung, Zweck und Richtung der Arbeit giebt Refer. die Hauptgedanken an, um den Lesern den Charakter der Durchführung der Hauptidee zu veranschaulichen. Sie zerfällt in 4 Abschnitten in 27 Kapitel und behandelt: I. Abschn. Kap. 1 — 11. Welche Temperatur-Verhältnisse auf der Erdoberfläche führen uns auf die Annahme, daß eine Temperaturzunahme nach dem Innern der Erde statt finden müsse? S. 1 — 158; II. Abschn. Kap. 12 — 20. Sind die bisherigen Temperatur-Beobachtungen in Bergwerken hinreichend, die Progression der Wärme-Zunahme nach dem Innern der Erde zu bestimmen? S. 159 — 255; III. Abth. Kap. 21 — 26. Lassen sich die vulkanischen Erscheinungen aus der Temperatur-Zunahme nach dem Innern der Erde auf eine genügende Weise erklären, oder kann man mit größerer Wahrscheinlichkeit dieselbe, so wie die Erdbeben auf eine genügende Weise erklären? S. 256 — 338. IV. Abschn. Kap. 27. Wird die Oberfläche der Erde wegen des beständigen Wärmeverlustes allmählig erkalten, oder compensirt derselbe die Erzeugung der Wärme durch die Sonnenstrahlen? S. 339 — 391. Die einzelnen Nachträge S. 392 — 507 betreffen die besonderen Kapitel, deren jedes einen Hauptgedanken enthält, den der Verf. in einer bejahenden oder verneinenden Behauptung voranstellt und für welche er die Gründe, Erfahrungen, Beobachtungen, Versuche und Thatsachen mittheilt.

Dem Inhalte des I. Abschn. liegen die Untersuchungen von Humboldt der Temperatur-Verschiedenheit auf der Erde zu Grunde, wornach die äußeren Temperatur-Einflüsse bis zu einer gewissen Tiefe reichen, unter welcher die Temperatur-Verhältnisse mit den geographischen und physischen Klimaten nicht mehr im Zusammenhange stehen und wornach in gewissen, jedoch an Erdarten verschiedenen Tiefen unter der ewigen Eis- und Schnee-Bedeckung der Polarländer dieselbe Temperatur, wie unter der heißen Zone statt finden mag. Jene Unabhängigkeit der inneren Temperatur-Verhältnisse zeigt sich nicht bloß in der festen Erdkruste, sondern

auch in Meeres- und Seetiefen, und viele aus der Erde hervorquellende Waſſer zeugen von Einem Wärmegrade. Dieſe Gedanken machen das Weſen der Unterſuchungen aus und beziehen ſich im Beſonderen auf das Vorkommen und Verbreiten der warmen Quellen, auf die Behauptungen, daß die Wärme der Thermen nicht von chemiſchen Proceſſen herrühren könne; daß zur Entſtehung jener die Bedingungen überall auf der Erde anzunehmen ſeyen und man unvermerkt auf die Hypotheſe der inneren Erdwärme geführt werde; daß Quellen, wenn ſie aus der Tiefe Wärme, auch umgekehrt Kälte mitbringen, wenn ſie von Bergen herabkommen, und daß man als wahr annehmen könne, die Quellen könnten mit einer irgendwo erlangten Temperatur einen ſehr weiten unterirdiſchen Lauf nehmen, ohne dieſelbe bedeutend zu ändern und auf andere ähnliche Gegenſtände.

Aus den Zuſammenſtellungen folgert der Verf., daß diejenigen Quellen, welche man Mineralquellen nenne, die mittlere Temperatur der Luft oder des Bodens, woraus ſie entſpringen, mehr oder weniger übertreffen, alſo warme ſind; daß dieſe in allen Gebirgsformationen in verſchiedenen Tiefen und Breiten häufig vorkommen und ihre mitgebrachte Wärme nicht etwa in beſonderen Gebirgsbildungen, oder localen chemiſchen Proceſſen ihren Grund habe, ſondern allgemein verbreitet im Innern der Erde vorhanden ſey. Er berührt die Frage: „Ob die höhere Temperatur der Säuerlinge eine Folge der Abſorption des Kohlenſäuregaſes, oder chemiſcher Proceſſe, oder lokaler Urſachen ſey und letztere eine Veränderung in der Temperatur der Thermen herbeyführen könne?“ mit Bezug auf die Beobachtungen von Buch's an den Quellen auf den kanariſchen Inſeln und folgert aus ſeinen Unterſuchungen, daß jenen Gaſen allein nur ein geringer Antheil an der Erwärmung der Säuerlinge zugeſchrieben werden könne.

Mit Hinweiſung auf den Schluß Arago's, welchen dieſer aus dem Waſſer der arteſiſchen Brunnen ableitete, deren Temperatur um ſo höher iſt, je tiefer ſie hervorgekommen, und welcher die Erdſchichten nach ihrer Tiefe wärmer werden läßt, alſo die Annahme einer Centralwärme als annähernd richtig ſtellt, und mit Entkräftigung der Bemerkungen Anglada's gegen dieſe Annahme, welche dieſer mit manchen Thatſachen in Widerſpruch bringen wollte, folgert er, daß hohe Quellen um ſo mehr Kälte mitbringen, je waſſerreicher ſie ſind, je ſchneller ihr unterirdiſcher Lauf iſt, je ſteiler die Gebirge ſind, und je weniger ſie auf ihrem Wege mit Waſſer von anderer Temperatur ſich vermiſchen; daß alſo aus der Tiefe kommende Quellen um ſo wärmer ſind, je mehr jene Bedingungen bey wärmeren Erdſchichten ſtatt finden.

Hinſichtlich der Frage: Ob der veränderliche Wärmegrad der Meteorwaſſer ſich noch bey Thermen äußern werde? folgert der Verf. aus den bekannt gewordenen Beobachtungen, daß Quellen, deren Lauf in derjenigen Erdſchichte ſtatt findet, welche die Veränderungen der äußeren Temperatur theilt, eine veränderliche Temperatur haben und dieſe ſelten gleichen Schritt mit den Veränderungen der Luft hält. Gleiche Reſultate gaben dem Refer. viele Beobachtungen; auch er hat gefunden, daß die Temperatur-Veränderungen der Quellen denen der Luft um ſo ſpäter folgen, je tiefer ſie fließen, je weniger waſſerreich ſie ſind und je ſchlechter der Erdboden die Wärme leitet, und daß conſtant warme Quellen um ſo früher entſtehen, je feiner zertheilt die Meteorwaſſer in die Erde eindringen und je ſchlechter die Wärmeleitungs-Fähigkeit des Bodens iſt, wie der Verf. im 7. Kap. noch ausführlicher zu begründen ſucht.

Sehr umſichtsvoll behandelt er die Frage: Ob man aus Quellen-Temperaturen die mittlere Temperatur des Ortes beſtimmen könne und die mittlere Boden-Temperatur der mittleren Lufttemperatur gleich ſey? Eine große Summe von Beobachtungen giebt die Wahrheit, daß die höhere Temperatur der Quellen dieſen als Thermen zukomme. Hiernach liegt alſo der Erklärungsgrund in der Annahme des Charakters der warmen Quellen und in der Anſicht, was eigentlich ſolche ſeyen.

(Fortſetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1838.

I. Hälfte. Januar — Juny.

(Fortsetzung.)

Gio. Battista Baizini, Due lettere sopra il Musaico di Pompei. Bergamo 1836. 8.

— — — — Osservazioni sul Musaico di Pompei. Bergamo 1837. 8.

Notice sur le Musée Dodwell. Romae 1837. 8.

J. de Witte, La naissance et l'education de Bacchus, vase de la collection de M. le Duc de Luynes. Paris 1838. 8.

G. van Orden, Handleiding voor verzamelaars van Nederlandsche Historiepenningen. Vol. 1. 2. Leyden 1825. 8.

— — — Bijdragen tot de Penningkunde van Nederlanden. Zaandam 1830. 8.

Della condizione d'Italia sotto il governo degli imperatori Romani. P. 1 — 3. Milano 1836. 8.

Joffroi de Villehardouin, De la conqueste de Constantinople. Paris 1838. 8.

Visc. de Santarem, Noticia dos manuscriptos pertencentes a Portugal. Lisboa 1827. 4.

H. Roman, Historia de los dos religiosos infantes de Portugal. Medina 1595. 4.

Salmon, Resumen historico de la revolucion de España anno de 1808. Vol. 1 — 6. Cadix 1812. 8.

Jos. de Moret, Annales del Reyno de Navarra. Vol. 1 — 5. Pamplona 1684. 4.

Castro, Coronica de los reyes de Caslitta. Madrid 1665. fol.

Descripciones de la islas pithiusas y baleares. Madrid 1787. 4.

Reparos historicos sobre les doce primeros años del tomo VII. de la historia de España del D. de Ferreras. Alcada 1723. 8.

Gar. de Gongora, Historia apologetica y descripcio del regno de Navarra. Pamplona 1628. 4.

Will. H. Prescott, History of the reign of Ferdinand and Isabella, the catholic, of Spain. Vol. 1 — 3. London 1838. 8.

Piet. Lanza, Considerazioni sulla storia di Sicilia. Palermo 1836. 8.

Fel. de Nerli, Commentarj de fatti civili occorsi dentro la cittá di Firenze. Augusta 1728. 4.

F. M. Tanursi, Memorie istoriche della cittá di Ripatransone. Fermo 1793. fol.

G. A. Bottazzi, Le antichità di Tortona. Alessandria 1808. 4.

Ant. Vendettini, Del Senato romano. Roma 1782. 4.

M. A. Bailly, Histoire financière de la France. Vol. 1. 2. Paris 1830. 8.

M. L. Cimber, Archives curieuses de l'histoire de France depuis Louis XI. jusqu'à Louis XVIII. Serie I. Vol. 1 — 15. Paris 1834. 8.

Fr. de Mezeray, Histoire de France avant Clovis. Amsterd. 1720. 8.

Alex. Mazas, Nouveau cours d'histoire de France. Vol. 1. 2. Lyon 1836. 8.

A. D'Angeville, Essai sur la statistique de la population Française. Bourg. 1838. 4.

Collection des documents inédits sur l'histoire de France.

Deuxième Serie. Histoire des Lettres et des sciences.

Abélard. Ouvrages inedits d'Abelard pour servir à l'histoire de la philosophie scholastique en France, publiés par V. Cousin. Paris 1836. 4.

Troisième Serie. Archéologie.

1. Grille de Beuzelin, Statistique monumentale. Rapport sur les monuments historiques des arrondissements de Nancy et de Toul. Paris 1837. 4.

M. Capefigue, Louis XIV, son gouvernement et ses relations diplomatiques avec l'Europe. Vol. 5 — 6. Paris 1838.

B. Faivre, Une revolution au seizième siècle. Chroniques Messines. Paris 1835. 8.

J. J. C. Gonbe, Histoire du duché de Normandie. Vol. 1 — 3. Rouen 1815. 8.

Abbé Travers, Histoire civile, politique et religieuse de la ville et du comté de Nantes. T. I. Nantes 1836. 4.

Rob. Wace, Chronicle of the roman conquest from the roman de Rou, translat. with notes and illustrations by Ed. Taylor. London 1837. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. November.

Nro. 219. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Die Wärmelehre des Innern unsers Erdkörpers; ein Inbegriff aller mit der Wärme in Beziehung stehender Erscheinungen in und auf der Erde; ꝛc.

(Fortsetzung.)

Referent glaubt übrigens, daß über den Gang der Quellen-Temperatur in verschiedenen Gegenden umfassende und regelmäßige Beobachtungen fehlen, und daß aus den vorhandenen kein zuverläßiges Resultat sich ergiebt, stimmt aber dem Verf. darin bey, daß die innere Erdwärme ein Hauptgrund jener Wärme ist, weil die Unterschiede der Quellen unter sich in den verschiedenen Breiten nicht sehr verschieden sind und lokale Ursachen jene leicht erklären helfen.

Belehrend sind die Erörterungen über die Tiefe, bis zu welcher die äußeren Temperatur-Einflüsse eindringen mögen: die Zusammenstellung von Beobachtungen an 12 Tiefen über und unter der Erde zeigt, daß die Differenzen zwischen dem Maximum und Minimum nicht in geradem Verhältnisse mit der Tiefe abnehme, und daß beyde früher eintreten, als bey den in größeren Tiefen, in Bergwerken, beobachteten Thermometern. Der stationäre Temperaturzustand der Erde dürfte nicht zu verneinen seyn. Hinsichtlich des Abschmelzens der Gletscher durch die Erdwärme verdient die Behauptung Beyfall, daß die über 6165 F. hohen Gletscher der Alpen an ihrer unteren Fläche durch die Erdwärme nicht mehr abschmelzen, daß vielmehr die Sonnen- und Regenwärme dieses an der oberen Fläche erzeugt. Scharfe Blicke in das Wesen der Erscheinungen zeichnen die Darstellungen des Verf. aus; mit gespannter Aufmerksamkeit liest man das über das temporäre Ab- und Zunehmen der Gletscher Gesagte. Kasthofer hat hierüber höchst belehrende Resultate veröffentlicht und viele Ansichten bestätigt, welche Ref. schon längere Zeit hegte.

Der Boden des ganzen Nordsibiriens findet sich selbst in der heißesten Jahreszeit von einer gewissen örtlich verschiedenen Tiefe ab gefroren, was manche Naturforscher im Widerspruche mit der Annahme eines feurig-flüßigen Inneren der Erde finden. Der Verf. weiset nach, daß dieses nicht der Fall ist, daß daselbst das allgemeine Phänomen des Wärmerwerdens mit der Tiefe nicht fehlt, und daß man zu einer Temperatur gekommen ist, welche glauben läßt, man sey der unteren Grenze des gefrornen Erdreichs, also dem Auffinden des flüssigen Wassers, nicht mehr fern. Auch steht die Abnahme der Temperatur des Wassers der Seen und des Meeres nach der Tiefe mit der Temperaturzunahme nach dem Inneren der Erde nicht im Widerspruche; vielmehr lassen sich diese Temperaturverhältnisse nur aus letzterer erklären. Der Verf. statuirt aus seinen Folgerungen das Stattfinden ähnlicher Verhältnisse bey den Seen wie bey den Gletschern und behauptet, daß am Boden eine Masse, hier Schnee und Eis, dort Wasser sich befinde, die auf die Unterlage stets erkältend wirke und dieselbe unter die Temperatur herabbringe, welche ihr nach Verhältniß der Breite und Höhe über dem Meere zukomme.

Referent hat über die meisten bisher berührten Fragen gleiche Ansichten mit dem Verfasser und freuet sich sehr, letztere aufgestellt und erwiesen zu finden. Hinsichtlich des Einflußes der im Norden sich losreißenden Eismassen, welche in die südlichern Gegenden gelangend, durch ihr Schmelzen und durch die hieraus erfolgte Verdünstungskälte auf Europa's

Klima sehr einwirken, kann er mit diesem jedoch nicht ganz einverstanden seyn: die vielen naßkalten Tage während des Sommers seit mehreren Jahren erscheinen als sehr auffallend. Die Gründe hievon müssen jedoch unberührt bleiben, da sie vom Hauptgedanken abführen würden. In meteorologischer Beziehung giebt der Verf. diejenige Umsicht und Schärfe nicht zu erkennen, wie in chemischer; wenige Versuche verleiten ihn oft zu Folgerungen, welche nicht allgemein haltbar sind, wodurch der meteorologische Theil der Schrift der schwächere wird.

Die größte Mehrzahl der Beobachtungen und Untersuchungen beweist, daß die Temperatur nach dem Innern der Erde zunimmt, keine Erscheinung und Beobachtung hiermit im Widerspruche steht und viele Phänomene ohne diese Annahme sich nicht erklären lassen. Der Weg, den der Verfasser zur Beantwortung der Frage einschlägt: Ob jene Temperaturzunahme einem bestimmten Gesetze folge und an allen vom Erdmittelpuncte gleichweit entfernten Puncten nach demselben Gesetze vor sich gehe, scheint dem Ref. nicht ganz geeignet zu seyn, weil die Untersuchung bloß auf dem Wege der Erfahrung und durch Vergleichung vorhandener und eigener Beobachtungen zu sicheren Resultaten führt. Nach Erörterung der Einflüsse auf die innere Temperatur versucht der Verfasser zu ermitteln, in wie fern diese durch die äußere modificirt wird. Mit Berücksichtigung des Einflußes der Meteorwasser und der warmen Quellen auf die innere Temperatur folgert er, daß jene Temperaturzunahme an sich nach einem bestimmten Gesetze fortschreitend gedacht sehr verschieden seyn müsse, je nachdem die Schachte am Fuße oder auf den Höhen der Gebirge, auf einem weit ausgedehnten Plateau, oder auf steil ansteigenden Bergen abgeteuft, oder auch von wasserdichten Schichten eingeschlossen, oder von benachbarten höhern Bergen umgeben sind oder nicht. Die hiebey möglichen Modificationen behandelt der Verf. zu oberflächlich; seine Darstellungen erscheinen sehr lückenhaft.

Die Frage, in wiefern jene Temperatur-Zunahme nach gleichen Gesetzen auf der Erde von Puncten ausgehen könne, die im gleichen Niveau liegen, läßt sich direkt nicht bejahen, obgleich kein Jahreszeit-Wechsel in der Erde statt findet und man nach des Verfassers Darstellungen annehmen darf, daß etwa drey Monate verfließen, bey der die Temperatur der Erdoberfläche bis zu jener Tiefe gelangt. Die Betrachtungen über die Chthonisothermen bestätigen jene negative Antwort, weil diese in den Bergen ansteigen und auf die Entstehungstheorie derjenigen warmen Quellen sich anwenden lassen, welche am Fuße hoher Gebirge entspringen, wonach also in den Alpen dann warme Quellen entstehen können, wenn die Wasser im Innern der Gebirge aus großen Höhen herabkommen, wärmere Erdschichten durchfließen, und in Thälern auslaufen, ohne ein hydrostatisches Aufsteigen aus der Tiefe vorauszusetzen.

Für die Begründung des Verhältnisses, nach welchem die Luft- und Boden-Temperatur mit der Erhebung abnimmt und der Gleichheit oder Ungleichheit dieser Abnahme legt der Verf. die Beobachtungen v. Humboldts zu Grunde. Mittelst dieser und der Beobachtungen Boussingault's über die Abnahme der Boden-Temperatur gelangt er zu lehrreichen Schlüssen, welche ruhiges und besonnenes Folgern voraussetzen. Allein selbst einjährige Beobachtungen der Gebirgsquellen haben für die Bestimmung der mittleren Bodentemperatur keinen Werth, was der Verf. durch Beobachtungen an 18 Quellen bewährt gefunden hat. Im 19. Kapitel stellt er die aus den bisherigen Betrachtungen gewonnenen Resultate zusammen, welche beweisen, daß fast alle Beobachtungen eine innere Wärme, welche der Erde eigen ist, von den Sonnenstrahlen nicht herrührt und mit der Tiefe schnell wächst, zu erkennen geben, und daß die hohe Temperatur großer Wassermassen in verlassenen Gruben selbst die hartnäckigsten Gegner überzeugen müsse. Diese Wahrheit bestätigen alle Bohrversuche und die Angaben Arago's, wornach die artesischen Springquellen zur Ermittelung der Größe der Temperatur-Zunahme nach der Tiefe besonders geeignet sind.

Bey dem Forschen nach der Ursache der vulkanischen Eruptionen darf man nach der Bemerkung v. Humboldts nicht vergessen, daß das Zusammendrängen der Vulkane bald in einzelnen rundlichen Gruppen, bald in doppelten Zügen entschie-

den beweiſt, wie dieſe Wirkungen nicht von kleinligen, der Erdoberfläche nahen Urſachen abhängen, ſondern große und tief begründete Erſcheinungen ſind. Aus der Hypotheſe v. Humboldts über Erklärung der Entſtehung derſelben aus der Oxydation der Metalle, Alkalien und Erden, den Forſchungen Davy's wegen der Lage der Vulkane am Meere und Gay-Luſſacs, der das Eindringen der atmoſphäriſchen Luft zu den vulkaniſchen Heerden für unmöglich erklärt, nebſt den Anſichten anderer Naturforſcher folgert der Verf. als gewandter Chemiker, daß es ſehr gewagt ſey, den Chloruren einen Hauptantheil an den vulkaniſchen Erſcheinungen zuzuſchreiben und daß die Hypotheſe, welche die Urſache in intenſiven chemiſchen Wirkungen ſuche, unhaltbar ſey.

Dieſe allgemeinen Unterſuchungen beſtärken die Hypotheſe über fortſchreitende Zunahme der Temperatur nach dem Inneren der Erde bis zur Glühhitze, woraus vulkaniſche Erſcheinungen und Erdbeben genügend erklärbar werden. Die Geſteine müſſen alſo in gewiſſen Tiefen geſchmolzen ſeyn; die größere oder geringere Schmelzbarkeit derſelben, die Kraft des Waſſerdampfes, welche die Lava hervorhebt, die Umſtände, unter welchen das Waſſer zu den Herden gelangt, der Zutritt des Meerwaſſers, der Zuſammenhang vulkaniſcher Erſcheinungen mit heißen Quellen und andere Momente ſtimmen mit jener Hypotheſe zuſammen. Durch die Inkruſtationen des Waſſers können ſich wohl einzelne Kanäle, mittelſt welcher das Meerwaſſer zu den Herden gelangt, verſtopfen; allein die Erſchütterungen öffnen ſie leicht, bilden neue und erzeugen oft unterirdiſche Verbindungen zwiſchen Feuerſchlünden. Hiedurch wird über die Natur der vulkaniſchen Erſcheinungen ein helles Licht verbreitet. Der Verf. ſteigt mit Forſcherblick aus dem Kunſtlaboratorium für chemiſche Proceſſe in die Tiefe, und erklärt die Erſcheinungen aus der inneren Erdwärme und aus der Expanſivkraft der Waſſerdämpfe. In großem Herde unter Spalten, die nicht nach der ganzen Ausdehnung geöffnet ſind, und im Zutritte von Meer- und Meteorwaſſer, ſucht er die Bedingungen für combinirte vulkaniſche Erſcheinungen. Die ungeheure Hebekraft der Dämpfe läßt er Inſeln aus dem Meere emporheben, wie die Nordküſte von Südamerika, Skandinavien, Finnland u. dgl. beweiſen. Zugleich berührt er die intereſſante Frage, was aus der in größerem Verhältniſſe in Skandinavien als in anderen Ländern zurückgehaltenen Wärme werde, oder welche Wirkungen ſie möglicher Weiſe hervorbringen könne.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1838.

I. Hälfte. Januar — Juny.

(Fortſetzung.)

La Duchesse d'Abrantès, Histoire des Salons de Paris. Vol. 1. 2. Paris 1837. 8.

A. Deville, Histoire du chateau-Gaillard. Rouen 1829. 4.

J. Raynal, Histoire de la ville de Toulouse. Toulouse 1759. 4.

L. P. Colliette, Mémoires pour servir à l'histoire ecclésiastique, civile et militaire de la province du Vermandois. T. 1—3. Cambrai 1771. 4.

M. A. Davezac-Macaya, Essais historiques sur le Bigorre. Vol. 1. 2. Bagnères 1823. 8.

G. Laperouse, L'histoire de Chatillon. Chatillon-Sur-Seine. 1837. 8.

L'Abbé de La Rue, Essais historiques sur la ville de Caen et son arrondissement. Vol. 1. 2. Caen 1820. 8.

J. Ollivier, Essais historiques sur la ville de Valence. Valence 1831. 8.

F. P. Lubis, Histoire de la revolution. Vol. 1—3. Paris 1837—38. 8.

B. Constant, Cours de politique constitutionelle. Vol. 1. 2. Paris 1836. 8.

G. M. Sallier, Annales françaises. Mai 1789—Mai 1790. Vol. 1. 2. Paris 1832. 8.

Caulincourt, Souvenirs du Duc de Vicence. Vol. 1. 2. Paris 1837. 8.

M. Bignon, Histoire de France. Vol. 1—7. Paris 1838. 8.

Mémoires tirés des papiers d'un homme d'état. Vol. 13. Paris 1838. 8.

J. Strang, Germany in 1831. Vol. 1. 2. London 1836. 8.

Gesta Trevirorum integra; ed. J. H. Wyttenbach et M. F. J. Müller. Vol. II. Aug. Trevir. 1838. 4.

Giov. Cattalinich, Storia della Dalmazia. T. 1 — 3. Zara 1834 — 35. 8.

Ant. Boczek, Codex diplomaticus et epistolaris Moraviae. Vol. I. Olomucii 1836. 4.

J. Carruthers, The history of Scotland from the earliest period of politics, literature and religion, throughout the world. Vol. 1. 2. Edinburgh 1826. 8.

J. Wade, History of the middle and working classes. London 1834. 8.

J. Pinkerton, An inquiry into the history of Scotland. Vol. 1. 2. London 1789. 8.

The new statistical account of Scotland. Nr. 1 — 15. London 1834 — 37. 8.

J. Sinclair, The statistical account of Scotland. Vol. 1 — 21. Edinburgh 1791. 8.

Fort. Hitchins, The history of Cornwall. Vol. 1. 2. Helston 1824. 4.

Sam. Lewis, a topographical dictionary of England. Vol. 1 — 4. London 1831. 4.

W. F. Skene, The Highlanders of Scotland, their origin, history and antiquities. Vol. 1. 2. London 1837. 8.

M. Carey, Vindiciae Hibernicae, or Ireland vindicated. Philadelphia 1823. 8.

W. Fairman, An account of the public funds. London 1824. 8.

Th. Newenham, a statistical and historical inquiry into the progress and magnitude of the population of Ireland. London 1805. 8.

J. Whitaker, Mary, queen of Scots, vindicated. Vol. 1 — 3. London 1790. 8.

J. Johnstone, The Norwegian account of Haco's expedition against Scotland. s. l. 1782. 8.

J. Tytler, a dissertation on the origin and antiquity of the Scotish nation. Lond. 1795. 8.

The dispatches of Field Marshal the Duke of Wellington, during his various campaigns in India, Denmark, Portugal, Spain, the low countries, and France, from 1799 to 1818. Vol. 9. 10. London 1837. 8,

C. Lofft, Observations on Mr. Macaulay's history of England. London 1778. 4.

Th. Carte, A collection of the several papers in relation to his history of England. London 1744. 8.

J. Lingard, A vindication of certain passages in the fourth and fifth volumes of the history of England. London 1827. 8.

Rob. Couper, Notes and observations on the early part of the history of the British isles. Aberdeen 1807. 8.

G. W. Collen, Britannia Saxonica. A Map. London 1833. 4.

Charl. D'Avenant, The political and commercial works. Vol. 1 — 5. London 1771. 8.

J. R. M'Culloch, A statistical account of the British Empire. Vol. 1. 2. London 1837. 8.

The dispatches and correspondence of the Marquess Wellesley during his Lordship's mission to Spain, ed. by Montg. Martin. London 1838. 8.

A. F. Ozanam, Deux chanceliers d'Angleterre. Bacon de Verulam et S. Thomas de Cantorbéry. Paris 1836. 8.

Diary illustrative of the times of Georges the fourth. Vol. 1. 2. Paris 1838. 8.

Franc. Palgrave, Documents and Records illustrating the history of Scotland. Vol. I. London 1837. 8.

Annaler for Nordisk Oldkyndighed, 1836 — 1837. Kjöbenhavn. 8.

America, or a general survey of the politi al situation of the several powers of the Western continent. Philadelphia 1827. 8.

Alex. de Humboldt, Examen critique de l'histoire de la géographie du nouveau continent. Vol. 1. 2. Paris 1836. 8.

Fr. J. Shore, Notes on Indian Affaires. Vol. 1. 2. London 1837. 8.

Cadwallader Colden, The history of the five Indian nations of Canada. Vol. 1. 2. London 1755. 8.

W. G. Ouseley, Remarks on the statistics and political institutions of the united states. London 1832. 8.

Rob. Southey, The expedition of Orsua; and the crimes of Aguirre. London 1821. 8.

Dav. Ramsay, The history of the revolution of South-Carolina. Vol. 1. 2. Trenton 1785. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. November.

Nro. 220. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Die Wärmelehre des Innern unsers Erdkörpers; ein Inbegriff aller mit der Wärme in Beziehung stehender Erscheinungen in und auf der Erde; ꝛc.

(Schluß.)

Berzelius glaubt die Ursache der Hebung der schwedischen Küste in der allmählig statt findenden Abkühlung unserer Erde zu finden; der Verf. aber hält diese Ansicht für unbegründet, hat jedoch keine Gründe für seine Behauptung. Auch will er den Zutritt des Wassers zum Herde, selbst bey meeresgleichen Vulkanen, nicht positiv statuiren, sondern nimmt zu großen Wasser-Ansammlungen seine Zuflucht. Hiedurch ist jedoch nicht viel gebessert und manche Erscheinung bey Reihenvulkanen nicht erklärt, worüber hier nicht näher zu sprechen ist. Sind auch in sehr zerklüfteten Gebirgen solche große Behälter vorhanden, und spricht die oft lange dauerde Ruhe der Vulkane für die Ansicht, so sind nicht weniger haltbare Gründe vorhanden, welche den Zutritt des Meerwassers statuiren.

Sorgfältig und umfassend, gediegen und geistreich erörtert der Verf. die Hypothese über die Zunahme der Temperatur nach dem Innern der Erde bis zur Glühhitze in Bezug auf vulkanische Erscheinungen und Erdbeben, welche, mit jenen eng verbunden, dieselben Ursachen haben, in Bezug auf Erhitzen und Aufwallen des Wassers im Meere und in Seen; und auf Hervorbrechen von Wasserströmen und Auswerfen verschiedener Substanzen aus entstandenen Spalten mittelst aufsteigender Wasserdämpfe und Gasarten. Die Ursachen der Erdbeben sind nur im Innern der Erde zu suchen; heiße Quellen, Dampf- und Gas-Entwicklungen dienen gleichsam als Ableiter und Schutzmittel gegen Erdbeben u. dgl. Man liest wenige gewagte Hypothesen und findet die meisten Gesichtspuncte genügend erklärt.

Für die Beantwortung der Frage: Woher es komme, daß aus demselben Material vulkanische Gesteine von sehr verschiedener Art entstehen können uno welchen Ursprung das Wasser und die Kohlensäure in jenen habe? liegen die Ansichten von Hutton, Hall und v. Buch zu Grunde, welche der Verf. mittelst eigener Versuche am Basalte näher prüft. Die Kohlensäure läßt er aus dem Kalke sich entwickeln, welcher in allen vulkanischen Producten und Gebirgsarten vorkömmt. Die Mofetten bringt er mit vulkanischen Erscheinungen in Zusammenhang und läßt sie meistens aus Exhalationen der Kohlensäure entstehen, wodurch seine Ansichten mit denen von Brongniart zusammentreffen, welcher die Bildung der großen Steinkohlenlager aus den an Kohlenstoff reichen Gewächsen dadurch erklärt, daß letztere die Kohlensäure zersetzen, und die Atmosphäre die zur Existenz der warmblütigen Thiere erforderliche Veränderung erleidet.

Hinsichtlich der Frage: Ob nicht, da Entwickelungen von Kohlensäure in ungewöhnlicher Ergiebigkeit ein die vulkanischen Wirkungen begleitendes und ihnen folgendes Phänomen sey, diese expansible Flüssigkeit gleichfalls an der Emporhebung der Lava und anderer vulkanischer Gesteine Antheil nehme, hält der Verf. wenig auf die Annahme der Erklärung durch liquide Kohlensäure, viel aber auf die Wasserdämpfe, welche er sowohl bey vulkanischen Ausbrüchen als bey Hebungen überhaupt eine große Rolle spielen läßt. Uebrigens schreibt er auch andern Gasarten einen Antheil der Wirkung zu,

indem er sie durch Verbrennung von Schwefel auf Kosten der atmosphärischen Luft, woraus das Schwefel-Wasserstoffgas sich entwickelt, und durch andere chemische Processe entstehen läßt. Er schildert sowohl die Erscheinungen der Solfataren, welche Wasserdämpfe, Kohlensäure- und Schwefelwasserstoffgas aushauchen, als auch die Zustände der thätigen Vulkane, nämlich das Erfolgen von Eruptionen mit Lava, Schlacken, Asche u. dgl., und die Exhalationen voll Kohlensäure, und berührt endlich noch die ausgebrannten Krater in den Umgebungen des Laacher-See's und der Eifel in so weit, als nichts dafür spreche, daß sie ehemals Schwefel-Wasserstoffgas exhalirt hätten, und als den Wirkungen einer Solfatara ähnlich das Vorkommen der heißen Quellen zu Aachen und Burtscheid sey, der einzigen Schwefelquellen in jenem vulkanischen Gebiete.

Viele Erscheinungen auf unserer Erde und Beziehungen mit den Wirkungen der Wärme bestätigen das Daseyn der inneren Wärme evident; verschiedene Ursachen führen einen Theil dieser Wärme auf die Oberfläche, von welcher dieselbe in das Innere nicht mehr zurückkehrt und diese Thatsache ist für die Erklärung vieler meteorologischer Erscheinungen höchst wichtig, indem aus ihr nebst der solaren Wärme noch eine andere Quelle derselben sich ergiebt, wie namentlich Dove in seinen meteorologischen Untersuchungen festgestellt hat, so daß er und der Verf. höchst interessant und belehrend sich begegnen. Unter Berücksichtigung dieser Thatsachen erläutert er die Frage: Welche Untersuchungen und Erklärungen liegen vor; welche Mittel muß man anwenden, um die Frage zu beantworten, ob die Oberfläche der Erde wegen des beständigen Wärmeverlustes allmählig erkalten, oder dieser die Wärme-Erzeugung durch die Sonnenstrahlen compensiren werde?

Mit Hinweisung auf die Annahmen von einem feurig-flüssigen Zustande der Erde in der Schöpfungsperiode, von einem plötzlichen Erkalten, von plötzlicher Veränderung des Klima's in Sibirien, von der höheren Temperatur in früheren Perioden u. dgl. erforscht er die Sache sehr sorgfältig und fleißig, ohne durch seine Speculationen zum Ziele zu gelangen. Er beweist, daß die Kenntniß der Pflanzen-Ueberreste in der Steinkohlen-Formation noch keineswegs zur Annahme einer vorhergegangenen, durchaus gleichen Vegetation in gleichem Klima berechtige, und daß man dieselbe für jüngere Formationen noch weniger begründen könne. Durch seine Betrachtungen über die Versteinerungen in den übrigen Formationen gelangt er bis zur neuesten Periode, untersucht er Grönland und die Schweiz, wo die Meynung über die Abnahme der Temperatur allgemein herrscht, wie die plötzlichen Extreme beweisen, wobey Ref. nicht sowohl ein Abnehmen der Mitteltemperatur, als vielmehr wegen voreiliger Entwaldung der Anhöhen zur Gewinnung von mehreren und größeren Weiden ein zu schnelles Erfolgen der Extreme feststellt, und berührt er die Berechnungen von Laplace, wornach die mittlere Erdwärme keine Veränderung erlitten haben könne.

Aus Allem folgt, daß die Erde sich jetzt entweder so langsam abkühlt, daß es in historischen Zeiträumen nicht merklich wird, oder ihre Temperatur eine gewisse Stabilität erreicht hat. Hierbey berührt der Verfasser die scharfsinnigen Darstellungen von Fourier und Poisson und giebt fünf besondere Ursachen an, durch welche dem Innern der Erde Wärme entzogen werden könne. Er benutzt alle bekannt gewordene Untersuchungen, prüft sie sorgfältig, modificirt, widerlegt und erläutert sie, wodurch die Sache selbst in ein viel helleres Licht gestellt wird, als es bisher geschehen ist. Alle Betrachtungen führen zu dem Schluße, daß man die Erkaltungszeit einer vulkanischen Masse von bekannter Ausdehnung nicht bestimmen kann, noch weniger also die der Erdmasse überhaupt. Nach des Ref. Ansicht wird noch manches Jahr verfließen, bis man zu einem zuverläßigen Resultate gelangt. Die zweyjährigen Beobachtungen des Verf. lassen noch wenig allgemein Gültiges feststellen.

In den Nachträgen werden entweder manche Ansichten verbessert oder verschiedene Mittheilungen weiter ausgeführt. So hat die Temperatur-Zunahme nach dem Innern der Erde schon in der in ihrer Temperatur veränderlichen Erdkruste statt. Das über die Quellen-Temperatur Gesagte fasset der Verf. noch einmal zusammen, unterscheidet für ihr Wasser fünf besondere Fälle und begleitet sie mit höchst lehrreichen Bemerkungen, welche die nach-

träglichen Erörterungen höchſt anziehend machen. Ueber Gletſcher und Höhlen, nebſt mancherley mathematiſchen Unterſuchungen findet man ſchätzbare Zuſätze und Erläuterungen, welche, obgleich Wiederholungen enthaltend, die ſich leicht hätten vermeiden laſſen, dennoch viel wiſſenſchaftlichen Gehalt haben.

Refer. beſchließt übrigens die Anzeige einer Schrift, welche zu den intereſſanteſten und gewichtvollſten Erſcheinungen in der Phyſik gehört und reich an fruchtbaren Ideen iſt, die zu einer weiteren Ausführung vielfachen Stoff geben, mit dem Wunſche, der Verf. möge ſeine Beobachtungen fortſetzen, ſorgfältig prüfen und ſeiner Zeit veröffentlichen. Das alphabetiſche Verzeichniß der Orte, Länder, Berge, Seen, Flüße u. ſ. w. erleichtert die ſpecielle Belehrung. Nur iſt zu bedauern, daß weder Papier noch Druck beſondere Empfehlung verdienen. m.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1838.

I. Hälfte. Januar — Juny.

(Fortſetzung.)

Ed. Malo de Luque, Historia politica de los establecimientos Ultramarinos de las naciones Europeas. Vol. 1 — 5. Madrid 1784. 8.

H. Prinsep, History of the political and military transactions in India during the administration of the Marquess of Hastings 1813 — 1823. Vol. 1. 2. London 1825. 8.

Alex. Fr. Tytler, Considerations on the present political state of India. Vol. 1. 2. London 1816. 8.

Campaigns and Cruises in Venezuela and New-Granada and in the pacific ocean from 1817 to 1830. Vol. 1 — 3. London 1831. 8.

Mich. Russell, Nubia and Abyssinia. Edinburgh 1833. 8.

An historical account of the rise and progress of the colonies of South Carolina and Georgia. Vol. 1. 2. London 1779. 8.

H. Caunter, The Oriental Annual for 1837 and 1838. London. 8.

J. M. L. Mora, Mejico y sus revoluciones. Vol. 1 — 3. Paris 1836. 8.

José Guerra, Historia de la revolucion de Nueva Espana. Vol. 1. 2. London 1813. 8.

S. C. Carpenter, Select American Speeches. Vol. 1. 2. Philadelphia 1815. 8.

J. Allen, The natural and political history of the State of Vermont. London 1798. 8.

Ped. Gonzalez, Descripcion historical de la provincia y Archipielago de Chiloe. s. l. 1791. 8.

Hutchinson, The history of the Colony of Massachuset's Bay. Vol. 1. 2. London 1765. 8.

Ig. Molina, The geographical natural and civil history of Chili. Vol. 1. 2. Middletown 1808. 8.

J. Adair, The history of the American Indians. London 1775. 4.

G. Cartwright, A Journal of transactions and events during a residence of nearly sixteen years on the coast of Labrador. Vol. 1 — 3. Newark 1792. 4.

Ant. de Solis, Historia de la conquesta de Mejico. Paris 1838. 8.

Papers respecting the Nepaul war. London 1824. fol.

P. Auber, Rise and Progress of the British Power in India. Vol. II. London 1837. 8.

G. Mackenzie, The lives and characters of the most eminent writers of the Scots Nation. Vol. 1 — 3. Edinburgh 1708. 8.

Memoirs of J. Selden and anecdotes of the political contest during his time by G. W. Johnson. London 1835. 8.

Memoirs of the life and writings of Mr. William Whiston. Vol. 1. 2. London 1749. 8.

M. Godwin's lives of Edward and John Philips. London 1815. 4.

Memoirs of Granville Sharp, by P. Horace. London 1820. 4.

The life of John Milton by Ch. Symmons. London 1810. 8.

Aug. Toplady, Memoirs. London 1813. 8.

John Sharp's Life, Lord Archbishop of York, by Th. Newcome. Vol. 1. 2. London 1825. 8.

Memoirs of Angelus Politianus by Parr. Greswell. Manchester 1805. 8.

The memoirs of the life and writings of Percival Stockdale. Vol. 1. 2. London 1809. 8.

Memoirs of the life and writings of Luis de Camoens, by J. Adamson. Vol. 1. 2. London 1820. 8.

S. Walter Raleigh's life, by P. Fraser Tytler. Edinburgh 1833. 8.

Hulde aan Gysbert Japiks door Halbertsma. Vol. 1. 2. Bolsward 1824. 8.

Revue Rétrospective. Sec. Serie. Vol. 9 — 12. 1837. Paris 8.

Guil. Libri, Histoire des sciences mathématiques en Italie. T. 1. 2. Paris 1838. 8.

C. F. A. Leroy, Traité de géometrie descriptive. Vol. 1. 2. Liège 1837. 4.

M. Taylor, Tables of Logarithms of all numbers from 1 to 101000, by N. Maskelyne. London 1792. 4.

John Milner, a treatise on the Ecclesiastical architecture of England. London 1835. 8.

Fr. Zola, Trattato di Livellazione topografica. Padova 1818. 8.

H. Parnell, A treatise on Roads. London 1833. 8.

J. W. Schmitz, De l'état stationaire de la philosophie naturelle. Paris 1837. 8.

P. A. Hansen, Fundamenta nova investigationis orbitae verae quam luna perlustrat. Gothae 1838. 4.

J. G. Garnier, Traité de Météorologie ou physique du globe. Bruxelles 1837. 8.

R. Harlan, Medical and physical Researches. Philadelphia 1835. 4.

Th. Bell, A history of British Quadrupeds, including the Cetacea. London 1837. 8.

Th. Landseer, Characteristic Sketches of animals. London 1832. 4.

H. Schlegel, Essai sur la physionomie des serpens. Amsterdam 1837. 8.

J. Richardson, Fauna Boreali-Americana. Norwich 1837. 4.

J. Gould, Icones avium or figures and descriptions of new and interesting species of Birds. P. I. London 1837. fol.

— — — The Birds of Europe. P. 19 — 21. London 1837. fol.

— — — The Birds of Australia and the adjacent islands. Part. I. London 1837. fol.

A. M. C. Duméril, Erpetologie generale ou histoire naturelle complète des reptiles. Vol. 1 — 4. Paris 1837.

Gust. Kunze, Analecta Pteridographica. Lipsiae 1837. fol.

J. J. La Billardiere, Sertum Austro-Caledonicum. P. 1. 2. Parisiis 1824. fol.

Job. Allies, Observations on certain curious indentations in the old red sandstone of Worcestershire and Herefordshire. London s. a. 8.

And. Ure, The Cotton Manufacture of Great Britain. Vol. 1. 2. London 1836. 8.

Annales des Mines. 3. Serie. Tom. XI. Paris 1837. 8.

Jos. Chitty, A treatise on the laws of Commerce and Manufactures. Vol. 1 — 3. Lond. 1824. 4.

J. W. Smith, A Compendium of mercantile law. London 1834. 8.

J. W. Gilbart, The history of Banking in Ireland. London 1836. 8.

Christ. Dubost, The elements of Commerce. London 1818. 8.

Silv. de Sacy, Exposé de la religion des Druses. Vol. 1. 2. Paris 1838. 8.

G. Higgins, Anacalypsis, an attempt to drawn aside the veil of the Saitic Isis, or an inquiry into the origin of languages, nations and religions. Vol. 1, 2. London 1836. 4.

R. Whately, Elements of Logic. London 1831. 8.

J. Watts, Logic, or the right use of Reason in the enquiry after truth. London 1824. 8.

E. Lerminier, De l'influence de la philosophie du XVIII. siècle sur la législation et la sociabilité du XIX. Bruxelles 1834. 8.

Fr. Petrarca, Rime col comento del Tassoni, del Muratori e di altri. Vol. I. II. Padova 1827. 4.

Luiz da Silva, Georgicas Portuguezas. Paris 1820. 8.

La chanson de Roland ou de Roncevaux du XII. siècle. Paris 1837. 8.

G. de Montreuil, Roman de la Violette ou de Gerard de Nevers. Paris 1834. 8.

Alex. Du Pont, Roman du Mahomet. Paris 1831. 8.

Fr. Michel, Tristan. Vol. 1. 2. London 1835. 8.

— — — Anglo-Norman poem on the conquest of Ireland by Henry the second. London 1837. 8.

H. Roswalde, Iean Cavalier ou les Camisards et les cadets de la croix 1702 — 1704. Vol. 1—6. Paris 1831. 8.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. November.

Nro. 221. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Untersuchungen über den Einfluß des Windes auf den Barometerstand, die Temperatur, die Bewölkung des Himmels und die verschiedenen Meteore nach 43 jährigen zu Karlsruhe angestellten Beobachtungen von Otto Eisenlohr, Dr. der Philosophie, Privatdocent der Mathematik und Naturlehre an der Universität Heidelberg u. s. w. Heidelberg bey Karl Groos. 1837. 4. X. u. 112 S.

Die Wichtigkeit der meteorologischen Beobachtungen für Industrie überhaupt und für den landwirthschaftlichen Betrieb im Besonderen zieht mit jedem Jahre mehr sachkundige Männer in das Gebiet der Meteorologie und läßt vom Fleiße derselben stets mehr Aufschluß erwarten. Wie viele Dunkelheiten und Unsicherheiten sich in dieser Wissenschaft noch finden, ist demjenigen am bekanntesten, welcher sich vorzugsweise mit letzterer beschäftigt, und die Erscheinungen in der Natur, namentlich in der atmosphärischen Luft zum Gegenstande seiner Studien macht. Zu diesen Männern rechnet Ref. den Verf. vorliegender Schrift. In seiner 1832 erschienenen Schrift über das Klima und die Witterungsverhältnisse von Karlsruhe hat er bekanntlich eine große Anzahl von mühsam berechneten Resultaten mitgetheilt, welche ihn als fleißigen und denkenden Freund der Meteorologie charakterisiren.

Die Ergebnisse seiner genaueren Untersuchungen über jenen Gegenstand hat er theilweise in mehreren Aufsätzen über den Einfluß des Mondes auf die Witterung und über andere meteorologische Gegenstände in Poggendorf's Annalen und Kastners Archiv veröffentlicht. Das meiste, welches die aus den Karlsruher Beobachtungen sich ergebenden Witterungsphänomene als von der Richtung des Windes abhängig und die annähernden Gesetze betrifft, nach welchen die periodische Wiederkehr der Erscheinungen erfolgt, legt er jedoch in dieser Schrift nieder, in welcher er zu zeigen sucht, wie der Uebergang eines Windes in einen anderen mit den, beyden zukommenden Barometerständen und mit den ihnen eigenthümlichen oder bey ihnen beobachteten Temperaturen zusammenhänge. Erst seit der neueren Zeit sind die Meteorologen auf diese Uebergänge der Winde in einander aufmerksam, wodurch in die Erklärung vieler Erscheinungen eine gewisse Festigkeit gekommen ist, welche zu stets gedeihlicheren Forschungen führt und gegründetere Resultate giebt.

Was Kämtz, Dove und Andere über diesen Gegenstand dargethan haben, berührt der Verf. wohl hie und da; allein er will die Verdienste derselben doch nicht so recht anerkennen, obgleich seine Mittheilungen auf den Resultaten der Forschungen jener zu beruhen und besonders die Darstellungen des letzteren fleißig benutzt worden zu seyn scheinen. Ref. ist weit entfernt, demselben mit dieser Bemerkung nahe zu treten, und etwa dem originellen und wissenschaftlichen Charakter der sehr mühsamen Arbeit Einiges zu benehmen. Er hat vielmehr die Ueberzeugung gewonnen, daß der Verf. durch seine fleißige und sorgfältige Zusammenstellung der barometrischen und thermometrischen, so wie anderer, die Bewölkung und die einzelnen Meteore betreffenden Windrosen und besonders noch durch seine oft scharfsinnige Entwicklung der mathematischen Funktionsweisen, wenigstens bis zur hohen Wahrscheinlichkeit (nicht aber zur Gemäßheit, wie er glaubt) nachgewiesen hat, daß nicht allein die Schwankungen des Barometers nebst vielen Verän-

derungen der Temperatur, sondern auch die verschiedenen Grade der Bewölkung und die Bildung der meisten Meteore größtentheils von der Temperatur und von der Feuchtigkeit der Luft abhängen, welche die Winde aus andern Gegenden uns zuführen.

Die Grundlage dieser Ergebnisse bilden unfehlbar die Forschungen v. Humboldt's und Dove's, dessen Schrift „Meteorologische Untersuchungen, Berlin 1837" bereits in diesen Anzeigen bekannt gemacht wurde; der Verf. fand sie nach des Ref. Ansicht nur bestätigt, was natürlich ist, da sie allgemein sind und selbst vom Ref. schon vor vielen Jahren in einzelnen meteorologischen Arbeiten als solche angedeutet wurden, welche stattfinden und erwiesen werden mußten. Er zweifelte noch niemals an der Wahrheit, daß die von den Winden aus andern Gegenden uns zugeführte Luft unsere Temperatur- und Feuchtigkeitsgrade vorzugsweise bestimmt, und daß hieraus eine große Anzahl von meteorologischen Erscheinungen sich erklären läßt. Die verschiedenen Resultate, welche der Verf. gefunden haben will, finden sich wenigstens in dem Lehrbuche von Kämtz und in der Schrift von Dove. Beyde konnten jene Erscheinungen gleich dem Verf. nicht zuverläßig erklären, trugen aber sehr viel zur annähernden Erklärung derselben bey, und gaben dem Verf. Anhaltspuncte, die ihn ziemlich sicher leiteten, und wenn auch zu keiner vollständigen, doch zu einer erläuternden Uebersicht aller Ursachen führten, welche auf die Veränderungen in der Atmosphäre einwirken.

Je mehr Ursache man hat, jeden gründlichen und sorgfältig bearbeiteten Beytrag zur Meteorologie dankbar anzuerkennen, um die erst im Beginne begriffene Wissenschaft auf bestimmtere und fruchtbarere Gesetze der Natur zurückzubringen, desto vollkommener sind die Mittheilungen des Verf., welcher bey den beschränkten Mitteln, die ihm zu Gebote standen, auf Gesichtspuncte aufmerksam machte, welche zu weiteren Beyträgen in der Witterungskunde berechtigen. Naturforscher und Meteorologen werden unfehlbar mit dem Refer., wenn sie bedenken, welcher große Aufwand von Zeit und Kraft, und welche große Sorgfalt und Genauigkeit zur Bestimmung einer Zahl von den vielen mitgetheilten Zahlen gehört, die Schrift für eben so interessant als belehrend halten und mancherley Mängel, welche sich in ihr finden, entschuldigen.

Daß durch die von Kämtz, Dove, Schouw, besonders v. Buch aus ihren Forschungen abgeleiteten Resultate die meteorologischen Kenntnisse bedeutend erweitert wurden, ist bekannt. Gestützt auf die Thatsache, daß durch eine Veränderung in der Richtung des Windes gewöhnlich auch eine Veränderung im Barometerstande, in der Temperatur und in der Witterung überhaupt erfolgt, suchten jene Naturforscher die Größe des Einflußes der verschiedenen Winde auf die Veränderungen in der Atmosphäre, und die Gesetze, nach welchen dieselben erfolgen, genauer zu bestimmen. Mittelst des Drehungsgesetzes hat übrigens Dove für das mittlere Europa ein allgemeines Gesetz gefunden, nach welchem die verschiedenen Winde Veränderungen in der Witterung hervorbringen. Er hat dasselbe in seinen meteorologischen Untersuchungen theoretisch abgeleitet, und empirisch belegt. Der Verf. liefert einen belegenden Beytrag hierzu, wobey er die Schrift Dove's nicht gekannt zu haben scheint.

Die Beobachtungen, welche er zu seinen Untersuchungen benützt, wurden zu Karlsruhe in den Jahren 1779 — 86 und 1789 von Böckmann und 1821 — 1833 von Wucherer angestellt, waren aber nicht alle brauchbar; im Ganzen benutzte der Verf. 46665 Beobachtungen zu seiner Arbeit. Die Richtung des Windes wurde gewöhnlich nach hochstehenden, leicht beweglichen Windfahnen und nur bey starkem Nebel und in dunkeln Nächten, oder bey sehr schwachem Winde nach dem Zuge der Wolken, nach dem aufsteigenden Rauche, oder auf andere Weise bestimmt, woher es leicht erklärlich wird, in wie fern die wahre Richtung des Windes in manchen Fällen von der in den Beobachtungen angegebenen verschieden seyn könne.

In den einzelnen Tabellen sind meistens die acht Hauptwinde für die einzelnen Monate, für die vier Jahreszeiten und für das Jahr selbst aufgezeichnet, woraus alsdann die allgemeinen Resultate abgeleitet werden, welche auf ziemliche Regelmäßigkeit in den Erfolgen der Drehungen der Winde schließen lassen. Nicht allein für die Meteorologie,

sondern für die Temperatur und Veränderung der Witterung überhaupt sind dieselben sehr wichtig, weil der Uebergang eines Windes in den andern entweder die Ursache, oder die Folge einer Veränderung des Barometerstandes, der Temperatur und der Beschaffenheit der Witterung ist. Uebrigens hat nicht Schouw allein, wie der Verfasser meynt, sondern auch Dove bey der Untersuchung des Einflußes der Winde auf die Veränderungen in der Atmosphäre zuerst zu bestimmen gesucht, wie häufig und in welcher Richtung eine Veränderung eines bestimmten Windes eintritt. Die Betrachtungen über die Winde und verschiedenen Windrosen, über die allgemeineren Bewegungen der Atmosphäre und über die mittleren Zustände nebst ihren periodischen Veränderungen sind dem Verf. unfehlbar bekannt, wobey Refer. jedoch nicht ermessen kann, ob sie ihm bey Bearbeitung seiner Schrift nach ihrem ganzen Umfange bekannt waren, da beyde Schriften in demselben Jahre erschienen.

Nach Angabe der beobachteten Veränderungen für die acht Hauptwinde während der einzelnen Monate, Jahreszeiten und des Jahres theilt er die Verhältnisse der Veränderungen zur Häufigkeit, auf 1000 reducirt, mit und folgert, daß unter allen Winden der Südwest- und Nordostwind, als die am Häufigsten vorkommenden, zugleich die beständigsten, der Südost- und Südwind aber, als die am seltensten vorkommenden, die veränderlichsten Winde sind, und daß die Beständigkeit eines Windes nicht immer ganz mit der Häufigkeit seines Vorkommens übereinstimmt, wobey jedoch die Abweichungen nicht groß sind. Die Uebergänge der acht Hauptwinde in einen anderen zu den verschiedenen Jahreszeiten und im ganzen Jahre ordnet er auf zweyerley Weise. Entweder betrachtet er jeden Uebergang eines Windes ohne Rücksicht, ob dieser letztere nur als Zwischenwind auftritt, oder längere Zeit anhält, als eine Veränderung jenes Windes; oder vereinigt er mehrere in derselben Richtung auf einander folgende Uebergänge, in so fern sie nicht mehr als 180° der Windrose einnehmen, zu einer einzigen Drehung. Die nach der ersten Methode zusammengestellten Uebergänge nennt er bey seinen weiteren Darstellungen Veränderungen, die nach der zweyten aber Drehungen der Winde.

In Bezug auf beyde Methoden stellt er die Beobachtungen tabellarisch zusammen und nachdem er die Windveränderungen in Stillstände, in Uebersprünge, in links und rechts erfolgende eingetheilt hat, berechnet er die Verhältnißzahlen der Uebersprünge oder Uebergänge von 180°, der Veränderungen von 135°, von 90° und endlich von 45°, und theilt alsdann allgemeine Verhältnisse mit, welche folgern lassen, daß die Stillstände in beyden wärmeren Jahreszeiten weniger häufig sind, in den beyden kälteren aber mehr als das Doppelte, und im Winter selbst mehr als das Dreyfache aller Veränderungen betragen, daß also im Winter die Winde am Beständigsten, im Sommer am Veränderlichsten und im Herbste etwas beständiger als im Frühlinge sind. Auch sind in allen Jahreszeiten die Uebergänge nach der linken Seite etwas häufiger, als die nach der rechten. Aehnliche Verhältnisse ergeben sich auch aus den Zusammenstellungen hinsichtlich der Drehungen, und aus allen Deduktionen folgt, daß in der wärmeren Jahreszeit der Wind viel veränderlicher ist, als in der kälteren und die Drehung des Windes im Durchschnitte häufiger nach der linken, als nach der rechten Seite erfolgt, wobey jedoch die einzelnen Winde mehrfach verschieden sind.

Die weiteren Darstellungen betreffen die mittleren Barometerstände bey verschiedenen Winden; er theilt für die acht Hauptwinde diese während jedes Monates, jeder Jahreszeit und des ganzen Jahres mit und folgert, daß wohl im Allgemeinen das Barometer meistens bey Nordostwind, im Sommer aber mehr bey Nordwind seinen höchsten, gewöhnlich bey Südwind und nur im Sommer bey Südwestwind seinen tiefsten Stand erreicht.

Aus den Resultaten der berechneten Barometerstände folgert er, daß diese von den beobachteten nicht bedeutend sich unterscheiden, und daß das Barometer seinen höchsten Stand gewöhnlich bey Nordost- und nur im Somer bey Nordwind erreicht u. s. w. Hinsichtlich der Drehung fand er, daß bey den Winden, bey welchen das Barometer steigt, die Drehung in einer Richtung erfolge, nicht gesetzlich ist, daß sich also kein Gesetz entwickeln, sondern nur vermuthen läßt, daß der den Winden eigenthümliche Barometerstand weniger als die Ur-

sache der Drehung, sondern mehr als eine Folge der dadurch herbeygeführten Veränderung in der Temperatur und Feuchtigkeit der Luft betrachtet werden könne.

Die mittleren Thermometerstände ordnet der Verf. unter gleichen Gesichtspuncten, wie vorher und folgert unter andern, daß bey Nordwind die Temperatur stets niedriger ist als die mittlere u. s. w. Ueberhaupt nimmt sie bey westlichen und nördlichen Winden ab, steigt aber bey östlichen und südlichen, wovon die West- und Nordwestwinde eine Ausnahme machen, und die bey ihnen wieder höher ist, als bey Südwestwind. Die Unterschiede zwischen den berechneten und beobachteten Thermometerständen sind etwas größer als die der Barometerstände und im Frühlinge viel größer als in den übrigen Jahreszeiten. Aus den Darstellungen ergeben sich mehrere für die Meteorologie höchst wichtige Gesichtspuncte, welche von andern Naturforschern wohl schon ausgesprochen, aber durch einzelne Beyspiele nicht bestätigt wurden, so daß dem Verf. hierin eben so großes Verdienst beyzumessen ist, als wegen der Nachweisungen über die Grade der Bewölkung bey den verschiedenen Winden, welche, so wichtig sie auch für die Witterungskunde sind, noch wenig untersucht sind, daher der Arbeit des Verf. einen hohen Grad von Interesse und Belehrung verschaffen.

Unter allen Monaten ist der September am häufigsten und der December am seltensten wolkenfrey; die Zahl wächst bis zum April, nimmt vom May an wieder ab, und vom July bis September wieder zu, worauf eine schnelle Abnahme bis zum December erfolgt. Es ist sehr interessant, den Entwicklungen des Verf. zu folgen und z. B. zu entnehmen, daß die Quantität des Wasserdampfes in der Luft den Barometerstand bedinge und umgekehrt für einen gewissen Wind sein mittlerer Barometerstand der Maaßstab seiner Feuchtigkeit sey, wodurch der Zusammenhang der barometrischen und thermometrischen Windrose mit der für die Bewölkung bedingt wird und die Abweichungen vom allgemeinen Gesetze in den einzelnen Jahreszeiten entstehen.

Ueber die Häufigkeit der wässerigen Meteore bey verschiedenen Winden, der Gewitter, des Nebels und Höhenrauches, der Stürme und starken Winde und endlich der Nordlichter theilt er weitere Beobachtungen mit. Unter die wässerigen Meteore zählt er; 1. Niederschläge überhaupt, worunter er Regen, Schnee, Schlossen, Graupeln und Hagel versteht, dann doch wieder unter besonderen Numern 2. Regen, 3. Schnee, 4. Schlossen. Die vier einzelnen Tabellen befassen sich mit diesen Meteoren; aus jenen ergeben sich stets allgemeine Gesichtspuncte für ähnliche meteorologische Beobachtungen. Hinsichtlich der Gewitter findet er, daß im ganzen Jahre die wärmeren und feuchten Winde die meisten, dagegen die kälteren und trockeneren die wenigsten Gewitter herbeyführen und hinsichtlich der Nebel zeigt sich aus seinen Deduktionen, daß sie im November und December am häufigsten sind, vom Januar an ihre Häufigkeit, zuerst langsam, im März und April aber schnell abnimmt und im May und Juny ihr Minimum erreicht. Für den Höhenrauch lassen sich wegen seiner Seltenheit keine Resultate ableiten. Aehnlich verhält es sich mit Stürmen und Nordlichtern.

Den Beschluß der Schrift bildet eine allgemeine Uebersicht der meteorologischen Erscheinungen, welche sich aus den Karlsruher Beobachtungen entnehmen lassen, in so fern sie von der Richtung des Windes abhängen. Für das Aufsuchen des allgemeinen Zusammenhanges aller Erscheinungen, welche bey jedem Winde vorkommen und der Ursachen ihrer Entstehung bringt er alle Resultate in Verbindung. Die für jede Jahreszeit und das ganze Jahr gebildeten Tabellen von zwölf Spalten bieten Stoff zu sehr lehrreichen Betrachtungen dar und machen einen interessanten Theil der Schrift aus, welche dem Meteorologen willkommen und äußerlich gut ausgestattet ist.

m.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. November.

Nro. 222. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Annuaire de l'Académie royale des Sciences et Belles-Lettres de Bruxelles. Quatrième année. Bruxelles 1838. 198. S. 12.

Nach dem Vorgange des pariser Annuaire giebt nun auch die Akademie zu Brüssel ein ähnliches Jahrbuch heraus, von dem heuer der vierte Jahrgang erschienen ist. Auf die gewöhnliche astronomische Ephemeride folgen (von S. 32 bis Ende) historische Angaben über die Akademie und Biographieen verstorbener Mitglieder, worauf wir näher eingehen wollen, da die Schicksale eines verwandten Instituts und seiner Theilhaber für uns von besonderem Interesse sind. Zugleich erhalten wir hierdurch einige nicht unwichtige Aufschlüsse aus der Zeitgeschichte und erhebliche Belege über die großen Verdienste, welche sich die holländische Regierung um Förderung geistiger Bildung in ihren ehemaligen belgischen Provinzen erworben hat.

1. Ancienne Académie. Aperçu historique de la création de l'Académie de Bruxelles, sous Marie-Thérèse.

Zur Zeit der österreichischen Herrschaft über Belgien wurde im Jahre 1769 auf Anstiften des Grafen Cobenzl, bevollmächtigten Ministers daselbst, dieses Institut unter dem Namen „Académie impériale et royale des sciences et belles-lettres“ errichtet. Die nächste Veranlassung dazu hatte Schoefflin, Professor der Geschichte und des öffentlichen Rechtes zu Straßburg gegeben, der dem Minister die Errichtung einer Akademie als das einzige Mittel zum Aufblühen der Wissenschaften in den Niederlanden bezeichnet hatte. Der unerwartet schnelle Tod des Grafen führte jedoch eine Stockung herbey, die erst durch seinen Nachfolger, den Fürsten von Starhemberg beseitigt wurde, so daß die erste Sitzung der Akademie am 13. April 1773 gehalten werden konnte. So bestand dieselbe zwanzig Jahre hindurch, als die französische Revolution ihr ein Ende machte; die letzte Sitzung war am 21. May 1794.

2. Nouvelle Académie.

Die französische Regierung, welcher Belgien anheim gefallen war, förderte in den durch sie occupirten Provinzen die wissenschaftliche Bildung nur in so weit, als sie zum Nothbedarf ihrer Beamteten unumgänglich erfordert wurde. An Wiederaufnahme der Akademie wurde daher nicht gedacht; ihre Wiederbelebung erfolgte erst unter der holländischen Regierung, und sie erhielt den Titel: Académie royale des sciences et belles lettres. Installirt wurde sie am 18. November 1816, und im Jahre 1820 publicirte sie den ersten Band ihrer Denkschriften. Nach den noch jetzt gültigen Statuten besteht die Akademie aus 60 Mitgliedern, wovon 12 Ehren- und 48 ordentliche Mitglieder sind. Von letzteren müssen 18 in Brüssel wohnen, andere 18 können aus dem Umfange des Reiches genommen werden, und der Rest darf aus ausländischen Gelehrten bestehen. Die Akademie theilt sich in zwey Classen: die Classe des sciences und die classe des lettres. Die erstere zerfällt wieder in 2 Sectionen, nämlich in die mathematisch-physikalische und in die naturhistorische; diese Abtheilung ist sehr zweckmäßig, da in der Regel die Gegenstände der einen Section kein näheres Interesse für die andere darbieten, noch weniger in den meisten Fällen die eine ein competentes Urtheil über die Leistungen der andern abgeben kann. Die auswärtigen Mitglieder des Reichs müssen jedes Jahr zum wenigsten vier Versammlungen beywohnen, und

im Falle einer gültigen Verhinderung müssen sie vorher den Präsidenten der Akademie davon in Kenntniß setzen. Die Anzahl der correspondirenden Mitglieder ist auf 64 festgesetzt, wovon 40 auf die classe des sciences fallen. — Im Jahre 1830, dem letzten unter holländischer Regierung, war der 5te Band der Mémoires und der 7te der Mémoires couronés erschienen. Gegenwärtig beläuft sich die Zahl der ersteren auf 10, die der letzteren auf 12 Bände, außerdem hat die Akademie seit 1830 noch 4 Bände Bulletins und 4 Annuaires erscheinen lassen.

Nun folgen die Biographien von 5 verstorbenen Mitgliedern, worunter nur eines aus Belgien, die vier andern aus Deutschland und Holland gebürtig waren und erst unter holländischer Regierung den Universitäten und der Akademie zugetheilt wurden. Dieß Herbeyziehen ausländischer Gelehrten an die wissenschaftlichen Anstalten in Belgien hat bekanntlich daselbst ein großes Mißbehagen erregt, was sich auch in diesen Lebensabrissen ausspricht. Gleichwohl können die Biographen es nicht läugnen, daß weit die meisten dieser Berufenen ausgezeichnet tüchtige Leute waren, für die man in Belgien keinen Ersatz hätte finden können. Auch erkennen sie es mit Dank an, daß es zunächst Deutsche waren, die herbeygezogen wurden, da sie der deutschen Umsicht und Gründlichkeit den Vorzug vor der schimmernden, aber häufig oberflächlichen Gewandtheit der Franzosen zu geben wissen. Ref. wird in den nachfolgenden Abrissen mehrere der hieher gehörigen Stellen hervorheben, ohne ihnen weitere Bemerkungen beyzufügen. Nur erinnern will er noch, daß die holländische Regierung mit dem Berufen ausländischer Gelehrten es nicht anders in ihren neuen, als in ihren alten Provinzen gehalten hat. Auch in diesen letztern hat sie ohne Bedenken, wenn ihr tüchtige Inländer fehlten, Ausländer genommen, wie ich nur an Boie, Kuhl, Blume, Reinwardt, Schlegel, Siebold u. a. aus der neueren Zeit erinnern will.

3. Notice sur J. M. C. Van Utenhove, membre de l'Académie, né à Utrecht, le 26. juillet 1773, mort à Lienden, le 1. septembre 1836.

Van Utenhove war ein geschickter Astronom zu Utrecht, der zwar wenig publicirte, der Akademie aber besonders nützlich wurde durch die zahlreichen Berichte, die er in ihrem Auftrage bearbeitete.

4. Notice sur M. le professeur Bekker, né a Walldurn le 22. decembre 1792, mort a Liège le 27. Avril 1837.

Eine vom Baron von Reiffenberg gefertigte Biographie, die über die Stellung und Wirksamkeit der ausländischen Gelehrten in Belgien interessante Aufschlüße giebt. Bekker war zu Wallthürn in Baden geboren und widmete sich in Heidelberg der Philologie. Sehr charakteristisch für den Zustand der Bildung, wie ihn die französische Occupation in Belgien herbeygeführt hatte, ist die ironische Bemerkung des Biographen über den Beruf, dem sich Bekker widmete. „Der Philologie!“ ruft er aus. „Viele Leute werden heut zu Tage nicht begreifen, wie man einen so verzweifelten Entschluß fassen könne. Der liebenswürdige Ignorant, welcher der Erziehung des Marquis de la Jeannotière vorstand, schloß ohne Gnade das Griechische und Lateinische aus seinem Erziehungsplane aus. — Diese Herren würden sicherlich dem jungen Bekker nicht erlaubt haben der Laufbahn zu folgen, welche er sich gewählt hatte; anstatt Homer und Cicero würden sie ihm die Theorie des Dampfes für die moralischen Bedürfnisse, und das Türkische für die intellectuellen beygebracht haben.“

Ueber die Berufung Bekkers an die Universität Lüttich äußert sich der Biograph folgendermaßen: „Baron de Geer hatte in Deutschland studiert und gereist, und zog die Lehrmethode dieses Landes allen andern vor; er wurde im Jahre 1817 durch die Regierung der Niederlande beauftragt, Professoren für die neuen Universitäten, welche man in Belgien zu errichten beabsichtigte, zu rekrutiren. Baden lieferte ein ansehnliches Kontingent. Bekker kam zu uns mit mehreren seiner Landsleute und Mitschüler; man vertraute ihm den Lehrstuhl der alten Litteratur an der Universität Löwen an. Das Erscheinen aller dieser Fremden, deren Reputation noch nicht gemacht war und die unsere Gebräuche und Sprache nicht kannten, brachte anfangs eine ärgerliche Sensation hervor. Einige, wie man ge-

ſtehen muß, rechtfertigten bis auf einen gewiſſen Punct dieſe vorgefaßte Meynung; aber die größere Zahl erhielt ſchnell Anſprüche auf unſere Anerkennung. Durch die Erfahrung belehrt wiſſen wir heut zu Tage, daß es nicht ſo leicht iſt dieſe brauchbaren Männer zu erſetzen, wie man anfangs gedacht hatte, und daß die Bekker, die Birnbaum, die Dumbeck noch lange Zeit eine ſchwer auszufüllende Lücke laſſen werden."

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1838.

I. Hälfte. Januar — Juny.

(Schluß.)

Ach. Jubinal, Mystères inédits du quinzième siécle, Vol. 1. 2. Paris 1837. 8.

— — — Jougleurs et Trouvères. Paris 1835. 8.

Beowulf, The anglo-Saxon poems, ed. by J. Kemble. Vol. 1. 2. London 1835. 8.

Hervararsaga ok Heidrekskongs. Hafniae 1785. 4.

Slepuschkin, Dossugi selskago schitela. Petersburg 1828. 8.

G. Berkeley, Literary Relics. London 1789. 8.

Lettres inédites du chancelier D'Aguesseau. Paris 1823. 4.

C. Morbio, Lettere storiche di Bonnivet, Montmorency, Mazzarino degli Sforza, Estensi e d'altri. Milano 1838. 8.

Letterè di Lorenzo il Magnifico al san. pont. Innocenzio VIII. Firenze 1830. 8.

P. Zani, Enciclopedia Metodica critico-ragionata delle belle arti. P. I. Vol. 1 — 19. P. II. Vol. 1 — 9. Parma 1819 — 1823. 8.

Fed. Sclopis, Della legislazione civile discorsi. Torino 1835. 8.

R. Jones, An essay on the distribution of wealth and on the sources of taxation. London. 1831. 8.

Dav. Buchanan, Observations on Dr. Smith's inquiry into the nature and cause of the wealth of nations. Vol. 1 — 4. Edinburgh 1817. 8.

Sismondè de Sismondi, Etudes sur l'économie politique. Vol. 1. 2. Paris 1837 — 38. 8.

N. W. Senior, Principes fondamentaux de l'économie politique. Paris 1836. 8.

Th. Chalmers, On political economy, in connexion with the moral state and moral prospects of society. Glasgow 1832. 8.

— — — The christian and civic economy of large towns. Vol. 1. 2. Glasgow 1821. 8.

Ed. Ducépitaux, Des progrés et de l'état actuel de la réforme pénitentiaire. Vol. 1 — 3. Bruxelles 1837. 8.

The Cyclopaedia of practical Medecine, comprising treatises on the nature and treatment of diseases, materia medica and therapeutics etc. Vol. 1 — 4. London 1833 — 35. 4.

Herb. Mayo, Outlines of human Physiology. London 1829. 8.

Rob. Verity, Changes produced in the nervous system by civilization. London 1837. 8.

Archives générales de Médecine. III. Série. Vol. 1 — 3. Paris 1837. 8.

— — médicales de Strasbourg. Vol. 3. 4. Strasbourg 1836. 8.

Ch. M. Clarke, Observations on those diseases of females, which are attended by discharges. Vol. 1. 2. London 1831. 4.

W. Farr, A treatise on the nature and treatment of scrofulous Diseases. London 1829. 8.

J. Parkinson, Hunterian Reminiscences. London 1833. 4.

Ant. Scarpa, Sull' Ernie memorie. Pavia 1819. fol.

Math. Mayor, Nouveau système de déligation chirurgicale. Paris 1832. 8.

A. Gastambide, Traité théorique et pratique des contrefaçons en tous genres. Paris 1837. 8.

M. Michelot, Origines du droit français. Vol. 1. 2. Bruxelles 1838. 8.

Coutumes du pays et duché de Normandie. Rouen 1731. 8.

R. Godson, A practical treatise on the law of patents for inventions and of copyright. London 1832. 8.

R. Burn, The justice of the peace and parish officer. Vol. 1 — 4. London 1837. 8.

M. de Chateaubriand, Congrès de Vérone. T. 1. 2. Leipzig 1838. 8.

John Lightfoot's Works, ed. by J. R. Pitman. Vol. 1 — 13. London 1825. 8.

Tat Ailes Tialog. Sacra scriptura. (in lingua Laponica). Hernösand 1811. 4.

The comparative coincidence of reason and scripture. Vol. 1 — 3. London 1832. 8.

A. Sénac, Le christianisme considéré dans ses rapports avec la civilisation moderne. Vol. 1. 2. Paris 1837. 8.

J. Richardson, A short history of the attempts, that have been made to convert the popish nations of Ireland. London 1712. 8.

Th. Scott, Remarks on the refutation of Calvinism by G. Tomline. London 1817. 8.

A vindication of the government, doctrine and worship of the church of England. London 1740. 8.

J. Ireland, Paganism and christianity compared. London 1809. 8.

R. Gathercoal, The posthumous letters. London 1835. 8.

Read, An essay on the simony and sacrilege of the Bishops of Ireland. London 1737. 8.

Ockley, An account of the authority of the arabic manuscripts in the Bodleian library, controverted between Dr. Grabe and Mr. Whiston. London 1712. 8.

Dav. Robinson, Remarks on the ecclesiastical condition of united Kingdom. London 1837. 8.

Rich. Bentley, Sermons preached at Boylés lecture. London 1838. 8.

G. Marchetti, Critica della storia Ecclesiastica di Claudio Fleury. Roma 1819. 8.

E. A. Hellin, Histoire chronologique des Evêques de S. Bavon à Gand. Vol. 1. 2. Gand 1772. 8.

Fr. Serdonati, Vita e fatti d'Innocenzo VIII. Milano 1829. 8.

Recherches historiques sur la veritable origine des Vaudois. Paris 1836. 8.

M. A. de Vidaillan, Vie de Gregoire VIII. 1703 — 1085. P. 1. 2. Paris 1837. 8.

Artaud, Histoire de Pape Pie VII. Vol. 1. 2. Paris 1837. 8.

Origines de l'église Romaine. Vol. 1. Paris 1836. 4.

Ped. Suarez, Historia de el Obispado de Guadix y Baza. Madrid 1696. fol.

Puerto, Mission historial de Marruecos. Sevilla 1708. fol.

Ant. de Remesal, Historia de la provincia de S. Vincente. Madrid 1619. fol.

L. de Malastrie, Chronologie historique des Papes. Paris 1836. 8.

Ferr. Aporti, Memorie di storia ecclesiastica Cremonese. Part. I. Cremona 1835. 8.

Esposizione di fatto documentata su quanto ha preceduto e seguito la deportazione di Monsignor Droste. Roma 1838. 4.

F. G. Rhó, Su costumi degli Anacoreti Egiziani e Siriaci. Brescia 1821. 8.

Chronicon breve monasteriorum Ord. Cisterc. ad sanctam crucem in Austria. Vindobonae 1834. 8.

G. Oliver, Historic collections relating to the Monasteries in Devon. Exeter 1820. 8.

James Morton, The monastic annals of Teviotdale. Edinburgh 1832. 4.

Jos. Conder, On protestant nonconformity. Vol. 1. 2. London 1818. 8.

Th. Lathbury, A history of the English Episcopacy. London 1836. 8.

Th. B. Chandler, An appeal to the public in behalf of the church of England in America. New-York 1767. 8.

Rob. Wodrow, The history of the sufferings of the church of Scotland. Vol. 1. 2. Edinburgh 1721. fol.

Collecçao de varias noticias a respeito do servo de deos Bento José Labre. Lisboa 1785. 8.

Edward Earl of Clarendon, Religion and policy. Vol. 1. 2. Oxford 1811. 4.

Saggio sull' origine, i progressi e la decadenza della potestà temporale del Clero. Parigi 1830. 8.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. November.

Nro. 223. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Annuaire de l'Académie royale des Sciences et Belles-Lettres de Bruxelles. Quatrième année. Bruxelles 1838. 198. S. 12.

(Schluß.)

„Bey ihrer Ankunft in Belgien war eine Reform des Unterrichts nothwendig. Die Lyceen waren vorzüglich zur Bildung von Artilleristen und Soldaten bestimmt gewesen. Die Philosophie und höhere Litteratur waren daselbst nichts, so wenig als in den Akademieen, den Filialen der großen und despotischen Universität des Herrn von Fontanes, die militärisch organisirt war gleich dem Uebrigen des Reichs mit seinen Generalen, Officieren, Söldnern und Troßbuben. Diese Deutschen, welche die Journale zur Zielscheibe sich genommen hatten, brachten uns, indem sie uns an ein gründliches tiefes Studium gewöhnten, die Schätze zu, welche die Wissenschaft in ihrem Vaterlande aufgehäuft hatte. Ihr schönstes Lob sind ihre Schüler. Mögen sich die ausgezeichnetsten Männer unserer gegenwärtigen Epoche erheben und es sagen, ob sie nicht den besten Theil ihres Fortganges ihren Lehrern verdanken.“

Bekker zeichnete sich vor allen durch Eifer aus. Als Lehrer war er unübertrefflich. „Man warf ihm im Anfange seine Eigenschaft als Fremder vor. Aber noch war nicht ein Jahr verflossen, als er französisch und flamändisch zu sprechen wußte, und zwar verstund er diese Sprachen nicht bloß grammatikalisch, sondern er kannte auch alle Dialecte und Volks-Idiotismen, die oft dem Einheimischen unverständlich waren.“ Was sehr ehrenwerth für Bekker spricht, ist, daß er zur Revolutionszeit sein Amt aufgeben wollte, bis es Reiffenberg gelang ihn zu überzeugen, daß es seine Pflicht wäre auf seine Stelle zurück zu kommen. Er wurde nun nach Lüttich geschickt und erhielt daselbst das Rektorat, wo er durch seine Sanftmuth, durch seinen versöhnlichen Charakter die Schwierigkeiten zu beseitigen wußte, welche aus einer Lage hervorgiengen, die so viele Interessen verletzt hatte. Eine bessere Rechtfertigung als die, welche ihm hier der belgische Biograph ertheilt, konnte sich der anfangs so angefeindete Ausländer nicht wünschen. Leider genoß Bekker nicht lange die Freude seiner gesegneten Wirksamkeit. Heftiges Herzklopfen und schnelle Abnahme der Sehkraft deuteten auf ein baldiges Ende hin. Fohmann, der so bald ihm ins Grab nachfolgen sollte, suchte den alten Freund aufzuheitern. In der Nacht vom 26ten auf den 27ten April vorigen Jahres hatte Bekker einen sehr heftigen Anfall. Mit hohler Stimme stimmte er das Abschiedslied der deutschen Studenten an, wenn sie die Universität verlassen; eine Stunde später hatte er das Zeitliche gesegnet.

5. Notice sur la vie et les travaux de Vincent Fohmann par Ch. Morren, professeur ord. de botanique à l'Université de Liége.

Diese Biographie ist besonders ansprechend für den Anatomen, da Morren hier eine historische Darstellung der Arbeiten Fohmanns giebt, welcher bekanntlich das Lymphgefäßsystem zum Hauptgegenstande seiner Untersuchungen sich gewählt hatte und in große Controversen hinsichtlich seiner Entdeckungen gerathen ist. Morren theilt ganz die Ansichten seines verstorbenen Freundes und vertheidigt sie mit Wärme; auf diesen Streit können wir hier nicht weiter eingehen. Fohmann war 1794 zu

Assamstadt in Baden, nicht weit von dem Geburtsorte Bekker's geboren. Auf Tiedemann's Empfehlung kam er 1826 als Professor der Anatomie nach Lüttich. Auch er hatte, gleich allen andern Ausländern, einen sehr unfreundlichen Empfang gefunden. „Die Ernennung Fohmanns ward heftig angegriffen; einige seiner Collegen schonten ihn so wenig als das Publikum und die Studenten, und das Mißvergnügen schien bey Eröffnung seiner Vorlesungen auf eine tobende Weise zum Ausbruche zu kommen. Der Ernannte war damals der französischen Sprache noch wenig mächtig, und der stark hervortretende deutsche Accent mußte bey jedem Worte an seinen Ursprung erinnern und die Stimmung seiner Zuhörer aufregen, die durch äußere Aufreizungen vermehrt wurde. Aber Fohmann hatte einen kalten und piquanten Charakter; anstatt in Harnisch zu kommen oder eine hochmüthige Verachtung zu zeigen, begann er seine erste Vorlesung mit einer Phrase, die noch allen seinen Zuhörern im Gedächtniß ist: On tit que je tit ce que je n'ai pas tit. Ein unaufhaltsames Lachen bemächtigte sich des Auditoriums, und Jeder sah sich hiedurch entwaffnet." Nicht lange dauerte es, so hatte er seine Gegner begütigt, allgemeine Achtung sich erworben und auf diese Weise am besten die Regierung, ihren böswilligen Feinden gegenüber, gerechtfertigt. Mit großer Anerkennung spricht Morren von den Verdiensten Fohmanns insbesondere um die Emporbringung des anatomischen Studiums in Belgien, welches bis dahin seit langer Zeit ganz vernachläßigt war. Mit unsäglicher Mühe wandte er alle seine Zeit und Kräfte auf Anlegung eines anatomischen Museums. Der fortwährende Aufenthalt aber in den schlecht eingerichteten Secirzimmern, das Einathmen der alkoholischen und noch mehr der merkurialischen Ausdünstungen, denen letzteren er bey seinen zahlreichen und bekanntlich meisterhaften Einspritzungen ausgesetzt war, untergruben seine Gesundheit, so daß er im 43 Lebensjahre (am 25. September 1837), als „Opfer der Injektionskunst" unterlag.

6. Notice sur la vie et les travaux de Richard Courtois, par Ch. Morren.

Mit Freundesliebe giebt hier Morren die Lebensgeschichte eines jungen tüchtigen Botanikers, der von Jugend an mit Mangel und Entbehrung bis zu seinem Tode, der schon im 29. Lebensjahre erfolgte, zu kämpfen hatte. Courtois war 1806 zu Verviers geboren, und ist also schon von Geburt an ein Belgier. In seiner Biographie ist, wie in so vielen andern Fällen, recht ersichtlich, wie es oft scheinbar geringfügige Umstände sind, welche die ganze Lebensrichtung eines Menschen bedingen. In Verviers lebte der Nestor der belgischen Botaniker, der Dr. Lejeune, welcher damals mit der Flora von Spa beschäftigt war. Auf seinen Krankenbesuchen stieg er oft vom Pferde, um Pflanzen zu suchen. Dieß hatte der junge Courtois bemerkt und seine Neugierde hätte gern wissen mögen, was man denn so Anziehendes an den Blumen finden könnte. Eines Tages war er so glücklich dem Botaniker die Zügel des Pferdes halten zu dürfen, und erlangte hiedurch zugleich von ihm die gewünschten Aufschlüsse. Bald kam nun der Knabe in nähere Bekanntschaft mit dem Arzte, der seitdem für seine Ausbildung sorgte, da die Eltern von Courtois unbemittelt waren. In Lüttich studierte er Medicin und hier nahmen sich zwey deutsche Professoren, Denzinger und Gaede seiner an und gaben seinem Geiste eine deutsche Richtung, was, wie der Biograph hinzufügt, „nicht zu mißbilligen ist, da man weiß, welche reissende Fortschritte das Studium der Natur in Deutschland gemacht hat, und welche Gründlichkeit nebst umfassender Gelehrsamkeit, die Schriften dieses Theils von Europa auszeichnen. Es ist dieß nichts Neues in der Geschichte der Wissenschaften in Belgien, daß unsere Landsleute eine besondere Vorliebe für die deutsche Litteratur bekennen. Adrian Spiegel, 1578 zu Brüssel geboren, und der als Professor der Anatomie und Chirurgie zu Padua starb, dedicirte seine Isagoge in rem herbariam der deutschen Jugend, um das Interesse zu bezeichnen, welches er für den Entwicklungsgang der Naturwissenschaften in Deutschland hegte, einem Lande, dessen Einwohner, wie er sagte, ein eigenthümliches Geschick zum Studium der Naturwissenschaften hätten."

7. Notice sur la vie et les travaux de Ph. Ch. Schmerling par Ch. Morren.

Auch diese Biographie bietet einen weitern Beleg, wie scheinbar zufällige Umstände es sind,

die dem Geiste eine bestimmte Richtung vorzeichnen. Schmerling hatte bereits 42 Jahre zurückgelegt, ohne an naturhistorische Arbeiten gedacht zu haben, als auf einmal eine anscheinend geringfügige Veranlassung ihn mit Macht auf selbige hinzog. Schmerling wurde zu Delft in Holland am 24. Februar 1791 geboren von einer aus Wien ursprünglich stammenden Familie, welche zur reformirten Kirche übergetreten war. Sein Vater, der Arzt war, bestimmte ihn zu derselben Laufbahn. Anfänglich war er Militärarzt, dann practicirte er in Limburg, und nach seiner Verheirathung mit einer Dame aus der alten schottischen Familie der Douglas ließ er sich 1821 als Arzt in Lüttich nieder, wo er auch 5 Jahre später das medicinische Doktordiplom erlangte. Er hatte hier eine starke Praxis, die ihm hinlängliche Gelegenheit gab, seine große Menschenfreundlichkeit an den Tag zu legen, indem er namentlich der Armen sich annahm und ihnen die nothwendigen Arzneymittel schenkte, so daß er auch von ihnen wie ein Vater geliebt war. In einem solchen Falle war es, daß Schmerling im September 1829 einen armen kranken Arbeiter aus den Steinbrüchen von Chockier, einem fast 3 Stunden von Lüttich entlegenen Dorfe, besuchte. Er sah in der Hütte dieses Mannes die Kinder mit Knochen spielen, deren Form und Größe ihm ungewöhnlich erschienen. Auf Befragen erfährt er von dem Kranken, daß sie aus dem Steinbruche kämen, wo sie, dessen Meynung nach, von einem alten Begräbnißplatze herrühren möchten. Schmerling nahm nun sogleich die vorgefundenen Knochen mit, gab dem Manne weitere Aufträge auf selbige, und indem er selbst ihren Lagerstätten nachforschte, wurde er der Entdecker der ersten in Belgien aufgefundenen Knochenhöhle. Binnen 4 Jahren war er so glücklich mehr als 40 ähnlicher Grotten allein in den Provinzen von Lüttich und Luxemburg ausfindig zu machen. Mit dem unverdrossensten Fleiße suchte er allenthalben die fossilen Ueberreste auf, und er verwandte auf diese Untersuchungen an 20,000 — 30,000 Franks. Hiemit hatte Schmerling aber noch nicht Alles abgethan. Bisher hatte er weder aus der Geognosie, noch aus der Zootomie ein specielles Studium gemacht. Um aber die fossilen Knochen zu bestimmen, mußte er zuerst den Skeletbau der lebenden Thiere kennen, und deßhalb wandte er sich an Fohmann, um bey diesem Vorlesungen über vergleichende Anatomie zu hören. Hiedurch wurde er nun in den Stand gesetzt, seine Recherches sur les ossemens fossiles découverts dans les cavernes de la province de Liège herauszugeben; ein eben so gründliches als prachtvolles Werk, das seinen Namen ehrenvoll dem Gedächtniß der Nachwelt überträgt. Aber auch ihn traf dasselbe Loos, wie Fohmann, Gaede und andere belgische Naturforscher, in den besten Jahren vom Tode übereilt zu werden; er starb am 6. November 1836.

Sammlung algebraisch-physikalischer Aufgaben für Gymnasien und Realschulen von Dr. Eduard Buchner, ordentlichem Lehrer der Mathematik am Gymnas. zu Hildburghausen; mit einer Kupfertafel. Halle. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses 1836. gr. 8. VIII. u. 248 S.

Der Verf. ist von dem regen Streben beseelt, die Lehren der Physik dem Lernenden mittelst Aufgaben, welche Neuheit, Wechsel, Contrast und Steigerung der Vorstellungen erzeugen, bekannt zu machen und sowohl die gewonnenen Lehren anschaulicher zu machen, als auch besondere Liebe für das physikalische Studium zu erwecken. Es ist nicht zu verkennen, daß letzteres in den Schulen dadurch sehr gewinnt, daß man die Physik durch Anwendungen verschiedener Art im Leben für den Lernenden gleichsam genießbar macht, also von dem Verfahren absteht, entweder die einzelnen Lehren jener für zu klar und die Experimente für zu einfach zu halten, als daß man nöthig habe, den Lernenden auf Anwendungen aufmerksam zu machen, oder nur der Wissenschaft selbst zu nützen. Manche physikalische Werke beabsichtigen wohl dieses Nachhelfen und praktische Erläutern durch Aufgaben; allein sie sind theils zu theuer, theils für den Anfänger entweder gar nicht, oder nur schwer verständlich. Kleinere Werke, welche für den Schüler eingerichtet sind und bloß Beyspiele enthalten, sind dem Verf. nicht bekannt, weßwegen er überzeugt ist, daß das vorliegende den Lehrern an Gymnasien, wenn die Physik in ihr Unterrichtssystem aufgenommen ist, und an Realschulen höchst willkommen ist und eine bedeutende Lücke in Schulschriften ausfüllet.

Die Ausarbeitung selbst mag für den Verf. in so fern schwer gewesen seyn, als auf den Gymnasien das mathematische Studium verschieden ausgedehnt wird, und hiernach solche Aufgaben sich richten müssen. An manchen setzt man die ebene, an andern sphärische Trigonometrie, dann die quadratischen oder höheren Gleichungen, endlich die Kegelschnitte und gar Differential- und Integral-Rechnung zum Ziele des mathematischen Wissens. Da nun in der Physik gerade so viel Wissenschaft als Mathematik enthalten ist, also jene durch diese begründet wird, so liegt in diesem Umstande eine besondere Schwierigkeit der Abfassung eines rein praktischen Werkes. Diese wird aber noch dadurch erhöhet, daß man den Unterricht in der Physik entweder rein theoretisch, zur Hebung der formellen Bildung ertheilt, oder damit eine Anweisung zur Deutung der Theorie im Leben verbindet, oder bloß eine Zusammenstellung des Wissenswerthesten beabsichtigt und daß diese Ansichten sich häufig einander schroff gegenüberstehen, oder gar bekämpfen.

Der Verf. erklärt sich für die Vereinigung der beyden ersten Ansichten, legte daher seiner Arbeit C. G. Fischer's mechanische Naturlehre zum Grunde und ordnete seine Aufgaben ganz nach dem Plane dieses sehr schätzbaren und viel gelesenen Buches, welches vom Schüler bloß die Auflösung quadratischer Gleichungen, hie und da auch die Kenntniß höherer Zahlengleichungen und die ebene Trigonometrie verlangt. Diese Grenzen sind nicht weit gesteckt, und können bey 4jährigem Kurse, mit wöchentlichen 3 Stunden in jedem ohne besondere Anstrengung vollständig erreicht werden. Für Elektricität, Magnetismus und Galvanismus findet man nur wenige Aufgaben, was seinen Grund in den Lehren selbst hat, welche bekanntlich mit der Mathematik noch nicht in so nahem Verhältnisse stehen, wie andere physikalische Lehren. Um die Schüler selbst sichten und ordnen zu lehren, hat der Verf. manche Aufgaben nicht sehr logisch unter einander geordnet. Die in Fischers Lehrbuch weniger genau bezeichneten Gesetze hat er den einzelnen Kapiteln vorausgesetzt, theils um das Auffassen und Festhalten zu erleichtern, theils um das Buch für sich als abgeschlossenes Ganzes gebrauchen zu können.

In dieser Einrichtung des Buches liegt ein doppelter Werth, der es der Empfehlung besonders würdig macht. Einmal erhält der Lernende eine Uebersicht der theoretischen Gesetze und eine Veranlassung dieselben sich wiederholt zu vergegenwärtigen, oder abzuleiten und mit klarerem Bewußtseon aufzufassen; sodann wird ihm die Theorie zur Praxis und er sieht beyde in Harmonie verbunden. Manche Beyspiele können gleich als Gesetze gebraucht werden und entsprechen jenem Doppelzwecke mit großem Nutzen, welcher die Verdienste des Verf. bedeutend erhöhet und es vorzüglich wünschenswerth macht, daß das Buch recht häufig gebraucht und in recht vielen Anstalten eingeführt wird. Lehrer und Schüler ziehen hieraus gleich große Vortheile, welche in dem Erheben aus der Praxis zur Theorie eine besondere Steigerung erhalten.

Der Titel des Buches verspricht zwar nur algebraische Aufgaben; jedoch sind geometrische Betrachtungen nicht völlig ausgeschlossen, um auch Gelegenheit zur Uebung in geometrischen Anschauungen zu geben. Hiezu dienen die beygegebenen Figuren. Ein besonders praktischer Vortheil besteht in der Tabelle über die Spannung der Wasserdämpfe; sie fängt bey —50° R. an und geht bis zu 150° von Grad zu Grad und von da an bis zu 600 in je 50 weiteren Graden, worauf sie mit 800 u. 1000° schließt; sie enthält in einer Spalte die Elasticität in par. Zoll und in der anderen die Spannung in Atmosphären. Ueber die physischen Kräfte des Menschen schaltete der Verf. ein Kapitel ein, weil dieser Gegenstand in der neuesten Zeit an Interesse sehr gewonnen hat und dem Lernenden nicht fremd bleiben darf. Diese und manche andere Vorzüge erheben das Buch über viele theoretische Arbeiten, machen es für Schulen, Schüler und Lehrer, zur Förderung des physikalischen Studiums an Gymnasien und anderen Lehranstalten und zur Steigerung der formellen Bildung gleich brauchbar und tragen zu besonderer Empfehlung das Meiste bey.

Es zerfällt in 16 einzelne Kapitel, welche Aufgaben über folgende Materien enthalten: I. Gleichförmige Bewegung mit 40 Aufgaben S. 1 — 14; II. Zusammensetzung und Zerlegung der Bewegung mit vorausgesendeten erläuternden Bemerkungen und 23 Aufg. S. 14 — 19. III. Die Newtonischen Gesetze mit Angabe derselben und 21 ihnen angehörigen Erscheinungen in Fragen und Aufgaben, S. 19 — 22. IV. Schwere und specifisches Gewicht mit zwey Hauptformeln und 51 Aufg. S. 22 — 35. V. Feste Körper, deren allgemeine Gesetze und Eigenschaften mit Bezug auf Cohäsion, Adhäsion und Elasticität mit 26 Aufg. und einzelnen Erläuterungen S. 35 — 42. VI. Statik hinsichtlich des Parallelogrammes der Kräfte mit 36; des mathematischen Hebels mit 29; des Rades an der Welle und der Rolle mit 18; des Schwerpunctes mit 10, des physischen Hebels und der Wage mit 29 und der relativen Festigkeit der Körper mit 13 Aufgaben S. 42 — 81.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. November.

Nro. 224. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Journal of the Academy of natural sciences of Philadelphia. Vol. VII. Part 2. Philadelphia 1837. S. 182 — 414 mit 10 Tafeln. 8.

Immer dringlicher wird für den deutschen Naturforscher das Bedürfniß sich mit der nordamerikanischen Litteratur eben so vertraut zu machen, als dieß bereits mit der auswärtigen europäischen Litteratur der Fall ist. Nicht nur mehrt sich in den Vereinigten Staaten die Zahl der naturwissenschaftlichen Schriften mit jedem Jahre, sondern sie nehmen in gleichem Maaße an innerem Gehalte zu. Auch versteht es sich von selbst, daß mit der Naturgeschichte eines Landes der Einheimische uns am besten bekannt machen kann. Als Beyspiel mag das vorliegende Journal dienen, von dem ich zur Zeit leider nur den angezeigten Band benützen kann, das ich aber bald vollständig zu erhalten hoffe und dann weiter über seinen Inhalt mich verbreiten werde. Es ist dieses Journal bisher in Deutschland noch so wenig bekannt, daß eine kurze Darlegung des Inhaltes, wenn auch nur von dem einzigen vorliegenden Bande, den deutschen Naturforschern willkommen seyn wird, um hieraus die Wichtigkeit dieses Journals bemessen zu können. Die erste Hälfte des siebenten Bandes enthält hauptsächlich botanische und mineralogische Arbeiten; die zweyte Hälfte, welche allein hier detaillirt angegeben werden soll, vorzüglich zoologische Abhandlungen.

1. Description of twelve new species of Birds, chiefly from the vicinity of the Columbia river. By John Kirk Townsend (S. 187 — 193).

Die 12 neuen Arten von Vögeln heißen: Sialia occidentalis, Fringilla oregana und bicolor, Plectrophanes ornata, Parus rufescens und minimus, Sylvia occidentalis, nigrescens, Audubon. und Townsendi, Orpheus montanus, Charadrius montanus. Diese Arten sind kurz charakterisirt, und Audubon wird sie in seinem Prachtwerke, die „Birds of America," abbilden.

2. Description of a new species of Hare found in South Carolina. By J. Bachmann (S. 194 — 199 mit 2 Taf.).

Bachmann nennt die neue Art Lepus palustris; von ihr wird später noch die Rede seyn.

3. On the fusing point of Zinc, and a reference to the relation between the tenacity and the fusibility of the metals in general. By Walter R. Johnson, Prof. of Mech. and Nat. Phil. in the Frank. Inst. etc. (S. 200 — 216).

4. Description of two new species of Trilobites. By Jacob Green M. D. (S. 217 — 226).

Aus der ersten Art von Trilobiten errichtet Green die neue Gattung Cryphaeus mit folgenden Merkmalen: Body ovate oblong, convex, trilobate, contractile? Buckler with two reticulated oculiform tubercles. Arches of the lateral lobes sustaining a second series of ribs. Tail elongated, membranaceous, lobate. Die hierher gehörige Art nennt er Cryphaeus Boothii und definirt sie also: Clypeo antice rotundato; oculis magnis; rugis tribus in fronte lateralibus; articulis septemdecim; cauda serrata utrinque in dentibus quinque divisa. Dieser Trilobit ist bey Huntingdon in Pennsylvanien ge-

funden worden und zwar in einem Gebilde, das Rogers als das olive slate stratum bezeichnet, und das auf einem grobkörnigen Sandstein, voll von Versteinerungen ruht. Ein eingedruckter Holzschnitt giebt ein Bild von diesem Trilobiten.

Die andere Art nennt Green Asaphus Trimblii: Clypeo? corpore depresso; costis planis, parte marginali vix membranacea; cauda rotundata? brevi. Der Fundort ist ebenfalls bey Huntingdon in einem lederfarbigen Thonschiefer.

5. Description of new Marine Shells from Upper California, collected by Thomas Nuttall. By T. A. Conrad (S. 227 — 268 mit 4 Tafeln).

Der Verf. beschreibt eine ziemliche Anzahl kalifornischer Meerconchylien, welche er für neu ansieht. Sie gehören meistens den Muscheln an und sind auf 4 Tafeln gut abgebildet. Auch errichtet er einige neue Gattungen, auf die ich, da sie ganz unnöthig sind, nicht weiter eingehe.

6. Observations on the effects of a remarkable atmospheric current or storm as witnessed on the day following its occurrence. By W. R. Johnson (S. 269 — 281).

7. Observations on the different species of Hares (genus Lepus) inhabiting the United States and Canada. By J. Bachmann D. D. President of the Literary and Philosophical Society, Charleston etc. (S. 282 — 361).

Eine sehr ausführliche und gründliche Monographie der dem Verf. bekannten Arten von Hasen aus den Vereinigten Staaten und Kanada, wobey nicht bloß auf ihren physischen Bau, sondern auch auf ihre Lebensgeschichte und geographische Verbreitung genaue Rücksicht genommen ist. Bachmann zählt 8 Arten auf, von denen ich die Diagnosen beyfüge.

1. Lepus glacialis Leach. Gestalt größer als beym L. virginianus; Farbe im Winter weiß, Haare bis zur Wurzel einförmig weiß, im Sommer oben hellgrau; Ohren schwarz. — Kopf und Leib 26″, Ohren hinten gemessen 4 3/4, Entfernung von der Nase bis zu den Ohren 4 1/2″. Wohnt am Nördlichsten unter allen Arten, indem er in den nördlichen Georgs-Inseln unter 75° Breite gefunden wurde, doch geht er weiter südlich herab als es Richardson angiebt, indem der Verf. ein Exemplar von St. Georgsbay auf Newfoundland unter 47 1/2° Breite erhielt, auch sichere Angaben verbürgen, daß er in den nördlichen Gegenden von Maine noch vorkommt. Aus der Vergleichung eines Exemplars von diesem L. glacialis, welches das hiesige Museum besitzt, mit dem L. variabilis aus den bayerischen Alpen ersehe ich, daß beyde Arten von einander verschieden sind.

2. Lepus virginianus Harlan. Größer als L. americanus, aber kleiner als L. glacialis; Farbe im Winter weiß, Haare an der Wurzel blau, dann gelblich fahl mit weißer Spitze; Sommerpelz oben röthlich braun, unten weiß; Ohren etwas kürzer als der Kopf. — Zwischen 25 — 17″ lang. Ein altes Männchen war 21″ lang, Kopf 3 3/4, Ohren 3 1/2″. Ist keineswegs, wie der Name schließen lassen könnte, ein den südlichen Staaten angehöriges Thier, kommt auf den höchsten Bergen des nördlichen Virginien nur als große Seltenheit vor, ist in den tiefern Theilen von Pennsylvanien und selbst von New-York kaum bekannt, wird dagegen häufig auf die Märkte von Boston, Montreal, Albany und Utika gebracht, kommt in Maine, Unterkanada und am Niagara vor, geht nördlich bis 64°, westlich bis zum stillen Meere. Nach einer spätern Bemerkung (S. 403) sieht der Verf. diese Art für den ächten L. americanus an und legt ihr daher diesen letzteren Namen bey; vergleicht man indeß Schreber's Beschreibung des amerikanischen Hasen, so sieht man, daß einige Arten hierunter confundirt sind. Unser L. variabilis aus den bayerischen Alpen unterscheidet sich von dem L. virginianus durch längere Ohren und einförmig weiße Haare des Winterpelzes.

3) Lepus aquaticus Bachm. Fast so groß als der vorige; Schwanz, Ohren und Kopf lang; Füße lang, schmal, weniger mit Haaren bedeckt als bey Nr. 4; Farbe unten weiß, oben bräunlich gelb, im Winter hier fast kohlschwarz. — Länge

20″, Kopf 4 1/2, Ohren 3 7/8, Schwanz (Wirbel) 2 1/8, mit Haaren 3″ lang. Ist östlich und nördlich vom Staate Alabama nicht bekannt, dagegen häufig hier und noch mehr im Staate Missisipi und Louisiana. Bewohnt besonders sumpfige Gegenden, schwimmt gut, flüchtet sich bey Gefahr ins Wasser und findet darin auch einen großen Theil seiner Nahrung.

4) Lepus americanus Auct., dem der Verf. späterhin in dem schon erwähnten Nachtrage den neuen Namen L. sylvaticus beylegt. Ist oben gelblich braun, an der Außenseite der Beine röthlich, unten weiß; im Winter wird er oben beträchtlich heller, ohne jedoch weiß zu werden. Ein großes altes Männchen mißt 15″, Kopf 3 1/2, Ohren 3, Schwanz (Wirbel) 1 1/4, mit Haaren 2 1/4″. Die gemeinste Art, durch den ganzen Umfang der Vereinigten Staaten verbreitet.

5) Lepus palustris Bachm. Kleiner als der vorige; Ohren viel kürzer als der Kopf; Augen ziemlich klein; Schwanz sehr kurz; Füße schmächtig, dünn behaart; Oberleib gelblichbraun, unten grau, wird im Winter oben dunkler. — Länge 13″, Kopf 3 1/2, Ohren 2 1/2, Schwanz (Wirbel) 5/6, mit Haaren 1 1/2″. In Südkarolina, Georgien und Ostflorida, wo er sumpfige, den Ueberschwemmungen ausgesetzte Gegenden bewohnt und gut schwimmt.

6) Lepus Nuttallii Bachm. Sehr klein; Schwanz mäßig lang; Farbe oben aus hellgelb und dunkelbraun gemischt, unten licht gelblichgrau; Ohren breit und abgerundet. — Länge 6 3/4″, Ohren 1 1/2, Schwanz (Wirbel) 3/4, mit Haaren 1 1/4.″ Westlich von den Rocky Mountains, noch wenig bekannt.

7) Lepus campestris Bachm. (L. virginianus Richards. non Harlan). Ist vom Verf. nicht selbst gesehen, überhaupt zur Zeit noch unvollständig gekannt.

8) Lepus (Lagostomus) princeps Richards. Durch Richardson hinlänglich beschrieben.

Die neuen Arten sind in guten Abbildungen kolorirt dargestellt. Nach des Verf. mir mündlich gemachten Mittheilungen hat er seitdem noch 7 neue Arten, unter welchen jedoch unser Lepus callotis mit vorkommt, aufgefunden, so daß die ganze Anzahl von Hasenarten, wenn wir davon Lagostomus princeps ausschließen, innerhalb des Gebiets der Vereinigten Staaten auf 14 sich beläuft. Sie werden demnächst von Bachmann publicirt werden.

8. Some remarks on the genus Sorex, with a Monograph of the North American species. By J. Bachmann etc. (S. 362 — 402 mit 2 Tafeln).

Der Verfasser hat sich hier an die schwierigste aller Gattungen, nämlich an die Spitzmäuse gemacht, von welchen er 13 Arten beschreibt. Seitdem hat er noch 5 neue Arten hinzu bekommen, die ebenfalls in der Fortsetzung des gedachten Journals beschrieben werden sollen. Sobald mir diese Arbeit vollständig vorliegen wird, werde ich ausführlicher auf sie zurückkommen. Alsdann kann ich auch auf die Vergleichung mit den europäischen Arten eingehen, da der Verf. nunmehr selbst durch seine Reisen in Europa unsere Arten aus Autopsie kennen gelernt hat.

9. On a new species of Woodpecker. By Trudeau (S. 404 — 406).

Die neue Art heißt Picus Auduboni.

A. Wagner.

Sammlung algebraisch-physikalischer Aufgaben für Gymnasien und Realschulen von Dr. Eduard Buchner, ꝛc.

(Schluß.)

VII. Der Abschnitt „Mechanik“ enthält 42 Aufg. über den freyen Fall und die Wurzelbewegung; 16 derselben übee die Bewegung der Körper auf schiefen Ebenen; ihrer 11 über die Ueberwucht bey der Rolle; 15 über Centralbewegung im Kreise; 27 derselben über das Pendel nebst erklärenden Bemerkungen, ihrer 28 über den centralen Stoß und endlich 31 derselben über die physischen Kräfte des Menschen. S. 81 — 127. VIII. Ueber die Akustik findet man ausser 40 Aufgaben sehr belehrende und interessante Bemerkungen, welche das Gebrauchen des Buches gleich anziehend machen. S. 127 — 145. IX. Die 53 Aufgaben über die Wärme

betreffen die Ausdehnung S. 145 — 161. X. Wegen tropfbarer Körper findet man 12 Aufgaben aus der Hydrostatik, 24 derselben über das specifische Gewicht; 35 über die Hydraulik nebst 7 gemischten; endlich 8 über die Haarröhrchen und 14 über das Schwimmen S. 160 — 192.

XI. Die ausdehnsamen, luftförmigen Körper betrachtet der Verf. in 12 Aufg. über das Barometer; in 22 über das Mariotte'sche Gesetz, über Expansivkraft der Luft, über Einfluß der Wärme auf diese und über das Maaß der Wärme; in 12 über die Luftpumpe; in 17 aus der Aerostatik und in 8 Beyspielen aus der Aeronautik. S. 192 — 210. XII. Ueber die Verdunstung giebt er die sechs vorzüglicheren Gesetze an, dann läßt er 15 erläuternde Aufgaben folgen S. 210 — 216. XIII. Für die Pneumatik findet man nur 8 Aufg. S. 216 — 219. XIV. Für das Licht fügt er nach 46 Aufgaben noch mehrere einzelne Fragen über die Erklärungsweisen von Erscheinungen bey S. 219 — 233. XV. Die Elektricitätslehre sollen 8 Aufgaben versinnlichen. Endlich folgen noch 35 nachträgliche gemischte Aufgaben, welche den Vortheil gewähren, daß sie den Schüler veranlassen, diejenigen Disciplinen aufzusuchen, zu welchen sie gehören S. 233 — 246.

Hinsichtlich des Charakters der Aufgaben bemerkt Ref., daß derselbe sowohl der Theorie, als der Praxis genug entspricht, daß sie mit Vorsicht und Zweckmäßigkeit ausgewählt, häufig näher erläutert und die Antworten mit öftern anschaulichen Versinnlichungen den Fragen selbst beygefügt sind. In den Formeln selbst lassen sich manchmal Vereinfachungen anbringen; manche Schreibarten z. B. ein $\frac{\varphi^2}{2}$ und andere sind nicht gut gewählt und auf Correktur der Druckfehler, obgleich ihr Verzeichniß sehr groß ist, scheint nicht die größte Sorgfalt verwendet worden zu seyn. Auch das Papier verdient keiner besonderen Empfehlung.

Bey der Aufmerksamkeit, mit welcher das naturwissenschaftliche Studium an den polytechnischen Schulen Baierns betrieben wird, möchte Ref. den Gebrauch des Buches an diesen Anstalten und mit Ausschluß der auf höheren, ja selbst quadratischen Gleichungen und auf der Trigonometrie beruhenden Aufgaben auch an den Gewerbschulen jedem Lehrer und besonders den Vorständen dieser Anstalten zur Anschaffung desselben aus der Schulkasse sorgfältigst empfohlen haben. Für die Gymnasien kann es leider nicht gebraucht werden, weil von ihnen der Unterricht in der Physik ausgeschlossen ist. Besonderen Gewinn werden dagegen die Lehrer der Physik an Lyceen und ihre Schüler aus dem Buche ziehen. Mögen sie daher auf dieses die geeignete Rücksicht nehmen.

m.

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorffs Annalen der Physik und Chemie. Bd. XXXXIII. (zweyte Reihe Bd. XIII.) 1837.

Auch in diesem Bande ist die Anzahl der Abhandlungen und Nachrichten, welche die Elektricität (vorzüglich galvanische) und Magnetismus zum Gegenstande haben, die bey weitem größte. Ehe wir aber dieselben im Auszuge liefern, müssen wir die äußerst wichtige Abhandlung des Hrn. Melloni über die Wärme mittheilen (18 — 46 und 257 — 285).

A. Die wichtigen über die Wärme angestellten und mitgetheilten Erfahrungen haben nämlich gelehrt, daß Wärmestrahlen durch Turmalinpaare, wie das Licht, alle Grade der Polarisation zeige, ohne übrigens eine verschiedene Polarisations-Fähigkeit der verschiedenen Wärmearten annehmen zu müssen. Vielmehr brechen Turmaline alle Arten strahlender Wärme doppelt, und absorbiren mehr oder weniger einen der Lichtbündel so, daß sie alle Wärmestrahlen, wie die Lichtstrahlen aller Farben, die die Refraction und Reflexion erzeugenden Kräfte vollkommen polarisiren.

Indessen glaubte H. Forbes, welcher zuerst Glimmerplättchen zur Darstellung dieser Erscheinungen angewendet hat, gefunden zu haben, daß von verschiedenen Wärmequellen die Polarisation durch dieselben Glimmersäulen sehr verschieden sey. Aber H. Melloni weiset die Versehen nach, welche H. Forbes bey seinen ersten Untersuchungen begangen hat, und giebt die Methode an, wie sie vermieden werden können. Nachdem er die Construction der Glimmersäulen, und einen, dem Biot'schen Lichtpolarisations-Apparate ähnlichen Apparat, in welchem man die Säulen in alle erdenkbare Winkellagen gegen den Wärmebündel versetzen kann, und auf welchen man die Wärmestrahlen durch eine Steinsalzlinse parallel auf die Glimmersäulen bringt, sorgsam beschrieben, zeigt er, 1) daß die von den Glimmerplättchen absorbirte Wärme keinen merklichen Einfluß auf das Thermoskop ausübt, und 2) die beobachtete Wirkung unabhängig ist von der vertikalen Richtung, in der sich während ihres Parallelismus die Ebenen beyder Säulen befinden, und zeigt im Verfolge, daß

a) die Wärmemenge, welche bey gegebener Neigung der Säulen zum Thermoskop gelangt, abnimmt, wie die Zahl der Platten wächst.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. November.

Nro. 225. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Researches into the physical History of mankind. By James Cowles Prichard M. D. Third edition. Vol. II. containing researches into the physical Ethnography of the african races. 1837. 573 S. mit 6 Abbildungen.

Wir haben bereits früher in unsern Blättern (Band IV. S. 925) eine ausführliche Anzeige vom ersten Theile des vorliegenden Werkes geliefert, und gehen jetzt in der Kürze auf den zweyten ein. Während jener allgemeinen Betrachtungen über die Naturgeschichte des Menschen gewidmet war, beginnt nun mit dem zweyten Theile die specielle Beschreibung der einzelnen Völker und zwar zunächst der afrikanischen Rassen. Es ist dieser Band mit derselben Sachkenntniß, wie der erste bearbeitet, und die deutsche Literatur über diesen Gegenstand nicht minder berücksichtigt als die englische und französische; an Ritters Erdkunde namentlich, die der Verf. ein admirable work nennt, hat er sich einen trefflichen Anhaltspunct gewählt.

In seiner Darstellung der afrikanischen Völker geht der Verf. nicht von der rein anthropologischen Betrachtungsweise, sondern von der geographischen aus. Mit den neuern Geographen unterscheidet er das nördliche Afrika oder die Region des Atlasgebirges (Atlantica), das südliche Hoch-Afrika und das zwischen beyden Hochlanden liegende Tiefland.

1. Das Atlas-Gebirgsland. Die Ureinwohner sind hier die Berbern, welche sämmtlich eine einzige Stammsprache haben. Nach Jackson sollte zwar die Sprache der Schelluh (Schuluh) gänzlich von jener verschieden seyn; die neuere Nachforschungen des Lieutenants Washington haben jedoch dieses Resultat nicht bestätigt. Der Verf. unterscheidet 1) die Berbern des nördlichen Atlas, 2) die Schuluh der südlichen Gegenden von Marokko, 3) die Kabylen von Algier und Tunis, und 4) die durch die Sahara bis in den Sudan zerstreuten Tuaryk. Die Kenntniß, die wir von diesen Völkern haben, ist noch lange nicht befriedigend; am ersten ist zu hoffen, daß jetzt von Algier aus eine nähere Bekanntschaft mit den Kabylen gewonnen werden wird.

2) Centralafrika nordwärts vom Aequator, das jenseits der Sahara beginnt und sich vom Kap Roxo bis zum Kap Guardafui in seiner größten Breite ausdehnt. Diese Landstrecke wird zuweilen Nigritien oder das Land der Neger, bisweilen auch Aethiopien genannt. Die erstere dieser Benennungen ist mehr den westlichen, die letztere mehr den östlichen Theilen gegeben, obgleich keine genaue Grenze zwischen beyden Gegenden besteht. Als Differenzen im physischen Baue zwischen den Negern und Aethiopiern hebt der Verf. folgende hervor:

„Die Neger sind durch ihre wohlbekannten Züge, unter welchen das Wollhaar am auffallendsten ist, ausgezeichnet; dagegen ist es schwer, ein den äthiopischen Rassen eigenthümliches Merkmal ausfindig zu machen, wenn man nicht das negative des Ermangelns der eben bezeichneten Neger-Eigenthümlichkeit nimmt; eine andere Definition läßt sich nur im Allgemeinen anwenden und unterliegt Ausnahmen. Die äthiopischen Rassen haben gemeiniglich etwas in ihrem physischen Charakter, was Afrika eigenthümlich ist, ohne jedoch jenen Grad zu erreichen, in welchem es bey den schwarzen Völkern des Sudans ausgeprägt ist. Ihr Haar, obschon nicht wollig, ist gewöhnlich gekräuselt oder stark ge-

lockt. Die Farbe ist bisweilen schwarz; bey andern bronze oder olivenartig, oder häufiger tief kupfer- oder rothbraun, wie solches die egyptischen Gemälde der menschlichen Figuren zeigen, obwohl gemeiniglich in einem tiefern Tone. Bisweilen sind ihre Haare und die Leibesfarbe etwas braun oder roth. Das Gesicht ist oft voll und abgerundet, nicht so scharf und vorspringend wie das der Araber; die Nase ist nicht platt oder niedergedrückt, doch selten so vorragend wie bey den Europäern; die Lippen sind zwar gewöhnlich dick, aber selten so aufgeworfen, wie bey den Negern. Ihre Gestalt ist schlank und wohlgebildet, und gleicht häufig der Form, von welcher die egyptischen Gemälde und Statuen uns das bekannteste Beyspiel liefern. Diese Merkmale, wiewohl in einiger Hinsicht zu denen des Negers hinneigend, sind vollkommen verschieden von den Eigenthümlichkeiten des Mulatten oder der Mischlinge."

Mit andern Worten, die Aethiopier (Abyssinier, Nubas, Kopten) gehören trotz ihrer dunkeln, mitunter selbst schwarzen Farbe, noch der großen Hauptabtheilung der kaukasischen Rasse an, und sie sind das Mittelglied, durch welches in allmähligen Abstufungen sich diese Rasse mit der der Neger verbindet, zum unwiederleglichen Beweise, daß beyde Abtheilungen unter einer und derselben Art zu begreifen sind, und nicht etwa unter zwey oder mehreren, wie es Bory und seine Nachtreter behauptet haben.

Der Verfasser betrachtet zuerst die westliche Abtheilung Centralafrika's, Senegambien und Ober-Guinea einschließend, und charakterisirt genau die hier wohnenden Hauptvölker, welche sämmtlich der großen Negerrasse anheim fallen. Alsdann kommt er auf den Sudan zu sprechen, dem ursprünglich ebenfalls lauter Negervölker angehören. Mit besonderer Berücksichtigung werden die Felatah's behandelt, welche in ihrer physischen Beschaffenheit gewissermassen in der Mitte zwischen den ächten Negern und Aethiopiern stehen; sie selbst zählen sich zu den Weißen.

Hierauf kommt der Verf. auf die östliche Abtheilung von Centralafrika, und beginnt mit den Abyssiniern, welche hinsichtlich ihres physischen Baues, ihrer linguistischen und historischen Beziehungen ausführlich behandelt werden. Besondere Berücksichtigung erhalten auch noch die Barabras (Mulos), und vor allen die Egypter, welchen er ein eignes Studium gewidmet hat, wie dieß seine Analysis of the Egyptian Mythology ausweist, welche Haymann im vorigen Jahre ins Deutsche übersetzt hat. Am Schluße dieses Abschnitts spricht der Verfasser von den arabischen Stämmen, welche durch Nordafrika sich verbreitet haben.

3. Südafrika, südlich vom Aequator. Die Hauptnationen, die hier auftreten, sind die verschiedenen Stämme der Kongoer, Kaffern und Hottentotten. Prichard bestätigt durch eigne Untersuchungen gleichfalls das schon früher von Marsden angedeutete Resultat, daß sämmtliche Sprachen der südamerikanischen Völker, mit Ausnahme der der Hottenttotten, einer großen Sprachenfamilie angehöre, und daß zwischen ihnen ein ähnliches Verhältniß bestehen mag, wie unter den Sprachen der indo-europäischen Völker.

Sehr erfreulich ist es, daß von diesem ausgezeichneten Werke Prichards Professor Rudolf Wagner eine deutsche Uebersetzung mit Zusätzen besorgt, wovon der erste Band im October bereits erscheinen wird. Hiedurch wird hoffentlich bey uns das jammervolle Machwerk Bory's über denselben Gegenstand, welches das Weimarer Industrie Comptoir auf eine des Originals würdige Weise ins Deutsche hat übersetzen lassen, vollends beseitigt werden.

A. Wagner.

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorffs Annalen der Physik und Chemie. Bd. XXXXIII. (zweyte Reihe Bd. XIII.) 1837.

(Fortsetzung.)

b) Daß der Antheil der von den Säulen polarisirten Wärme desto größer ist, je kleiner der Auffalls-Winkel ist;

c) daß die Wärmepolarisation bey einem gewissen Neigungswinkel ein Maximum erreicht, und auf diesem bey allen kleineren Neigungen stehen bleibt;

d) die Neigung des unveränderlichen Werthes aber mit der Anzahl der Plättchen in den Säulen zunimmt, und

e) überhaupt die Gesetze der Polarisation sowohl durch Refraction als durch Reflexion bey der Wärme und dem Lichte ganz gleich sind, wie die von H. M. tabellarisch vorgelegten Resultate seiner Versuche deutlich zeigen.

Der genaue Werth des Winkels der vollständigen Wärmepolarisation ist übrigens wegen der nicht polarisirten Wärme nicht leicht zu finden. Da aber dieser Fehler mit der Anzahl der Plättchen geringer wird, so bediente sich H. M. einer Säule von 120 Plättchen, und es ergab sich, daß das Maximum des Durchganges sich schwerlich weit von 35° 30′ entfernen kann, wie nach Brewster bey der vollständigen Polarisation des Lichtes.

Versuche mit Platten aus Körpern von entgegengesetzter Diathermanße (Diathermanität) überzeugten H. M. daß die Polarisation, welche von den brechenden Kräften der Mittel erzeugt wird, unabhängig ist von der Quantität der Wärmestrahlen, wenn sie auch von den verschiedensten Wärmequellen, wie z. B. einer Locatell'schen Lampe, glühendem Platindraht, 400° heißem Kupfer u. dgl. kommen.

Die Analogie zwischen Wärmestrahlen und farbigen Lichtstrahlen läßt zwar, wie H. M. meynt, glauben, daß auch in den Wärmestrahlen verschiedene Brechbarkeit liege. Allein diese Veränderungen entgehen bey dem dermaligen Zustande unserer Calorimetrie gänzlich unseren Mitteln. Würde es aber auch einstens gelingen, die verschiedenen Wärmestrahlen zu isoliren, so würde doch die Neigung nur um einige Bruchtheile eines Grades verschieden seyn.

Wenn nun die Wärme sich ganz wie das Licht polarisirt, und Turmaline eine Polarisation geben, die bald vollständig, bald scheinbar unvollständig, bald null ist, so kann die Ursache nur in einer Doppelbrechung liegen, wie es sich denn auch durch die Erfahrung, welche H. Forbes zuerst gemacht hat, nachweiset.

In Rücksicht der Interferenz ist es aller Analogie nach wahrscheinlich, daß auch die Wärmestrahlen interferiren. Allein meines Erachtens, sagt H. M., haben wir noch keine Thatsache, aus der wir irgend einen direkten oder indirekten experimentellen Beweis dafür ableiten könnten.

Das wichtige Resultat der ganzen Abhandlung ist daher, daß die Gesetze der Wärme und des Lichtes, so lange ihre Strahlen sich frey bewegen, die nämlichen sind. Zahlreiche Unterschiede aber zeigen sich sogleich, wenn der Gang der beyden Strahlungen irgend eine Hemmung, sey es an der Oberfläche oder im Innern der Körper, erfährt.

b) Bey einem Bohrloche zu Grenelle bey Paris wurde in der Tiefe von 400 Mètres = (1231 par. F.) die Temperatur zwischen 23°,5 und 23°,75 Cels., und daher, ausgehend von 10°,6 der mittleren Bodentemperatur, 12,°9 und 12°,05 für die ganze Tiefe, für 1° C, also 31 oder 30,87 Mètres von Arago, Dulong und Magnus gefunden. (46.)

c) H. K. E. von Baer schreibt an H. Al. v. Humboldt, daß bey Durchgrabung des Eises bey Jakutsk in einer Tiefe von 382 engl. F. die Temperatur — 1/2° R., bey 77 F. — 5°,5, bey 119 F. — 4°, bey 217 F. — 2°, bey 243 F. — 1°,5 gefunden worden (191).

d) H. Darondeau giebt (419) aus den Beobachtungen bey der Weltreise des Schiffes Bonite folgende Temperatur in der Tiefe des Meeres:

Unter 29°23′ N.B. 37°6′ W.L. an der Oberfläche 23°,8, in 1660 Faden Tiefe 6°7 Cels.

Unter 16°49′ N.B, 118° W. L. an der Oberfläche 29°, 3, in 1300 Faden Tiefe 5°,5.

Unter 28°22′ N.B. 132° 8′ O.L. in 800 Faden Tiefe 4°,9.

B. In Beziehung auf die Erscheinungen des Lichtes beschäftigt sich (286—292) H. J. K. W. Knochenhauer in Meiningen mit den Gesetzen der Bilder, welche bey der Beugung des Lichtes vor dem Schirme entstehen, um diese Lehre zu vollenden. Diese Bilder müssen begreiflich sehr nahe vor dem Schirme liegen, die Oeffnung sehr klein seyn, und die Untersuchung nur durch Mikroskope geschehen.

Hr. K. leitet zuerst aus den bekannten Beugungsformeln Resultate für diese Bilder her, vergleicht sie dann mit den wirklichen Beobachtungen, und findet sie so übereinstimmend, als es verlangt werden kann.

C. In Beziehung auf Electricität zeigt zur Rechtfertigung der von ihm bekanntlich eifrig vertheidigten Contacttheorie Hr. Fechner durch Versuche, daß a) der Widerstand des Ueberganges sich nicht ändert an einer Platte, sie mag als Zwischenplatte oder als erregende Platte dienen, b) daß das Gesetz der galvanischen Spannungsreihe sich auch für die geschlossene Kette bestättiget, c) daß zu Anfang der Schließung der Uebergangswiderstand gleich ist für kupferne und zinkne Zwischenbogen, aber für erstere rascher zunimmt, d) daß eine schwächer als eine andere wirkende Kette die stärkere überwiegen kann, e) daß unter Umständen bey

Verſtärkung der chemiſchen Wirkung mittels Verſtärkung der Leitungsflüſſigkeit die Wirkung der Kette abnimmt, ſtatt zuzunehmen. Lauter Reſultate, welche nach H. Fechner's Meynung der chemiſchen Theorie durchaus nicht zuſagen, nach der Contacttheorie aber ohne Schwierigkeit erklärt werden können.

b) Das Leitungsvermögen gewiſſer Flammen und erhitzter Luft unterſuchte (310 — 328) nach Ermann's, Biot's und Ritchie's Verſuchen H. Th. Andrews in Belfaſt zuerſt mittels einer einfachen Kette von Zink und Platin und einer Löſung von Jodkalium, womit er einen Streifen Löſchpapier tränkte, und fand, wenn der poſitive Pol mit dem Boden in Berührung geſetzt wurde, ſogleich eine Ablagerung von Jod. Die Flammen des Weingeiſtes, des Steinkohlengaſes, des Aethers, des Waſſerſtoffgaſes, der Holzkohlen zeigten den Durchgang durch das Eintreten der Zerſetzung. Nach der Quantität des abgeſetzten Jod's zu urtheilen, iſt das Leitungsvermögen der Holzkohlenflamme unter allen Umſtänden bedeutender als das aller übrigen, während bloße zur Rothgluth erhitzte Luft den Strom einer Batterie von 2 Plattenpaaren nicht zu leiten ſcheint.

Der Hr. Verf. ſchließt aus ſeinen mit Umſicht und Genauigkeit angeſtellten Verſuchen, daß die Electricitätsleitung der Flammen nicht durch eine verminderte Elaſticität der in ihnen enthaltenen Gaſe erklärt werden könne.

c) Das elektromotoriſche Verhalten einiger Metalloxyde, des Platin's und des paſſiven Eiſens unterſuchte H. C. F. Schönbein in Baſel (89 — 104 und 229 — 241), nachdem er ſchon früher dargethan, daß das Hyperoxyd des Bleyes mit Eiſen ein höchſt wirkſames volta'ſches Paar bilde, in welchem das Metall das ſogenannte poſitive Element iſt. Seine hier mitgetheilten Beobachtungen und Unterſuchungen gaben ihm das für die Theorie der voltai'ſchen Säule wichtige Reſultat, daß Silberhyperoxyd, Bleyhyperoxyd, Platin, und paſſives Eiſen ſich in dieſer Hinſicht ſo zu einander verhalten; „daß immer die vorausſtehende der genannten Subſtanzen in Beziehung auf die folgende negativ iſt, und zwar unter Umſtänden, wo keine wahrnehmbaren chemiſchen Reactionen ſtatt finden.“

Obſchon dieſe Thatſachen ganz zum Vortheil der Contacttheorie zu ſprechen ſcheinen, ſo glaubt Hr. Sch. doch, daß ſie mit der chemiſchen Anſicht keineswegs im Widerſpruche ſtehen. Der Hr. V. will aber damit nicht einen wirklichen chemiſchen Proceß verſtanden wiſſen, ſondern nur eine chemiſche Action, welche alle Subſtanzen auf einander ausüben, und welche dem actuellen chemiſchen Proceß als potentieller vorausgegangen ſeyn muß. Und dieſer Thätigkeit meynt Hr. H. muß man das Vermögen zuſchreiben, Electricität in Form eines Stromes (Tendenzenſtrom) in Bewegung zu ſetzen. Man ſieht, daß H. Sch. in Bezug auf die electromotoriſchen Effecte der chemiſchen Anziehungskräfte weiter geht, als Faraday, De la Rive u. aa.

Deßwegen wurde auch, wenn Hr. Sch. ein Stück Eiſendraht in ausgekochtes Waſſer legte, und durch Platindrähte mit dem Galvanometer verband, die Nadel auf 40° abgelenkt, ohne daß eine wirkliche Oxydation des Eiſens und Zerſetzung des Waſſers erſchien.

Ob Wärme dieſen Tendenzenſtrom begünſtige, iſt zwar bis jetzt nicht ausgemittelt, aber ſehr wahrſcheinlich iſt es, daß unter übrigens ganz gleichen Umſtänden die Stärke desſelben dem Temperaturgrade der erregenden Subſtanzen proportional iſt.

Da verſchiedene andere Metalle dieſelbe Wirkung auf die Nadel des Galvanometers, aber mit verſchiedener Stärke der Abweichung nach der verſchiedenen Affinität zum Sauerſtoff, zeigten, ſo meynt Hr. Sch. der Galvanometer könne auch die relative Affinität der Metalle zum Sauerſtoff meſſen, wenn das Stromleitungsvermögen dieſer Stoffe, und der Widerſtand gegen den Strom gleich wäre.

Um ſeine Anſicht von der Wirkung des von ihm ſogenannten Tendenzenſtromes weiter zu begründen, conſtruirte Hr. Sch. eine Säule, in welcher jede chemiſche Thätigkeit möglichſt ausgeſchloſſen iſt, und hauptſächlich nur ein Tendenzenſtrom kreiſet. Sie beſtand aus einem Becherapparate von 12 Elementen, deren jedes aus einem 5zölligen Platindraht und einem eben ſo langen paſſiven Eiſendraht zuſammengeſetzt war. Als excitirende Flüſſigkeit diente chemiſchreine Salpeterſäure von 1°,35. Mit einem ſehr empfindlichen Galvanometer verbunden zeigte ſich durch die Ablenkung der Nadel das Eiſen als poſitiver Pol, aber keine Waſſerzerſetzung; keine Kupferniederſchlagung in Kupfervitriolauflöſung, keine Gasentwickelung.

Aus Allem geht hervor, wie H. Sch. meynt, daß „nur Der die Beweiskraft dieſer Thatſachen zu Gunſten der chemiſchen Theorie abſprechen könne, deſſen Urtheil durch eine vorgefaßte Meynung zum Voraus beſtimmt iſt;“ denn es geht daraus hervor, daß der Tendenz- oder wenn man lieber will, der Contactſtrom keinen, wenigſtens keinen wirklichen Antheil an der Electrolyſation habe.

d) Ueber die Erwärmung im Schließungsbogen der elektriſchen Batterie hatte H. Pet. Rieß ſchon früher (An. B. XL.) Verſuche mitgetheilt; aus welchen auch ein allgemeiner Ausdruck abgeleitet wurde.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. November.

Nro. 226. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Reise durch die östlichen Bundesstaaten in die Lombardey und zurück über die Schweiz und den obern Rhein, in besonderer Beziehung auf Völkerkunde, Landbau und Staatswirthschaft von C. Fr. v. Rumohr. (Mit dem Motto: Fortunatus et ille, Deos qui novit agrestis. Virg. G. II.) Lübeck, 1838. 8. XII. und 276 Seiten.

Bereits im Jahre 1830 hat der Herr Verfasser in einer Schrift über den Ursprung der Besitzlosigkeit des Colonen im neuern Toscana gründliche und belehrende Forschungen über Zustände des Landbaues bekannt gemacht; und in dem vorliegenden Werke wendet er sein Interesse abermals vorherrschend verwandten Gegenständen zu. Eine Reise durch Mecklenburg, die Mark Brandenburg, Sachsen, Böhmen, Oestreich nach Oberitalien giebt ihm Veranlassung zu gelegentlichen Bemerkungen über Landbau und Nahrungswesen jener Länder, und in gleicher Weise läßt er sich auf der Rückreise über einige Theile der Schweiz und des westlichen Deutschlands vernehmen. Die eigentliche Aufgabe, die er sich vorsetzt, ist aber die Beleuchtung der Wiesen-Bewässerung in der Lombardey. Doch nicht eine Anweisung zur technischen Ausführung der Bewässerung, sondern nur Erinnerungen will er geben an das, was in Norditalien von republikanischen und monarchischen Regierungen für die Ausdehnung und Erweiterung, wie anderseits für die gesetzliche Begründung der Bewässerungs-Cultur geschehen ist. Wiederholte Beobachtung dieses großartigen, wie mancher eingeschränkteren Bewässerungssysteme — in der Feldmark von l'Aricia bey Rom, in der Ebene des lucchesischen Gebietes, in den Legationen des Kirchenstaates, auch in einigen deutschen Gegenden — erweckte in ihm den Wunsch, daß in unserm Vaterlande die Vortheile der Irrigation in größerer Ausdehnung, als bisher, möchten anerkannt werden. Was in verschiedenen Gegenden Deutschlands von älteren Bewässerungen vorkommt, ist meist von geringer Ausdehnung, erstreckt sich selten über die Gränzen eines Kloster- oder Stadtgebietes, weil die vielartige Zersplitterung des Grundeigenthums, welche das Colonat in seinen theils altgermanischen, theils modern mittelalterlichen Formen herbeygeführt hatte, umfassendere Cultursysteme durchhin erschwerte, oft ganz unausführbar machte. Anders in der Lombardey, wo bereits im 12ten Jahrhundert der bedingte Besitz in unbedingten sich verwandelt hatte, der hörige und eigene Bauer aber in jene moralisch wie rechtlich ungebundene Lage des Lohnarbeiters und Zeitpächters hinübergetreten war, in welcher wir ihn noch gegenwärtig finden. Bereits um 1170 konnte der erste große Canal von der Stadtgemeinde Mailand, der Ticinello, beschlossen werden, mit dem die dortigen Bewässerungen aus den beschränkten Privatverhältnissen durch Ausdehnung ihrer Anwendung in das öffentliche Leben hinüber traten. Eine ähnliche Veränderung der bäuerlichen Verhältnisse eröffnet gegenwärtig auch bey uns wie jedem andern größer angelegten Cultursysteme, so besonders der Acker- und Wiesenbewässerung einen Spielraum, der bis dahin ihr versagt war. Und je thätiger die Landwirthe auf sie hingewiesen werden, um so dringender ist es, ins Auge zu fassen, was in dieser Beziehung auch den Regierungen obliegt. Hier scheint es denn dem Hrn. Verfasser vor allem nöthig, auf die Entstehung und Ausbildung der Bewässerung in Ober-Italien einen Blick zu werfen, sowohl um Fehlgriffen und halben Maaßregeln auszuweichen, wie

auch um große, durch eine sechshundertjährige Erfahrung gewonnene Resultate ohne kostbare Versuche und schwere Opfer mühlos sich anzueignen.

Die Bearbeitung der Aufgabe, die sich der Herr Verfasser gestellt, und die wir großentheils mit seinen eigenen Worten hier angedeutet haben, ist besonders für Bayern von Wichtigkeit, wo theils in einem ziemlich ausgedehnten Districte, in Franken an der Rednitz nämlich, die Wiesenbewässerung seit älterer Zeit mit größtem Vortheile betrieben wird, *) theils in den weitverbreiteten Mösern von Oberbayern, ja selbst in den großen Blachfeldern, welche die Kieslager bey Augsburg und München bilden, einen größern Spielraum finden könnte, als irgend anderswo in Süd- oder Mitteldeutschland.

Doppelt wichtig ist für uns die Erwägung der Umstände, unter welchen in Norditalien die Feldbewässerung sich bis zu ihrer gegenwärtigen Vollkommenheit entwickelt hat, als in neuester Zeit Versuche zur Bewässerung der Möser gemacht worden sind, welche, so weit sie der Referent kennt, aus zwey Ursachen wenig Hoffnung geben: einmal weil die verschiedenen Unternehmungen nur als vereinzelte behandelt sind und noch nichts geschehen ist zur Durchführung der Sache mit vereinten Kräften auf allen zu einem Bewässerungssystem geeigneten Grundstücken; sodann weil bey der Einrichtung der Bewässerung selbst die an andern Orten seit längerer Zeit bewährten technischen Regeln nicht genügend berücksichtiget zu seyn scheinen.

Ehe wir den Hauptinhalt der Schrift betrachten, können wir uns nicht versagen, bey einigen der zerstreuten Bemerkungen zu verweilen, zu welchen den Hrn. Verfasser die ökonomischen Zustände der durchreis'ten Gegenden veranlassen.

Indem er in den Niederungen der Mark den Anbau des Türkenkorns und die Geflügelzucht vermißt, die doch in der Nähe einer so großen Stadt wie Berlin den weniger bemittelten Landbewohnern einen sehr einträglichen Nebenerwerb darbietet, fügt er hinzu (S. 12):

„Das Talent, Erwerbszweige aufzufinden, die ausserhalb aller Benennungen liegen, und in ihrer Veränderlichkeit jeder Art der Classification sich entziehen, ist in der That die beste und sicherste Schutzwehr gegen gänzliche Verarmung. Dieses Talent, welches verbreiteter ist, als man anzunehmen pflegt, wird selten von denen in vollen Anschlag gebracht, so über Armenversorgung denken, oder, was nicht immer dasselbe ist, darüber reden und schreiben. Wo kein Hinderniß im Wege steht, entwickelt es sich gleichsam von selbst. Indeß können wohlwollende, aufmerksame Lenker ihm zu Hülfe kommen, wenigstens sich enthalten, ihm entgegen zu wirken, sey's durch gedankenloses Spenden und Geben, oder auch durch methodisches Beschränken und Hemmen."

Hiernächst wendet er sich gegen diejenigen, welche neuerlich Vertheilung von Ländereyen empfehlen, bald um dem Landbau einen Aufschwung zu geben, bald um der Noth verarmter Familien gründlich abzuhelfen, und hier treffen wir auf mehrere schlagende Bemerkungen, die wir im Folgenden zusammenstellen:

„Nicht so leicht dürfte, wer den Landbau versteht und dabey ländliche Gewöhnungen und Sitten angenommen hat, jemals in die Lage kommen, dauernder Wohlthaten zu bedürfen; im Gegentheil wird er, auch ohne eigenen Besitz, leichtlich ein Unterkommen finden, das immerhin weit vortheilhafter ist als die Lohnarbeit in den Fabriken und sonstigen Kunstgewerben. Unter allen Gewerben scheint aber keines zu seyn, das einen größern Umfang von Kunden und Kenntnissen, eine festere Gewöhnung an Arbeit, Frugalität und Ordnung voraussetzte, als eben der Landbau von den einfachsten bis zu den complicirtesten Formen, deren er empfänglich ist. Von Vagabunden, Bettlern und ähnlichen Personen, die man durch Vertheilung von Ländereyen zu versorgen gedenkt, kann man daher nimmermehr erwarten, daß sie plötzlich die Erfahrungen, Kenntnisse, die stillen regelmäßigen Sitten des Landwirths sich aneignen. Sie sind meist zum Ackerbau untaugliche Individuen und man würde dem mit Land zu beschenkenden Armen nun auch einen Colonen, Heloten oder Sklaven verehren müssen, damit er sein neuerworbenes Eigenthum gehörig anbauen könne. Sehr befürchte ich, daß bey den Versuchen und Vorschlägen dieser Art der Sklavenstand und andere bedingtere Abhängigkeits-Verhältnisse des Alterthums zu wenig in Ueberlegung kommen; daß man versäume, sich's deutlich zu machen, wie's so ganz ein anderes ist, ob man Aecker unter Leute vertheile, die sie persönlich bestellen sollen, oder vielmehr, nach antiker Art, unter solche, die beliebigen Falls sie von Andern können anbauen lassen."

*) Der Hr. Verfasser scheint diese nicht näher zu kennen.

Die bedeutende Verbesserung des Ackerbaues in den höher gelegenen Theilen der Mark will er, weil sie sich aus der geringen Höhe der Preise der Bodenfrüchte zunächst nicht erklären läßt, aus dem Eifer ableiten, dem allgemeinen Besten selbst gegen den eigenen Vortheil zu dienen. Er fügt hinzu:

„Unter allen Umständen ist Steigerung der Cultur kein sicherer Maaßstab für den Wohlstand der einzelnen Landwirthe; woher das Paradoxon englischer Theoretiker entstanden seyn wird: daß derjenige Ueberschuß, den Neuere das produit net zu nennen pflegen, nach Maaßgabe der Vermehrung und Vervollkommnung des rohen Produkts, also der Steigerung in der Cultur als einer Kunst, sich fortgehend verringern werde."

Wenn es indeß nicht geläugnet werden kann, daß Mancher sich durch technische Vervollkommnung seiner Landwirthschaft zu Grund richtet, so hat dieß doch mit der Bodenrente im Ganzen gar nichts zu thun und kein englischer so wie überhaupt kein Theoretiker hat wohl je einen allgemeinen Satz aufgestellt, wie der von dem Hrn. Verfasser hier behauptete. Er scheint die Erfahrung unrichtig aufgefaßt zu haben, daß neues Kapital, auf bereits angebauten Boden gewendet, nicht in eben dem Maaße die Bodenrente vermehrt, als das früher auf seine Bewirthschaftung ausgelegte, und daß es eine Gränze giebt, über welche hinaus eine solche Vermehrung des Wirthschaftskapitals nicht einmal mehr ihre eigenen Zinsen einbringt. Daraus folgt aber gar nicht, daß mit dieser stufenweise fortgehenden Verbesserung der Bewirthschaftung die schon gewonnene Bodenrente selbst immer abnimmt.

Der Hr. Verfasser äußert (S. 16) die Ueberzeugung, daß die älteren Clientelverhältnisse dem Ganzen lästig, dem Einzelnen unnütz geworden sind und dafür ein reiner Gewinn, ein baarer, nach Gelde abzumessender Vortheil gesucht wird, der bessere Ausrundung der ländlichen Besitzungen, ein genaueres Abwägen der Bestellungskosten nothwendig macht. Wie früher in Italien und Belgien, später in England und zuletzt in Frankreich, so werde auch bey uns sein Ende erreichen, was noch aus dem Mittelalter an ländlichen Verhältnissen übrig ist und aus den Trümmern der alten theils bäuerlichen, theils herrschaftlichen Besitzesart ganz neue Landgüter entstehen, deren Zusammensetzung rein wirthschaftliche Zwecke mit schärfester Begränzung des Privatvortheils bezielt. —

Er fügt (S. 25) hinzu, daß die in neuerer Zeit so eifrig betriebene Mobilisirung und Separation des Grundeigenthums, wodurch man den ärmeren Landwirthen den Grundbesitz in die Hand zu spielen suchte, ein ganz anderes Resultat haben werde, als Verkleinerung des Grundeigenthums und Vermehrung der bäuerlichen Besitzthümer. Jene Veranstaltungen könnten, wenn überhaupt, nur in so ferne Vortheil gewähren, als hiedurch dem Kapital, dem gebildeten Verstande, der wissenschaftlichen Einsicht, die Möglichkeit eröffnet würde, die mancherley Schranken zu durchbrechen, welche verwickelte Besitzverhältnisse den Fortschritten des Landbaus entgegenstellen. Der Eigenthümer beschränkter Grundstücke dagegen dürfte in dem Maaße als jene Eigenschaften und Kräfte ihm fehlen, mehr und weniger dabey in Nachtheil kommen.

Referent hat früher öfters in diesen Blättern die Nachtheile der Zersplitterung des Grundbesitzes nachgewiesen, er stimmt daher mit dieser letztern Bemerkung des Herrn Verfassers völlig überein. Doch möchte zur Durchführung größerer ökonomischer Unternehmungen nicht überall großer Grundbesitz nöthig seyn. Der Verfasser führt selbst (S. 236) die Milchwirthschaft in der Schweiz an, wo ein Käser alle Milch des Dorfes pachtet, die neuerlich auch in der bayerischen Provinz Schwaben mehr und mehr Fortschritte macht. Eine andere Art solcher Verbindung veranlaßt die Gewinnung des Rübenzuckers. Nicht eben so richtig scheint uns aber im Ganzen die erste Behauptung desselben über die Nothwendigkeit der Auflösung aller älteren Theilung des Eigenthums. Denn wie unerläßlich es auch ist, die Leibeigenschaft abzuschaffen und unständige Grundabgaben in ständige zu verwandeln, so ist es doch völlig irrig, auch die fixen grundherrlichen Abgaben für ein Hinderniß der Bodencultur zu halten.

(Schluß folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorffs Annalen der Physik und Chemie. Bd. XXXXIII. (zweyte Reihe Bd. XIII.) 1837.

(Fortsetzung.)

Jetzt untersucht derselbe (47 — 88) die Einwirkungen, welche auf dieses Phänomen vorgehen 1) aus der Lage, 2) aus der Länge, 3) aus der Dicke und 4) aus den Unterbrechungen des Drahtes, und findet durch Anwendung eines eigens dazu construirten, hier beschriebenen und in Dove's Repertorium der Physik Bd. II. gezeichneten Luftthermometer, a) daß diese Erwärmung unabhängig von der Länge, b) aber umgekehrt proportional ist dem Biquadrate des Halbmessers, c) und der Dauer der Entladung. d) Durch Einschaltung von homogenen Drahten wird die Entladung um eine Zeit verzögert, welche der Länge des eingeschalteten Drahtes direkt, seinem Querschnitte umgekehrt proportional ist, die Temperaturerhöhung aber umgekehrt proportional dem Biquadrate seines Halbmessers, direkt der angehäuften Elektricitätsmenge dividirt durch die Zeit der Entladung.

e) H. Peltier hatte schon früher die Temperatur-Veränderungen an den Löthstellen der Metalle beym Durchgang schwacher volta'scher Ströme untersucht, deren Resultate der Hr. Herausgeber dieser Annalen (324 — 327) nachträgt. Hr. P. will nämlich gefunden haben, daß volta'sche Ströme bey gleicher Intensität auch eine gleiche Erwärmung geben, wie lange auch der Draht bey gleicher Dicke seyn mag. Durch Children, Davy, und de la Rive war schon bekannt, daß aus verschiedenen Metallen zusammengesetzte Leiter sich nicht gleichförmig erwärmen. Hr. P. will nun die, wenn sie sich bestätigen würde, wichtige Thatsache gefunden haben, daß an den Stellen, wo zwey Metalle zusammengelöthet sind, eine mehr oder weniger starke Temperatur-Erhöhung, ja in gewissen Fällen selbst Temperaturerniedrigung, je nach der Richtung des elektrischen Stromes, entstehe. Im Allgemeinen wäre nach H. P. die Erwärmung größer, wenn der bessere Leiter auf Seite des positiven Metalles ist.

f) Bekanntlich hatte Hr. Dr. Jäger die Wirkung der trockenen Säule nach seiner Construction auf das Princip der Vertheilung reducirt. H. E. S. Munck af Rosenschöld in Lund nimmt (193 — 206) nach 25 Jahren diesen Gegenstand wieder auf, wiederholt die vorzüglichen Versuche Jägers meistens mit plangeschliffenen Platten von Zink und Kupfer, zwey Zoll im Durchmesser, welche durch Firniß, geschmolzenes Harz, oder trockenes Papier getrennt waren, und findet, daß die dünne Firniß- oder Harzschichte die Elektricität leite, und daher eine elektrische Säule von nur starren Körpern wirklich ausführbar ist, aber Hr. Jäger Unrecht habe, wenn er behauptet, daß hier keine Durchleitung der Elektricität stattfinde, und seine Säulen nur durch Vertheilung wirksam seyen.

g) Auch die Erscheinungen der sogenannten Ladung untersuchte derselbe H. V. neuerdings, um ihre Theorie unter allgemeine Gesichtspuncte zu bringen, und bediente sich dazu eines einige Fuße langen feuchten Fadens, der an dem obern Pole einer Säule von einigen hundert Plattenpaaren befestiget, und mit dem Boden in Verbindung war.

Aus seinen Erörterungen geht hervor, daß, sobald ein homogener und überall gleich dicker Körper einem elektrischen Strome ausgesetzt ist, die Differenzen des elektrischen Zustandes zweyer beliebiger Stellen ihrem Abstande und der Größe des Stromes proportional sind. Diese Differenzen hören aber mit dem Strome nicht alsobald auf, weßwegen sich besonders verschiedene Halbleiter (vorzüglich Schwefelantimon) laden lassen, indem nach der Entfernung vom Conductor das freye Ende + E, das vorher in der Hand gehaltene — E zeigt.

Dieselbe Erscheinung erhält man auch mittels eines Multiplicators an einer Säule von 48 Plattenpaaren mit Kupfervitriolauflösung, und am besten mit krystallisirtem Braunsteinerz und braunen Bleyhyperoxyde, aber gar nicht mit Schwefelqueckfilber und Graphit. Da die Ladung einer gewöhnlichen Säule mit dieser Ladung ganz analog ist, so darf man als Gesetz annehmen, daß „wenn die Elektricität in einem Leiter im Zustande der Strömung ist, die elektrischen Differenzen, die der Strom hervorbringt, zum Theil in Spannungen übergehen.“ Das Wogen der Kraft galvanischer Ketten war von jeher ein Stein des Anstoßes für die Volta'sche Ansicht. H. V. suchte die Ursache derselben mittels des Condensators zu entdecken. Die Untersuchungen galten allererst der trockenen Kette, bey welcher er als Zwischenkörper mit Chlorzinkauflösung getränkte Papierscheiben, die auf die erste Platte gelegt über einer Spirituslampe erhitzt wurden, anwendete.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. November.

Nro. 227. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Reise durch die östlichen Bundesstaaten in die Lombardey und zurück über die Schweiz und den obern Rhein, in besonderer Beziehung auf Völkerkunde, Landbau und Staatswirthschaft von C. Fr. v. Rumohr.

(Schluß.)

Sie sind vielmehr zur Erhaltung mittler Besitzungen bey kleinem Vermögen der Besitzer unentbehrlich und wenn sie, wie die Staats-Grundrenten in Bayern, dem Pflichtigen nie aufgekündet, von diesem aber nach bestimmtem Anschlag abgelöst werden können, überhaupt die für den Grundbesitzer bequemste und der Stetigkeit des Landbaues am besten entsprechende Art der Benützung von fremdem Kapitale bey der Bewirthschaftung des Bodens.

Wir überspringen den Fortgang der Reise, um sogleich von den S. 80 — 115 eingerückten Forschungen über Ursprung und Verbreitung der Wiesenbewässerung in der Lombardey zu berichten.

In Mailand leitet man die Bewässerung der Felder und Wiesen von den Arabern ab und besonders von den spanischen. Damit stimmt wohl Jaubert de Passa *) überein, der die Bewässerung in Spanien den Mauren zuschreiben möchte; allein es ist schon von Andern bemerkt worden, daß einzelne der spanischen Bewässerungsanlagen an Vitruv's Vorschriften erinnern, so wie auch die Karthager selbst, da sie ihre eigenen Felder bewässerten und im Berg- und Wasserbau erfahren waren, die Urheber der Feldbewässerung in Spanien seyn könnten. Allerdings konnten indeß auch die Araber bey ihrer Ankunft in Spanien die Kunst der Bewässerung mitgebracht haben. Sie ist überhaupt nicht als eine einzelne sinnreiche Erfindung, sondern als eine Bedingung der Agrikultur aufzufassen, auf welche in allen trockenen und warmen Ländern die Natur selbst den Menschen führt, wie sie sich denn seit ältester Zeit durch Persien, Indien bis China verbreitet findet. Insbesondere waren die Bewässerungs-Anstalten von Babylonien mehr als sechshundert Jahre lang Griechen und Römern ein Vorbild. Fremdartiger und weniger anwendbar waren die Bewässerungs-Anstalten Aegyptens. Ueber Syrien also möchte die Feldbewässerung zu den Carthagern gekommen seyn und weiter bis zu den griechischen Colonien in Sicilien und Italien. Wie dem aber seyn mag, daß nicht Araber sie zuerst nach Spanien gebracht, erhellet schon aus der Bekanntheit der Römer mit derselben, aus der man überhaupt schließen darf, daß sie auch in der Lombardey bis ins Alterthum hinaufreiche.

Auch der Mangel des Oels mußte im nördlichen Italien zur Wiesenpflege und Milchwirthschaft führen, die gewiß von später einwandernden Longobarden nicht zerstört wurden, da ihre Gesetze die Rindviehzucht begünstigen und sie andere nützliche Künste in Gewerben und Landbau von den Landesbewohnern angenommen haben. Dafür spricht auch die Erwähnung von Canälen und Gräben in eben diesen Gesetzen, sowie in longobardischen und

*) Voy. en Espagne dans les années 1816 — 19, ou Recherches sur les arrosages, sur les lois etc. Paris 1823. 8.

Das italienische Hauptwerk: Guil. Bruschetti, storia dei progetti e delle opere per la irrigazione del Milanese. Lugano 1834. 4. beginnt erst mit dem 12. Jahrhundert.

carolingischen Urkunden. Daß dieß selten geschah, erklärt sich daraus, daß die Bewässerung nur erst eine Angelegenheit einzelner Privaten war. Zuerst von 1177 bis 1179 wurde durch Anlegung des Canals Ticinello die Feldbewässerung von den Mailändern als eine gemeinnützige Sache behandelt.

Andere Stadtgemeinden Oberitaliens folgten in der Anlegung von Canälen, die zum Theile (wie der bis Mailand verlängerte Ticinello) nebenbey zur Schiffahrt benützt wurden. Jedes Flüßchen, jede Quelle, deren man sich bemächtigen konnte, ward theils für den unmittelbaren Bedarf der näher gelegenen Grundstücke, theils zur Mehrung des Wassers in den größern Canälen bis auf den letzten Tropfen ausgebeutet. Zugleich suchte man zuerst im Mayländischen das Wasser zu messen, und nach dem Maße die Berechtigungen, Ansprüche und Bedürfnisse eines Jeden annähernd festzustellen.

Aelteste Methode scheint hierbey die Abmessung der Wassermasse nach der Zeit, das Ueberwechseln des Wassers von einem Berechtigten zum Andern, gewesen zu seyn, die sich schon in römischen Rechtsschriften erwähnt findet und noch im Orient, in Südspanien, in einem großen Theile Italiens und in Deutschland üblich ist. Allein sie führt zur Verschwendung des Wassers und sagt den Culturen gar nicht zu, welche zu Zeiten ununterbrochen Wasser brauchen, wie die Winterwiesen und der Reisbau. Der nächste Schritt war daher die Messung des Wassers nach der Mündung des Zuflußgrabens aus dem Hauptcanale. (Die Oncia di Milano ist eine Mündung von 3 Zoll Breite, 4 Zoll Höhe). Die Geschwindigkeit des Abflusses war hiebey freylich ausser Acht gelassen; doch ist ein erster Schritt zu ihrer Ermäßigung die noch am Canal della Muzza beobachtete Regel, das abfließende Wasser erst in einiger Entfernung vom Hauptcanale zu messen. Nach mathematischen Grundsätzen suchte man bereits im 16. Jahrhundert zu verfahren und seitdem ist die Wassermessung in mehreren Monographien historisch und theoretisch dargestellt worden. *) Zur genauen Messung des Wassers veranlaßte vornehmlich der Umstand, daß die verschiedenen Regierungen von Mayland alle größere und einen Theil der kleineren Canäle als Regal betrachteten und sich für das zugestandene Wasser eine Abgabe zahlen ließen. Und es ist auffallend, daß in den benachbarten Provinzen, wo ähnliche fiscalische Maßregeln nicht statt gefunden, weit später ein geordneter Gebrauch des Wassers eintrat und zum Theile noch jetzt bloß alternirende Wasserbenützung statt findet, die Reisbau und Winterwiesen ausschließt. Heut zu Tage läßt sich erwarten, daß die Zusammenfassung der verschiedenen Territorien in einen Staat diese und manche andere aus der Beschränktheit der kleinen Staaten selbst hervorgegangene Hindernisse der Wiesenbewässerung eher werde beseitigen lassen. Soll uns aber die reiche Erfahrung der Mailänder Frucht bringen, so müssen wir nächst der Kunst, mit welcher sie Canäle, Schleußen, Wasserbrücken und unterirdische Wasserdurchgänge wohlfeil und dauerhaft anlegen, noch zwey Regeln festhalten,

„die eine: bey dem ersten Entwurf von Bewässerungs-Canälen, und Zuleitungsgräben stets das ganze Gebiet des Stromes oder Baches zu beachten und nicht bey den Ansprüchen derer stehen zu bleiben, welche sich zuerst zur Geltendmachung ihrer Rechte melden; die andere: zeitig die bestimmteste Wassermessung einzuführen und bey jedem Grundstücke, dessen Bewässerung in Frage kommt, sein eigentliches Bedürfniß annähernd zu ermitteln."

Gerade die anfänglichen Fehler der Mailänder und die vielen dort vergeblich aufgewendeten Kosten, so wie die Wasservergeudung, welche später nie ganz beseitigt werden konnte, fordert zur Befolgung dieser Grundsätze auf.

Der Herr Verf. widerlegt noch am Schluße seiner Betrachtung die Meynung, daß die Cisterzienser im Mailändischen wie an andern Orten die Bewässerung der Wiesen begonnen haben, gesteht aber zu, daß dieser Orden überall vorgefundene

*) Ausser Brnschetti gehören hieher:

Della misura e del movimento delle acque correnti. Milano. 1816. 4.

Tavole idrometriche per la dispensa delle acque correnti per uso della regia città di Bergamo. 1825. kl. Folio. Estensione delle tavole idrometriche Bergamo, 1830. u. a.

Bewässerung wohl benützt *) und an andern Orten zur Verbreitung derselben mitgewirkt habe.

An die Betrachtung der Bewässerung schließt der Herr Verf. Bemerkungen über die norditalienische Landwirthschaft an, zu denen ihm Ausflüge von Bergamo aus auf die Güter der Herren Frizzoni **) Gelegenheit geben. In mehrern derselben bestätigt er, was bereits aus Burgers Reise durch Oberitalien speciell bekannt ist, andere würden, losgerissen von der anziehenden und wahrhaft objectiven Schilderung der durchreisten Gegenden und angeschauten Zustände, die den Leser wie von selbst auf sie hinführt, nur verlieren; wir übergehen sie daher und heben über die Wirkung der freyen Verkäuflichkeit und Zerstückelung des Grundbesitzes, die der Herr Verf. ausführlicher betrachtet, blos ein paar Beobachtungen hervor, welche sich an unsere Erörterung dieses Gegenstandes anschließen, die im vorigen Jahrgange der Gelehrten Anzeigen enthalten ist.

In der lombardischen Ebene, wo die Fruchtbarkeit des Bodens die Anwendung von Kapital lohnt, und der Grundbesitz einen beträchtlichen Reinertrag abwirft, finden sich fast nur größere Besitzungen, die indeß häufig in Parzellen und vorherrschend durch Halbmeyer bewirthschaftet werden. Man hält diese Art der Verpachtung für ein Sicherungsmittel gegen die Aussaugung der Güter durch Zeitpächter. Der Hr. Verfasser theilt die Ansicht Burgers nicht, der den Zustand dieser kleinen Landwirthe als kläglich beschreibt; allein da er nirgend deren Leben und Wirthschaft eben so in der Nähe scheint untersucht zu haben, wie der durch und durch sachverständige Burger, so möchte hierin der Hr. Verf. wohl wenige Leser überzeugen. Werthvoll ist dagegen die Erfahrung, daß in dem gebirgigen Theile der Lombardey vorherrschend kleine Eigenthümer den Boden besitzen, weil hier zu wenig Reinertrag sich herauswirft, als daß das Land zur Verpachtung, also zum Besitz von Kapitalisten geeignet wäre. Aus den Familien dieser kleinen Eigenthümer wandern alljährlich Tausende von Arbeitern nach Oestreich und Ungarn, so wie nach dem übrigen Italien und kommen dort nicht selten zu Vermögen.

F. B. W. Hermann.

*) So unter andern bey Freyburg im Breisgau, nach Schreibers Urkundenbuch der Stadt Freyburg im B. 1828. 8. und dessen Freyburg mit seinen Umgebungen, 1825.

**) Durch mehrere an sie gerichtete Gedichte des Grafen von Platen in Deutschland aufs vortheilhafteste bekannt.

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorffs Annalen der Physik und Chemie. Bd. XXXXIII. (zweyte Reihe Bd. XIII.) 1837.

(Fortsetzung.)

Die Messungen wurden mittels eines sehr empfindlichen Strohhalm-Elektrometers durch Berührung der unteren Condensatorsplatte sowohl mit Zink als mit Kupfer gemacht, und man erhielt für Zink eine von 3° — 22 1/2 aufsteigende, für Kupfer von 20° — 1 1/2 absteigende Reihe, woraus erhellt, daß die Ursache der Wirkungsabnahme der Kette hauptsächlich davon herrührt, daß die elektromotorische Kraft im Fortgange der Schließung abnimmt. Aehnliche Versuche mit dem Multiplikator zeigten, daß die Größe des Stromes sich nach der Totalspannung der Kette in der Hauptsache richte.

Aus diesen und ähnlichen Versuchen schließt der H. V., daß wohl bey einer Kette, deren Zwischenkörper so trocken ist, daß die Metallflächen gar nicht feucht werden, ein chemischer Erklärungsgrund nicht gesucht werden müsse, und daß die Ursache der Wirkungsabnahme einer galvanischen Kette hauptsächlich darin liege, daß zwischen dem einen Metalle und dem Zwischenleiter eine Gegenspannung erzeugt wird, welche die elektromotorische Kraft der Kette und folglich auch den Strom allmählig aufhebt, und zwar aus einer Gegenspannung, welche vorzüglich zwischen dem negativen Metalle und dem Zwischenleiter erzeugt wird. Daher muß in einfachen nassen Säulen jede Bewegung der Flüssigkeit auf der Oberfläche des Kupfers dazu beytragen, den Strom in seiner vorigen Stärke wieder herzustellen. Die Aufhebung dieser Gegenspannung ist die alleinige Wirkung, welche der zwischen den Metallen und der Flüssigkeit eintretende chemische Proceß hervor-

bringt, indem dadurch immer neue Theile der Flüssigkeit mit demselben in Berührung kommen.

Daraus sieht man, daß das Resultat dieser Untersuchungen mit der Ansicht Derjenigen, welche die Oxydation des Zinkes als Hauptursache der elektrischen Aeußerungen der galvanischen Kette annehmen, im geraden Widerspruch steht, und obschon es im ersten Augenblicke der Oxydations-Theorie zuzusagen scheint, doch derselben geradezu widerspricht, „wenn man beym Erforschen der Ursachen bis auf den Grund dringt, und sich nicht durch Schein blenden läßt."

Um den Ladungsproceß mit dem Ladungsgesetz in Uebereinstimmung zu bringen, muß aber entwickelt werden, warum gerade an den Erregungsstellen so beträchtliche Spannungen entstehen (476).

H. Fechner hat unläugbar einen eigenen Widerstand des Ueberganges durch Versuche nachgewiesen, und H. V. weiset ihn theoretisch nach, indem er zeigt, daß die elektrische Differenz der Berührungsstelle des Metalles und der Flüssigkeit zugleich Spannung ist, wie der Condensator zeigt, woraus sich die Größe der Gegenspannung, welche bey einem gewissen Zeitpuncte der Wirkungsabnahme der Kette stattfindet, berechnen läßt, und welche bey den meisten Flüssigkeiten der Erfahrung gemäß an der Oberfläche des negativen Metalles entsteht.

Aus seiner Theorie der Ladung sucht H. V. a) die Erfahrung, daß die Vermehrung der Oberfläche des negativen Metalles die Wirkung der Kette bedeutend vermehrt, b) die Hemmung der Kette durch interpolirte Metallplatten, und c) die Ladungssäule oder Ritter's secundäre Säule zu erklären, und beantwortet am Ende die Frage, warum gerade an der Berührungsstelle Spannungen entstehen, welche die Summe aller übrigen Spannungen um Vieles übertreffen, durch die Hinweisung auf die Beweglichkeit der Spannungen der Erregungsstellen selbst, und auf die eigenthümliche Beschaffenheit des Leitungs-Coefficienten (492).

h) Ueber den Nutzen der Kammersäulen berichtet (328 — 336) H. Prof. Jacobi. (Eine Kammersäule nennt man aber einen volta'schen Apparat, in dem die Zellen durch eine membranöse Scheidewand in zwey Kammern getheilt sind). H. J. beschreibt einen solchen Apparat, und die Versuche über die Ablenkung einer Galvanometernadel durch dieselbe. Er schließt daraus, daß a) man durch sie den bisher unmöglichen Vortheil einer constanten Wirkung gewinnt, so, daß b) sie bis zur vollständigen Consumtion des Zinks in Wirksamkeit bleibt.

i) H. A. Fose in Edinburg glaubt aus seinen Versuchen (228) über die Größe der Wasserzersetzung schließen zu können, daß zur Construction einer volta'schen Säule mit Vortheil anstatt der zinkenen gußeiserne Platten, und reine oder mit Kochsalz oder Salpeter versetzte Kupfervitriolauflösung angewendet werden könne.

D. Hr. Dove berichtete der Akademie der Wissenschaften in Berlin über einen von ihm construirten magneto-elektrischen Apparat zur Hervorbringung inducirter Ströme gleicher Intensität in von einander vollkommen getrennten Drähten, und theilte Versuche mit über die Anwendung einander compensirender Spiralen bey magneto-elektrischen Untersuchungen, welche hier (512 — 521) eingerückt sind. Dieser Apparat dient dazu, die Wirkung des inducirten und sogenannten Gegenstromes neben einander zu erhalten, den Einfluß der Dicke eines Drahtes, die Anwesenheit des Eisenkernes, das Ansetzen des Ankers anschaulich zu machen, und unter gewissen Umständen Magnetisirung bis auf 2 Centner Tragkraft, und dabey Funkenerscheinungen, lebhafte Wasserzersetzung, Verbrennung einer Stahlfeder, und Erschütterungen, die kaum zu ertragen sind, zu verursachen.

E. a) Um die Inclination der erdmagnetischen Kraft ohne Umkehrung der Pole mit einer nur in horizontaler Ebene drehbaren Bussole zu messen, beschreibt Hr. Wth. Weber (493 — 511) eine Anrichtung, die zu diesem Zwecke geeignet ist, und an welcher ein kupferner die Bussole umgebender Ring als Inductor, Multiplicator, Commutator und Dämpfer zugleich wirkt.

Die Genauigkeit, mit welcher dieser Apparat die Inclination zu messen im Stande ist, ergiebt sich aus der Vergleichung der Inclination in Göttingen = 67° 53′ 10″, welche Hr. Peters aus Kopenhagen am 8. November bey der Prüfung dieses Instrumentes im physikalischen Kabinette gefunden hat, mit der, welche Hr. Forbes aus Edinburgh eben daselbst im Freyen mit einem sehr genauen Instrumente einmal = 67° 47′ 10″, das andere mal = 67° 37′ 30″ gefunden hat.

b) Hr. Kreil in Mailand setzte in einem neuen Schreiben (292 — 303) an H. Alex. v. Humboldt die Mittheilung seiner frühern magnetischen Beobachtungen fort (siehe gel. Anz. Nr. 43. 44. d. J.) und giebt als Resultate a) daß sich zu Ende July und am Anfange Octobers in der Schwingungsdauer deutlich ein Maximum zur Zeit des Neumondes zeigte, während in den folgenden Monaten mit dieser Phase ein Minimum eintrat; der September macht wie der März eine Ausnahme von der Regel. b) Aus den Declinations-Beobachtungen ergab sich, daß bey östlichen Stande des Mondes 1836 die Declination im Mittel um 31,8, 1837 um 17,3 Sekunden größer war, als bey dem westlichen Stande desselben, und der Einfluß des Mondes auf die Magnetnadel sich äußert wie der eines Körpers, der den nach Süden gerichteten Pol anzieht.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. November.

Nro. 228. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Annalen des Wiener Museums der Naturgeschichte, herausgegeben von der Direction desselben. II. Bandes 1. Abtheilung. Wien. 1837. S. 1 — 187 mit 11 Tafeln.

I. Zoologische Abhandlungen.

1. Ichthyologische Beyträge zu den Familien der Cottoiden, Scorpaenoiden, Gobioiden und Cyprinoiden, von J. Jakob Heckel. (S. 143 — 164 mit 2 Kupfertafeln).

Es werden hier 10 neue Arten von Fischen beschrieben, nämlich:

Cottus poecilopus aus den Karpathen, microstomus aus Krakau und gracilis aus Neu-York.

Gobius Quagga aus Palermo und semilunaris aus Rumelien.

Abramis melanops aus Rumelien.

Carassius humilis aus Rumelien und bucephalus aus den warmen Quellen bey Salonik in Macedonien.

Scorpaenopsis, eine neue Untergattung von Heckel, wohin er alle jene eigentlichen Scorpaenen stellt, welchen die Gaumenzähne fehlen. Demnach gehört hieher die bereits von Cuvier beschriebene Scorpaena nesogallica, der Heckel in der Scorpaenopsis neglecta eine neue Art beyfügt; letztere kommt wahrscheinlich aus dem ostindischen Meere.

Trachidermus; ebenfalls eine neue Gattung von Heckel, die der ganzen Gestalt nach die größte Aehnlichkeit mit Cottus Cuv., hat, allein durch das Daseyn von Gaumenzähnen davon verschieden ist. Die neue Art heißt T. fasciatus und das einzige Exemplar kam von den philippinischen Inseln. Als zweyte Art rechnet Heckel hieher den Cottus asper von Richardson und giebt ihm den Namen T. Richardsonii.

Die meisten neuen Arten sind auf 2 Tafeln gut abgebildet.

2. Lepidosiren paradoxa, eine neue Gattung aus der Familie der fischähnlichen Reptilien, von Johann Natterer. (S. 165 — 170 mit Abbild).

Eine der merkwürdigsten zoologischen Entdeckungen, welche Johann Natterer bey seinem langen Aufenthalte in Brasilien zu machen Gelegenheit hatte, ist ein fischähnliches Reptil, das er anfangs wirklich für einen Fisch hielt, bis Fitzinger die Lungen auffand und es hierdurch als ein wahres Reptil nachwies. Letztgenannter Herpetolog ist es auch, der dem sonderbaren, in seinem ganzen äußern Ansehen muränenartigen Thiere den Namen Lepidosiren paradoxa gab, und bereits im Jahre 1836 der Versammlung der Naturforscher zu Jena eine kurze Beschreibung mittheilte, die in der Isis 1837 S. 379 aufgenommen ist. Indem sich Ref. auf diese bezieht, kann er die weitläufigere Beschreibung Natterers übergehen, und hebt aus den wenigen anatomischen Notizen desselben nur hervor, daß Kehlkopf und die sehr kurze Luftröhre häutig sind, daß die Lungen 2 lange, bis in die Aftergegend reichende, blasige Säcke bilden, und daß jederseits 4 gezähnte, mit dem Zungenbein in Verbindung stehende Kiemenbögen vorhanden sind. Ausführlichere anatomische Details sollen durch Professor Th. Bischoff

zu Heidelberg nachgeliefert werden. Von diesem merkwürdigen Thiere konnte sich Natterer nicht mehr als zwey Exemplare verschaffen: eines aus einem Wassergraben in der Nähe von Borba am Madeira-Fluße, das andere in einem Sumpfe am Amazonenstrom oberhalb Villa nova. Das größere Exemplar mißt 3′ 9″. Als Gattungsmerkmale sind folgende angegeben: Corpus anguilliforme, totum squamatum; pedes quatuor, valde distantes, adactyli. Im System reiht sich diese Gattung zunächst an Amphiuma an.

3. Ueber Palaeosaurus Sternbergii, eine neue Gattung vorweltlicher Reptilien, und die Stellung dieser Thiere im Systeme überhaupt, von L. J. Fitzinger. (S. 171 — 187 mit Abbild.)

Im prager National-Museum fand Fitzinger einen Steinblock auf, in welchem die fossilen Reste eines Sauriers enthalten waren. Unbekannt ist es, woher derselbe stammt; das Gestein scheint aber den ältern Sandsteinformationen anzugehören, und Fitzinger wagt es sogar auf rothen Sandstein zu schliessen. Das Exemplar ist sehr defect; Kopf, Hals, Brustbein, die vordern Gliedmassen und der größte Theil der hintern und des Schwanzes fehlen gänzlich. Aus der Vergleichung geht hervor, daß dieser Saurier wohl zunächst dem Rhaeosaurus, Geosaurus, Proterosaurus und der Lacerta neptunia verwandt sey, sich aber mit keiner jener Gattungen vereinigen lasse, daher eine eigne bilden müsse, der Fitzinger den Namen Palaeosaurus giebt. Die vorhandenen Reste der Wirbelsäule sind 15″ lang, wonach er auf ein Thier von ohngefähr 4 1/2′ schließt.

Hieran reiht der Verf. eine Betrachtung über die Stellung, welche die urweltlichen Reptilien im Systeme einzunehmen haben. Er geht von der Ansicht aus, daß es am gerathensten sey, jede Klasse der Wirbelthiere in fünf Parallelreihen, von denen jede wieder in drey Höhenstufen sich abscheide, zu zerfällen; eine Ansicht, die in ihrer Durchführung durch sämmtliche genannte Klassen gewiß mehr gegen, als für sich hat. Die Klasse der Reptilien theilt er in folgende 5 Parallelreihen mit ihren jemaligen 3 Höhenstufen ab:

I. Reihe. Amblyglossae.
1. Stufe. Dendrobatae (Baum-Agamen).
2. Stufe. Humivagae (Erd-Agamen)
3. Stufe. Ascalabotae (Geckonen).

II. Reihe. Leptoglossae.
1. Sauri (Eidechsen und eidechsenähnliche Reptilien).
2. Hemisauri (Skinke und schlangenartige Eidechsen).
3. Ophidii (Schlangen).

III. Reihe. Testudinata.
1. Tylopoda (Land-Schildkröten).
2. Steganopoda (Fluß-Schildkröten).
3. Oiacopoda (See-Schildkröten).

IV. Reihe. Dipnoa.
1. Batrachia (Frösche).
2. Hemibatrachia (Molche).
3. Ichthyodea (Fischmolche und Wühlen).

V. Reihe. Rhizodonta.
1. Ornithosauri (Pterodactylus).
2. Loricata (Krokodile und krokodilähnliche Reptilien).
3. Cetosauri (Ichthyosaurusähnliche Reptilien).

Nach dieser Eintheilung giebt Fitzinger einen Versuch, die urweltlichen Reptilien diesen Reihen einzuordnen, was nicht immer mit Sicherheit geschehen kann, da von mehreren das Skelet nicht vollständig gekannt ist, immerhin aber als ein sehr dankenswerther Versuch erscheint.

Aus der ersten Reihe (Amblyglossae) ist bis jetzt kein fossiler Repräsentant bekannt geworden.

Die zweyte Reihe (Leptoglossae) enthält in ihrer ersten Stufe, den Sauriern, viele fossile Gattungen: Proterosaurus, Leptosaurus (Lacerta neptunia), Geosaurus und Therosaurus (Iguanodon), höchst wahrscheinlich auch Palaeosaurus, Rhaeosaurus und Pleurosaurus; außerdem sämmtliche Lacerten aus dem Tertiärgebiete und Diluvium. Von Hemisauriern sind bisher keine, von Schlangen nur wenige aus den beyden letztgenannten Gebilden bekannt.

Von der dritten Reihe, den Schildkröten, finden sich fossile Typen aus allen drey Höhenstufen.

Von der vierten Reihe, den Doppelathmern, scheint dasselbe zu gelten. Frösche und Molche in der Tertiärformation; die Fischmolche höchst wahrscheinlich im Flötzgebirge durch Jägers Mastodonsaurus (Salamandroides), den Fitzinger, des doppelten Gelenkkopfs am Hinterhaupte wegen, wohl mit Recht zu den Doppelathmern zählt.

Die fünfte Reihe umfaßt die meisten urweltlichen Typen. Die erste Stufe bildet der Pterodactylus. Die zweyte Stufe umschließt die lebenden Krokodile und die diesen ähnlichen urweltlichen Formen, mit Einschluß von Leptorhynchus, dann Aelodon, und sehr wahrscheinlich auch Macrospondylus, Gnathosaurus und Cochiosaurus. Die dritte Stufe hat nur urweltliche Typen in zwey Gruppen. Zur ersteren, bey welcher die Zähne in eigentliche Höhlen eingekeilt sind, gehören Mosasaurus und Plesiosaurus, wahrscheinlich auch Streptospondylus, Metriorhynchus, Teleosaurus und Megalosaurus; zur zweyten, mit Zähnen, die in gemeinschaftlicher Kieferfurche stehen, Ichthyosaurus, Saurocephalus und Saurodon.

II. Botanische Abhandlungen.

1. Ueber Krystallbildungen in den Pflanzenzellen von Dr. F. Unger. (S. 1 — 12, mit 1 Tafel).

Der durch seine vortrefflichen Arbeiten über die Exantheme der Pflanzen, über die Vegetations-Verhältnisse des nordöstlichen Tyrols u. s. w. rühmlichst bekannte Herr Verfasser giebt uns hier eine Reihe sehr interessanter Beobachtungen über das Vorkommen und die Zusammensetzung der Krystalle, welche im Innern einer beträchtlichen Anzahl von Gewächsen bisher aufgefunden worden sind. Wir heben die wesentlichsten Resultate in Kürze heraus.

Krystalle finden sich in den Pflanzen immer in Zellen eingeschlossen, selten jedoch in denen der Oberhaut, am häufigsten im inneren Perenchym der Blätter und des Stammes krautartiger Gewächse. Die einschliessenden Zellen sind dünnwandig, oft mehrmals größer als die krystallosen Nachbarzellen und enthalten einen oder mehrere Krystalle manchmal zugleich mit Chlorophyllbläschen. Die Häufigkeit der Krystalle ist bey verschiedenen Individuen derselben Pflanzenspecies verschieden. Mit dem Alter scheint sie indessen zuzunehmen und vermuthlich übt auch die Beschaffenheit des Standortes dabey ihren Einfluß.

Fast bey allen Pflanzenfamilien von den Algen bis zu den am höchsten entwickelten Dikotyledonen sind Krystallbildungen bekannt. In großen Massen sah sie unter andern Referent neuerlich in den älteren Stämmen sehr vieler Cacteen. Der Hr. Verfasser macht dabey aufmerksam auf die Mannigfaltigkeit der vitalchemischen Processe, welche in dicht neben einander liegenden Zellen von einerley Gefüge und Entwicklung vorgehen und in ihren Produkten sich kund geben. Er vergleicht in dieser Beziehung das parenchymatöse Zellgewebe mit den drüsigen Eingeweiden des Thierkörpers, und stellt dasselbe in Gegensatze zu den Gefäßbündeln, welche den rohen Pflanzensaft führend keinen Antheil an solchen Ausscheidungsprocessen nehmen.

Die Krystalle in den Pflanzenzellen sind entweder einzeln oder in Drusen zusammengehäuft. Die größten einzelnen bisher gefundenen haben ungefähr 1/10 einer Wiener Linie an Länge und 1/30 an Breite. Von dieser Größe abwärts verjüngt sich ihr Volumen bis ins unmeßbar Kleine. Es erhellt hieraus von selbst, wie schwierig jede genauere krystallographische Bestimmung solcher Objekte seyn müsse und der Hr. Verfasser erklärt eine solche bey dem gegenwärtigen Zustande unserer Instrumente wohl mit Recht für auf direktem Wege unerreichbar, indem er zugleich die Unzulänglichkeit von Raspails mikroskopischen Winkelmesser nachweist. Doch glaubt er durch möglichst genaue Zeichnung der einzelnen Formen und auf chemische Analysen begründete Vergleichung derselben mit bekannten Krystallisationen einen Annäherungsweg zum Ziele einschlagen zu können. Als Basen der bisher analysirten Krystalle haben sich nach den Untersuchungen von Buchner, Schübler, Saigey, de la Fosse, Fried. Nees von Esenbeck, Raspail und dem Verfasser Kalkerde, dann Bitterde, selten Kieselerde

dargestellt. Die mit ihnen verbundenen Säuren sind Kohlensäure, Kleesäure, Weinsteinsäure, und vielleicht Phosphorsäure.

(Schluß folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorffs Annalen der Physik und Chemie. Bd. XXXXIII. (zweyte Reihe Bd. XIII.) 1837.

(Fortsetzung.)

c) Die Bewegung der Nadel, sowohl in horizontaler als vertikaler Richtung ist in den Sommermonaten stärker als in den Wintermonaten. d) Den aus beobachteten Werthen der Schwingungsdauer und Temperatur abgeleiteten Coefficienten, mit welchen die Schwingungsdauer und die Temperaturdifferenz multiplicirt werden muß, um die gesuchte Correction zu geben, fand H. K. = 0,00014453, welcher mit dem von H. Kupffer angegebenen beynahe ganz übereinstimmt.

e) Schon früher hatte Hr. Ritchie einen Rotationsapparats angegeben, in welchem ein fester Schliessungsdrath auf einen beweglichen Magnet wirkt. Hr. v. Krammer in Mailand beschreibt aber (304—309) einen anderen durch Einfluß des Erdmagnetismus wirksamen elektromagnetischen Apparat, welcher mit zwey spiralförmigen volta'schen Ketten von Kupfer- und Zinkplatten, jede zu 744 Quadratcentimeter Oberfläche, eingetaucht in eine Mischung von 32 Maß Wasser und 1 Maaß käuflicher Salpetersäure als Maximum des Effectes 37 Umläufe in einer Minute gab. Vergrößerung der Plattenfläche und der Drathwindungen geben begreiflich eine noch größere Wirkung.

F. In meteorologischer Hinsicht theilt 336—359) H. K. E. v. Baer Auszüge aus einem meteorologischen Tagebuche von 1832 und 1833 zu Pachtussow, und von 1834 und 1835 zu Pachtussow und Ziwolka unter 70° 37′ und 73° N. B. mit, und nimmt daraus Gelegenheit, interessante Vergleichungen des Ganges der Temperatur aufzustellen, von welchen wir hier noch Einiges ausheben. Das Resultat der ersten Reihe giebt als höchste mittlere monatliche Temperatur + 3°,06 C. (August) und als tiefste — 23°,71 (März). Die absolut höchste fiel August Nachmittags 2 Uhr mit + 3°,91, die absolut niedrigste auf März Morgens 4 Uhr mit — 26°,14, woraus die mittlere des Jahres = — 9°,45.

Unter 75° war die höchste monatliche mittlere Temperatur + 4°,96 (August), die tiefste — 22°,08 (Februar). Die absolut höchste fiel mit +6°,39 auf 10 Uhr Morgens im August, die niedrigste mit — 22°,42 auf Mitternacht im Februar. Die mittlere des Jahres daraus ist — 8,37.

An beyden Stationen war die Temperatur das ganze Jahr negativ, ausgenommen von 4 (6) Juny Morgens bis 10 Uhr Abends im August.

Hr. v. B. vergleicht diese Temperaturen mit denen am amerikanischen Kältepol in Boothia, wo Roß über 2 1/2 Jahr zubringen mußte, aus dessen 30 Monate hindurch angestellten Beobachtungen sich ergiebt, daß die tiefste monatliche mittlere Temperatur mit — 35°,77 Cel. auf den Februar, die höchste mit + 4°,27 auf den Julius falle. Aus den monatlichen mittleren ist die jährliche mittlere — 17°,70 C., also um 9°,33 tiefer als in Matoschkin-Schar, und um 8°,25 tiefer als in Nowaja-Semlja, obschon die Breite von Boothia 70° ist.

In Rücksicht der täglichen Temperaturdifferenz zeigt Hr. v. Baer aus der Zusammenstellung dieser Differenzen von Padua, Leith, Jemteland, Enontekis, Boothia, Felsenburg und Matoschin-Schar, also von 45° 24 bis 73° N. B. daß sie in hohen Breiten nicht so groß sind, als in mittleren u. s. w.

b) Die jährliche Regenmenge zu Key-West war in den Jahren 1833 — 1836 = 27,55, 36,090, 30,075, 24,400, 31,389, also im Mittel = 29,9 eng. Zolle, und zu Neu-Orleans in den Jahren 1834 — 1837 = 47,35 eng. Zolle. (426).

c) Die HH. Gray und Phillips zu York haben (422) in der Höhe von 241 F. 10,5 eng. Z. (auf dem Mäusterthurme), 72 F. 8. Z. (auf dem Dache des Museums) und im Garten 29 F. über dem Spiegel des Humberflußes vom Februar 1834 bis Januar 1835 die Quantität des gefallenen Regens = 8,294; 12,135; 15,939 Z. gefunden, und daher, wenn die Quantität der untersten Station = 100 angenommen wird, im Verhältniß = 52,03: 76,13: 100. Die Verdünstung aber vom 1 Februar 1834 bis 30. August betrug in den 3 Stationen 25,707, 16,549, 12,694.

d) Hr. Knox hat (421) einen Regenmesser angegeben, der durch eine Windfahne gedreht wird, und die Quantität des Regens für jede Windrichtung angiebt.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. November.

Nro. 229. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Annalen des Wiener Museums der Naturgeschichte, herausgegeben von der Direction desselben. II. Bandes 1. Abtheilung. Wien. 1837. S. 1 — 187 mit 11 Tafeln.

(Schluß.)

II. Botanische Abhandlungen.

2. Beyträge zur Kenntniß der parasitischen Pflanzen. Erster oder anatomisch-physiologischer Theil. Von Dr. F. Unger (S. 13 — 60 mit sechs Tafeln).

Der Hr. Verfasser giebt uns hier die Resultate langwieriger und mühseliger Untersuchungen über die sonderbaren Pflanzen, welche, obgleich sehr verschiedenen Familien angehörend, dennoch alle darin übereinstimmen, daß ihre Existenz durch die gleichzeitige anderer Pflanze bedingt ist, mit welchen sie auf mannigfache Weise in direkter und nothwendiger Verbindung stehen. Der Aufzählung des reichen ihm disponibeln Materials folgt zunächst eine gedrängte Entdeckungsgeschichte der Parasiten. Es erhellt daraus, daß bey den Alten wenig mehr als die Namen einiger Arten zu finden ist. *) Auch von Plinius an bis zum Ende des siebzehnten Jahrhunderts machte die Kenntniß der Parasiten keine Fortschritte. Malpighi, Boccone, Micheli beschäftigten sich zuerst wieder insbesondere mit dem Cynomorium von Gozo, das von den Malteser Rittern als kostbares Heilmittel so hoch in Ehren gehalten wurde.

Patrik Brown, Swartz, Cl. und A. Richard, R. Forster, Thunberg, Sparmann, Ifert, Mutis, Langsdorf, von Martius, Arnold, Blume, Horsfield, Zippelius, Schott, Drege, Burchell, Bertero, Pöppig, R. Brown, A. Brongniart u. a. trugen mehr oder minder zur Entdeckung und nähern Kenntniß der meistens auf tropische oder subtropische Gegenden beschränkten Rhizantheen bey, und es ist ein merkwürdiger Beweis für das seltene individuelle Vorkommen dieser Gewächse bey ausgedehnter Verbreitung der Form im Allgemeinen, daß eine so große Anzahl der eifrigsten und genauesten Forscher erforderlich war, um die Summe der jetzt bekannten Arten auf beyläufig 40 zu bringen. Wallroth, Reichenbach, Baucher, Bowmann, Schulz bearbeiteten die an Arten reiche Gruppe der in gemäßigten Gegenden vorherrschenden Orobancheae; von Chamisso, v. Schlechtendal, v. Martius, Blume, de Candolle u. a. dagegen die größtentheils tropischen Loranthaceen. Die Gattung Loranthus selbst, von welcher Linné im Jahre 1753 zwey Arten kannte, hatte im Jahre 1829 (bey Schultes) bereits 196 und zählt jetzt wohl über 300 Species. Eine sehr vollständige Literatur der Parasiten schließt auf S. 19 — 21 diese historischen Nachweise.

Der nun folgende physiologische und anatomische Theil der Arbeit zerfällt in zwey Abschnitte, deren erster die Einwurzelung der Parasiten auf den ihnen nothwendigen Mutterpflanzen behandelt. Der Hr. Verfasser unterscheidet in dieser Beziehung 9 verschiedene Modificationen oder Stufen. 1. Der

*) Bey Theophrast trifft man Cuscuta europaea als Ὀροβάγχη, Viscum album als Ἶξία, Loranthus europaeus als Στελίς, Orobanche und Phelipaea als Λιμόδωρον und Hedera Helix als Κιττός. Dioscorides erwähnt der Wurzelparasiten, einer Orobanche als Ὑποκίστις und des Cynomorium's als Ὑποκίστιδος ἶτυς. Plinius hat als Hyphear und Dryos hyphear unser Viscum album, unter Stelis unsern Loranthus, unter Cynomorium eine Orobanche.

Parasit entspringt unmittelbar über dem Holzkörper seines Trägers und anastomosirt durch sein Gefäßsystem mit dem der Nährpflanze. Hieher gehören: Rafflesia, Brugmannsia, Pilostyles, Apodanthus, und vielleicht Cytinus. Der Parasit ist in die Mutterpflanze gleichsam eingekeilt. Wie sein Same keimt, so veranlaßt der Reiz, den er auf den fremden Organismus ausübt, bey diesem eine Wucherbildung des Zellengewebes, ähnlich denen, welche den Gallapfel um das Ey der Gallwespe herbilden. Mit seinem Wachsthume vergrößert sich die ihn umschließende Pseudoorganisation bis zu einem gewissen Puncte, wo dann die Schmarotzerpflanze aus derselben nach oben zu weiterer Entwickelung hervorwächst und nur an ihrer Basis umschlossen bleibt. 2. Der Parasit sucht eine Art von Wurzelstock zu bilden, durch welchen er der Nährpflanze anhängt und aus dem er mehrere Blüthenschäfte treibt (Hydnora, Scythalium). 3. In den Wurzelstock des Parasiten werden Gefäße der Nährpflanze mit aufgenommen und so ein Körper gebildet, der beyden gemeinschaftlich angehört ꝛc. (Balanophora, Cynomorium, Cynopsole, Sarcophyte, Lophophytum, Ombrophytum). 4. Der Parasit bildet einen Wurzelstock, dessen Fasern sich an die Nährpflanze anheften (Helosis, Langsdorfia); oder 5. stark verästelte Wurzeln ohne Rhizom stehen durch Saugwärzchen mit der Mutterpflanze in Verbindung (Lathraea). 6. Die Einwurzelung auf der Nährpflanze ist wie bey Nr. 1; aber es werden außerdem auch noch Wurzeln in die Erde getrieben. Orobancheae (Orobanche, Phelipaea, Conopholis, Hyobanche, Epiphagus, Aeginetia, Obolaria). 7. Die Wurzeln des Parasiten verweben sich mit denen der Nährpflanze zu einem knollenförmigen Filze (Monotropa). 8. Der Parasit entwickelt sich ziemlich selbstständig und treibt nur hie und da aus dem oberirdischen Stamme Saugwärzchen (Haustellen) in die Nährpflanze bey Cuscuta, die bekanntlich im Boden keimt und erst später zum Parasiten sich umgestaltet. 9. Der Parasit schickt zahlreiche starkverästelte Wurzeln in die Nährpflanze, die sich unter der Rinde hinziehen (Viscum, Loranthus, Misodendron). Der Verfasser schließt die Aufzählung der Entwicklungsstufen mit den Worten:

„In dieser so dargestellten Reihenfolge glauben wir nicht unvernehmlich ein Gesetz ausgesprochen zu haben, nach welchem die minder oder höher entwickelte Natur der Parasiten parallel mit der Stufenfolge ihres Abhängigkeits-Verhältnisses in der Einwurzelung, sich immer fort zu größerer Unabhängigkeit und Freyheit emporrichtete. Sahen wir in den tiefen, massigen Bildungen der Rafflesien den Parasiten noch in den fremden Organismus gleichsam *versenkt*, so ist er auf der 2. und 3. Stufe in den Balanophoren nur mehr von ihm *durchdrungen*, auf der 4. und 5. Stufe mit ihm *vereinigt*, auf der 6. in den vollkommenen Orobanchen nur noch *gebunden* und in den Monotropen *verstrickt*, bis er sich in den zunächst stehenden Bildungen der Cuscuteen und Loranthaceen des höchsten Grades der möglichen *Verselbstständigung* zu erfreuen hat."

Der zweyte Abschnitt umfaßt die Anatomie der Parasiten. Als ächte Parasiten kennt man bisher die Familien: Rhizantheae, (Cytineae, Cynomoricae, Lophophyteae, Balanophoreae, Helosieae), Cassytheae, Monotropeae Orobancheae, Cuscuteae, Loranthaceae. Der Verfasser handelt von der Struktur einer jeden derselben besonders. Bey den Rhizophyten besteht das Parenchym aus porösen Zellen mit dünnern oder dickern Wandungen. Successive Ablagerung der Zellsubstanz in oft sehr zahlreichen Schichten, manchmal ungleich an Stärke und Anzahl derselben an verschiedenen Seiten *einer* Zelle, wobey gewisse Stellen (sog. Poren) frey bleiben und von der Zellwandung durch die abgelagerte Masse gleichsam als Kanäle zum centralen Lumen der Höhlung führen, ist wie bey den Farnen oft deutlich bemerkbar. Die Epidermis ist ohne Spaltöffnungen, manchmal behaart. Die Gefäßbündel sind im Verhältniß zur Größe der Gewächse auffallend klein und unbedeutend. Sie bestehen aus netzförmigen oder aus porösen Gefässen und Treppengängen, mit den dieselben begleitenden Pseudoparenchym-Zellen, niemals aus einfachen oder aus ringförmigen Spiralgefässen. Diese Gefäßbündel stehen im Stamme in einfachem Kreise, der sich gegen den Blüthenstand hin zunächst ver-

doppelt, dann aber durch vielfache Verästelung der einzelnen Bündel jede Regelmäßigkeit verliert, so daß der Durchschnitt der Blüthenähre z. B. bey Langsdorfia eine Menge unregelmäßig zerstreuter Gefäßbündel darstellt.

Aus dieser Struktur schließt der Verfasser, daß die Rhizantheen in ihrer Vegetationsweise sowohl von den Di- als Monocotyledonen abweichen und nähert sie in dieser Beziehung den Farnkräutern.

Die anatomische Untersuchung der übrigen Parasiten-Familien weist nach, daß der leise Zug von Verwandtschaft, welcher alle zusammenhält, auch in ihrem inneren Baue fühlbar ist. Cuscuta und Monotropa haben in dieser Hinsicht noch große Aehnlichkeit mit den Rhizantheen. Beyde haben nur eine geringe Anzahl gesonderter oder in einem sehr schmalen Ring vereinigter Gefäßbündel, welche aus dünnwandigen gestreckten Prosenchymzellen und theils einfachen, theils ring- und netzförmigen Spiralgefässen bestehen. Auch bey Orobanche und Lathraea ist im Verhältnisse des sehr amylumreichen Zellgewebes der Gefäßkreis sehr schmal und besteht aus einfachen Spiralgefässen, zu beyden Seiten von verdickten Prosenchymzellen umgeben. Erst bey Viscum und Loranthus sehen wir vollendete Gefäßbündel in einem wahren Holzkörper entstehen.

Rücksichtlich des anatomischen Zusammenhanges der Parasiten mit ihrer Nährpflanze erklärt sich der Verfasser dahin, daß er bey keiner Form des Parasitismus eine Durchdringung und Verschmelzung der anatomischen Systeme beyder Gewächse wahrgenommen habe, sondern daß beyde Organismen, obgleich sie sich innig berühren, dennoch überall deutlich von einander geschieden erscheinen. Selbst wo, wie bey den Rafflesien, eine der Nährpflanze angehörige parenchymatöse Zwischenmasse gleichsam als Reactionsprodukt gebildet wird, ist diese von dem Parasiten eben so strenge geschieden, als wo die Nährpflanze ohne diese Mittelbildung mit demselben im Kontakt steht. Bey der gegenseitigen Ueber- und Ineinander-Lagerung beyder Organismen entsprechen sich aber ihre anatomischen Systeme so, daß man die der einen Pflanze in die der andern fortgesetzt denken kann, so daß also der Rindenkörper der Nährpflanze dem Rindenkörper des Parasiten und der Markkörper des einen dem Markkörper des andern entspricht, und auf gleiche Weise auch die Gefäßbündel beyder Gewächse zusammenhängen. Meyens Annahme, daß bey Orobanche die Gefäße der Nährpflanze direkt in den Parasiten fortsetzen und darin nur modificirt werden, findet ihre Widerlegung in den Beobachtungen an Viscum, wo die porösen Gefässe des Crataegus, der als Unterlage dient, nicht in die Treppengänge des Viscum übergehen, sondern deutlich geschieden sind, wobey jedoch die beyderseitigen Gefässe da, wo sie mit ihren Enden an einander stossen, in einander münden und den durchgehenden Flüssigkeiten freyen Weg lassen.

Der Schluß der Abhandlung, „Folgerungen für die Systematik“ beschäftigt sich zunächst mit der Samenbildung der Parasiten. Bey den meisten Rhizantheen soll der Same eine den Sporen der Zellpflanzen sehr ähnliche Bildung haben und kein Embryo vorhanden seyn. Doch dürfte wenigstens bey Cynomorium Richard's Ansicht, der hier in einem starken Eyweißkörper einen kleinen monocotyledonischen Embryo fand, vorläufig noch immer Geltung verdienen. Auch Recensent beobachtete an sehr vollständigen und großen fruchttragenden Exemplaren vom Sinai denselben Samenbau und bedauert nur dieselben im Augenblicke nicht in Händen zu haben, um die Analyse mit aller Sorgfalt zu wiederholen. Eben deßwegen können wir auch den Vorschlag, die Rhizantheen nach Endlichers und Lindley's Ansicht als eine für sich abgeschlossene Pflanzengruppe in die Nähe der Eserualen zu stellen und zunächst an die Farne anreihen, noch nicht unbedingt annehmen. Bey den übrigen Parasiten stellt zwar der Herr Verfasser die Existenz des Embryo's nicht in Abrede, macht aber auf die einfache Bildung desselben und besonders auf die geringe Ausbildung der Cotyledonen und des Würzelchens aufmerksam. Wir können auf die angedeuteten Folgerungen aus dieser Struktur des Samens nicht eingehen, möchten aber bemerken, daß es gewagt seyn dürfte, dem Embryo, besonders rücksichtlich der Entwicklung seiner peripherischen Organe, der Cotyledonen, unbedingt eine höhere Bedeutung für die Dignität der Pflanzen einzuräumen, als der

Metamorphose des Blattes überhaupt an allen spä-ter ausgebildeten Theilen. Wir sehen häufig in den verschiedensten Familien die Bildung der Coty-ledonen sehr zurückgedrängt und doch später die grünen Blätter in voller Entwicklung und umge-kehrt die Cotyledonen sehr ausgebildet und die grü-nen Blätter gänzlich fehlschlagend. Eben so dürfte die Aehnlichkeit der niedrigeren Parasiten mit Pilzen doch nicht sehr groß seyn und der Name fungus melitensis für Cynomorium kein näheres Anrecht auf Verwandtschaft begründen, als das deutsche Erdapfel oder Erdbirne für Kartoffel auf solche zwischen Pyrus und Solanum. Den widerlichen Geruch endlich und sogar das fleischige Gefüge und die Färbung der Blume theilen auch viele Aristo-lochien und Asclepiadeen mit den Rhizantheen, ohne daß man daraus eine nähere Beziehung zu den Pilzen gefolgert hätte.

Die beygefügten Tafeln zur Anatomie der Pa-rasiten sind vortrefflich gearbeitet. Wir sehen der Vollendung der schönen Monographie mit Ungeduld entgegen.

3. De Leguminosarum generibus com-mentationes. Uebersicht der Familien der Leguminosen, nebst Beschreibungen mehrerer Gattungen und Arten, insbesondere aus Bra-silien und Australien. Von George Bent-ham, Mitglied der Linneischen Gesellschaft in London (S. 81 — 142).

Herr Bentham gehört zu den beglückten Sterb-lichen, welche in völlig unabhängiger Lebensstellung ihren Beruf sich schaffen oder vielmehr in richtiger Selbstkenntniß wählen und dann als eine sich selbst auferlegte Verpflichtung erfüllen können. Denn sicher nicht in der Freyheit der Wahl allein liegt der Vorzug einer solchen Stellung, er wird erst hervorgehoben durch die innere Kraft, die frey-willig der Wissenschaft gegenüber eingegangene Ver-bindlichkeit als gewissenhaften Vertrag hoch zu ach-ten und durchzuführen. Hr. Bentham hat bereits in seinen früheren wissenschaftlichen Leistungen (siehe gel. Anzeigen 1837 Nr. 123. sq.) bewährt, wie sehr ihm damit Ernst sey, und bestätigt dieses aufs Neue in der vorliegenden Abhandlung. Diese bil-det den Anfang einer Reihe von Commentationen über die Gattungen der Leguminosen, einer Fami-lie, deren größte Schwierigkeit, wie in allen wahr-haft natürlichen Gruppen, gerade in der großen Uebereinstimmung der Blüthen- und Fruchttheile besteht, welche zur Aufsuchung künstlicher und mi-nutieuser Charaktere uns nöthigt. De Candolle's Bearbeitung der Familie im 2. Bande seines Pro-dromus ist als Basis beybehalten. Allein der Ver-fasser bemerkt ganz richtig, daß während der 9 Jahren, die seit dem Erscheinen dieses Buches ver-flossen sind, die Zahl der Arten vorzüglich aus den tropischen und antarktischen Regionen sich verdoppelt habe, und daß deshalb eine neue Zusammenstel-lung nöthig geworden sey. Es werden nun die Werke aufgeführt, welche in neuester Zeit ausschließ-lich oder theilweise die Leguminosen zu ihrem Ge-genstande machten, und unter diesen mit verdientem Lobe der Prodromus Florae Indiae orient. von Wight und Arnott und die Commentationes de plantis Africae australis von C. Meier aus-gezeichnet. Rücksichtlich der De Candolle'schen Ein-theilung der Familie nach der Richtung des Wür-zelchens in Rectembryonatae und Curvembryona-tae bemerkt der Verfasser, daß dadurch der natür-liche Nexus der Gruppen nicht selten zerrissen werde. Referent erinnert in dieser Beziehung an Cicer Arietinum, welcher bey aller Verwandschaft mit den übrigen Vicieen der Richtung des Würzelchens ge-mäß eigentlich unter den Rectembryonatis stehen sollte.

In näheres Detail der Aufzählung einzugehen, verbietet der Raum. Abgehandelt sind vorläufig die Ordnungen Podalyrieae, Sophoreae, Dalber-gieae und Phaseoleae (letztere noch nicht vollstän-dig) mit ihren Unterabtheilungen, zusammen 124 Gattungen. Die neuen oder nicht genau gekann-ten Arten sind sämmtlich definirt. Hr. Bentham verspricht nach seiner (jetzt bereits erfolgten) Rück-kehr nach London seine Arbeit auf die ganze Fa-milie auszudehnen, wofür ihm jeder Freund der Wissenschaft gewiß aufrichtigen Dank zollen wird.

3.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. November.

Nro. 230. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Bulletin de la Société impériale des Naturalistes de Moscou. Année 1837. Nr. V. — VIII. Moscou 1837. 8.

Von den vier ersten Heften dieses Bulletins haben wir bereits früher in unsern Blättern (Bd. V. S. 1003 u. f.) eine Anzeige geliefert; wir geben nun solche von den 4 folgenden Heften, womit dieser Jahrgang geschlossen ist. Unter den Abhandlungen sind einige in russischer Sprache geschriebene, von welchen wir bloß eine Uebersetzung der Titel erlangt haben.

Nr. V. 124 S. mit 7 Tafeln.

1. Ueber die Anheftung verschiedener Samen von Schichofsky. S. 3 — 58 mit 2 Tafeln. In russischer Sprache.

2. Description de quelques Coléoptères nouveaux par B. Zoubkoff (S. 59 — 72 mit 2 Taf.)

Es werden 8 Arten beschrieben und abgebildet, welche von Karelin und Zablotzky an den Küsten des kaspischen Meeres gesammelt wurden.

3. Arachnographiae Rossicae decas prima. Auctore J. Krynicki (S. 73 — 85 mit Fig.)

Die Beschreibungen ausführlich in lateinischer Sprache.

4. Cicada Steveni. Auct. J. Krynicky (S. 86 — 88 mit Fig.)

Von der tauriſchen Küſte und dem Kaukasus, und der C. plebeja ähnlich.

5. Notice sur une nouvelle espèce de Lagotis (Lagotis pallipes Bennet) par G. Fischer de Waldheim (S. 89 — 96).

Bennet's Beschreibung von Lagotis pallipes, welche in den Transact. of the zool. Soc. of London enthalten ist, wird hier in französischer Sprache, ohne weitere Zusätze, mitgetheilt.

6. Extrait d'une lettre adressée par M. V. Motschoulsky à M. B. Zoubkoff (S. 97 — 124 mit 1 Taf.)

Der Verf. giebt eine kurze Uebersicht seiner entomologischen Wahrnehmungen, die er vor zwey Jahren auf einer eiligen Reise durch Polen, Deutschland, die Schweiz und Frankreich zu machen Gelegenheit hatte, wobey er einige neue Arten beschreibt. Wenn übrigens seine Bemerkungen über die entomologischen Sammlungen alle der Wahrheit so wenig anpassend sind, als die über die münchner, so erhalten die moskauer Entomologen eine sehr irrige Vorstellung von selbigen. Von München sagt er nämlich: „Le Musée d'histoire naturelle n'est pas dans un état de prospérité semblable à celui des autres branches; les insectes surtout y sont fort peu de chose; et excepté quelques boites, mal nommées, du Brésil, vous n'y trouverez rien.“ Es ist allerdings richtig, daß die hiesige zoologische Sammlung mit denen von Berlin, Wien, Frankfurt u. a. sich nicht messen kann, gleichwohl gehört sie immer noch unter die größeren Anstalten dieser Art. Was aber insbesondere die Insecten-Sammlung betrifft, so möchte ich behaupten, daß Hr. Motschoulsky, dessen sich hier Niemand von der Akademie zu entsinnen weiß, dieselbe gar nicht gesehen hat, was um so eher

möglich ist, da sie außerhalb der öffentlichen Eintrittszeit verdeckt ist, um vom Lichte nicht zu leiden. Denn erstlich giebt es in selbiger keine boites du Brésil, weil alle Thiere, also auch die Insekten, nach systematischer Ordnung aufgestellt, und daher von allen Welttheilen unter einander gemengt sind. Ferner, wenn Hr. Motschoulsky auch nur bey dem Kabinesdiener sich präsentirt haben würde, so hätte ihn derselbe auf die von Hrn. von Mulzer geschenkte, prachtvolle Sammlung von inländischen Schmetterlingen, die zwischen 15000 — 16000 Exemplare zählt, aufmerksam gemacht; er hätte alsdann nicht sagen können, daß man außer einigen brasilischen boites nichts weiter fände, würde alsdann auch gar manches Interessante vom Kap, aus Java und Mexiko gesehen haben. Endlich was die boites mal nommées betrifft, so ist die ganze Insecten-Sammlung vom Prof. Perty bestimmt und die aus Brasilien herrührenden Novitäten sind von ihm auch publicirt und haben ihm einen guten Ruf erworben. Letztere Anschuldigung ist daher nicht besser begründet als die erstere. Zur Ehre des russischen Entomologen will ich annehmen, daß er mit seinen Nachrichten durch einen böswilligen Menschen irre geführt worden ist.

Nr. VI. 97 S.

1. Sur les Spectres ou Phasmides, famille d'Orthoptères (S. 1 — 18).

Fischer von Waldheim giebt hier einen Auszug von Gray's Synopsis of the Species of Insects belonging to the family of Phasmidae.

2. Bemerkungen in Bezug auf die von Hrn. Prof. A. Ermann zu Berlin gegebene Bestimmung der absoluten Höhe von Kasan; von E. Knorr, Prof. der Physik an der Universität zu Kasan (S. 19 — 28).

Knorr verwirft Ermanns Angabe als unstatthaft und hofft, daß es bald möglich werden würde, eine genauere zu liefern.

3. Kurze Notizen über einige Schmetterlinge Rußlands; von Dr. E. Eversmann (S. 29 — 66).

Eine Fortsetzung von einer in Nr. I. begonnenen Abhandlung, ebenfalls mit Beschreibung neuer Arten und mancherley Bemerkungen über bereits bekannte.

4. Kurzer Bericht über eine wissenschaftliche Reise, unternommen in den Monaten July bis October 1836, von E. Knorr. (S. 67 — 75).

Eine sehr lobenswerthe Anordnung der russischen Regierung ist es, daß sie ihren Gelehrten öfters Gelegenheit giebt, wissenschaftliche Reisen auf Staatskosten zu unternehmen, wodurch die Kenntniß von diesem Reiche so ungemein gefördert worden ist. Der nächste Zweck von Knorr's Reise war, die meteorologischen Stationen im kasanischen Lehrbezirk zu revidiren, dann Beobachtungen in Bezug auf den Erdmagnetismus und über einige Höhenbestimmungen zu machen, endlich die physikalischen Sammlungen mehrerer Gymnasien zu inspiciren, um darüber zu berichten, welche Instrumente für jedes derselben anzukaufen nöthig seyn dürften. Hierüber erstattet Knorr einen kurzen Bericht.

5. Etymologische Untersuchungen über die Gattungsnamen der Schmetterlinge, von Dr. W. Sodoffsky in Riga. (S. 78 — 97).

Sodoffsky schlägt viele Veränderungen und Verbesserungen in den systematischen Gattungsnamen der Schmetterlinge vor, wovon mehrere der Annahme werth wären.

Nr. VII. 169 S.

1. Genres nouveaux et espèces nouvelles de Coleoptères de la famille des Carabiques par le B. de Chaudoir (S. 1 — 50).

Aus den verschiedensten Gegenden werden hier viele neue Arten aus der Familie der Laufkäfer beschrieben. Die neuen Gattungen, welche Chaudoir errichtet, heißen: Glyphodactyla, Eucamptognathus, Daptomorphus, Anisotarsus.

2. Observationes quaedam botanicae ad floram rossicam spectantes. Scripsit J. A. Weinmann. (p. 51 — 74).

Herr Weinmann in Paulowsk hat durch einen seiner Gartenzöglinge eine Anzahl Pflanzen aus der

Gegend von Tambow, südöstlich von Moskau (52° 47′ n. Br. und 59° 8′ ö. L.; sehe hierüber den Artikel 4 in diesem Hefte) erhalten. Die an und für sich fleißige Arbeit hat indessen nur für die Pflanzengeographie rücksichtlich der Verbreitung einiger Arten ein näheres Interesse, denn es sind fast lediglich Spielarten und lokale Modificationen längst bekannter Arten aufgeführt. Als neue Species werden beschrieben: Salvia ruthenica, Campanula desertorum, Eryngium intermedium, Petroselinum Thörmeri, Orobanche bracteata, Orobus Gmelini, Carduus Thoermeri, Euphorbia desertorum.

3. Beobachtungen in Bezug auf fossile organische Körper, die zu Formatzi in dem kaluga'schen Gouvernement sich finden, von Wychowetz (S. 73—84).

In rußischer Sprache geschrieben.

4. Bemerkungen über das Klima und die Witterung des Tambow'schen Gouvernements, insbesondere der Stadt Tambow und ihrer Umgebungen; von Dr. Rang (S. 85—106).

Sehr ausführlich, indeß für uns doch von zu wenig Interesse, als daß wir näher darauf eingehen könnten.

5. Beurtheilende Anzeige einiger neuerer Werke über Schmetterlingskunde, von Dr. W. Sodoffsky. (S. 107—116).

Sehr interessante Kritiken über Buhle's Tag- und Abend-Schmetterlinge Europas, dessen Raupen- und Schmetterlings-Kalender, Fischer's von Rösslerstamm Abbildungen zur Berichtigung und Ergänzung der Schmetterlingskunde, Freyers Beyträge zur Schmetterlingskunde, Boisduval, Rambur et Graslin, collect. iconograph. et hist. des Chenilles d'Europe, und Boisduval Icones hist. des Lépidoptères d'Europe nouv. ou peu connus.

6. Uebersicht der Schmetterlinge Livlands. Im Jahre 1837 angefertigt von Dr. W. Sodoffsky. (S. 117—135).

Bereits im Jahre 1829 lieferte der Verf. im ersten Bande dieses Bülletins ein Verzeichniß derselben, das jetzt bedeutend vermehrt und durchweg nach Treitschke geordnet zum zweytenmale vorgelegt wird.

Ich gebe hier blos die Vergleichung mit Treitschke's Aufzählung. Es existiren nämlich

		in Europa nach Treitschke	in Livland nach Sodoffsky
Gattung		Arten	Arten
1 — 16.	Papiliones Linn.	258	85
17 — 28.	Sphinges	103	21
29 — 42.	Bombyces	180	74
43 — 90.	Noctuae	548	142
91 — 109.	Geometrae	366	142
110 — 120.	Pyralides	147	38
121 — 134.	Tortrices	233	82
135 — 160.	Tineae	371	100
161 — 162.	Alucitae	25	9

Im Ganzen in Europa 2231, in Livl. 693 A.

(Schluß folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorffs Annalen der Physik und Chemie. Bd. XXXXIII. (zweyte Reihe Bd. XIII.) 1837.

(Schluß.)

c) Hr. Oberst Jackson theilt (192 und 426) die Beobachtungen über den Zu- und Aufgang der Newa von 1718—1833, und der americain Almanac von 1837 den des Hudsonflußes von 1817—1836 mit. An der Newa fällt das Gefrieren zwischen 18. Oktober (1811) und 14. December (1826), im Mittel auf 14. November. Der Tag des Eisganges fällt zwischen 6. März (1826) und 30. April (1810), im Mittel auf 10. April. Die Dauer der Belegung beträgt zwischen 107 und 182, im Mittel 148 Tage. Das Gefrieren des Hudsonsflußes fällt zwischen 15. November (1820) und 11. Januar (1830), der Tag des Eisganges zwischen 8. Februar (1828) und 4. April (1836). Die

Dauer der Belegung beträgt zwischen 60 und 123, im Mittel 90 Tage, daher das Verhältniß der Dauer an der Newa zu der am Hudsonsfluße = 8 : 5, und doch ist die Breite der Newa = 59° 56′, die des Hudsonsflußes = 42° 39′, also ungefähr die Breite zwischen Rom und Livorno.

f) Hr. Dr. Reichenbach hatte schon vor etwa 7 Jahren in Baumgartners Zeitschrift Bd. X. p. 74 eine zweifellose Erfahrung über Blitze ohne Donner mitgetheilt. Gegen das Ende des Junius 1837 hatte er wieder Gelegenheit in Gesellschaft mit anderen einen Blitz zu sehen, der nicht bloß die Wolken beleuchtete, sondern dessen Zickzack auch deutlich erschien, ohne das ein Donner darauf folgte, und glaubt daher, daß es wirklich „über unseren Scheiteln dahinschlagende Blitze ohne hörbaren Donner gebe.“ (531 u. 532)

g) In Canton hat es am Morgen des 8. Februars 1836 seit 46 Jahren das erste Mal geschneit, und in Genf am 9. August Abends 9 Uhr bey heiterem Himmel geregnet. (420)

Zeitschrift für die Entomologie. Herausgegeben von Ernst Friedrich Germar. Erster Band, erstes Heft. Leipzig 1839. 196 Seiten, mit 2 Tafeln. 8.

In der Vorbemerkung erklärt der Herausgeber, daß in den verschiedenen Versammlungen der deutschen Naturforscher und Aerzte, welche er besucht habe, von den anwesenden Entomologen immer der Wunsch ausgesprochen worden wäre, daß der Entomologie eine besondere deutsche Zeitschrift begründet werde. In der Versammlung zu Prag sey er dringend aufgefordert worden, die Redaktion eines solchen Journals zu übernehmen, und er habe damals das Versprechen gegeben, den Versuch zu machen. Als Gegenstand dieser Zeitschrift bezeichnet der Herausgeber folgende 4 Puncte:

1) Original-Abhandlungen über alle Theile der Entomologie mit Ausschluß der Beschreibung einzelner Arten, in so fern dieselben nicht ein besonderes Interesse darbieten und gleichsam als besondere monographische Darstellungen, oder als Beyträge zur erweiterten Kenntniß einzelner Faunen zu betrachten sind. 2) Mittheilungen von Bemerkungen begleitet, aus solchen Schriften, die nicht allein der Entomologie gewidmet sind. 3) Anzeigen und Recensionen. 4) Merkantilische Anzeigen und andere Notizen. Die Zeitschrift soll in größeren Heften, deren zwey einen Band bilden, erscheinen und jährlich wo möglich ein Band geliefert werden, dessen Preis, wenn er nicht etwa eine größere Ausdehnung erhalten sollte, auf 2 Thlr. 8 Gr. festgesetzt ist.

Ich habe die Bedingungen, unter welchen diese Zeitschrift erscheinen soll, ausführlich angegeben, damit sich Jeder, den ein solches Unternehmen interessirt, von der Zweckmäßigkeit desselben versichern kann. Der Name des Herausgebers bürgt für die Solidität der aufgenommenen Artikel; der Preis ist nicht abschreckend, und der Plan der Zeitschrift sehr zweckmäßig. Besonders lobenswerth ist es, daß die Beschreibungen der Arten, wenn letztere nicht ein besonderes Interesse darbieten, ausgeschlossen bleiben. Wie viel Zoologen, ja wie viel Entomologen, wenn sie nicht gerade mit einer ähnlichen Arbeit beschäftigt sind, werden an den Beschreibungen von ausländischen, durch keine Eigenthümlichkeit ausgezeichneten Arten gewöhnlicher Gattungen, eine besondere Lust finden? So ist denn zu hoffen, daß diese Zeitschrift eine gesichertere Existenz erlangen werde, als so manche ihrer Vorgänger.

In diesem ersten Hefte sind 4 Abhandlungen enthalten: 1) Beyträge zu einer Monographie der Schildwanzen, vom Herausgeber; 2) Beyträge zu einer Monographie von Mantispa, mit einleitenden Betrachtungen über die Ordnung der Orthopteren und Neuropteren, von Dr. Erichson; 3) über die chemische Constitution des Fettkörpers und das durch denselben erzeugte sogenannte Oeligwerden der Schmetterlinge, von Dr. Döbner; 4) drey neue Gattungen der Cicadinen, aufgestellt vom Herausgeber. Beygegeben sind 2 gut gearbeitete Kupfertafeln. Weitere Mittheilungen über den Inhalt dieser Abhandlungen, gegen welchen ich nichts zu erinnern habe, zu geben, halte ich für unnöthig, da doch jeder Entomolog mit dieser gut angelegten Zeitschrift sich genau bekannt machen muß. Mir genügt es, auf sie aufmerksam gemacht und ihre Wichtigkeit hervorgehoben zu haben.

A. W.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. November.

Nro. 231. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

M. Tullii Ciceronis de officiis libri tres. Cum selectis J. Mich. et Jac. Frid. Heusingerorum suisque notis scholarum in usum edidit Car. Timoth. Zumptius. Brunsvigae ap. Fr. Vieweg et filium. 1837. kl. 8. 231 und VIII. S.

M. Tullii Ciceronis de officiis libri tres. Ad solam priscorum exemplarium fidem recensuit adjectisque Jo. Michaelis Heusingeri et suis adnotationibus explicatiores editurus erat Jacobus Fridericus Heusinger. Editionem a Conrado Heusingero, Jac. Fr. filio curatam repetivit suisque animadversionibus auxit Car. Timoth. Zumptius. Brunsvigae apud Fr. Vieweg et filium. 1838. gr. 8. 528 u. LII S.

Man hat gegen die Zweckmäßigkeit, die griechischen und römischen Klassiker mit der Jugend zu lesen, unter andern auch das Bedenken erhoben, daß ja ihre Werke nicht für dieses Alter geschrieben, und daß gerade diejenigen Schriften, welche am häufigsten zum Elementarunterricht benützt werden, einem reifen Mannesalter bestimmt waren; z. B. die von Sallustius, Cicero's Staatsreden ꝛc. Ohne uns in eine ausführliche Prüfung dieses Bedenkens einzulassen, welcher eine Verständigung über den Begriff eines ächten Jugendschriftstellers vorangehen müßte, begnügen wir uns zu bemerken, daß wenigstens Cicero's Bücher de officiis von diesem Vorwurf frey bleiben. Cicero hat sie seinem Sohne Marcus nicht Ehrenhalber dedicirt, sondern ganz eigentlich für ihn ausgearbeitet, für seinen Sohn, der im Jahre ihrer Abfassung, 44 v. Chr., etwa 20 Jahre zählte, also mit unsern reiferen Gymnasiasten so ziemlich auf gleicher Stufe der Geistesentwicklung stand.

Daher die besondere Popularität dieser Schrift, welche leicht als Trivialität gedeutet werden kann, wenn man den Gesichtspunct, für den sie bestimmt war, aus dem Auge verliert. Freylich ist dem Lehrer durch dieses Verhältniß sein Geschäft nicht erleichtert, wenn er sich die Aufgabe stellt, die Officia Ciceronis zur Lieblingslectüre seiner Schüler zu machen. Das ist aber auch nicht eben nöthig, so lange bey dem Schulunterricht das utile den Rang vor dem jucundo behauptet; wie es andererseits sogar natürlich und naturgemäß ist, daß Jünglinge — philosophische Köpfe ausgenommen — durch historische Klassiker sich angezogen und begeistert, durch reflectirende dagegen meistens kalt gelassen oder abgestossen fühlen. Aber es wird dem Lehrer, vorausgesetzt, daß er mit seinen Schülern und seiner Philosophie nicht zu hoch hinaus will, keineswegs unmöglich seyn, diese Lectüre und Erklärung zu beleben, nur muß er ohne Vorurtheil gegen den Verf. ans Werk gehen und von vorn herein in ihm statt des Philosophen mehr den gemüthvollen, erfahrenen, durch und durch humanen Menschen suchen und finden, erkennen und ins Licht stellen. Nur eigentliche Moral daraus zu lernen, muß er seinen christlichen Schülern nicht zumuthen; für diesen Zweck giebt es ein ganz anderes Buch. Um aber auch die philosophische Bedeutsamkeit jenes antiken Moralsystems zu bezeichnen, will Ref. bey diesem Anlaß an die trefflichen Worte Aug. Wilh. Rehbergs erinnern, in dessen altem aber nichts weniger als veraltetem Aufsatz über alte Sprachen:

„Die philosophische Sittenlehre ist unter den Händen der neuern Philosophen weit mehr zu einer speculativen Wissenschaft geworden, und wenn sie ja practisch werden soll, verfällt sie in einen sehr matten Ton. Es entsteht hiedurch eine Lücke in unserem philosophischen Unterricht, die schwerlich besser wird ausgefüllt werden können, als durch das Studium der Alten, die in der philosophischen Sittenlehre aber deßwegen immer über uns bleiben werden, weil sie ihre Vernachlässigung durch nichts anderes ersetzen konnten.“ Sämmtliche Schr. Th. I. S. 281.

Besonders wird der Lehrer (wenigstens der ältere) bestätigt finden, was folgt:

„Die alten philosophischen Schriftsteller, insbesondere die allgemeiner bekannten, Plato und Cicero, haben daneben den großen Vorzug, daß sie nicht allein belehren, sondern durch die ausnehmende Lebendigkeit und Kraft des Ausdruckes die Empfindungen im hohen Grade erwecken und bilden.“ Ebend. S. 282.

Und wenn der Lehrer Neigung hat seine Schüler gelegentlich auch mit practischen Lebensregeln zu bereichern — kein Buch giebt ihm eine so ungesuchte Gelegenheit dazu als die Erklärung von Cicero's Officiis. Was für die Pflicht des äußern Anstandes und gegen das Recht sich der Gene zu entschlagen, als einer gleichgültigen Sache, wenn man damit nur Niemand schade, zu sagen ist, läßt sich kaum bündiger und treffender ausdrücken, als mit Cicero's Worten 1. Cap. 28: Justitiae partes sunt non violare homines, verecundiae non offendere, und läßt sich allenfalls an dem Differenzverhältniß non violare und offendere entwickeln. Eben so kann jeder Weltmann unserer Zeit unterschreiben was Cicero Cap. 37 über die Kunst und Regeln einer gebildeten Conversation lehrt. Daß der Schul-Unterricht auch Gegenstände dieser Art umfaßt, wird in der Regel von manchen Seiten her in höherem Maaße gewünscht, als die Gelehrtenschule es zu leisten Lust und Beruf hat; daß auf dieselben aber gar nicht und niemals die Rede komme, ist bey dem gegenwärtigen Stand der Dinge gleichfalls nicht natürlich noch räthlich. Kann sich nun die gelegentliche Instruction für das einstige praktische Leben an das ernste abgeschlossene Studium der alten Klassiker anlehnen, so ist beyden Interessen geholfen, während umgekehrt eine unmittelbare Vorbereitung auf das practische Leben, etwa eine Schule der Höflichkeit, Uebung im Conversiren, vom wissenschaftlichen Lehrer ex professo gelehrt, leicht etwas Lächerliches, immer etwas ich möchte sagen Unwürdiges an sich hat.

Dieß Encomium des ehemals so allgemein gefeyerten, jetzt vielfach über Gebühr verschmähten Buches soll den Dank einleiten, den die philosophischen Pädagogen dem Hrn. Zumpt dafür schulden, daß er es von neuem und nach dem heutigen Stand der Wissenschaft für die Gymnasien bearbeitet hat, und zum Theil das ergänzen, was der Herausgeber selbst in der Vorrede zur Schulausgabe treffend zum Lobe des Buches sagt:

„Delectat propositi ipsius, quod omnes vitae partes comprehendat, amplitudo, varietas praeceptorum, semper honestorum, sed saepe etiam acute ad vitam recte instituendam excogitatorum (veluti locum de beneficiis conferendis lib. II. cap. 20. admirabilem judico); delectat ordo rerum accurate servatus; delectat etiam rerum Romanarum institutorumque patriorum frequens commemoratio, ut, quamvis utilitas praeceptorum generalis sit, tamen simul etiam penitus cognitione antiquitatis imbuare.

Die Veranlassung zu dieser Arbeit war für Hrn. Z. der Antrag des Verlegers, die vergriffenen Ausgaben der beyden Heusinger mittelst einer zeitgemäßen Bearbeitung wieder in den Buchhandel zu bringen. Joh. Michael Heusinger in Eisenach hatte vor etwa 100 Jahren eine neue kritische Bearbeitung von Cicero's libris de officiis begonnen; die durch seinen Tod unterbrochene Arbeit wurde von seinem Neffen Jac. Friedrich Heusinger in Wolfenbüttel fortgesetzt, und erst 1783 von dessen Sohn Conrad ans Licht gefördert.

Dieser letzte, auch als geschmackvoller Uebersetzer des ganzen Livius bekannt, besorgte 1784 auch eine Schulausgabe, von der größern nur durch Hinweglassung der kritischen Noten verschieden. Hr. Z. hat beyde Ausgaben, wie zu erwarten stand, nicht bloß abdrucken lassen, sondern in neuer Gestalt gegeben, die größere Ausgabe, die so eben erst erschienen, nur mit Zusätzen vermehrt, die durch uncinos erkenntlich gemacht sind, dagegen die Schulausgabe förmlich umgearbeitet, ohne dem Schüler mit diplomatischer Genauigkeit vorzu-

erzählen, welche Notiz er dem alten und welche dem neuen Herausgeber verdanke: Heusingerianis notis usi sumus pro nostris, mutavimus, omisimus, addidimus quae opus videbatur. Wie viel unnütze Worte und Redensarten, Complimente und Polemik hat Hr. Z. durch diese zweckmäßige Einrichtung sich und dem Leser erspart! Ref. dankt ihm dafür im Namen der Schüler, welche seine Ausgabe benützen.

Hr. Z. ist eine zu große Celebrität in der Gelehrtenschule und ein zu großer Gelehrter in den höhern Kreisen, als daß wir die Anerkennung des Löblichen in dieser Arbeit ausführlicher zu motiviren nöthig hätten. Wir benützen deßhalb den uns hier vergönnten Raum lieber gleich zur Vorlage einiger Zweifel, Ausstellungen, Wünsche und Beyträge, die vielleicht zur Vervollkommnung einer neuen Ausgabe dienen können.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin de la Société impériale des Naturalistes de Moscou. Année 1837. Nr. V. — VIII. Moscou 1837. 8.

(Schluß.)

Nr. VII. 169 S.

7. Enumeratio animalium, quae in provinciis Caucasicis, Karabach, Schirwan et Talysch, nec non in territorio Elisabethopolensi observavit R. Fr. Hohenacker. (S. 136—147).

Ein wichtiger und lehrreicher Beytrag zur geographischen Verbreitung der Thiere, welcher sich über die Wirbelthiere, so wie über die Mollusken erstreckt, auf letztere jedoch zu wenig Rücksicht genommen hat. Ich begnüge mich hier die Säugethiere aufzuzählen:

1) Fledermäuse. Vespertilio murinus.

2) Insektenfresser. Sorex araneus? und carinatus Pall. Erinaceus europaeus und auritus. Talpa europaea.

3. Fleischfresser. Ursus Arctos. Meles vulgaris. Mustela Martes, Foina, Erminea und vulgaris. Lutra vulgaris. Canis Lupus, aureus und Caragan. Hyaena striata. Felis Catus, Caffra affinis, Tigris, Pardus, Chaus und cervaria.

4) Flossenfüßer. Phoca forsan nov. spec.

5) Nager. Castor Fiber. Hypudaeus amphibius und lagurus. Myoxus Dryas. Mus musculus, sylvaticus und decumanus. Cricetus arenarius. Dipus pygmaeus. Meriones obesus. Lepus timidus. Hystrix cristata.

6) Dickhäuter. Sus Scrofa.

7) Wiederkäuer. Cervus Elaphus und Pygargus Pall? Antilope Rupicapra und subgutturosa. Capra Aegagrus.

8. Enumeratio plantarum quas in China boreali collegit et mecum benevole communicavit cl. Medicus missionis rossicae Porphyrius Kirilow. (descripsit N. Turczaninow. S. 148—168).

Im Jahre 1833 gab bereits Hr. Dr. Alex. v. Bunge, gegenwärtig Direktor des k. botanischen Gartens in Dorpat, welcher die russische Mission nach China i. J. 1831 als Arzt begleitet hatte, in dem 2ten Bande der Mémoires présentés à l'Académie impériale de St. Petersbourg par divers savans p. 75 seq. einen höchst schätzbaren Beytrag zu der noch so wenig gekannten Flora jenes unermeßlichen Reiches, welcher uns in 420 Nummern eine Menge neuer Gattungen und Arten vorführte. Der vorliegende Aufsatz ist als eine Fortsetzung der von Bunge'schen Arbeit zu betrachten. Herr Turczaninow, früher in Irkuzk, gegenwärtig als Regierungspräsident in Krasnojarsk angestellt, beschreibt darin die Pflanzen, welche Hr. Porphyrius Kirilow, der als Arzt die letzte Mission nach China begleitete, dort gesammelt hat. Als neu werden aufgeführt: Clematis tubulosa, Anemone barbulata, Kadsura chinensis (von K. japonica schwerlich verschieden), Penthorum intermedium, Abelia biflora, Galium linearifolium, Saussurea nivea, Eupatorium Kirilowii, Aster ageratoides, Inula repanda, linariaefolia, Senecio

acomitifolius, Rhododendron mucronulatum, micranthum, Tittmannia stachydifolia, Thesium chinense, Dioscorea polystachya. Bey Calysphyrum floridum Bunge muß bemerkt werden, daß diese Pflanze zwar allerdings zur Thunbergischen Gattung Weigelia gehöre, jedoch nicht W. japonica Th., sondern eine eigene Art sey, von welcher in unserer Flora japonica ausführlicher die Rede seyn wird. Bekanntlich ist aber außerdem Weigelia nicht von Diervilla Tournef. verschieden, und die Aufstellung dieser Gattung gehört mit zu den gröbsten Fehlern in Thunberg's Flora japonica. Der gelehrte Reisende hielt nämlich die Drüse, welche im Grunde der Blumenröhre sitzt, und neben welcher der Griffel in den mit dem Kelche verwachsenen Fruchtknoten herabläuft, für den Fruchtknoten selbst, und letzteren dagegen für den Blumenstiel. Daher denn natürlich der monströse Gattungscharakter in den Abhandlungen der k. schwedischen Akademie vom Jahre 1780, der sich lange in den Systemen erhalten hat.

Nr. VIII. 167 S.

1. Enumération des Buprestides et description de quelques nouvelles espèces de cette tribu de la famille des Sternoxes, de la collection de M. le Comte Mannerheim, par M. le Comte Mannerheim (S. 1 — 126).

Der Graf Mannerheim, im Besitze einer großen Sammlung von Coleopteren und ein sehr gründlicher Kenner derselben, liefert hier eine Aufzählung der Buprestiden aus seiner Sammlung mit Beschreibung der darin enthaltenen neuen Arten. Indem er eine sehr sorgfältige Rücksicht auf die Leistungen seiner Vorgänger nimmt, um die Synonymik nicht zu verwirren, klagt er um so mehr mit Recht über Die, welche einer solchen Anforderung nicht entsprechen. Als Beyspiel führt er den Katalog der Insekten-Doubletten von Graf Jenison, gefertigt von Gistl an, welcher Letztere in einer Weise auftrete, als ob er alles vor ihm Geleistete umstürzen wolle, längst gekannten Gattungen neue Namen gebe, eilf Werke in einem Jahre ankündige, und über 6 Bände von Dejean's Werk kritische Skizzen verspreche, obgleich der 6te Band noch nicht einmal erschienen sey. Der Graf Mannerheim hatte bereits seit einem Jahre sein Manuskript ausgearbeitet, als er erfuhr, daß M. de Laporte Comte de Castelnau und Gory eine Monographie der Buprestiden in ihrer herrlichen Hist. nat. et Iconographie des insectes coléoptères unternommen hätten, auch daß einer der Veteranen der Entomologie, M. Spinola, eine Arbeit über dieselbe Familie ausführen würde. Erst nachdem der Graf 7 Lieferungen von jener Monographie und das in den Annales de la Soc. entomol. de France eingerückte Schreiben von Spinola über die Buprestiden erhalten und hiemit seine Arbeit verglichen hatte, ging er an ihre Bekanntmachung.

2. Observations critiques sur quelques ouvrages entomologiques, par M. le Comte Mannerheim (S. 127).

Diese kritischen Bemerkungen erstrecken sich über folgende 3 Schriften: 1) Monographie des Cétoines et genres voisins etc. par M. Gory et Percheron, welche einer sehr ins Detail eingehenden Recension unterworfen wird. 2) Die jetzt lebenden Entomologen von Gistl und 3) Enumération des entomologistes vivans par Silbermann. Der Graf M. macht aufmerksam auf die vielen Irrthümer, welche sich in diesen beyden Verzeichnissen, zumal in dem erstern, hinsichtlich der russischen und schwedischen Entomologen finden. Er weist nach, daß Gistl Namen aufführe, zu denen keine Person zu finden sey, daß Andere als noch lebend bezeichnet werden, die schon vor 20 — 30 Jahren verstorben seyen, daß er Esthland und Finnland mit einander verwechsele ꝛc.

3. Séance de la Société du 18. Nov. 1837.

Enthält nichts Bemerkenswerthes.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. November.

Nro. 232. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

M. Tullii Ciceronis de officiis libri tres. Cum selectis J. Mich. et Jac. Frid. Heusingerorum suisque notis scholarum in usum edidit Car. Timoth. Zumptius etc.

(Fortsetzung.)

Zuerst von der Schulausgabe. Hier hat Hr. Z. viele Bemerkungen grammatischen Inhalts eingewebt, welche, wie billig, in der großen Ausgabe fehlen. Zu I. 14, 11 qui tum, cum maxime fallunt, id agunt ut boni viri esse videantur wird zur Erläuterung des Gebrauches von maxime bemerkt: „wenn sie am meisten sive wenn sie gerade betrügen.“ Dadurch wird aber nichts deutlich, weder dem Schüler, noch dem Gelehrten, denn die zwey Redensarten, welche Hr. Z. durch sive verbunden hat, sind nichts weniger als einerley. Welche soll also der Schüler für die wahre halten? Es bedurfte vielmehr der Bemerkung, daß maxime hier und in ähnlichen Fällen durch ein Hyperbaton in den Relativsatz und zu cum gezogen ist, während es logisch zu tum gehört. Auf gleiche Weise kömmt ὡς εὐθύς zu der Bedeutung sobald als d. h. εὐθὺς ὡς; und sagt der Deutsche: frisch auf, ehe der Geist noch verduftet! so ist eigentlich zu construiren: frisch auf noch, ehe der Geist verduftet, widrigenfalls müßte schon oder bereits, also das Gegentheil von noch, bey ehe stehen. —

Eben so wenig scheint uns zu I. 40, 7 At enim richtig erklärt durch die Ausführung: At praetorem (refert enim quam personam geras) decet habere oculos abstinentes. Vielmehr so: At male agis; praetorem enim decet habere oculos abstinentes. Neben ἀλλὰ γὰρ konnte die entsprechendste deutsche Formel erwähnt werden: Aber . . ja.

I. 30, 1. Die synonymische Bemerkung über pecudibus reliquisque beluis ist nicht richtig; belua ist der Generalbegriff für das unvernünftige Thier; bestiae bezeichnet nur die bösartigen schädlichen, besonders die reissenden Thiere, man darf sich durch das französische bête nicht irren lassen. Ref. glaubt dieses Verhältniß in seinen Lateinischen Synonymen Th. IV. S. 291 überzeugend nachgewiesen zu haben. — I. 83, 18 ist Heusingers Note über nefas et impium wiedergegeben, demnach impium der stärkere Ausdruck wäre; das kann Ref. gemäß seiner Darstellung in Lat. Synon. Th. II. S. 147 nicht zugeben; der Stärke nach stehen die Begriffe auf ganz gleicher Stufe; impium bezeichnet nur die subjective Gesinnung dessen, der ein nefas verübt. Hr. Z. hätte es übersetzen können durch abscheulich und ruchlos.

Die Note von H. zu II. 6, 2 in fortuna pro fortunae mit Parallelstellen war des Wiederabdruckes nicht werth. Was soll der Schüler bey dem pro denken? Doch wohl daß der Genitiv oder der Dativ correcter oder gewöhnlicher wäre. Aber beydes ist gleich richtig, nach Vernunft und Sprachgebrauch. Wir glaubten G. Hermanns Methode der grammatischen Interpretation hätte dieser Art Bemerkungen den Todesstoß gegeben.

Wir finden es zweckmäßig, daß Hr. Z. oft einen schwierigen Ausdruck lieber kurz durch eine deutsche Uebersetzung (leider auch mit deutschen Lettern mitten im Latein!) als durch eine lateinische Periphrase erklärt. Natürlich geschieht es so spar-

sam, daß der Schüler seine Arbeit nicht im Uebermaaß dadurch erleichtert sieht; obgleich manches noch hätte erspart werden können, z. B. S. 33 „gratificantur zu Gefallen thun, aus Gefälligkeit geben.“ Oft geschieht es nicht sowohl um eine Schwierigkeit zu heben als um die moderne Ausdrucksweise der antiken gegenüber zu stellen, z. B. S. 61 se suarum rerum finibus continere: sich auf den Kreis ihrer eigenen Angelegenheiten beschränken.

Hie und da aber haben wir auch gerechtes Bedenken, ob der gewählte deutsche Ausdruck den lateinischen eben so richtig und scharf wie kurz bezeichne; z. B. I. 4, 7. quae deliberatio in rationem utilitatis cadit. „Verte der Begriff des Nutzens“ s. „der Begriff Nutzen.“ Keineswegs! der Sinn ist: diese Ueberlegung gehört der Berechnung des Nutzens an, oder: findet Statt wenn auf den Nutzen Rücksicht genommen werden will. — Für immanitas I. 17, 13 ist Rohheit ein viel zu negativer Begriff; das Maaßlose, Enorme, Uebergewaltige bildet den Hauptcharakterzug des immanis, welches Ref. eben deßhalb früher durch magnus und intensives in erklärte, jetzt aber für die lateinische Form von ἀμήχανος hält. —

I. 30, 5 ist inculcantes mit einmischen zu schwach, mit aufdringen ganz unpassend übersetzt. Eher einpfropfen; denn einem absoluten Purismus soll das Wort nicht gesprochen werden.

I. 29, 10 „petulans ausfallend, injuriosum“ in Folge der Annahme, daß petulans von petere aliquem abzuleiten sey; es ist aber identisch mit dem griechischen σπαταλῶν, und hat einen weitern Begriff. — Eben daselbst wäre ingenium treffender durch edel als bloß durch anständig übersetzt.

I. 37, 6 putidus „i. q. widrig, penibel.“ Beyde Wörter sind weder unter sich synonym noch entspricht eines von beyden dem lateinischen. Putidus ist langweilig.

II. 13, 2 „casu atque fortuna durch Glück und Zufall.“ So weit richtig; aber die angegebene Differenz: ille ad tempus accidit, haec paulo diuturnior intelligitur, hat keinerley Halt. Ref. hofft, Hr. Z. werde sich mit der in den Synon. Th. V. S. 294 gegebenen Ansicht befreunden. Für sehr unglücklich halten wir II. 20, 12 die Vertheidigung von utentior (statt potentior) sane sit; honestior vero quomodo? mit der Erklärung: „er gebrauche mehr pro eo quod est: er giebt mehr aus.“ Hat sich Hr. Z. wohl im Ernst gefragt, ob uti auch nur von ferne dieser Bedeutung fähig sey? Der befremdliche Irrthum beruht auf einer Verwechslung der deutschen Worte brauchen egere mit gebrauchen uti. Man bedient sich wohl in letzterem Sinn auch des einfachen und kürzeren brauchen, aber nimmermehr umgekehrt, und viel gebrauchen für: viel Geld ausgeben, ist wenigstens für den Ref. eine unerhörte Redensart.

Eben so ist in apud omnes gratiosus III. 14, 5 durch die Uebersetzung: „er war mit allen Ständen in Verbindung“ der Hauptbegriff von gratiosus, der niemals untergehen kann ganz verwischt. Doch wenigstens in freundlicher Verbindung; denn der gratiosus kann einseitig nur beliebt seyn ohne Gegenliebe und selbst gegenseitige Bekanntschaft. Dergleichen an sich leichte Wörter sollten entweder gar nicht oder mit besonderer Schärfe erklärt werden. — Andere Stellen dagegen, die einer solchen Erleichterung wohl bedürft hätten, sind leer ausgegangen; z. B. II. 2, 12 non modo disputandi sed etiam vivendi ratione sublata, daß ein vernünftiges Gespräch, ein vernünftiges Leben, d. h. ein Leben mit einem bestimmten und vernünftigen Ziel und Zweck, im Gegensatz des eben genannten vagans animus gemeynt sey, wird bey dem Nebel, in welchen das Wort ratio sich so gern hüllt, wenigstens der Schüler leicht übersehen.

Die Kritik ist in der Schulausgabe fast ausgeschlossen, so daß ihr Text oft stillschweigend von dem der größern Ausgabe abweicht; wie z. B. I. 26, 10 pareat aufgenommen ist statt pateat; obschon gerade diese Variante Gelegenheit gegeben hätte, das kritische Gefühl zu prüfen und zu üben.

Nach diesem Princip, dem wir im ganzen nicht entgegen sind, hätte dann aber auch ebendaselbst die Variante impartientes neben impertientes nicht mit einer 7 Zeilen langen Note besprochen werden dürfen; dergleichen gehört am wenigsten

in eine Schulausgabe, besonders wenn ein allgemeines und evidentes Resultat nicht zu gewinnen ist. Ref. zweifelt nicht, daß beyde Schreibarten in Rom üblich waren, wie aequiparare und aequiperare, cithara und cithera, je nachdem das eine oder andere Lautgesetz mehr beachtet wurde; denn die Analogie von scandere ascendere verlangt impertire, dagegen die besondere Leichtigkeit mit der das r sich gerade nach dem Vokal a ausspricht, schützte partiri gegen die sonst übliche Trübung bey der Composition. Doch sind uns wenig in gleichem Grad entbehrliche Noten aufgestoßen; wogegen andererseits für die Vollständigkeit der grammatischen und historischen Interpretation kaum etwas vermißt werden dürfte.

* * *

Während die kleine Ausgabe als eine ganz neue und eigene Arbeit des Hrn. Z. anzusehen ist, so hat sich in der großen der Herausgeber, wie schon erwähnt, auf Zusätze beschränkt. Diese enthalten meistens Nachträge zu dem kritischen Apparat Heusingers, aus der Orellischen Ausgabe u. a. ausgezogen. Bisweilen ist auch ein kurzer Widerspruch gegen Heusinger eingeschaltet, selten mit ausführlicherer Motivirung. Auch an ergänzenden Bemerkungen fehlt es nicht ganz, wie z. B. über die drey Janos auf dem Forum, zum Schluß des zweyten Buches. Durch diese Sparsamkeit bezeugt Hr. Zumpt seine Anerkennung von des ältern Heusingers richtigem Sinn und Tact auch thätlich, wie er ihn in der Vorrede zur großen Ausgabe schön charakterisirt:

„Habet in interpretando hoc praecipuum, quod et acute invenit, in quo possis haerere, et inventam difficultatem breviter ac dilucide explanat, nullis ambagibus impeditus, nulla verborum inanitate implicatus, sed tamen nunquam ita festinans ut non grammaticum se esse reminiscatur dataque occasione proprietatem sermonis illustret."

An diese allgemeineren Bemerkungen knüpft Ref. noch einige speciellere polemischen Inhaltes, theils gegen die Zusätze des Hrn. Z., theils gegen Heusingers Noten, deren Inhalt Hr. Z. durch sein Stillschweigen zu vertreten scheint. Gleich in der ersten Periode schwankte Heusinger, ob unter utriusque orationis die griechische und lateinische Sprache oder der philosophische und rednerische Styl zu verstehen sey, da in den nächst vorhergehenden von beyden die Rede gewesen. H. zeigt sich geneigt es auf den Styl zu beziehn, Hr. Z. ist entschieden für das Gegentheil; gewiß mit Unrecht; denn wann und wo bedeutet denn oratio die Sprache wie lingua? Nur sermo ist beyder Bedeutung fähig, aber oratio ist bloß die zur Rede benützte Sprache, synonym mit dictio. Vrgl. Synon. Th. IV. S. 22. 24. —

Dagegen I. 34, 11 hätten wir eine Berichtigung Heusingers gewünscht; denn nihil de alio acquirere ist hier gewiß unlateinisch; es müßte wenigstens de aliis oder de alio quoquam heissen; aber das natürlichste ist de alieno, was auch einige Handschriften gewährleisten. —

I. 12, 38 hätte die handschriftliche Lesart: Et hoc simul accipe dictum auf keine Weise verlassen werden sollen. Freylich redet Pyrrhus vorher und nachher die Gesandtschaft mit dem Plural an. Aber wie oft erlauben sich das nämliche die Tragiker, indem sie die redende Person jetzt sich an den ganzen Chor, und gleich darauf bloß an den Chorführer und dann wieder an den ganzen Chor wenden lassen! Aber gesetzt, accipe wäre corrupt, so ist die Aenderung acpite, welche in der Schulausgabe sogar im Text steht, eine höchst unglückliche. Die Syncope hat zwar besonders im Latein ein sehr weites Gebiet, aber sie muß doch in den Gränzen der lateinischen Lautlehre stehen bleiben, was bey den von Hrn. Z. verglichenen Beyspielen suspite und porgite der Fall ist; aber wo lassen je die Lateiner die Consonanten cp neben einander treten! —

In I. 30, 3 heißt es: Si quis est paulo ad voluptates propensior, modo ne sit ex pecudum genere (sunt enim quidam homines non re, sed nomine) sed si quis est paulo erectior, quamvis voluptate capiatur, occultat et dissimulat appetitum voluptatis. Die Note Heusingers: Sed interruptam parenthesi orationem continuat, erschwert das Verständniß statt es zu erleichtern. Denn wenn dieses sed mit dem aus Epist. ad Q. Fr. II. 3 und Gramm. §. 739 einige Aehnlichkeit haben sollte, so müßte der Satz:

sed si quis . . . erectior nothwendig nichts als eine Wiederholung des obigen Gedankens si quis . . est ad voluptates propensior seyn. Das kann aber niemanden einfallen. Vielmehr bedeutet sed hier sondern, und bezieht sich auf modo ne, und steht somit sed si zu dem obigen si quis im Verhältniß der Unterordnung, nicht der Nebenordnung. Diese Erklärungsart fordert unabweisbar der Gedanke; aber die Kritik muß dazu freylich auch helfen; nämlich sie muß das quis nach sed si für eine Glossem, für eine alberne Wiederholung des ersten erklären. Hätte Cicero das Subject besonders ausdrücken wollen, so mußte er si idem est paulo erectior schreiben. —

(Schluß folgt.)

Berichte von der k. anatomischen Anstalt zu Königsberg. Neunter Bericht von H. Rathke. Mit einem Beytrage zur vergleichenden Anatomie des Affen, von Ernst Burdach, Prosektor. Königsberg 1838. XVI. und 103 S. 8.

Auf den kurzen Bericht Rathke's von den Leistungen der anatomischen Anstalt zu Königsberg seit dem Wintersemester 1835, woraus man die Thätigkeit dieses Institutes, besonders auch in Bezug auf Zootomie ersehen kann, folgt der ausführliche Beytrag zur vergleichenden Anatomie der Affen vom Prosektor Ernst Burdach. Zum Gegenstande seiner Untersuchung hat er sich das Muskelsystem gewählt, weil, wie er sagt, das Knochensystem der Affen bereits vielfach und vollständig untersucht worden ist, diesem aber sich das der Muskeln am passendsten anschließt, dann auch, weil auf der Einrichtung der Muskeln hauptsächlich die körperlichen Vorzüge des Menschen vor den Thieren beruhen. Die Zergliederung wurde an 3 Arten aus den Gattungen Cynocephalus, Cercopithecus und Inuus vorgenommen, wobey zu rügen ist, daß von den beyden erstern die Artsnamen nicht angegeben sind.

Die Beschreibung der Muskeln ist sehr ausführlich und genau, so daß hiedurch die noch wenig bearbeitete Myologie der Affen einen sehr werthvollen Beytrag gewonnen hat. Der Verfasser beschränkt sich jedoch nicht auf die trockene Beschreibung dieser Theile, sondern läßt ihr eine sehr anziehende physiologische Betrachtung der Muskeln des Affen nachfolgen, in so fern sie einen Unterschied desselben von dem Menschen begründen. Es sind vier Puncte, die in gedachter Hinsicht hier Berücksichtigung finden. Zuerst wird die große Verschiedenheit zwischen Menschen und Affen in dem Muskelapparat des Antlitzes nachgewiesen; während die Gesichtsmuskeln des Menschen durch ihre freyen und mannigfaltigen Bewegungen treue Verkünder des Seelenzustandes seyn können, sind die des Affen nur zu wenigen gemeinsamen Bewegungen befähigt.

Die zweyte Verschiedenheit liegt im Stimmapparate. Als Umstände, aus welchen hervorgeht, daß der Affe unfähig sey, menschliche Worte nachzusprechen, betrachtet der Verfasser: den Mangel an selbstständiger Beweglichkeit des Kehlkopfes und des Zungenbeins, zu geringe eigenthümliche Beweglichkeit der Zunge, Mangel an den durch die Wangenmuskeln darzustellenden festen Seitenwandungen der Mundhöhle, unvollkommene Bildung des weichen Gaumens und endlich zu schwache Entwicklung des Lippenschliessers.

Eine dritte Verschiedenheit beruht auf der Stellung; während der Mensch zur aufrechten Stellung und Gangweise bestimmt ist, ist dagegen der Affe von der Natur zum Gang auf allen vier Extremitäten angewiesen. Dieser Beweis ist bisher hauptsächlich von dem Bau des Knochengerüstes hergenommen worden; der Verfasser weist nun auch aus der Beschaffenheit des Muskelsystems nach, daß der Affe nicht zum aufrechten Gange organisirt sey.

Der vierte Vorzug des Menschen vor dem Affen liegt in dem Besitz der Hände. Der Verfasser weist ausführlich nach, daß dem Affen eigentlich keine Hände zuzusprechen seyen, indem das charakteristische Merkmal einer Hand nicht allein in dem entgegen stellbaren Daumen liegen könne, sondern daß hierzu noch weit mehr Eigenschaften erforderlich sind, welche dem Affen größtentheils abgehen. Die sogenannten Hände der Affen, sowohl die vordern als die hintern, sind nichts anders als zum Erfassen mäßig dicker Gegenstände, namentlich der Baumäste, organisirte Füsse.

Diese Hervorhebung der körperlichen Vorzüge des Menschen vor dem Affen mag als ein weiterer und vollgültiger Beytrag angesehen werden zur Widerlegung der läppischen, von Hrn. Bory aufgestellten Behauptungen, deren Absurdität wir in diesen Blättern schon öfter nachzuweisen Gelegenheit hatten.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. November.

Nro. 233. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

M. Tullii Ciceronis oratio pro Sex. Roscio Amerino. Denuo emendata et in usum lectionum edita ab Jo. Casp. Orellio. Turici ex offic. Ulrichiana. 1837. 47 S. in 4.

So klein auch diese Schrift ihrem äußeren Umfange nach ist, so verdient sie doch aus dem Grunde eine allgemeinere Beachtung, weil in derselben der Herausgeber eine neue Probe seiner neuen Bearbeitung der Ciceronischen Werke, mit der er sich schon seit Jahren beschäftigt, der gelehrten Welt mittheilt. So viel dem Rec. bekannt ist, findet sich die erste Notiz über diese neue Riesenarbeit des rastlos thätigen Mannes in dessen Vorwort zu seiner Specialausgabe der Rede de provinciis consularibus, wo dieselbe mit folgenden Worten angekündigt wird:

Faustissima hac occasione oblata cum philologis communicandum statui specimen aliquod novae M. Tullii Ciceronis scriptorum omnium συναγωγῆς conjunctis studiis et viribus a me et Baitero meo curandae, cujus consilium brevi ut explicem, hoc fere est: Singuli libri novorum (quae permulta nacti sumus,) subsidiorum ope religiose ab ambobus retractabuntur: ubi diversum alterius utrius erit judicium, amice dissidebimus. Scriptoris ipsius verbis in hac editione minore critica subjicietur varietas Ernestiana duntaxat, indicatis semper praecipuis auctoritatibus, quibus freti ab illius critici judicio discessimus: hanc varietatem lectiones, quae maxime memorabiles nobis videbuntur, excipient; integras autem codicum veterum collationes atque adnotationes nostras singulari aliquando volumine complectemur.

Daß von einer solchen mit vereinten Kräften unternommenen Umarbeitung der größeren Ausgabe die kritische Textgestaltung der Ciceronischen Schriften bedeutend gewinnen wird, davon geben die bisher gelieferten Proben die sichersten und erfreulichsten Belege; vorzüglich aber steht zu erwarten, daß der Gewinn für die Reden sehr reichlich und ergiebig ausfallen werde. Das Verhältniß der beyden Ausgaben wird übrigens ein ganz verschiedenes seyn. Bey der größeren unterzog sich Hr. Orelli der wahrhaft Herkulischen Aufgabe, die Abweichungen der Hauptausgaben von Lambin, Grävius, Garatoni, Ernesti und Schütz, und die vorzüglichsten von den Einzelnschriften in einem vollständigen Conspectus zu vereinigen; eine durchgängige Benutzung und Ausbeutung handschriftlicher Quellen lag für die Reden, die rhetorischen und philosophischen Schriften außer seinem Plane; für die neue Ausgabe hingegen steht Hrn. Orelli ein sehr reicher handschriftlicher Apparat zu Gebote, welcher theils von ihm selbst mit unsäglichem Fleiße und Aufwande aufgebracht wurde, theils durch sorgfältige Collationen, die in den letzteren Jahren bekannt gemacht wurden, bereits allgemein zugänglich geworden ist. Zieht man ferners in Betracht, daß es kaum irgend ein Gebiet der Alterthumskunde giebt, wo sich in der letzten Zeit eine so rege Thätigkeit entwickelte, als in der Bearbeitung des Cicero und vorzüglich der Reden desselben, so wie, daß Hr. Orelli zu jenen empfänglichen Naturen gehört, welche willig und ohne Widerstreben von den Früchten fremden Fleißes Gebrauch und Nutzen ziehen, und nicht, was andere gefunden und berichtiget haben, vornehm zurückweisen: so darf man wohl mit einiger Gewißheit die Erwartung aussprechen, daß die versprochene neue Ausgabe dieses besonnenen und umsichtigen Kritikers in der Geschichte der Ciceronischen Kritik Epoche machen

und für alle künftigen Bearbeitungen eine sichere Basis bilden werde. Hr. Orelli spricht sich in dem Vorwort zur Rede pro Roscio Amerino mit einer seltenen, einen solchen Mann nur ehrenden Selbstverläugnung also aus:

„Cum Ciceronis pro Sex. Roscio Amerino orationem discipulis meis interpretari decrevissem, hac scriptiunculae academicae occasione oblata usus sum ad eam ex mea editione sic repetendam, ut emendarem hujus falsas lectiones vel ex prioribus propagatas vel etiam a me ipso nescio quo mentis errore intrusas, praesertim septem cum his annis tres Critici egregii huic orationi ad pristinam integritatem restituendae operam impendissent, Madvig (1830.) Buechner (1835.) Klotz (1835.) etc.

Hr. Orelli giebt in der Adnotatio seiner neuen Bearbeitung dieser Rede bloß die lectionis varietas der Ausgaben der drey genannten Kritiker und seiner eigenen früheren; man würde sich jedoch irren, wenn man glaubte, bloß die dürre Anführung der Varianten in H. Orellis Ausgabe zu finden, sondern in den meisten Fällen von Belang sind auch die Entscheidungsgründe für die Aufnahme der einen oder andern Lesart mit einer musterhaften Kürze aufgeführt, und feine Winke für die Erklärung und das Verständniß der Rede an gar manchen Stellen gegeben. Es wäre zu wünschen, daß die Art der Behandlung, wie sie Hr. Orelli in dieser Ausgabe und in seinen Orationes selectae XV. (Turici 1836.) vorgezeichnet hat, recht viele Nachahmer finden möchte; denn stände zu hoffen, daß die alten Autoren von dem grammatischen und kritischen Ballast, der in so vielen Editionen den Text erstickt und die Lesung so unerquicklich macht, endlich allmählig erlöst würden.

(Fortsetzung folgt.)

M. Tullii Ciceronis de officiis libri tres. Cum selectis J. Mich. et Jac. Frid. Heusingerorum suisque notis scholarum in usum edidit Car. Timoth. Zumptius etc.

(Schluß.)

Die gewiß verderbte Stelle I. 29 p. 151. hat durch Heusingers Herstellung: Alter est (jocus), si tempore sit remisso homine dignus; alter ne libero quidem, si rerum turpitudo adhibetur aut verborum obscuritas, noch keine befriedigende Gestalt gewonnen. Mittelst einer leichten Versetzung schreibt Ref.: Alter est, si tempore sit remisso, homine libero dignus; alter ne homine quidem si etc. — Ein ganz ähnlicher Fehler entstellt den nächstfolgenden Satz: ut ne nimis omnia profundamus elatique voluptate in aliquam turpitudinem delabamur. Hier ist nimis, welches neben omnia störend ist, nach elatique zu setzen, wo man es sonst vermißt.

In III. 1, 1 hätte Ref. gleichfalls eine Abweichung von Heusinger gewünscht, welcher appellatus sit aus Nonius aufgenommen hat, während doch alle ratio grammatica für den alten keineswegs von handschriftlicher Autorität entblößten Indicativ est — nicht spricht, sondern — schreit. Stünde sit, so würde Cato selbst bey Erzählung der Anecdote die ganz unwesentliche Notiz beygefügt haben, daß der ältere Africanus gemeynt sey, während doch offenbar nur Cicero diesen parenthetischen Zusatz für seinen Sohn macht. Oder sollte die Schulregel, daß ein von einem Infinitivsatze abhängiger Relativsatze im Conjunctiv stehen müsse, nicht bloß auf die wirklich abhängigen Sätze beschränkt seyn, sondern sich auch auf die bloß locai im Infinitivsatz enthaltenen erstrecken? Wenn das wäre, so gäbe es vor lauter Regeln keine Grammatik, oder vor lauter Grammatik keine Latinität mehr! Orelli hat mit richtigem Tacte est.

So lange auch die Officia ein Lieblingsbuch der bedeutendsten Latinisten gewesen sind und so viele und reichhaltige Commentare sie auch erhalten haben, und obgleich selbst Fr. A. Wolf nach Zumpt praef. p. II. meynte: der Text sey bey Heusinger so beschaffen, ut eo acquiescere possent critici: so giebt es doch noch eine große Zahl von Stellen, welche nicht bloß nicht genügend geheilt oder erklärt sind, sondern auch noch gar nicht einmal einen Anstoß gegeben haben, und doch ihren corrupten Charakter nicht verläugnen können, sobald man einmal auf sie aufmerksam ist. Es sey dem Ref. erlaubt, einige Beyspiele dieser Art aus dem ersten Buche hier als Nachtrag zu der neuesten, oder als Bey-

trag zu einer künftigen Bearbeitung dieſes Werkes hier anzufügen.

Man betrachte I. 11. p. 55. Est enim ulciscendi et puniendi modus, atque haud scio an satis sit, eum qui lacessierit injuriae suae poenitere, ut et ipse ne quid tale posthac, et caeteri sint ad injuriam tardiores. Ein ſchöner ächtchriſtlicher Gedanke, die bloße Reue als Strafe gelten zu laſſen; faſt allzu chriſtlich für das römiſche Alterthum und Cicero. Allein wollen wir ihn immerhin dem Cicero gönnen, wie ja wenigſtens Seneka ähnliches hat; aber wie in aller Welt kann die bloße Reue des einen wirken, daß auch die andern ſich beſſer beſinnen, ehe ſie freveln? Dieſe Hoffnung auf die Abſchreckungskraft der Reue auch für andere iſt doch gewiß allzu ideologiſch für einen Römer! Ref. iſt überzeugt, daß die Worte atque haud scio bis poenitere entweder ein Gloſſem ſind, oder wenigſtens nicht an dieſe Stelle gehören, und daß zu verbinden iſt: Est enim ulciscendi et puniendi (scil. is) modus, ut et ipse etc. d. h. der Grad der Rache und Strafe iſt nach dem Geſichtspuncte zu bemeſſen und einzurichten, daß ſie zugleich den Frevler beſſern und die andern von gleichem Frevel abſchrecken ſoll. Durch dieſe Verbindung gewinnt erſt der Satz: est ulciscendi modus eine Bedeutung, während er, abgeſchloſſen wie bisher, einen matten und trivialen Gedanken enthält. Hieran mag ſich dann jener humane Gedanke anſchließen Atque haud scio etc. obſchon bey satis wenigſtens noch ein beſchränkendes interdum zu erwarten wäre.

I. 18 p. 95. Itaque in probris maxime in promptu est si quid tale dici potest: Vos etenim juvenes animum geritis muliebrem. Voran geht der Gedanke, daß unter allen löblichen Handlungen die Heldenthaten am meiſten imponiren und Gefallen finden. Soll ſich das nächſtfolgende mit itaque anſchließen, ſo muß es doch wohl durchaus einen Gedanken enthalten, der wirklich daraus folgt; aber der Gedanke: „animum geritis muliebrem! iſt uns ein geläufiger Vorwurf,“ welcher hier daraus folgt, giebt ein würdiges Gegenſtück zu dem bekannten: Sintemal der Löwe ein grimmiges Thier iſt, alſo u. ſ. w. Kurz man erwartet den Gedanken: Demnach iſt es eine Schmach, wenn man von einen Mann ſagen kann: animum geritis muliebrem! Dann iſt aber in promtu corrupt, aber aus was corrumpirt, weiß Ref. nicht; wahrſcheinlich aus einem Epitheton von probris; vielleicht aus maxime importunis, d. h. molestis, gravibus.

I. 27, p. 141. Decorum id esse, quod consentaneum sit hominis intelligentiae, in eo, in quo natura ejus a reliquis animantibus differat. Dieſe Periode klafft in der Mitte. Oder ſoll in eo einen Sinn haben, ſo muß man esse noch einmal hinzudenken; dann wäre aber das Aſyndeton unlateiniſch, wenigſtens unciceroniſch; Ref. glaubt deßhalb, daß cernique oder versarique oder ein ähnliches Wort vor in eo ausgefallen ſey.

I 36 p. 187. Palaestrici motus saepe sunt odiosiores. Ref. kennt gar wohl die Regel oder Bemerkung, daß der Comparativ bisweilen nicht in mehr, ſondern in ziemlich aufzulöſen ſey; er will ihre Richtigkeit auch in thesi nicht eben beſtreiten, aber muß gegen ihre allgemeine Anwendbarkeit auf alle Stellen, wo der Poſitiv und nicht der Comparativ erwartet wird, Proteſt einlegen. Hier z. B. paßt eine Ueberſetzung ziemlich verhaßt, ſo wenig als noch verhaßter; der einfache Poſitiv ohne alle Modifikation iſt allein an ſeiner Stelle. Sollen wir nun odiosi ſchreiben? Das wäre allzuleichte Arbeit. Ref. vermuthet: odio severis, d. h. ernſten Männern ſind die überkünſtlichen, ſeiltänzermäßigen Turnübungen ein Gräuel.

Die obigen Bemerkungen werden genügen, dieſe Ausgaben für den Gebrauch, dem ſie beſtimmt ſind, zu empfehlen, die kleinere für den Schulgebrauch, die größere für den Philologen. Der äußere Anſchein empfiehlt ſie ohnhin, denn Druck und Papier ſind in beyden ſplendid, der ſoliden Verlagshandlung würdig.

D. L. Döderlein.

Olympia oder Darstellung der großen Olympischen Spiele und der damit verbundenen Festlichkeiten, so wie sämmtlicher kleineren Olympien in verschiedenen Staaten, nebst einem ausführlichen Verzeichnisse der Olympischen Sieger in alphabetischer Ordnung und einigen Fragmenten des Phlegon aus Trales περὶ τῶν Ὀλυμπίων· von Joh. Heinr. Krause, (in Halle a. d. Saale). Wien. Fr. Beck's Universitäts-Buchhandlung. 1838. XLIV. 420.

Manche wichtige Richtung des griechischen Lebens war von den Alten selbst als solche erkannt und ausführlich dargestellt, so daß solche Schriften, wären sie erhalten, uns ein vollständiges Bild gäben und wir wenig mehr bedürften; nun sie aber verloren sind, so ist es Pflicht des Alterthumsforschers, die vielen oder wenigen einsam zerstreuten Nachrichten sorgfältig zu sammeln, und durch sie, wenn auch noch unvollendet, das Verlorne ergänzen zu suchen.

Die Bedeutung, welche die Olympischen Spiele für alle Griechen insgesammt hatten, gab frühzeitig die Veranlassung, die Geschichte derselben zu überliefern; bereits Hippias der Sophist, Platons Zeitgenosse, schrieb eine ἀναγραφὴ Ὀλυμπιονικῶν, die gewiß mehr als ein bloßes Namensverzeichniß der Olympischen Sieger enthielt, eben so gab er Ὀλυμπιονίκαι von Aristoteles und Eratosthenes; galt es auch hier und anderswo vorzüglich die Feststellung der Namen der Sieger und der Zeiten, oder die allgemeine griechische Zeitrechnung zu bestimmen, und die der einzelnen Staaten damit in Ordnung zu bringen, so handelten doch andere, wie Theophrastus, Callimachus, Philochorus, Polemon, Euphorion in besonderen Schriften über die Festlichkeiten jener Spiele selbst. Wir haben nur das Olympioniken Verzeichniß des Julius Africanus bey Eusebius, das Scaliger seiner ἱστοριῶν συναγωγὴ einverleibte; nach Scaliger haben Petavius, Dodwell und vorzüglich Ed. Corsini sowohl in seinen Fasti Attici als in den dissertationes agonisticae, in neuester Zeit Boeckh und Meier diesen Gegenstand zu erläutern gesucht. Die Untersuchungen dieser und anderer werden hier aufgenommen, theilweise berichtigt und weiter geführt; es erregt eine günstige Stimmung des Lesers für den Verf., ein besonderes Studium des Pausanias, des Pindarus, der Scholien zu demselben, der Inschriften zu finden, dann Böckhs treffliche Bemerkungen zu Pindarus und dem Corpus inscriptionum gehörig gewürdigt zu sehen. Vrgl. S. 124. Dissens Ansichten zu bestreiten, ist hier vielfache Veranlassung gegeben und genommen; zu wünschen wäre, daß außer den Olympischen Festspielen auch die übrigen wenigstens in ihrer Verschiedenheit und Abweichung von jenen kurz berührt seyn möchten. Das ganze zerfällt in zwey Abschnitte, wovon der erste alles auf die Olympischen Spiele bezügliche enthält und durch Bedeutung, Einfluß, Anordnung und Führung entwickelt; Berichtigungen der Vorgänger im einzelnen geben die zahlreichen Anmerkungen; die chronologische Differenz der Monatsfeyer auszugleichen verzichtet der Verf. und begnügt sich die verschiedenen Ansichten der Zeitfolge nach anzugeben; ihm eigenthümlich aber und beachtungswerth ist was S. 114 — 23 über die Stellung des Ephedros gegen Böckhs Ansicht vorgetragen ist. Im zweyten Abschnitte (S. 202 — 235) werden andere kleine Olympien in verschiedenen hellenischen und asiatischen Staaten und Städten theils nach den Stellen der Alten, theils nach Rathgebers Vorgang aus den Münzen aufgezählt. Das Verzeichniß der Olympischen Sieger in alphabetischer Ordnung S. 236 — 412 ist durch die genaue Angabe der Quellen, welche bey Dodwell und Corsini fehlen, so wie durch die Berichtigung nach den neueren verbesserten Texten, die jenen unzugänglich waren, erst in dieser vielfach vermehrten Umarbeitung brauchbar geworden.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. November.

Nro. 234. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

M. Tullii Ciceronis oratio pro Sex. Roscio Amerino. Denuo emendata et in usum lectionum edita ab Jo. Casp. Orellio. Turici ex offic. Ulrichiana. 1837 etc.

(Fortsetzung.)

Was nun die Stellung Hrn. Orelli's zu seinen Vorgängern in der Rede pro Roscio Am. betrifft, so hat er eine weise Mitte zwischen ihren abweichenden Ansichten in Handhabung der Kritik gehalten, und die Abwege, auf welche diese, übrigens für Cicero höchst verdienten Männer, in einzelnen Fällen gerathen sind, in der Regel glücklich vermieden, indem Madvig sich durch seinen Scharfsinn manchmal zu einem allzu kecken Verfahren hinreißen läßt, Klotz öfters auch entschiedenen Verderbnissen, wenn sie nur handschriftlich beglaubigt sind, einen Platz in seinem Texte gönnt, endlich Büchner bey seiner in das Kleinste eingehenden Genauigkeit sich nicht selten in Spitzfindigkeiten verirrt und verlieret. Doch will es den Rec. bedünken, als hätte sich Hr. Orelli in mehreren Stellen zu vorschnell an Madvig angeschlossen, wo bey einer ruhigen Erwägung aller Umstände die Richtigkeit der handschriftlichen Lesung kaum kann bezweifelt werden; Rec. erlaubt sich daher, einige Bemerkungen mitzutheilen, welche sich ihm bey der Prüfung der Ausgabe des Hrn. Orelli ergeben haben.

Am Anfange der Rede §. 1. nimmt Hr. Dr. mit Madvig gegen Klotz und Büchner cum iis qui sedeant statt cum his q. s. auf, indem er bemerkt, daß bey der Aufnahme von his es richtiger sedent heißen müsse. Rec. gesteht, daß er nicht recht begreifen kann, warum dann der Conjunctiv falsch seyn sollte, da ja in dem ganzen Satze, von mirari quid sit quod angefangen, den Hörern der Gedanke und das Urtheil der Richter vor die Seele geführt wird. Auch weist schon das unmittelbar Folgende: omnes enim hi, quos videtis adesse in hac causa, — fast schlagend darauf hin, daß es auch an der ersten Stelle cum his heißen müsse. — 2, 6 heißt es in den Ausgaben: hunc sibi ex animo scrupulum, qui so dies noctesque stimulat ac pungit, ut evellatis postulat, ut ad hanc suam praedam tam nefariam adjutores vos profiteamini. Hr. Orelli schlägt in den Anmerkungen vor zu lesen: ut evellatis postulat; postulat ut — vos profiteamini. Wir müssen diese Conjectur ganz verunglückt nennen, da keineswegs beyde ut von postulat abhängen, sondern, wie wir die Stelle verstehen, der Sinn folgender ist: „Damit ihr ihm diese Furcht, die ihn Tag und Nacht stachelt und foltert, aus dem Herzen risset, so stellt er an euch das Verlangen, ihr sollet euch als seine Helfershelfer bekennen.“ c. 8, 23 schreibt Hr. Orelli: Interea iste T. Roscius, vir optimus, procurator Chrysogoni, Ameriam venit, in praedia hujus invadit: hunc miserum, luctu perditum, qui nondum etiam [omnia] paterno funeri justa solvisset, nudum ejicit, domo atque focis patriis.... exturbat. Da Büchner, von einigen Handschriften unterstützt, omnia tilgte, weil, wie er in einem sehr gelehrten Excurse nachweist, der Ausdruck justa solvere sich bloß auf das injicere glebam ori beziehe, so klammert Hr. O. omnia als verdächtig ein. Indeß, wenn man bedenkt, daß der Römer bey dieser Redensart den Pluralis gebrauchte, und nicht alieni justum solvere sagte, so ist damit nach Ansicht des Rec. schon die Möglichkeit einer Verstärkung durch om-

nia von selbst gegeben, welche in einer so effectvollen Stelle, die einer rhetorischen Uebertreibung einen freyen Raum bot, wohl deßhalb nicht sogleich verdammt werden darf, weil dieser Zusatz an andern Stellen, wo ein solcher Pathos nicht vorherrscht, vermißt wird. Unrichtig müssen wir auch die Interpunction nach ejicit bezeichnen; wir ziehen ejicit domo zusammen, wie es ähnlich c. 10, 27 heißt: ejectum domo atque expulsum ex suis bonis. Mit dem ersten dieser Ausdrücke ist nämlich an beyden Stellen der physische Akt des Verstoßens bezeichnet, mit dem zweyten der rechtliche, indem der Verstoßene durch seine Vertreibung von Haus und Hof zugleich aller häuslichen Rechte und Nutznießungen entäußert wird. Eben so unrichtig, wie an dieser Stelle omnia, werden in dem nächsten Capitel 11, 32 die Worte Sex. Roscium in folgender Stelle mit mehreren Kritikern verdächtigt: Patrem meum, cum proscriptus non esset, jugulastis, occisum in proscriptorum numerum rettulistis; me domo mea per vim expulistis; patrimonium meum possidetis. Quid voltis amplius? Etiamne ad subsellia cum ferro atque telis venistis, ut hic aut juguletis aut condemnetis Sex. Roscium? Rec. betrachtet hier Sex. Roscium durchaus nothwendig, weil die Rede, welche Cicero dem Roscius in den Mund legt, nur bis possidetis geht; mit den Worten: quid voltis amplius — ergreift er selbst wieder das Wort, und dann kann es nicht auffallend erscheinen, wenn der Name neu genannt wird. Die grundlose Verdächtigung dieser Worte scheint dadurch veranlaßt worden zu seyn, daß man geglaubt hat, daß die ganze oben angeführte Stelle dem Roscius in den Mund gelegt werde; aber dann müßte es doch wenigstens heißen: ut hic me aut inguletis etc. Ein ähnlicher Wechsel zwischen der Rede des Beklagten und der seines Vertheidigers findet c. 50 statt, wo es zuerst heißt quid tibi obsto etc. und kurz darauf von derselben Person: ab eone aliquid metuis? — Einen merkwürdigen Beleg, mit welcher Behutsamkeit man verfahren soll, ehe man an die Abänderung einer handschriftlichen Lesart geht, gibt eine Stelle c. 12, 34; daselbst heißt es in den Handschriften: Illud, quia in Scaevola factum est, magis indignum videtur: hoc, quia fit a Chrysogono, non est ferendum. Da non ferendum est im Verhältniß zu indignum allzu schwach schien, so schrieb Hotomann num ferendum est?, und diese Conjectur fand bey vielen Editoren, auch bey Hrn. Orelli großen Beyfall, wiewohl sich nachweisen läßt, daß sie nicht bloß nicht nothwendig, sondern geradezu falsch ist. Würde der Gegensatz von Cicero der Art gestellt worden seyn, daß es hieße: Illud, quia in Scaevola factum est, magis indignum videtur; hoc quia fit in Sex. Roscio, num est ferendum?, dann wäre non allerdings unerträglich, indem in dem zweyten Gliede eine Steigerung einträte, während gerade das Gegentheil erwartet wird. So aber dreht sich die Pointe des Satzes um den Gegensatz in Scaevola und a Chrysogono umher, und die Vulgata gibt einen vortrefflichen Sinn, wenn man nur die Worte, auf denen der Ton liegt, richtig und gehörig hervorhebt. Wir haben nämlich folgenden Gedanken: „Jene That erscheint, weil sie an der Person des Scävola begangen wurde, zwar empörender“ (scil. als diese, welche an der Person des Roscius verübt wird), „diese ist, weil sie von dem Chrysogonus ausgeht, unerträglich.“ Das Attentat gegen den Scävola erscheint so empörend, weil der Ermordete eine so ausgezeichnete Persönlichkeit war; der Verfolgung und beabsichtigten Tödtung des Ser. Roscius aber muß Einhalt gethan werden, weil der Anstifter dieses Verbrechens ein so einflußreicher und mächtiger Mann ist, und eine solche That als ein trauriges Beyspiel auch für andere Bürger die verderblichsten Folgen nach sich ziehen könnte. Wie wir an dieser Stelle die Aufnahme von num für non für verwerflich bezeichnen müssen, so noch an einer andern unserer Rede c. 13, 35. Daselbst liest Hr. Orelli: Criminis constitutionem accusator Erucius suscepit; audaciae partes Roscii sibi poposcerunt; Chrysogonus autem, is qui plurimum potest, potentia pugnat. De hisce omnibus rebus me dicere oportere intelligo. Quid igitur est? num eodem modo de omnibus? Ideo quod etc. Num nahm Hr. Orelli nach Büchners Vorgang aus einer Wolfenbüttler-Handschrift auf; die übrigen haben, so wie die bisherigen Editionen: non eodem

modo. Büchner vergleicht Cic. Verr. IV. 6, 11: Quid igitur nobis faciendum est? Num argumentis utendum in re ejusmodi? welche Stelle wir jedoch, so ähnlich sie sich auch auf den ersten Anblick darstellt, nicht für gleicher Art erklären können. Hier nämlich will der Redner mit der Frage, welche er an die erste: quid igitur nobis faciendum est? anknüpft, zu verstehen geben, daß es unter den obwaltenden Umständen wohl keiner Beweise mehr bedürfe; die Frage mit num entspricht also, wie gewöhnlich, einer verneinenden Behauptung. Ein solches Verhältniß findet aber in der Stelle pro Roscio nicht im mindesten statt; denn hier wird gerade erwartet, daß der Redner über einen jeden der drey Puncte sich verbreiten werde; er kann also nicht sagen: ich habe wohl nicht nöthig über alles auf gleiche Weise zu sprechen. Da es nun nach dem Urtheile des Rec. unpassend erscheint, in diesem Zusammenhange eine Frage mit num einzuführen, so wird es wohl bey der alten Lesart fast aller Handschriften non sein Verbleiben haben müssen, nur setzt Rec. auch dann nach omnibus ein Fragezeichen, und denkt sich das Verhältniß der ganzen Stelle also: Indem Cicero sagt: ich sehe ein, daß ich über alle diese Gegenstände sprechen sollte, hat er schon angedeutet, daß er nicht des Willens sey, über alle drey Puncte sich zu äußern, und es unterbricht sich jetzt Cicero durch die rasche und lebendige Frage, die er einem dritten in den Mund legt: Quid igitur est? non eodem modo de omnibus? „Wie steht es also? nicht willst du im gleichen Maaße über Alles sprechen?“ worauf ganz folgerecht in eben so großer Kürze statt einer direkten Verneinung sogleich der Grund angegeben wird, warum die Sache nicht stattfinden werde. Solche Stellen, wie die gegenwärtige, haben schon oft Kritiker irre geführt, da sich die Lebhaftigkeit der Alten in der Rede häufig Gedankensprünge erlaubt, wie sie in der bedächtigeren Ausdrucksweise der Neueren sich selten vorfinden.

Cap. 30, 83 hat jetzt Klotz in den Jahrbüchern für Philologie 1838, I. p. 113. die Richtigkeit der handschriftlichen Lesart: et id erit signi me invitum facere, quod etc. gegen die Orellische Vermuthung id erit signo hinlänglich geschützt, nur werden sich für eine solche Ausdrucksweise wohl schwerlich rationelle Gründe beybringen lassen, sondern auch hier der Usus „quem penes arbitrium est et jus et norma loquendi,“ in seine Rechte eintreten müssen. Denn mit Klotz der Vermuthung Raum zu geben, daß hinter dem signi vielleicht ein alter Locativus stecke, auf den dieser Kritiker jetzt überall Jagd macht, wäre doch gar zu abgeschmackt. Es ist übrigens bekannt, daß solche Genitive unendlich häufig aus den Handschriften verdrängt wurden, z. B. pro Cluent. 5, 71 wo das frühere capit hoc consilium jetzt richtig der Lesart besserer Handschriften hoc consilii gewichen ist. — c. 36, 102. Alter, si dis immortalibus placet, testimonium etiam in Sex. Roscium dicturus est: quasi vero id nunc agatur, utrum is quod dixerit, credendum, an, quod fecerit, vindicandum sit. Hr. Orelli setzt vor quasi einen Obelus als Zeichen eines Verderbnisses, weil Madvig in einer mehr spitzfindigen als wahren Darlegung gezeigt hat, daß der Zusammenhang vielmehr erfordere: quasi vero non id nunc agatur. Rec. findet jedoch die Stelle ganz richtig; man erinnere sich nur, daß bey Doppelfragen, deren erstes Glied negativ ist, an nicht selten die Bedeutung von an vero oder an potius hat. Warum dieser Gebrauch nur auf die Fälle beschränkt werden sollte, wo im ersten Gliede num oder ne steht, und nicht auch bey vorhergehendem utrum statt finden könne, wie Hand behauptet (Turcell. I. p. 339), dafür gesteht Rec. auch nicht den geringsten Grund ausfindig machen zu können. So bekommen wir an dieser Stelle den ganz richtigen Gedanken: „gleich als wenn es sich jetzt davon handelte, (zu untersuchen,) ob was Roscius Capito aussagen wird, zu glauben sey, oder vielmehr, was er gethan hat, zu bestrafen sey.“ Streng genommen sollte in beyden Gliedern eine Doppelfrage stehen, indem der Gedanke eigentlich erfordert: gleich als ob es sich davon handelte, ob dessen Aussage zu glauben sey oder nicht, und nicht vielmehr daran, ob dessen That zu bestrafen sey oder nicht. So sind aber beyde Glieder in eine abhängige Doppelfrage verschmolzen, wo bey der Richtigkeit des logischen Verhältnisses die mindere Genauigkeit des grammatischen wohl übersehen werden darf. — Eine der schwierigsten Stellen der Rede ist c. 38, 110, wo es in den Handschriften

ohne Sinn also heißt: cum illo partem suam depacisci: hisce aliqua fretum ora semper omnes aditus ad Sullam intercludere. Hr. Orelli hat aus ALIQUAFRETUMORA mit vielem Scharfsinne die Lesart aliquam afferre moram herausgefunden; indeß so nahe dieß auch den Buchstaben nach läge, so kann Rec. doch dieser Conjectur keine große Wahrscheinlichkeit zuschreiben, weil erstlich in den durch mehrere Glieder durchgeführten Gegensätzen ein jedes Gliederpaar immer nur durch je zwey Hauptsätze gebildet ist, durch den Infinitiv afferre aber das zweyte Glied des letzten Gegensatzes doppeltgliederig würde, wodurch das schöne Ebenmaaß zwischen Satz und Gegensatz gestört wäre. Ferners spricht auch die Stellung von semper gegen die Richtigkeit der Verbesserung, was Hr. Or. selbst gefühlt zu haben scheint, indem er noch nachträglich bemerkt, daß vielleicht mit Verdopplung von semper zu schreiben sey: aliquam afferre moram semper, semper omnes aditus .... intercludere. Es würde zu weit führen, wollte Rec. die Conjecturen der übrigen Editoren an diesem Orte beleuchten; er selbst verfiel auf die Vermuthung: das aliquafretumora zu ändern in aliqua quaesita mora. Nimmt man nämlich an, daß die Sylbe qua wegen des vorhergehenden aliqua von quaesita abfiel, so konnte leicht ein Verderbniß der Art (ESITA in FRETV) sich bilden. Daß moram quaerere in den Zusammenhang hier vortrefflich passen würde, bedarf wohl keines besondern Beweises. — Unter diejenigen Stellen, welche, wenn nicht Hülfe durch bessere Handschriften geboten wird, sich wohl nie mehr zur völligen Gewißheit werden herstellen lassen, gehört die lückenvolle cap. 41, 120. Hr. Orelli giebt im Texte die verdorbene Lesart der Handschriften: „In dominos quaeri iniquum est.“ † Anne quaeritur? Sex. enim Roscius reus est. Neque enim, cum de hoc quaeritur, vos enim dominos esse dicitis. In der Note bemerkt er, daß Madvig die verdorbene Stelle glücklich hergestellt habe, indem er schreibt: At neque in vos quaeritur; Sex. enim Roscius reus est: neque est iniquum de hoc quaeri, vos enim dominos esse dicitis; allein Rec. muß diesen Versuch einer Verbesserung, so scharfsinnig er auch ist, doch für verunglückt erklären: weil erstlich die Gliederung durch neque — neque unrichtig ist, indem es sich in beyden Gliedern von ein und derselben Sache handelt, ferners weil es unpassend erscheint, daß Cicero in seiner Entgegnung von dem Ausdrucke iniquum est in ganz anderer Verbindung Gebrauch macht, als derselbe in des Gegners Rede erscheint. Denn sagt dieser, iniquum est in dominos quaeri, so ist es gewiß nicht sachgemäß, ja unlogisch, darauf zu erwiedern: non est iniquum de hoc quaeri. Sehr glücklich scheint hingegen dem Rec. die Ergänzung, welche Hr. Klotz vorschlug: At ne quaeritur quidem. Sex. enim Roscius reus est. Neque enim cum de hoc quaeritur, in dominum quaeritur, vos enim dominos esse dicitis. Von dieser Conjectur ist die Einsetzung des Satzes in dominum quaeritur entschieden richtig, nur zöge Rec. in dominos vor, weil es in den Worten des Gegners heißt: in dominos quaeri iniquum est, und würde, um die Entstehung des Ausfalles leichter zu erklären, lieber die Worte so stellen: neque enim cum de hoc quaeritur, quaeritur in dominos; vos enim dominos esse dicitis. Minder einleuchtend ist hingegen at ne quaeritur quidem für anne quaeritur, wofür wenigstens näher läge, wenn anne sich gar nicht vertheidigen läßt: nunne quaeritur? —

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. November.

Nro. 235. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Thucydides de bello Peloponnesiaco libri octo. Ad optimorum librorum fidem ex veterum notationibus, recentiorum observationibus recensuit, argumentis et adnotatione perpetua illustravit, indices et tabulas chronologicas adjecit atque de vita auctoris praefatus est Franciscus Goellerus Dr. philos. prof. gymn. Colon. ad Rhen. cathol. Vol. I. libri I — IV cum tab. aeri incisis sex. Vol. II. libri V — VIII. cum tabulis aeri incisis sex. Editio secunda, auctior et emendatior. Lipsiae in libraria Caroli Cnobloch MDCCCXXXVI. 8.

Es sind jetzt 22 Jahre seit Hr. Göller seine Ausgabe des Thucydides erscheinen ließ und sich damit den vielfach ausgesprochenen Dank aller Hellenisten verdiente. Sie durfte der ungleich umfangreicheren Ausgabe Poppo's gegenüber als eine Handausgabe betrachtet werden, indem sie, auf vollständige Mittheilung des kritischen Apparates und ausführliche Geschichte der Verständnisse der einzelnen Stellen Verzicht leistend, sich auf das für den gelehrten Leser nothwendige beschränkte. Daß dessen ungeachtet die Noten noch mehr Raum einnehmen als der Text selbst, wird jeder begreiflich finden, der den Thucydides kennt und weiß, wie ununterbrochen er seinen Erklärer zu beschäftigen pflegt, wenn dieser sich auch aller Excurse, aller philologischen Minutien enthält und lediglich dem bloßen Leser des Geschichtsschreibers zu Hülfe zu kommen gewillt ist.

Seit Erscheinung dieser Ausgabe ist der Commentar von Poppo zu Ende gekommen, ist eine neue Bearbeitung des Autors von dem Engländer Arnold erschienen, ist außerdem viel von vielen Seiten her in grammatischer, historischer, kritischer Hinsicht für das Verständniß des Thucydides beygesteuert worden. Dieß alles hat Hr. Göller für die mittlerweile nöthig gewordene neue Auflage seines Werkes mit ausgezeichnetem Fleiß benutzt oder wenigstens berücksichtigt, so daß ihm selbst von den vereinzelten Bemerkungen, die hie und da zerstreut in den vielen literarischen Blättern und Zeitschriften niedergelegt sind, nur wenige entgangen zu seyn scheinen. Und indem er in diesen 12 Jahren nicht bloß nachtrug und das Material vermehrte, sondern auch seine frühere Erklärung einer fortgesetzten Prüfung unterwarf, mußte sich auch vieles bey der Umarbeitung anders gestalten, so daß die neue Ausgabe, die wir mittelst dieser Anzeige begrüßen, als eine ganz neue betrachtet werden kann.

Von alle dem giebt die praefatio Rechenschaft, in welcher nichts bezeugt ist, was nicht der Augenschein bestätigte. Besonders dankenswerth ist es, daß in Folge zweckmäßiger Umarbeitung, trotz der vielfachen Bereicherungen, doch das Volumen nur unbedeutend gewachsen ist; die ältere Ausgabe hatte 560 und 600, die neuere zählt 674 und 620 Seiten. Eine willkommene Zugabe sind demnächst auch die sauberen topographischen Charten von Corcyra, Megara, Phea, dem Hafen von Navarin, Platäa, dem ambracischen Meerbusen, von Amphipolis, Lesbus, dem korinthischen Isthmus, dem Piräeus, Syracus und einem Theil von Argolis und Arcadien, während die erste Ausgabe nur einen Plan von Syracus enthielt, welcher nun zwar in kleinerem Maaßstab aber vielfach verändert und berichtigt erscheinet.

Die Einleitung de vita et scriptis Thucydidis ist dreyfach ausführlicher als die frühere und

verbreitet sich über den Stammbaum des Historikers, seine Namensvettern, sein Geburtsjahr, sein Leben, vor, während und nach seiner Verbannung, seine Amnestie und seinen Tod, lauter Fragen, deren gründliche Lösung mehr oder weniger Licht über seinen historischen Charakter und seine subjective Stellung zu den Factis selbst verbreiten. Die wichtigste unter denselben ist die S. 17 behandelte, nämlich an welchem Ort Thucydides die 20 Jahre seiner Verbannung zugebracht habe; Hr. G. folgt mit Krüger der Angabe des Schol. zu V. 26, daß er sich in dieser Zeit viel im Peloponnes aufgehalten, und selbst Krügers kühnerer Vermuthung, daß er auch Sicilien und Großgriechenland bereist habe; kühn sage ich, weil keinerley Zeugniß eines Biographen und keine Andeutung des Autors selbst vorliegt. Krüger und Göller berufen sich dabey nur auf die genaue Beschreibung von Sicilien und namentlich auf die Topographie von Syrakus, welche ohne Autopsie kaum denkbar sey; allein ist dieß ein richtiger Schluß, so werden in 2000 Jahren die Leser von Jean Pauls Titan sichs auch nicht ausreden lassen, daß sein Verfasser die Kuhfirsten und das schweizerische Rheinthal mit eigenen Augen gesehen habe — was doch notorisch nicht der Fall war; demnach darf sich jene Angabe nur als Möglichkeit geben!

Thucydides hat nach Hrn. G. sein Geschichtswerk in Skapte Hyle geschrieben, einem Orte, der zur Zeit seiner Verbannung kein Besitz Athens mehr war; indeß beschränkte sich diese Thätigkeit auf Sammlung von Materialien und auf Ausarbeitung der einzelnen Theile; die Vollendung und Herausgabe des ganzen Werkes datirt sich erst von der Beendigung des ganzen Kriegs her; unwidersprechlich, da an vielen Stellen der Eroberung Athens gedacht wird; II. 13. 63. V. 20. 26. Sie erfolgte jedoch nicht durch Thucydides selbst, welcher auf seiner Heimkehr ins Vaterland eines gewaltsamen Todes starb, sondern durch Xenophon, dem die Erben des Thucydides das unvollendete Werk zur Fortsetzung und Beendigung übergeben hatten, zugleich mit den Hellenicis, kurz vor Ol. 93,1 oder vor Xenophons Abreise zu dem persischen Feldzug.

Die Frage, ob das achte Buch ächt sey, hält Hr. G. für entschieden mit Ja zu beantworten, nach äußern und innern Zeugnissen. Ausführlicher verbreitet er sich über die connexe Frage, über den Grad und die Art der Verschiedenheit desselben von den 7 ersten Büchern. Er findet durchaus keinen andern Unterschied, als daß keine Rede der Erzählung eingewoben ist. Als Gründe dieser Erscheinung werden angeführt: Thuc. webt Reden überhaupt nicht ein, um seine Werke zu schmücken, sondern um den innern Zusammenhang der Dinge zu erhellen. Diesen Zweck hatte er durch die Reden in den frühern Büchern schon sattsam erreicht, weßhalb schon im siebenten Buche sich nur wenige und minder ausführliche finden. Uns scheint aber überhaupt auch der Styl in der Erzählung härter und nachläßiger, und scheint das Ganze den Character eines sich seiner Vollendung nahenden Entwurfs zu haben. Oder ist es dem Thucydides ergangen wie dem Livius, daß er müde wurde, und von da an wo der Gegenstand selbst an Reiz, wo der Gang des Kriegs immer mehr an Consequenz, wo die Hauptpersonen immer mehr an Großartigkeit des Geistes und Charakters abnehmen, die eigentliche Freudigkeit verlor und pflichtmäßig zu vollenden suchte, was er vor 19 Jahren mit Lust und Liebe begonnen hatte?

Wir wenden uns zu einigen Bemerkungen über den Text selbst, dessen kritische und exegetische Behandlung.

Wenn es in der Vorrede p. VI. heißt:

> Nihil antiquius duxi, quam ipsa verba autoris quam poteram emendatissima et per aptam interpunctionem ad intellectum faciliora exhibere.

so hat Herr Göller hinsichtlich der Interpunction, wie schon früher, des Guten zu viel gethan, indem er viele Interpunctionszeichen, welche nur der Bequemlichkeit und des schnellen Verständnisses wegen eingeführt waren, unbarmherzig ausmerzte und nur diejenigen stehen ließ, welche von einem höhern Standpuncte aus, nach dem Geiste der griechischen Syntax und Denkweise absolut gefordert werden. Diese Aufopferung des praktischen Gesichtspunctes zu Gunsten eines idealen werden ihm wenige Leser danken; denn keiner wünscht, indem er einen an sich schweren Schriftsteller liest, noch über-

dieß durch die Fürsorge des Editors in der Aufmerksamkeit geübt zu werden. So finden sich gar häufig 4 Zeilen nach einander ohne ein einziges Comma! Vrgl. S. 135. Möchten doch die Herausgeber in diesen Dingen so wenig als möglich neuern, und so viel als möglich die Gewohnheit schonen! Es giebt so viel anderes und wichtigeres noch zu bessern! Doch hat Hr. G. wenigstens nicht aus bloßem Eigensinn geneuert, wie der neueste editor Taciti, welcher z. B. die alte Sitte, die Asyndeta durch Commata anzudeuten, durchaus desavouirt, und dadurch gewiß jedem, der schon vieles gelesen hat, mit seinem Druck: viri equi jumenta praecipitantur eine unangenehme Störung bereitet. Unter anderem vermißt Ref. die Parenthesenzeichen, durch deren Gebrauch so leicht einem, wenn auch nur augenblicklichen, Mißverstand vorgebeugt wird. Fr. A. Wolf hat sie aus dem Homer verwiesen und dadurch vielleicht in Mißcredit gebracht, aber doch durch Gedankenstriche ersetzt!!

Begreiflich ist durch Herrn Göllers Ausgabe so wie durch Poppo's Riesenarbeit auch Textrecension und Interpretation noch nicht fertig. Um einen Begriff zu geben wieviel sich gegen Hrn. G. Bemerkungen noch excipiren lasse — will Ref. zunächst den Commentar zur ersten Rede 1, 32 in welcher die Corcyräer das atheniſche Volk um Hülfe gegen Athen ansprechen, durchgehen.

„*Προοφειλομένης* scil. *ὑφ' ὑμῶν τῶν Ἀθηναίων.*“ Keineswegs; es ist ja ein allgemeiner Gedanke, wie schon das *μήτε*, nicht *οὔτε*, und noch deutlicher das folgende *ὥσπερ καὶ ἡμεῖς* zeigt. Wenn also überhaupt etwas bemerkt werden sollte, so mußte es heissen: scil. *ὑπ' ἄλλων τινῶν* oder *ὑπὸ τῶν πέλας.* — *τετύχηκε δὲ τὸ αὐτὸ ἐπιτήδευμα πρός τε ὑμᾶς ἐς τὴν χρείαν ἡμῖν ἄλογον, καὶ ἐς τὰ ἡμέτερα αὐτῶν ἐν τῷ παρόντι ἀξύμφορον.* Was soll hiezu die Bemerkung: Junge *πρὸς ὑμᾶς ἄλογον* et *ἐς τὰ ἡμέτερα ἀξύμφορον*? Niemand kann anders verbinden. Aber wollte Hr. G. warnen, daß man nicht etwa *ἐς τὴν χρείαν* als Gegensatz von *ἐς τὰ ἡμέτερα* fasse, so mußte er sich anders ausdrücken. Dann „verba *ἐς τὴν χρείαν ἡμῖν* idem significant ac si dixisset *ἐς τὴν χρείαν ἡμετέραν* i. e. in unserem Anliegen“ ist ganz irrig; dann hätte Thuc. unstreitig *ἡμῖν* oder *ἡμετέραν* geschrieben; *ἡμῶν* soll der Zweydeutigkeit eines Genitivs ausweichen und das Pronomen zum unverkennbaren Object des Begriffs von *χρείαν* machen; aufzulösen in *ἐς τὸ χρῆσθαι ἡμῖν.* Im folgenden Capitel nimmt Thuc. keinen Anstand denselben Begriff in der Form von *τῆς ἡμετέρας χρείας* zu wiederholen; weil dort der Leser nun schon weiß, was er darunter zu verstehen hat. Der Sinn der Stelle ist: In unserer bisherigen Politik liegt freylich für euch kein Beweggrund, mit uns in ein Verhältniß zu treten.

„*Περιέστηκεν — φαινομένη*, i. e. *περιέστηκεν ἐς τὸ φαίνεσθαι.*“ Das ist durchaus ungrammatisch; ein Particip ist niemals in *εἰς* aufzulösen. Es giebt den Grund an, nicht das Ziel, und *περιέστηκεν* steht absolut, es hat sich geändert; oder soll man das besonders ausdrücken, in was sich die *σωφροσύνη* verändert hat, so ist aus dem folgenden zu entnehmen *εἰς ἀβουλίαν.* — *Μὴ μετὰ κακίας* bedeutet nicht die Arglist sondern die Feigheit. — *ἐναντία* vor *τολμῶμεν* ist nicht adverbialisch zu fassen, sondern als Object: wenn wir das Gegentheil von unserer frühern Zurückgezogenheit (zu thun) übers Herz bringen. Nicht einmal eine prägnante Structur ist es, wie Hr. G. zu glauben scheint. — Für das fehlerhafte *καταθησθε* ist mit Recht Beckers Conjectur *καταθεῖσθε* in den Text genommen. — Eben so ist es zu billigen, daß Reiske's *ἢ εἰ* keine Aufnahme gefunden. Es ist derselbe Fall wie in Tac. Ann. 11, 77. quem justius arma oppositurum, qui legati autoritatem . . . acceperit, was man ebenfalls für corrupt zu halten pflegt. — Aber *ἀρετήν* hätte in keinem Fall durch justitiae existimationem erklärt werden sollen. Für den griechischen Philosophen gehört die Gerechtigkeit wohl zwar auch zu den *ἀρεταῖς*, aber im Sprachgebrauch und namentlich bey Thucydides bedeutet *ἀρετή* bestimmt die Großmuth, den Edelsinn. Vrgl. II. 40. Sehr richtig ist die Bemerkung über

den Unterschied von ἐν τῷ παντὶ χρόνῳ, seitdem die Welt steht, und von ἐν παντὶ χρόνῳ, zu jeder Zeit. Die schwierige Stelle μηδὲ δυοῖν φθάσαι ist mit Poppo's Worten erklärt. Ref. weiß nichts besseres zu geben, aber gewiß ist ihm, daß κακῶσαι ὑμᾶς statt ἡμᾶς gelesen werden muß; denn was hier allein in Rede stehen kann, um auf Athen zu wirken, ist der Nachtheil, den Athen durch Corcyra's Unterwerfung unter Corinth erfährt, nicht jener, den Corcyra selbst dadurch erleidet.

Am Schluß der Rede in den Worten: εἶετε πρὸς αὐτοὺς πλείοσι ναυσὶ ταῖς ἡμετέραις ἀγωνίζεσθαι faßten wir bisher ταῖς ἡμετέραις als Apposition zu πλείοσι; aber wir haben auch nichts gegen Hrn. G's. Erklärung: mit so viel Schiffen mehr als die Zahl der unsrigen beträgt; nur ist der Ausdruck schief: Dativus ἡμετέραις pendet ex πλείοσι.

In der ersten Rede des Perikles 1, 140. αὐτόθεν δὴ διανοηθῆτε „i. e. ἐκ τούτων, ex his igitur" Nimmermehr! so wenig als αὐτός je für οὗτος stehen kann. Es heißt: jetzt und hier gleich an Ort und Stelle besinnt euch; im Gegensatz des längern Zuwartens, ob der Gegner in seinen Anmaßungen noch weiter gehen werde. — Was unmittelbar folgt: ἢ ὑπακούειν πρίν τι βλαβῆναι ἢ εἰ πολεμήσομεν ὡς ἐμοιγε ἄμεινον δοκεῖ εἶναι καὶ ἐπὶ μεγάλῃ καὶ ἐπὶ βραχείᾳ ὁμοίως προφάσει μὴ εἴξοντες, μηδὲ ξὺν φόβῳ ἴσχοντες ἃ κεκτήμεθα ist allerdings richtig nach Poppo und Gail, erklärt durch ein aus πολεμήσομεν zu entlehnendes πολεμεῖν, aber warum folgt dann ein Futurum εἴξοντες und nicht ἴσχοντες oder εἴξαντες? Ref. kann es sich nicht anders erklären als durch eine Attractionskraft, welche das sichtbar vorhandene Futur πολεμήσετε über das unsichtbare bloß hinzuzudenkende Präsens πολεμεῖν, welchem jenes Particip inhärirt, ausübt.

(Fortsetzung folgt.)

M. Tullii Ciceronis oratio pro Sex. Roscio Amerino. Denuo emendata et in usum lectionum edita ab Jo. Casp. Orellio. Turici ex offic. Ulrichiana. 1837 etc.

(Schluß.)

Da Rec. schon zu viel Raum befürchtet angesprochen zu haben, so erwähnt er nur noch zwey Stellen, wo ihm die Lesart der Handschriften von Hrn. Or. mit Unrecht angefochten erscheint. Die erste lautet c. 49, 143: Sex. Roscius horum nihil indignum putat, neminem accusat; nihil de patrimonio queritur; putat homo imperitus morum, agricola et rusticus, ista omnia .... more lege jure gentium facta etc. Hier findet Hr. Or. imperitus morum „nimis infinitum ac prope inconcinnum" und entscheidet sich daher für imper. rerum, was man an dem Rand eines Codex fand; allein Rec. kann durchaus nicht absehen, warum imp. morum sollte verworfen werden, da es ihm in dem Sinne des deutschen nicht weltläufig, zur Bezeichnung eines Charakters, der noch keine Menschenkenntniß besitzt, an dieser Stelle sehr bezeichnend erscheint. Eben so können wir nicht einverstanden seyn, daß sich Hr. Or. c. 52, 152, wo es heißt: Numquid hic aliud videtis obstare Roscio, nisi quod patris bona venierunt? — sehr geneigt zeigt, die Conjectur Madvigs: numquid huic aliud videtis obstare, nisi quod etc. in den Text aufzunehmen. Sollte der Mangel des Pränomen bey dem Namen Roscius, welches in dieser Rede allerdings aus leicht begreiflichen Gründen schwer vermißt wird, eine Aenderung durchaus nothwendig machen, so wäre es doch leichter Sex. einzusetzen, wo obstare vorausgeht, als an zwey Stellen zugleich eine Aenderung vorzunehmen. Hic selbst aber giebt einen vortrefflichen Sinn, wenn man es in der Bedeutung faßt: unter diesen Umständen.

Die Ausstattung der Ausgabe ist vortrefflich, wie man es von den Schweizerischen Officinen gewöhnt ist; der Druck könnte correcter seyn; der schlimmste Fehler ist pag. 23. §. 73. wo vor Agitur de parricidis ausfiel: an apud quos agatur. Noch bemerken wir p. 21 Z. 13 sic res habet statt sic se res habet.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. November.

Nro. 236. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Thucydides de bello Peloponnesiaco libri octo. Ad optimorum librorum fidem ex veterum notationibus, recentiorum observationibus recensuit, argumentis et adnotatione perpetua illustravit, indices et tabulas chronologicas adjecit atque de vita auctoris praefatus est Franciscus Goellerus Dr. etc.

(Fortsetzung.)

Die weltberühmte Leichenrede, welche Perikles bey Bestattung der ersten Opfer des Krieges hielt, ist von Hrn. G. mit dem Fleiße commentirt, den sie theils durch ihre historische Bedeutsamkeit und künstlerische Vollendung verdient, theils durch ihre sprachlichen Schwierigkeiten und antiquarischen Anspielungen verlangt. Ref. liest sie seit 25 Jahren, immer mit wachsender Erbauung, und erinnert sich dabey stets des verewigten Knebel, der, obschon er sie wahrscheinlich nur aus lateinischer Uebersetzung kannte, doch mit einer mir unvergeßlichen Begeisterung von ihr sprach, rühmend, „wie eindringlich und einleuchtend Perikles seinen Athenern dargethan habe, daß sie nicht für ihre tägliche Portion Kartoffeln und Maß Bier sich todtschlagen liessen.“ Hr. G. enthält sich auch bey diesem Stücke seinem Grundsatz getreu aller Reflexionen und begnügt sich mit gründlicher geschichtlicher Erörterung, welche den Leser zu dem Gefühl der ὑψηλότης des Thucydides, die nirgend mehr als in dieser Rede hervortritt, anregen und zu ihrer Erkenntniß befähigen kann. Dazu dienen die excursartigen Noten über die Sitte selbst, über die Leichenreden der Alten ꝛc. Die befremdliche Erscheinung, daß Aristoteles Worte aus des Perikles Leichenrede anführt, die sich bey Thucydides nicht finden, erklärt sich Hr. G. (wenn wir ihn recht verstehn) mit Westermann so, daß des Aristoteles Citat aus einem um 8 Jahre älteren Epitaphios, dessen Plutarch gedenkt, entlehnt sey.

Nun einige Gegenbemerkungen oder Zusätze auch zu diesem Commentar. Die scheinbar kleinliche Frage, ob in ἐμοὶ δ' ἀρκοῦν ἂν ἐδόκει εἶναι jenes ἄν zu ἐδόκει oder zu εἶναι gehöre, wird ausführlich erörtert und dabey für ἂν εἶναι entschieden. Ref. hält es umgekehrt mit Mehlhorn, und vergleicht ἐδόκει ἄν mit ἐβουλόμην ἄν, (was gleichfalls eigentlich βουλοίμην ἂν lauten sollte und bey Homer noch so lautet) wobey die Hypothesis zu ergänzen ist: wenns etwas hülfe. Wäre, wie Hr. G. meynt, ἐδόκει das reine Imperfect, so würde wenigstens ἀεί ποτε dabey stehen, sonst wäre δοκεῖ, δέδοκται, ἔδοξε, oder δόξειεν ἄν erforderlich. — Die Worte ἐν ᾧ μόλις καὶ ἡ δόκησις τῆς ἀληθείας βεβαιοῦται sind weit einfacher als Hr. G. glaubt; man muß δόκησις nur nicht subjectiv fassen als Wahn, sondern objectiv als Wahrscheinlichkeit, ganz wie in der angeführten Parallelstelle III. 43. τῆς οὐ βεβαίου δοκήσεως τῶν κερδῶν. Und καὶ gehört nicht zu ἡ δόκησις, sondern zu ἐν ᾧ, statt des vollständigen ἐν ᾧ καὶ αὐτῷ. Beyspiele siehe zu Soph. Oed. Col. 1050 p. 482; dazu noch Thucyd. III. 59. und VI. 22. τὰ δὲ παρ' Ἐγεσταίων ἃ λέγεται ἐκεῖ ἕτοιμα, νομίσατε καὶ [suppl. αὐτὰ] λόγῳ ἂν μάλιστα ἕτοιμα εἶναι. Der Sinn ist nun: Es ist schon eine schwere Aufgabe nicht zu viel und nicht zu wenig sagen, und selbst wer diese Aufgabe löst, erlebt nur schwer den Triumph, daß er auch überzeugt, und die Wahrheit auch wahrscheinlich und glaublich macht.

Sehr einleuchtend ist Cap. 37. die Vertheidigung und Erklärung von διὰ τὸ μὴ ἐς ὀλίγους ἀλλ' ἐς πλείονας οἰκεῖν durch Vermittelung eines Particips κατεχομένη; noch einfacher wäre vielleicht κατασταθεῖσα gewählt worden nach V. 81.

Wir stehen jetzt an einer Stelle, welche die Ausleger zwar vielfach behandelt haben, ohne jedoch die Hauptschwierigkeit zu berühren oder zu erkennen. Cap. 39. will der Redner beweisen, daß die Athenienser auch ohne so fleißige Exercirstunden und Quälereien doch eben so gute Soldaten seyen, wie die Spartaner. Wie beweist er das?

> οὔτε γὰρ Λακεδαιμόνιοι καθ' ἑκάστους, μετὰ πάντων δ' ἐς τὴν γῆν ἡμῶν στρατεύουσι, τήν τε τῶν πέλας αὐτοὶ ἐπελθόντες οὐ χαλεπῶς ἐν τῇ ἀλλοτρίᾳ τοὺς περὶ τῶν οἰκείων ἀμυνομένους μαχόμενοι τὰ πλείω κρατοῦμεν.

Mag man das, was der erste Satz nothwendig aussagt, daß die Lacedämonier nicht als einzelner Staat, sondern mit ihrer ganzen Bundesmacht ihre Einfälle zu machen pflegen, immerhin als Beweis gegen ihre militärische Tüchtigkeit gelten lassen, wiewohl es ein nicht sonderlich treffender Beweis ist. Aber wo bleibt denn der Gegensatz zu οὔτε Λακεδαιμόνιοι? Im folgenden Satz treten freylich die Athener (wir) als Subject ein, aber ohne daß sie irgend grammatisch als Gegensatz charakterisirt sind. Das müßte doch mindestens durch ἡμεῖς τε τῶν πέλας geschehen. Aber selbst so würde οὔτε und τε nicht die rechte Art der Entgegensetzung seyn, sondern nothwendig müßte es lauten: Λακεδαιμόνιοι μὲν γὰρ . . . στρατεύουσιν, ἡμεῖς δὲ τῶν πέλας . . κρατοῦμεν. Aber dieß oder etwas ähnliches ohne Gewaltthat in den Text zu bringen hat die Kritik keine Hoffnung. Ref. meynt, daß die Athenienser die ganze Periode als Subject beherrschen, und die Lacedämonier nur in Folge einer Lücke von 1 Buchstaben und etwa 2 Wörtlein irrthümlich zum Subject der ersten Hälfte der Periode geworden sind. Er wagt diese vermuthete Lücke etwa auf folgende Weise auszufüllen:

> οὔτε γὰρ Λακεδαιμονίοις [εἶκομεν, οὐ] καθ' ἑκάστους κ. τ. λ.

so daß auch στρατεύουσι aus einem vermeyntlichen Verbo finito zum bloßen Particip wird. Der dadurch gewonnene Sinn läßt nichts zu wünschen übrig: er besteht zwar immer noch aus Gegensätzen, aber den Gegensatz bilden nicht mehr Lacedämonier und Athener, sondern die Defensiv- und die Offensivkraft der Athener; jene zeigt sich im Widerstand gegen die ganze Macht des Peloponnesischen Bundes, welcher Attica überschwemmt, diese in der Unterwerfung der Griechen, welche den Athenern allein, ohne Beystand von Bundesgenossen, trotz der verzweifelten Gegenwehr des Feindes doch unschwer gelungen war.

Gleich darauf wäre es der Mühe werth gewesen, τὴν ἐν τῇ γῇ ἐπὶ πολλὰ ἡμῶν αὐτῶν ἐπίπεμψιν durch Erinnerung an das Kleruchiensystem Athens zu erläutern, denn das ist hier gemeynt.

Cap. 43. τὴν τῆς πόλεως δύναμιν καθ' ἡμέραν ἔργῳ θεωμένους καὶ ἐραστὰς γιγνομένους αὐτῆς ist ziemlich matt so erklärt: „nicht mit Worten bloß über das Nützliche der Vaterlandsvertheidigung räsonnirend, sondern die Macht des Staates in Wirklichkeit täglich vor Augen habend.“ Ref. meynt, zwischen dem bloßen Besprechen und dem bloßen vor Augen haben sey nicht eben ein so großer Unterschied für das Interesse des Vaterlandes. Aber er vermag freylich den Worten auch keinen passenderen Sinn abzugewinnen, wenn man nicht die Wörter ἔργῳ und θεωμένους καὶ versetzt, so daß καὶ ἔργῳ zu ἐραστὰς gehört. Die Pflicht des ἐραστής gegen seine παιδικά bringt es bekanntlich mit sich, seinen Liebling nicht bloß mit Auge, Mund und Herzen zu lieben, sondern ihm in allen Nöthen thätig beyzustehen, ihn in allem Streben zu fördern, kurz ihm mehr zu geben als von ihm zu empfangen; eben so soll der Bürger mit seinem schönen Vaterlande thun.

Cap. 44. wundern wir uns ἰδίᾳ γάρ τε noch im Texte zu finden. Die attische Prosa verlangt durchaus ἰδίᾳ τε γὰρ . . καὶ πόλει.

Cap. 43 ist δι' ἐλαχίστου καιροῦ τύχης nicht eben unrichtig aber unklar deutsch übersetzt: brevissimo momento, sive im kurzen Augenblick der Entscheidung, statt: in einem kurzen entscheiden-

den Augenblick. Zu der Parallelstelle hätten wir noch die ähnlichste aus Hor. Sat. I. 1. horae momento cita mors venit aut victoria laeta hinzugefügt gewünscht.

II, 60 hätten wir gern die gleichfalls handschriftliche Lesart ἀφίεσθαι statt ἀφίεσθε aufgenommen gesehen, (während sie nicht einmal erwähnt ist,) natürlich mit der angeführten Interpunction Matthiä's, und so daß mit dem folgenden καὶ ἐμέ τε τὸν παραινέσαντα etc. ein ganz neuer Satz, sogar eine neue Gedankenreihe beginnt. Ref. meynt, wem die Lesart ἀφίεσθαι bekannt und gegenwärtig ist, kann keinen Augenblick anstehen sie für die einzig richtige zu halten. —

„Mox ad verba οὐκ ἂν ὁμοίως cum Duka supple ὥσπερ ἄν λέγοι, εἰ φιλόπολις εἴη." Nein; denn mit ὁμοίως würde dann ein durch seine Trivialität störender Gedanke angedeutet seyn. Die Construction ist: ὁμοίως οὐκ ἄν τι οἰκείως φράζοι, d. h. der wird eben so gut, als wenn er keine einzige von den genannten beyden Vorzügen besäße, nichts nützliches rathen. Ganz ähnlich ist ὁμοίως in VI. 9. gebraucht, fast synonym mit ὅμως.

Die erste Periode des folgenden Capitels 61 ist unvollständig behandelt; eine Schwierigkeit ist übersehen und dadurch der wahre Sinn verfehlt. Ref. hat schon vor Jahren darauf aufmerksam gemacht, aber damit das Loos der verlornen Schildwache gehabt. Die Worte lauten:

καὶ γὰρ οἷς μὲν αἵρεσις γεγένηται τἆλλα εὐτυχοῦσι, πολλῇ ἄνοια πολεμῆσαι· εἰ δ' ἀναγκαῖον ἦν, ἢ εἵξαντας εὐθὺς τοῖς πέλας ὑπακοῦσαι ἢ κινδυνεύσαντας περιγενέσθαι, ὁ φυγὼν τὸν κίνδυνον τοῦ ὑποστάντος μεμπτότερος.

Der Sinn der ersten Worte ist richtig erklärt: wer noch die Wahl hat (nämlich: ob er Krieg führen will) ohne im übrigen (durch Entbehrung der Unabhängigkeit) im Unglück zu seyn, der würde thöricht handeln, Krieg zu führen. Aber nun läßt man den Gedanken folgen: Wenn aber die Nothwendigkeit da ist, entweder sogleich durch Nachgiebigkeit einem andern unterthan zu werden, oder durch Kampf zu siegen, so verdient der welcher den Kampf geflohen mehr Tadel, als der, welcher ihn bestanden. Dieß, behauptet Ref., ist ein matter, trivialer, des Perikles und des Thucydides ganz unwürdiger Gedanke! Was muß das für ein Volk von Memmen seyn, dem sein Redner vorpredigen und vordemonstriren darf: es ist besser fechten und siegen als sich unterwerfen! Hat nun Thucydides vielleicht selbst durch einen zweydeutigen Ausdruck diesen Mißverstand verschuldet? Nur für die, welche aus Unwissenheit oder aus Uebereilung εἰ ἀναγκαῖον ἦν durch εἰ ἀ. ἐστίν zu erklären kein Bedenken tragen. Wer aber irgend griechisch versteht und nicht mehr auf dem altmodischen bequemen Interpretationskissen ruht, wo die Bemerkung: imperfectum pro praesenti ut saepe, vollkommene Beruhigung gab, der muß εἰ δ' ἀναγκαῖον ἦν übersetzen: wenn es aber, was jedoch nicht der Fall ist, nothwendig wäre. Diese Form der Hypothesis paßt aber nun durchaus nicht mehr zu dem obigen Gedanken. Somit ist ein Versuch mit den folgenden Worten zu machen, ob sie ein anderes Gesicht annehmen — vielleicht wenn man anders construirt. Die einfachste Structur scheint nun freylich die angenommene, demnach sich εἴξαντας und κινδυνεύσαντας, dann ὑπακοῦσαι und περιγενέσθαι einander entgegenstehen. Aber was hindert, bloß den einen Infinitiv τοῖς πέλας ὑπακοῦσαι als abhängig von ἀναγκαῖον zu betrachten, dagegen εὐθὺς εἴξαντας und κινδυνεύσαντας περιγενέσθαι gemeinsam diesem ὑπακοῦσαι unterzuordnen, so daß περιγενέσθαι von κινδυνεύσαντας abhängt: nach einem Versuch ob man obsiege. Dann ist der Sinn folgender: „Ohne Noth und aus freyer Wahl wird niemand vernünftiger Weise Krieg führen, auch wir nicht; (wir jedoch hatten keine Wahl;) wäre aber auch Nothwendigkeit vorhanden, jedenfalls, mit oder ohne Gegenwehr, andern unterthan zu werden, ohne Hoffnung auf Sieg, und hätten wir nur die Wahl uns entweder gleich gutwillig zu unterwerfen oder erst noch für einen (noch so unmöglichen) Sieg zu fechten — (so würden wir dennoch dem hoffnungslosen Kampf uns unterziehen müssen, denn) wer dem Kampf ausweicht, verdient mehr Tadel als wer sich ihm unterzieht. (Allein eine solche traurige Nothwendigkeit ist nicht einmal vorhanden für uns, denn wir hoffen allerdings in unserem

Kampfe obzusiegen). So erst hört die ganze Periode auf, eine Platitude zu seyn, und erhält erst eine pointe.

Warum hat Cap. 62. Hr. G. τὰ προσκεκτημένα im Texte stehen lassen und die durch den Zusammenhang und Gegensatz so entschieden geforderte Lesart τὰ προεκτημένα oder προεκτημένα nur als Variante erwähnt? Im nächsten Satz glaubt Ref., daß mit εἶναι δὲ (bey Göller nur durch ein Comma vom vorhergehenden getrennt) eine neue Gedankenreihe anhebt, und daß δεῖ nach δὲ ausgefallen ist. Die nächst folgenden Begriffe φρόνημα — καταφρόνημα oder καταφρόνησις, — αὔχημα hätte Hr. G., wie er sonst nicht verschmäht, durch eine kyriologische deutsche Uebersetzung besser als durch eine lateinische zur Anschauung bringen können: Muth — Stolz — Dünkel; und die ἀμαθία ἐυτυχῆς ließ sich erläutern durch die Quasi-Grabschrift, welche Thucydides dem Kleon setzt, V. 7. εὐτυχήσας ἐπίστευσέ τι φρονεῖν.

Den Schluß des Capitels, dessen Schwierigkeit schon Dionysius mit den heraklitischen Finsternissen verglich, erklärt Hr. G. bloß mit Krügers Worten, vielleicht salvo meliori. Ref. glaubt nicht, daß sie ohne Aenderung zu verstehen seyen, schlägt aber eine nur gelinde Aenderung, eine Wortversetzung vor, durch welche der Sinn klar und zugleich die grob verletzte concinnitas membrorum hergestellt wird:

> καὶ τὴν τόλμαν (dele: ἀπὸ τῆς ὁμοίας τύχης) ἡ ξύνεσις ἐκ τοῦ ὑπέρφρονος ἐχυρωτέραν παρέχεται, ἐλπίδι τε (insere: ἀπὸ τῆς ὁμοίας τύχης) ἧσσον πιστεύει, ἧς ἐν τῷ ἀπόρῳ ἡ ἰσχύς, γνώμῃ δὲ ἀπὸ τῶν ὑπαρχόντων, ἧς βεβαιοτέρα ἡ πρόνοια.

Der natürliche Muth, sagt er, wird durch den sittlichen Stolz noch gestärkt und gehoben, und er vertraut sich dann nicht mehr der Hoffnung auf das allen gemeinsame Glück an, welche ihre Macht nur an dem Ohnmächtigen ausübt, sondern traut nur der klaren, auf das Gegenwärtige und Wirkliche basirten Berechnung und Einsicht, welche sicherer in die Zukunft blickt.

Auch im folgenden Capitel wird die Erklärung der Worte: τάχιστ' ἄν τε πόλιν οἱ τοιοῦτοι ἑτέρους τε πείσαντες ἀπολίσειαν καὶ ἐπ' ἀφῶν αὐτῶν αὐτόνομοι οἰκήσειαν keinen aufmerksamen Leser, welcher sich nicht mit einem halben Gedanken abspeisen läßt, befriedigen; es ist die alte von Portus, welcher (wozu die Ordnung der Wörter allerdings verführt) πόλιν als Objekt von ἀπολίσειαν, und ἑτέρους als das von πείσαντες faßte. Die umgekehrte Verbindung ist jedoch die allein richtige und giebt folgenden ganzen Sinn: bald (oder leicht) werden solche friedfertige Tugendprediger, wenn es ihnen gelingt ihre Mitbürger (πόλιν) zu bereden, nicht nur die andern (nämlich ihre Untergebenen) verlieren, sondern auch ihre eigene Unabhängigkeit.

Am Schluß der Rede ist noch das fehlerhafte τε in: ἡ δὲ παραυτίκα τε λαμπρότης stehen geblieben.

In der darauffolgenden Apologie des Perikles und seiner Politik ist πρὸς οὓς ἐπῄεσαν ungenau erklärt durch περὶ ἐκείνων πρὸς οὕς. Vielmehr: ὅτι πρὸς τούτους. Am Schluß τῶν πελοποννησίων αὐτῶν durch μόνων; noch gründlicher durch αὐτῶν καθ' αὑτούς, als die vollständige, dort brachylogisch abgekürzte Redeweise; vrgl. de brachylogia p. 8. Aber 3 Zeilen früher war αὐτοῖς nach αὐτοὶ ἐν σφίσιν aus einigen Mss. aufzunehmen, wie es das syntactische Gesetz des reflexiven Satzes im Griechischen verlangt; und darauf scheint auch ohne Hdschr. ἀφ' ὧν αὐτοὺς προίγνω, näml. τοὺς Ἀθηναίους zu schreiben, statt des einen Gegensatz entbehrenden αὐτός.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. November.

Nro. 237. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Thucydides de bello Peloponnesiaco libri octo. Ad optimorum librorum fidem ex veterum notationibus, recentiorum observationibus recensuit, argumentis et adnotatione perpetua illustravit, indices et tabulas chronologicas adjecit atque de vita auctoris praefatus est Franciscus Goellerus Dr. etc.

(Schluß.)

Die Kritik des Thucydides hat es neben vielen eigenthümlichen Schwierigkeiten doch eigentlich wenig mit Interpolationen zu thun, und Ref. ist geneigt, die meisten auf diese Weise angefochtenen Stellen in Schutz zu nehmen, z. B. I. 14. ἐκδήμους στρατείας [πολὺ ἀπὸ τῆς ἑαυτῶν] ἐπ' ἄλλων καταστροφῇ, damit der Satz historische Wahrheit habe, die ihm ohne diesen vermeyntlich tautologischen Zusatz fehlt. Denn alle Kriege sind doch nothwendig ἔκδημοι, für die eine oder die andere Partey; aber die alten Griechen führten zwar Eroberungskriege allein nur gegen Nachbarn, gegen Messenien, Megara und zwar auch entfernte Kriege behufs der Rache, Beute, Zerstörung, wie gegen Troja, aber noch keine entfernten Eroberungskriege, noch keine, um das so gewonnene Land zu behalten und ferne Unterthanen zu haben. — Oder I. 19. Ἀθηναῖοι δὲ ἦρχον, wo Poppo das in einigen Handschriften fehlende Verbum zuerst verdächtigte, Hr. G. aber, was wir sehr tadeln, es stillschweigend hinwegläßt; eine Aenderung, durch welche einer absichtlich scharfen Begriffssonderung ein äußerst störendes Zeugma substituirt wird, durch Subsumtion der Herrschaft der Athener unter das Verbum ἡγοῦντο. Im ganzen Werke heißt das Verhältniß Sparta's zu seinen Bundsgenossen immer ἡγεμονία, niemals ἀρχή, ein Ausdruck, gegen den z. B. die Korinthier so entschieden protestirt haben würden, wie heute die Franzosen gegen den Titel eines Königs von Frankreich; dagegen das Athens zu seinen sogenannten Bundesgenossen heißt immer ἀρχή, niemals ἡγεμονία, ein Ausdruck, gegen den Athen so ernsthaft protestiren würde, wie ein Sultan gegen den Titel: erster Reichs-Beamter. Dieses total verschiedene Verhältniß von Sparta und von Athen hat nun Thucydides mit den zwey historisch-kyriologischen Ausdrücken bezeichnet: οἱ μὲν Λακεδαιμόνιοι ἡγοῦντο, Ἀθηναῖοι δὲ ἦρχον. Wenn dergleichen Gründe gegenüber einer diplomatischen Kritik kein Gehör finden, so sinkt die Kritik selbst im Preis. — Oder I. 39. ἐγκλημάτων δὲ μόνων ἀμετόχους οὕτω τῶν μετὰ τὰς πράξεις τούτων μὴ κοινωνεῖν, Worte, welche Ref. leicht verschmerzen würde, wenn es gälte, die Alten selbst nach unserem Zeitgeschmack einzurichten, die er dagegen fest hält, so lange sie selbst erklärbar sind, dagegen eine Veranlassung zu ihrer Unterschiebung unerklärbar bleiben würde. Allerdings ist der ganze Gedanke schon in dem vorigen enthalten; allein ist es ein anderer Fall als in II. 37 mit ἢ μιμούμενοι ἑτέρους nach οὐ ζηλοῦσιν? Man könnte dergleichen Tautologien einen Grăcismus nennen, so häufig sind sie. Vrgl. Porson zu Eur. Med. 289. Plat. Phaed. p. 82. b. Soph. El. 488. Und ἐγκλημάτων steht für ἁμαρτημάτων! natürlich weil ἁμαρτημάτων schon oben verbraucht war; und nicht kühner als crimina statt scelera. Und κοινωνεῖν in causativem Sinn, während doch das causative κοινοῦν unmittelbar vorangeht! eben deßwegen! Die Griechen hatten für solche augenfällige Inconsequenzen des grammatischen Ge-

brauchs ein sehr tolerantes Ohr; man denke an Ἄρες, Ἄρις βροτολοιγέ. Uebrigens wird die Erklärung weit einfacher als Hr. G. meynt, sobald man ἐγκλημάτων von κοινωνεῖν abhängen läßt, als Genitiv zu ἀμετόχους aber τῶν πράξεων aus πράξεις entlehnt: sie sollten Leuten, die an ihren Handlungen keinen Theil nahmen, auch von den Beschwerden, welche diesen Handlungen folgen, keinen Theil aufbürden! nämlich τούτων ist eine compendiöse Resumtion des ausführlichen Nomens ἐγκλημάτων etc. mithin Apposition desselben.

Nach diesen Vorbemerkungen sollte es scheinen, daß Ref. das in Zweifel gezogene ganze Cap. III. 84 noch eifriger in Schutz nehmen werde. Allein theils das Zeugniß der alten Exegeten, theils die speciellen Zweifel des Hrn. G., welche eben so ausführlich als scharfsinnig aus einander gesetzt sind, theils der Totaleindruck, den dieses Stück auf den Ref. durch Inhalt und Form macht, seit in ihm ein Zweifel an der Aechtheit erregt ist, stimmen ihn sehr für die Ansicht des Hrn. G. Hier liegt auch der Anlaß zu einer Interpolation nahe. So unpopulär im Ganzen der rein politische und dunkle Thucydides im Alterthum war, so genoß doch gewiß dieser Excurs über das Sittenverderbniß in Griechenland durch sein moralisches und rein menschliches Interesse einer allgemeineren Verbreitung; diese reizte zu Imitationen, und diese, wenn nur irgend gelungen, zu Interpolationen.

Thuc. IV. 17, heißt es zu den Worten τοὺς δὲ λόγους μακροτέρους οὐ παρὰ τὸ εἰωθὸς μηκυνοῦμεν, „οὐ μηκυνοῦμεν non est dictum pro οὐ ποιήσομεν quod aliquis existimet quia praecessit μακροτέρους. Nam sensus hic est: τοὺς δὲ λόγους μακροτέρους ὄντας οὐ μηκυνοῦμεν παρὰ τό.“ Die Stelle schien dem Ref. wie dem aliquis immer sehr klar; μακροτέρους μηκύνειν ist allerdings nicht ohne Pleonasmus gesagt, aber ganz analog dem προτέρους προτάξαι, ἔξω ἐξιέναι u. a. m. wozu hier besonders die Parenthese gerechten Anlaß gab. —

Ebend. 18. „ἀπὸ τῶν ἀεὶ ὑπαρχόντων γνώμῃ σφαλέντες i. e. getäuscht in den Ansichten, die wir von den uns zu Gebote stehenden Streitkräften hernahmen“; ganz gegen das factische Verhältniß des Vorfalls in Sphacteria und eben so gegen den Gedankengang dieser Rede. Die beyden oben angeführten Satzglieder sind gar wohl aus einander zu halten. Der Redner sagt: Unser Unglücksfall ist nicht eine Folge politischer Ohnmacht oder politischen Uebermuths; sondern wir sind noch eben so stark wie sonst; wir haben nur einen militärischen Fehler gemacht, was jedem begegnen kann.

In V. 111 hat es dem Ref. leid gethan, Haackes Erklärung von αἰσχροῖς κινδύνοις als befriedigend aufgenommen zu sehen: Nempe sunt ea quae propter id ipsum quod προύπτα sunt et cum certo exitio suscipiuntur praeter caeterum damnum dedecus amentiae (αἰσχρὸν) afferunt. Was läßt sich dagegen nicht alles sagen! erstens würde dann προὔπτοις gewiß voran stehen, und auch dann wäre αἰσχροὶ κίνδυνοι noch ein — verzwickter Ausdruck. Zweytens bezeichnet αἰσχρός immer etwas verächtliches, verabscheuungswürdiges, durchaus häßliches; die Handlung aber, sich bey drohender Entehrung lieber in ein gewisses Verderben zu stürzen, hat immer etwas großes und schönes, und kann wohl vor dem Richterstuhl der klugen Berechnung als etwas tadelnswerthes, vor dem der Gemeinheit auch allenfalls als etwas thörichtes und lächerliches, aber vor keinem Richterstuhl in der Welt als etwas häßliches oder schandbringendes verurtheilt werden. Hier vermißt Ref. was er ungern vermißt, Vertrautheit mit dem Geist des Hellenismus und mit der ὑψηλότης des Thucydides. Es muß mit Reiske ἐν τοῖς ἰσχάτοις .. κινδύνοις gelesen werden.

Am Schluß desselben Capitels hält Ref. seinen früher gemachten Vorschlag: ὅτι περὶ πατρίδος βουλεύεσθε ἦν μιᾶς πέρι (nämlich βουλευόμενοι) καὶ ἐς μίαν βουλὴν τυχοῦσάν τε καὶ μὴ κατορθώσασαν ἵστατε (statt ἵστε oder ἵστατε oder ἔστε) jetzt noch fest. Hr. G. führt ihn an, ohne Prüfung, Poppo aber hat eingewendet, daß man für μιᾶς πέρι vielmehr μίαν οὖσαν erwartete. Diesem Uebelstand ließe sich durch die leichteste Versetzung abhelfen: ὅτι περὶ πατρίδος βουλεύεσθε, μιᾶς πέρι, ἦν καὶ ἐς μίαν etc. Aber sollte es wirklich gegen die Weise des Au-

tors seyn, dieses μιᾶς πέρι für den folgenden Satz aufzusparen, um es seinem Gegensatze εἰς μίαν desto näher zu rücken?

V. 11 ὑφ' ὧν δ' αὐτῶν πάλαι ἀφεστώτων ἀδικούμεθα lobt Hr. G. Reiskes Conjectur αὐτοί, ohne den Muth sie zu billigen und aufzunehmen. Vielleicht kann man leichteren Kaufs abkommen mit der Aenderung ὑφ' ὧν δ' αὖ, τῶν πάλαι ἀφεστώτων, ἀδικούμεθα. Der substituirte Erklärungsversuch leidet sehr an Härte.

VI. 18 zu ὁμοῦ δὲ τό τε φαῦλον καὶ τὸ μέσον καὶ τὸ πάνυ ἀκριβὲς ἂν ξυγκραθὲν μάλιστ' ἂν ἰσχύειν, würde man dankbarer seyn, wenn Hr. G. statt der etwas trivialen Bemerkung: „i. e. ὅτι μάλιστ' ἂν ἰσχύοι εἰ ξυγκραθείη. Matth. p. 715. 3 extr.“ lieber vor der Verbindung von τὸ πάνυ ἀκριβὲς hätte warnen mögen: denn ὁ πάνυ steht absolut und bezeichnet das ausgezeichnete wie VIII. 1, dagegen ἀκριβὲς ist adverbialisch zu fassen. Der Mifsverstand herrscht auch bey Poppo; aber scheint offenbar; denn ἀκριβὲς ist bey τὸ πάνυ störende Beschränkung des Begriffs, während er für ξυγκραθὲν eine unentbehrliche Modifikation ist; nicht die bloße Genauigkeit, Gründlichkeit und etwa Bedächtigkeit, ist ein passender Gegensatz von φαῦλον und μέσον, sondern wie vorher die rasche Jugend dem bedächtigen Alter, so wird hier φαῦλον als der geistlose, bloß hörende und mitabstimmende Haufe, von dem μέσον, den ordentlichen Leuten mit nüchternem Hausverstand, wie Nicias, unterschieden und beyde dem πάνυ, den gewaltigen genialen Geistern, die großer kühner Gedanken und Pläne fähig sind, wie Alcibiades selbst war, entgegengesetzt. Diese drey Klassen wollen nicht überhaupt gemischt, sondern mit Sorgfalt gemischt seyn, wenn sie ein löbliches Ganze, eine demokratische Versammlung im Geiste des Redners bilden sollen.

Obgleich diese Reihe von Bemerkungen fast nichts als Widerspruch gegen Hr. G. enthält, so ist doch ihr Ensemble, und wäre es noch zehnmal größer, weder dazu bestimmt noch im Stande, einen allgemeinen Tadel gegen die Arbeit des Hrn. G. zu begründen. Ref. versichert wiederholt seine Hochachtung vor des Herausgebers Fleiß und Gelehrsamkeit, die sich in der sprachlichen wie in der historischen und geographischen Erläuterung kund giebt, wobey wir nicht bergen, daß uns diese letztere, die sogenannte Realerklärung, noch mehr befriedigt hat als die der Worte und des Gedankenganges. Bey der Erklärung der einzelnen Ausdrücke vermissen wir bisweilen die nöthige Schärfe, bey der Entwickelung einer ganzen Gedankenreihe bisweilen die wünschenswerthe Tiefe der Auffassung. Sollen wir noch ein Desiderium im allgemeinen, von einem subjectiven Standpunct aus, nicht sowohl rügen als bekennen, so ist es die Form der Noten. Sie ermangeln für den Ref. der nöthigen Klarheit, ohne daß er dieß Urtheil mit gerichtlich gültigen Beweisen zu erhärten vermöchte; denn sie sind präcis, einfach und haben die meisten Tugenden der äusseren Correctheit; aber gleichwohl hat Ref. die meisten irgend bedeutenderen Noten zwey- bis dreymal lesen und gleichsam studiren müssen, um sich Hrn. G. Ansicht recht klar zu machen. Mag der Gegenstand ein Drittheil der Schuld tragen, Ref. ein Drittheil — und Hr. G. auch ein Drittheil!

Einen dankenswerthen Anhang auffer einer chronologischen Uebersicht auf 3 Seiten bildet eine Reihe von 8 indices, nämlich: A. ein dreyfaches Register für die Lebensbeschreibungen. I. Scriptorum in Graecis vitis memoratorum. II. Capitum quae in Latina vita Thucydidis tractantur. III. rerum in vitis memoratarum.“ Man kann sich über die Specialisirung wundern; drey besondere Verzeichnisse für ein bloßes Beywerk, für die an sich kurzen und unbedeutenden vitas! Und doch steht die Literatur, besonders die philologische, durch ihren Reichthum und zum Theil ihren embarras des richesses auf einem Punct, daß sie für jede Erleichterung dieser Art dankbar seyn muß. Dann folgen erst die indices zu dem Text des Autors. B. Dukeri Index rerum in historia Thucydidis memorabilium auctior atque emendatior auf 40 Seiten. C. Index verborum, zwar keine Concordanz, aber doch vollständiger als der Dukerische, welcher wahrscheinlich zu Grunde gelegt wurde; hie und da mit lateinischen oder deutschen Erklärungen und grammatischen Bemerkungen bereichert, andererseits bedeutend abgekürzt, indem die Stellen in

der Regel nur citirt, nicht wie bey Duker, ausgeschrieben sind. D. Index grammaticus für den Commentar. E. Index scriptorum qui in vita et adnotatione tractantur, und F. Index orationum.

Die Correctheit des Textes ist ungleich; oft viele Seiten kein Druckfehler, dann mehrere auf einmal, z. B. T. I. p. 39 zweymal criminabimus. p. 42 ἄνδρωποι und κολίμου und p. 511 zweymal quamprimum statt quum primum. Das Aeußere ist splendid.

Dr. L. Döderlein.

Archiv für Geschichte und Alterthumskunde von Oberfranken (als Fortsetzung des Archives für Bayreuthische Geschichte und Alterthumskunde). Herausgegeben von E. C. von Hagen ꝛc. I. Band. Erstes Heft. (Mit einer Steindrucktafel.) Bayreuth, 1838. gr. 8.

Bereits in den Nummern 195 und 197 (29. September und 2. October 1838) dieser Blätter haben wir den Inhalt des zweyten Jahresberichts, welchen der historische Verein in Bamberg zu Anfang dieses Jahres erscheinen ließ, angezeigt und kurz gewürdigt. Wir lassen nun, da wir einmal von den Leistungen eines der beyden historischen Vereine Oberfrankens zu reden begonnen, die unlängst erst ausgegebene Zeitschrift mit dem oben mitgetheilten Titel folgen, welche als das Organ beyder Vereine, des Bayreuther und des Bamberger zu betrachten ist.

Das vorliegende Heft des Archives wird mit einem Vorwort eröffnet. Dieses giebt Kunde von der frühen Bildung des historischen Vereins für bayreuthische Geschichte und Alterthumskunde (schon am 31. März 1827 bildete sich derselbe durch eine Einladung des Hrn. Bürgermeisters E. C. v. Hagen an die Freunde der vaterländischen Geschichte, und er ist somit der erste im Königreiche Bayern), von dessen Erweiterung zum Kreis-Vereine in Gemeinschaft mit dem historischen Verein zu Bamberg (seit 1831), und wie hierdurch die Umänderung des Titels der zeitherigen Vereinsschrift nothwendig geworden, welche fortan „Archiv für Geschichte und Alterthumskunde des Obermayn-Kreises, als Fortsetzung des bayreuther Archivs“ (2 Bände, in 6 Heften) benannt wurde. Eine weitere Aenderung in Absicht auf den Umfang des Wirkens und für die bisher edirte Zeitschrift führte die neue Kreis-Eintheilung des Königreichs herbey, in Folge welcher die Zeitschrift von jetzt an und künftighin als „Archiv für Geschichte und Alterthum von Oberfranken“ erscheint. — Nach einigen Bemerkungen über das Zusagende und Vortheilhafte der neuen Kreiseintheilung, denen der Wunsch beygefügt ist, das vormalige fränkische Fürstenthum Bayreuth möchte, eben so wie das Bisthum Würzburg, in seiner Integrität erhalten worden seyn, werden am Schlusse des Vorworts die Vereinsmitglieder wiederholt aufgefordert, den Verein in Förderung des, von der k. Akademie der Wissenschaften zu München allen Kreis-Vereinen ertheilten Auftrages: „mitzuwirken zur Herstellung eines historisch-topographischen Lexicons von Bayern,“ durch Einsendung von Ortsbeschreibungen, historischen Abhandlungen, Urkunden und sonstigen Notizen möglichst zu unterstützen.

4 Abhandlungen über Gegenstände der Geschichte Oberfrankens bilden den Inhalt dieses Heftes.

I. Beyträge zur ältern Geschichte von Oberfranken und namentlich zur Bayreuthischen Alterthumsgeschichte (von S. 1 — 41), aus dem Nachlasse des verstorbenen Seniors und Pfarrers Herrn Scherber zu Berg.

II. Die heidnischen Grabhügel von Markt Zeuln, aufgefunden und beschrieben von Hrn. Carl Theod. Peter, Pfarrer zu Markt Zeuln, im Landgerichte Lichtenfels (S. 42 — 63).

III. Ueber Peter Suchenwirt, vom Hrn. geistl. Rath Haas zu Bamberg (S. 64 — 66).

IV. Aelteste Geschichte des Geschlechtes Aufseß, nach Quellen bearbeitet von Hans Freyherrn von und zu Aufseß. (S. 67 — 98, der Text, S. 99 — 176 Anmerkungen, denen eine Stammtafel (Nr. I.) und die lithographirte Abbildung zweyer Aufsessischer Sigille beygegeben sind.)

Dem Aufsatze Nr. I. schickt die Redaction die Bemerkung voraus, daß derselbe, aus dem Nachlasse des Hrn. Scherber, mit jener Abhandlung im Zusammenhange stehe, welche im III. Hefte des I. Bandes des bayreuther Archives S. 1 — 36 unter dem Titel: „Beyträge zur Alterthums-Geschichte der Gegend und Stadt Bayreuth“ abgedruckt steht, jedoch auch ein für sich bestehendes Ganze bilde.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. November.

Nro. 238. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

The life of Thomas Jefferson, third President of the United States; with parts of his correspondence never before published, and notices of his opinions on questions of civil government, national policy, and constitutional law. By George Tucker, Professor of moral philosophy in the University of Virginia. London 1837. Vol. I. XII. u. 612 S. Vol. II. X. u. 587 S. gr. 8.

Unter den merkwürdigen Persönlichkeiten, die in ihrer Blüthe dem vorigen, in ihrer Reife dem gegenwärtigen Jahrhundert angehören, ist eine der vordersten Thomas Jefferson. Die Denkart und Bestrebung, welche sich selbst ganz treffend die radicale nennt, war in ihm schon ausgebildet und leitete sein Handeln, ehe noch die Schule dieses Namens gestiftet war. Diese Gesinnung, die ihm von Jugend an die alten Staats-Einrichtungen verleidet hatte, trieb ihn an, die Unabhängigkeit seines Geburtslandes Nord-America von dem Mutter-Staate viel entschiedener, als z. B. Washington und selbst Franklin, zu wünschen und zu fördern; diese stellte ihn, nachdem die Trennung vollbracht war, in das Vortreffen und bald an die Spitze der, Anfangs und geraume Zeit schwächeren, Parthey, die auf rein demokratische Bildung der neuen Staaten-Vereinigung und auf gleiche Umbildung ihrer Bestandtheile ausging. Die acht Jahre, in denen er mit der obersten Gewalt bekleidet war, gaben dieser Parthey das Uebergewicht, welches sie dermal besitzt, und wahrscheinlich in der nächsten Zeit wenigstens behaupten wird. Zu diesem Ausschlage wirkte ohne Zweifel eine Reihe günstiger Umstände sehr viel; dennoch ist er eben so als das Werk Jefferson's zu betrachten, wie eine gewonnene Schlacht dem siegenden Feldherrn zugeschrieben zu werden pflegt. Das Leben eines solchen Mannes gehört der Geschichte vorzüglicher an als die, im Einzelnen vielleicht anziehenderen, Lebens-Umstände Anderer, denen ein so tiefes Eingreifen nicht beschieden war.

Den Verfasser der vorliegenden Lebensbeschreibung hat zu diesem Unternehmen hauptsächlich der Wunsch bestimmt, das Andenken Jefferson's, zu dessen jüngeren Freunden er gehörte, gegen mancherley üble Nachrede, womit es von der Gegenparthey angegriffen wurde, nicht nur augenblicklich zu vertheidigen, sondern dauerhaft zu schützen. So schwer es ist, einer Parthey gegenüber Unpartheylichkeit zu behaupten — der Verf. hat redlich darnach gestrebt, wie nicht nur aus der höchst ruhigen Haltung seines Vortrages, sondern auch einerseits aus der offenen Darlegung der Schwächen und Fehlgriffe Jefferson's, andererseits aus der billigen Beurtheilung seiner vornehmsten Gegner erhellt. Die Hülfsmittel, welche neben den, vier starke Bände füllenden Memoiren Jefferson's, dem Verf. zu Gebote standen, waren so umfassend und ergiebig, daß er fast überall ausführlich und meist erschöpfend verfahren konnte. Diese Vorzüge des Buches, denen weder seine kunstlose Form, noch die große Weitläufigkeit der eingeflochtenen Erörterungen Abbruch thut, verbunden mit dem historischen Werthe des Gegenstandes, machen dasselbe zu einem der lehrreichsten dieser Gattung. Bey aller Aehnlichkeit der Vernunft-Schwärmerey, in welcher Jefferson sein Leben lang befangen war, mit der, welche in Europa weit umgegriffen und in Frankreich kurze Zeit geherrscht hat, unterscheidet sich jene von dieser nicht nur durch eine gewisse Nüchternheit und Lauterkeit sondern auch durch ein gutmüthiges, mil-

des Wesen, das den Irrthum zwar der Wahrheit nicht näher bringt, doch ihn nicht so feindselig und giftig, wie bey Anderen, werden läßt. Eben derselbe Unterschied ist zwischen der Handlungsweise des Nordamericaners und von Europäern gleicher Denkart, im Besitze der obersten Gewalt; das Hastige und Stürmische, das die letzteren zu Freveln und Gräueln fortgerissen hat, ist jenem ganz fremd. Ref. glaubt den Lesern unserer Blätter eine angenehme Mittheilung zu verschaffen, indem er aus dem Buche einen Auszug liefert, von welchem er zu große Weitläufigkeit dadurch abzuwenden gedenkt, daß er das, was der Hauptrichtung des Mannes ferner steht, entweder übergehen oder nur flüchtig berühren wird.

Erster Band. Kap. 1. Kurze Uebersicht der Geschichte Virginiens. Vrgl. Gel. Anz. Bd. V. S. 945.

Kap. 2. Jefferson wurde am 2ten April 1743 (dem Geburtsjahre unseres F. H. Jacobi) zu Shadwell geboren, das jetzt in der Mitte Virginiens liegt, damals aber noch ein Gränzort war. Sein Vater hatte sich da als Landwirth erst angesiedelt. Von J's. Jugendjahren ist wenig Kunde übrig. Er durchlief einige Schulen des Bezirkes; die, in welcher er bis zum 17ten Jahre blieb, gewährte nicht nur guten Unterricht, sondern auch, an der freyen Jagd in dem benachbarten wildreichen Gebirge, die trefflichste Erholung und Leibesübung. Auf der hohen Schule zu Williamsburg scheint J. von einem Schottländer, der Mathematik lehrte, aber auch in andern Wissenschaften und der schönen Litteratur bewandert war, das Meiste gelernt und angenommen zu haben. Der Biograph läßt dahingestellt, ob der Umgang mit dem englischen Statthalter, der ein Mann von feiner Bildung aber ein Freygeist gewesen sey, verführend auf den jungen J. gewirkt habe. Ref. glaubt aus einigen Stellen in J's. Briefwechsel, (z. B. wo er sagt, Italien habe seit 2500 Jahren niemals eine gute Regierung gehabt) schließen zu dürfen, daß einer nicht nur oberflächlichen, sondern verfälschten Kenntniß der Geschichte, wie sie namentlich aus französischen Büchern leicht eingesogen wird, die Richtung, die er damals nahm, hauptsächlich beyzumessen sey. In der Hauptstadt, wo der oberste Gerichtshof Virginiens seine Sitzungen, wie der Landrath, öffentlich hielt, bildete sich J., unter der Leitung eines vorzüglichen Rechtsgelehrten, zum Anwalte. Diesen Beruf hatte er noch nicht lange angetreten, als er zum Mitgliede des Landrathes gewählt wurde, dessen Verhandlungen durch die eben damals beginnende Spannung zwischen den Pflanzstaaten und dem Mutterlande die größte Wichtigkeit erhielten.

Kap. 3. In dem Landrathe sowohl als in dem außerordentlichen Convente, der bald an die Stelle des ersteren trat, waren J's. Vorschläge und Entwürfe die kühnsten unter allen. Sie wurden nicht verworfen, aber durch die Besonnenheit älterer Mitglieder auf das Zeitgemäße zurückgeführt. Dem widersetzte er sich damals nicht, weil er das ehrenwerthe Alter ehren gelernt hatte; später überzeugte er sich selbst, daß seinen Anträgen mit Recht abgebrochen worden sey.

Kap. 4. Im J. 1775 wurde J. einer der Abgeordneten Virginiens zu dem, ein Jahr früher gestifteten, Congresse der 13 Pflanzstaaten. Kam gleich aus seiner Feder das Stärkste in den Erklärungen dieser Versammlung über die Verhältnisse mit England, so verlangte und rieth er doch die Trennung noch nicht. Den ersten Anlaß dazu gab der virginische Convent, der 1776 seine Abgeordneten beauftragte, dahin zu wirken, daß die Gesammtheit der Pflanzstaaten sich unabhängig erkläre. Dieses beschloß der Congreß beynahe einstimmig; so stark war in kurzer Zeit der Unmuth über die Härte des Mutterlandes geworden. Die Erklärung aufzusetzen, wurde J. auserkohren. Dieß ist die berühmte Urkunde vom 4. July 1776, deren Eingang das Vorspiel zu der Erklärung der Menschenrechte gewesen ist, womit die Franzosen 1789 sich zierten. Mit dieser Arbeit hatte J. eine schwere Probe zu bestehen. Die Prüfung derselben in seiner Gegenwart dauerte vier Tage; man änderte nicht wenige Stellen und strich ungefähr den dritten Theil des Ganzen aus. *) Doch die Haupt-

*) Franklin, der neben ihm saß und merkte, wie ihn das schmerzte, suchte ihn durch eine Erzählung aufzuheitern. „Ein angehender Hutmacher entwarf sich folgende Aufschrift seines Schildes: Joh. Thom-

Sache blieb und erwarb dem Verfasser einen hohen Ruf im Lande und ein noch größeres Ansehen und Zutrauen im Congresse. Dennoch lehnte er die Wieder-Erwählung in diese Versammlung ab, um sich der Gesetzgebung für seine Heimath zu widmen, die sich in seiner Abwesenheit bereits eine neue Constitution gegeben hatte, wozu J. mit einem eigenen Entwurfe zu spät kam. Die Gesetze, die er nun vorschlug, und des nachdrücklichen Widerspruches älterer Leute ungeachtet durchsetzte, machten damals schon in Virginien den Anfang, alles auszutilgen, was der Rechtsgleichheit entgegen stand. Das erste löste den bis dahin sehr gebräuchlichen Fidei-Commißverband von Gütern auf. Selbst der letzte Versuch der Gegner, den Besitzern die Auflösung nicht aufzudringen, nur freyzustellen, war vergeblich. Das andere machte dem Vorrechte der Erstgeburt bey Erbschaften ein Ende. Freunde der alten Sitte kamen später auf diesen Gegenstand zurück und schlugen vor, dem Erstgebornen ein doppeltes Erbtheil zu bestimmen. Was J. darauf entgegnete, ist ein merkwürdiges Beyspiel demagogischer Verdrehung. „Der Erstgeborne, sagte er, hat auf ein doppeltes Erbtheil keinen Anspruch, wenn er nicht zweymal so viel essen oder zweymal so viel arbeiten kann, als eines seiner Geschwister.“ Für den gemeinen Mann, der hier zuletzt entschied, mochte das ein schlagender Grund seyn; die aber, welche den Vorschlag gemacht hatten, konnten die Entgegnung nur als Spott hinnehmen. So albern waren sie doch nicht, daß sie den Erstgebornen, ihm selbst zu lieb, hätten begünstigen wollen. Das Vorrecht, welches sie ihm zudachten, war in ihren Augen eine Forderung des gemeinen Wohles, dem sie es zuträglich erachteten, daß eine Anzahl Staats-Angehörige unabhängiger von eigenem Erwerb als die übrigen sey. Dieser Meynung war J. nicht, ließ sich aber darauf gar nicht ein, sondern fertigte den Vorschlag mit der kahlsten Einrede ab. Das dritte Gesetz blieb zwar damals noch weit hinter J's. Entwurf zurück, der auf gänzliche Aufhebung der bisherigen Verbindung zwischen Kirche und Staat gerichtet war, legte aber doch den Grund dazu; und viele Jahre nachher wurde jener Entwurf mit geringen Abänderungen wirklich angenommen.

Kap. 5. Auf J's. Vorschlag ward ein Ausschuß niedergesetzt, um das ganze bürgerliche und peinliche Recht Virginiens zu prüfen und mit der neuen Staatsverfassung in Einklang zu bringen. Der größte Theil der Arbeit fiel ihm selbst zu. Man beschränkte sich, nach seinem Rathe, auf die nothwendigsten Aenderungen, ob es gleich, selbst unter den ältern Rechtsgelehrten, nicht an Liebhabern einer gänzlichen Umarbeitung fehlte. Das Geschäft war in zwey Jahren vollendet; mehr Zeit erforderte die Annahme durch den Landrath.

Kap. 6. Zum Statthalter in Virginien erwählt, gerieth J. durch das Eindringen des englischen Heeres unter Lord Cornwallis, in mancherley Verlegenheit und selbst persönliche Gefahr.

Kap. 7. Nachdem seine drey Jahre abgelaufen waren, verbat er für seine Person die neue Wahl und lenkte sie auf einen Kriegsmann, als welcher in den damaligen Umständen zu dieser Stelle geschickter wäre. Von vielen wurde seine Amtsführung scharf getadelt; er begehrte Untersuchung; der virginische Landrath beschloß aber einstimmig, er habe den Dank des Landes verdient. Sogleich darauf wurde er wieder zum Abgeordneten bey dem Congresse gewählt.

(Fortsetzung folgt.)

---

son, Hutmacher, verfertigt Hüte und verkauft sie für baares Geld,“ dazu die Abbildung eines Hutes. Von den Bekannten, die er darüber zu Rathe zog, fand der erste das Wort „Hutmacher“ ganz überflüssig; es wurde ausgestrichen. Dem zweyten schien der Beysatz: „für baar Geld“ unnöthig, weil sich das von selbst verstehe. Ein dritter bemerkte, um den Verfertiger eines Hutes bekümmere man sich gewöhnlich nicht; es reiche also hin den Verkauf anzuzeigen. Als endlich der vierte die Aufschrift sah, die nun auf die Worte: „J. Thomson verkauft Hüte“ herabgekommen war, sagte der: wer in aller Welt wird sich einbilden, ihr schenket sie weg? worauf der Hutmacher die Aufschrift noch einmal abkürzte und nichts stehen ließ als einen Hut und: J. Thomson.“

Archiv für Geschichte und Alterthumskunde von Oberfranken (als Fortsetzung des Archives für Bayreuthische Geschichte und Alterthumskunde). Herausgegeben von E. C. v. Hagen ꝛc.

(Fortsetzung.)

Der Gang, den Hr. Sch. in Behandlung eines so wichtigen Gegenstandes, als die Urgeschichte von Oberfranken und insbesondere des vormals bayreuther Landes ist, eingeschlagen hat, ist folgender.

Nach einer allgemeinen Bemerkung über das Ungenügende und Mangelhafte in der gewöhnlichen Behandlung von Stadt- und Provincial-Geschichten (indem meist die Erzählung der Schicksale der einen, wie der andern nicht früher beginnt, als „mit den weit fortgerückten Zeitperioden ihres Daseyns und Bestehens," während die Bildungs- und Vorbereitungs-Jahre entweder ganz übergangen oder höchst fragmentarisch vorgetragen werden), wirft Hr. Sch. einen kurzen Blick auf die Leistungen seiner Vorgänger auf dem Felde der Geschichte der Stadt Bayreuth und ihres „angestammten" Bezirkes, nämlich: Auf Joan. Fickenscher de fatis Baruthi oratio, 1674. 4. S. W. Oetter's verschiedene, die Stadt Bayreuth illustrirende Abhandlungen und auf J. G. Heinritz, Versuch einer Geschichte der königlich baierischen Kreishauptstadt Bayreuth, 1823 pag. 1 sqq.; und tadelt nicht mit Unrecht an ihnen, daß sie nicht in frühere Zeiten hinaufgegangen, und, an archivalischen Urkunden ängstlich sich haltend, „die Nachrichten aus Geschichtschreibern, Annalisten u. dgl. als unstatthaft zurückgewiesen" hätten, daß sie in vorgefaßter Meynung bey und um Bayreuth überall nur slawische Bevölkerung und Anbau wahrgenommen, und daher von dieser wendischen Population die Ausreutung der Umgegend Bayreuths geschehen lassen. — Er klagt, daß bey solcher Behandlung „gewisse leere Zeiträume übrig blieben, und sohin an einem haltbaren Grunde fehle, die ältere und neuere Geschichte zu einem gerundeten Ganzen zu verbinden."

Um nun die eben an seinen Vorgängern gerügten Fehler zu vermeiden, wendet sich Hr. Sch. im I. Abschnitte mit der Aufschrift: „Die Bojer und Alt-Germanen, Waldausreutungswerk am Rotmain." — zur ältesten Geschichte Bayreuths und seines Districtes; und nimmt für diese Stadt mit ihrem Gebiete in Bezug auf ihre Verbindung mit dem deutschen Reiche die Eigenschaft eines Sonnenlehens in Anspruch (S. 6—7 und S. 18). Er behauptet, schon der „nomadische, anspruchslose Name" (Bayreuth) spreche für die Meynung eines hohen Alterthums. Im altgermanischen habe Bayreuth „Boirut" gelautet, welcher Ausdruck zu erkennen gebe, daß hier „im alten hercynischen Walde einst ein denkwürdiges Culturwerk unternommen worden," nämlich die Ausreutung des ursprünglichen Waldbodens (S. 7 — 8). Dergleichen Urwälder zu reuten, sey nicht „Sache einzelner Menschen gewesen, sondern des Zusammenwirkens einer größern Menschenzahl." Wir erfahren gelegentlich dieser Erörterung, daß das Reuten der Wälder eine Lieblings-Beschäftigung der alten Deutschen gewesen sey, so daß Personen- und Orts-Namen davon hergenommen worden wären (S. 8.) — und eben darum müsse man auch z. B. Rotmain, nicht Rothmain schreiben; der Gegensatz Weismain sey nur scheinbar, und aus „Alterthumsverhältnissen" zu erklären (S. 9). — An dieß große Ausreutungsgeschäft erinnern selbst Bayreuths und Culmbachs Stadtwappen (kreuzweise über einander gelegte (Pflugs) Reuten und Hacken). Die Boirut war Hrn. Sch. „ein geschlossenes Ganze, bestimmt für das gesellschaftliche Zusammenleben eines Nomadenvolkes" — zu welchem auch Culmbach gehörte. Ueber alles dieses belehren uns, sagt Hr. Sch., „die Gesetze der bescheidenen Wortforschung und der geschichtlichen Wahrscheinlichkeit;" er fügt jedoch hinzu, „daß jeder bessern Meynung stets ihre Rechte vorbehalten bleiben." —

Der 2te §. sagt aus, welches Volk, dem Hrn. Sch. zu Folge, das große Ausreutungsgeschäft in den bezeichneten Districten vorgenommen. Es sind die nomadischen Bojer, Abkömmlinge aus dem Ur-Völkerstamme der Celten (S. 11). Ihre Stammväter hatten einst, in unvordenklichen Tagen, schon in Deutschland gewohnt, waren aber ins Land Gallien gezogen, und hatten zwischen Loire und Garonne ein stilles Hirtenleben geführt, immer noch eingedenk der verlassenen „Heimath in Teutschlands bewirthbaren Auen." — Um die Zeiten des Königs Tarquinius Priscus (591) erinnern sie sich jedoch lebhaft an dieselben, und marschiren, wie aus Livius sattsam bekannt, unter Bellowes und Sigowes aus Gallien in östlichere und südlichere Länder aus; Sigowes nach Deutschland. Ein Theil seines Haufens kam, den Flüssen zu ihren Quellen folgend, bis zum Fichtelgebirge, dem der „Vater Main" entquillt, und ließ sich hier nieder.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. November.

Nro. 239. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

The life of Thomas Jefferson, third President of the United States; etc.

(Fortsetzung.)

Hier traf er die Eintracht und Entschlossenheit nicht wieder, die früher, in den Tagen der Gefahr, geherrscht hatten. Er glaubte durch den Vorschlag nachzuhelfen, daß die vollziehende Gewalt einem Ausschusse übertragen würde. Es geschah, aber der Erfolg war nichts weniger als befriedigend. Auch der Ausschuß zerfiel in zwey Partheyen und lähmte damit seine Thätigkeit selbst. Durch diese bittere Erfahrung ließ sich J. belehren, daß der oberste Befehl nur von Einem, nicht von Mehreren geführt werden könne. Der Biograph macht hier die verständige Bemerkung, auch in gesetzgebenden Versammlungen sey die Partheysucht ein oft vorkommendes Hinderniß, hier jedoch darum ein minder schädliches, weil neue Gesetze kaum jemals ein so dringendes Bedürfniß seyen, als die Vollziehung der bestehenden. J. wurde Vorstand des Ausschusses, welcher über den Friedensvertrag mit England zu Anfang 1784 zu berichten hatte. Dieser Vertrag erhielt einstimmige Genehmigung. Ehe der Congreß aus einander ging, wurde J. über die Meynung desselben und seine eigene von dem Cincinnatus-Orden, durch Washington, der an dessen Stiftung Theil genommen hatte, befragt. J. erklärte sich in eigenem Namen und für den Congreß auf das Entschiedenste dagegen, vornehmlich gegen die beabsichtigte Erblichkeit, und überzeugte Washington so von der Unverträglichkeit einer solchen Auszeichnung mit den neuen Verfassungen, daß dieser sich die Beseitigung alles Anstößigen daran sehr angelegen seyn ließ, da er die gänzliche Auflösung der Verbindung von Offizieren, die sich den Orden beylegten, nicht hatte bewirken können.

Kap. 8. J. wurde nun von dem Congresse neben Franklin und Joh. Adams als dritter Gesandter an dem französischen Hofe aufgestellt. Von 1785 an bekleidete er diesen Posten allein.

Kap. 9. Im folgenden Jahre brachte er zwey Monate in London zu und bemühte sich, gemeinschaftlich mit Adams, einen Handelsvertrag zwischen Nordamerika und England einzuleiten, fand aber damit keinen Eingang, und überall die kälteste Aufnahme.

Kap. 10. Desto vergnüglicher war sein Aufenthalt in Paris, in der Mitte einer hochgebildeten, dem jungen Freystaate jenseits des Meeres freundlich gesinnten, ihm selbst überhaupt sehr gleichgestimmten Gesellschaft. Neben seinem amtlichen Briefwechsel führte er sehr lebhaft einen freundschaftlichen, woraus der Biograph unter anderen zwey Proben ausbebt, an welchen zu sehen ist, wie J. zuweilen durch den hohen Flug seiner Vorstellungen getäuscht wurde. Einmal schrieb er an einen Freund in Nordamerika: „Die Grundlage unserer Regierung ist die öffentliche Meynung; diese muß also gesund erhalten werden; das geschieht durch Tagblätter, wenn dafür gesorgt wird, daß sie jedermann erhalten und lesen kann. Käme es auf mich an, ob wir eine Regierung aber keine Tagblätter haben sollten oder Tagblätter aber keine Regierung, so würde ich ohne Bedenken letzteres vorziehen.“ Dazu wird von T. bemerkt, J. habe es erlebt, daß die Tagblätter, von denen er so viel Gutes erwartete, die Werkzeuge für sehr viel Böses geworden seyen; aus Verdruß darüber habe er zuletzt nur Eine Zeitung, die unschuldigste, gelesen. Ein andermal beklagte sich J. gegen einen Ver-

wandten über den Leichtsinn seiner Landsleute in den südlichen Staaten, der sie in Schulden stürze und in übeln Ruf bey den Europäern bringe. „Ich blicke auf die Kriegsjahre als eine Zeit des Glückes und Genusses zurück, da wir manches überflüssige entbehrten, aber nicht in Schulden gerathen konnten, weil uns niemand borgte; da wir aus Noth dem Grundsatze folgten, nichts zu kaufen, wozu wir nicht das Geld vorräthig hatten; einem Grundsatze, der ein wahrer Eckstein des Wohlstandes ist.“ Hiezu bemerkt T., die gute Lehre sey weder von dem Manne, an den sie gerichtet war, noch von J. selbst befolgt worden; beyde haben mehr ausgegeben als eingenommen und daher ihr ansehnliches Besitzthum tief verschuldet hinterlassen.

Kap. 11. Augenzeuge des Beginnens der französischen Revolution, sah J. auch diese, noch im Anfange des Jahres 1789, ganz „im rosenfarbenen Lichte.“

Kap. 12. Mit der neuen Constitution der vereinigten Staaten, die eben damals zu Stande kam, erklärte er sich nicht völlig zufrieden. Er rügte namentlich, daß nicht der Gefahr, einen Bürger übermächtig werden zu lassen, durch ausdrückliches Verbot der Wiedererwählung eines abtretenden Präsidenten begegnet worden sey. Noch mehr vermißte er eine Erklärung der Rechte, die der Willkühr der Regierung feste Schranken setzte, indem sie Gewissensfreyheit, Preßfreyheit, Freyheit des Verkehrs unbedingt aussprächе, ein stehendes Heer verböte u. s. w. Sein Freund Madison (der 1809 sein Nachfolger als Präsident geworden ist,) hielt eine solche Erklärung nicht für ein so wesentliches Erforderniß. In folgenden Gegenbemerkungen zeigt sich der besonnenere Mann. „Gefahr der Unterdrückung, schreibt er 1789 an J., ist nur von dort zu fürchten, wo die wirkliche Macht liegt. Diese liegt bey uns in dem Willen der Mehrheit der Bürger. Handlungen dieser Mehrheit also, oder Handlungen der Regierung im Sinne derselben, nicht Handlungen dawider, sind bey uns das, was die Rechte der Einzelnen gefährdet. Man sagt zwar, es sey in allen Regierungen ein Streben, ihre Macht zu vergrößern. Haben sie eine gewiße Höhe von Selbständigkeit und Macht erreicht, so pflegen sie allerdings darüber hinaus zu streben. Ganz anders ist es, wenn sie zu jener Höhe nicht gelangt sind; anstatt aufzustreben sind sie in diesem Falle dem Triebe abwärts unterworfen, und werden immer schwächer, bis endlich Mißbrauch der Freyheit eine Gewaltherrschaft herbeyführt. Das ist nach meiner Meynung die Gefahr für Nordamerika. Sollte gleichwohl eine Erklärung der Rechte aufgestellt werden, so dürften die Einschränkungen darin doch nicht unbedingt seyn. So scharf sie ausgedrückt werden möchten, würden sie doch in Fällen, wo sie mit der entschiedenen Meynung der Gesammtheit in Widerspruch ständen, unbeachtet bleiben; und in solchen Fällen mehrmals verletzt, würden sie auch für andere bald alle Wirksamkeit verlieren. Sammelte sich z. B. zur Friedenszeit ein englisches Heer in unserer Nachbarschaft, so würde uns das strengste Verbot, eine stehende Kriegsmacht aufzustellen, davon nicht abhalten; und bräche eine Empörung aus, die Regierung und Volk in Schrecken setzte, so würde man sich an die Formen für Verhaftungen nicht kehren, so bestimmt sie vorgeschrieben seyn möchten.“ Das Nüchterne dieser Entgegnung hielt J. nicht ab, die Beystimmung seines Freundes zu einem Grundsatze nachzusuchen, den er entdeckt haben wollte und für sehr fruchtbar hielt: daß die Nutzung der Erde dem lebenden Geschlechte zustehe und die Todten daran so wenig Recht als Gewalt darüber haben. Madison ließ sich nicht verdrießen, den neuen Grundsatz zu beleuchten. Er faßt ihn so: „weil die Erde den Lebenden gehört, so kann jede Generation nur sich selbst, nicht eine folgende verbindlich machen; die Verbindlichkeit entsteht durch den Willen der Mehrheit; die Mehrheit einer Generation lebt, von der Mündigkeit an, nicht über neunzehn Jahre; auf diesen Zeitraum also ist die Gültigkeit jedes Staats-Gesetzes und Staats-Vertrages eingeschränkt und kann ohne ausdrückliche Erklärung des öffentlichen Willens nicht weiter erstreckt werden.“ Nun bemerkt er in Beziehung auf Staats-Verträge, namentlich auf Staats-Anleihen: „Wenn die Erde von der Natur an die Lebenden vergabt ist, so haben diese wenigstens nur an den Naturstand der Erde Anspruch. Aus den Verbesserungen, welche die Todten daran gemacht haben, erwächst

für die Lebenden, die im Genusse derselben stehen, eine Schuld, die nicht anders abgetragen werden kann als durch verhältnißmäßige Beachtung des Willens der Verstorbenen. Zudem giebt es Verbindlichkeiten, die mit gleich großem Bedacht auf das Wohl der künftigen Geschlechter, als des lebenden, eingegangen werden, z. B. Schulden, die ein Krieg veranlaßt, in welchem man einen Eroberer abzuwehren hat.“ Ueber die Anwendung des neuen Grundsatzes auf Staatsgesetze bemerkt er: alle Rechte, die auf solchen Gesetzen ruhen, würden um die Zeit, wo diese, um ihre Gültigkeit zu behalten, erneuert werden müßten, hinfällig seyn und den heftigsten Streit zwischen denen, welchen an der Bestätigung, und denen, welchen an der Aufhebung läge, verursachen. Schon die Möglichkeit der Aufhebung würde den Werth des Eigenthumes mindern; die Aussicht, daß Verbindlichkeiten, nach bestehenden Gesetzen eingegangen, mit diesen aufhören könnten, würde das Rechtsgefühl schwächen; und es würde eine Unsicherheit aller Verhältnisse eintreten, die einerseits alle stetige Betriebsamkeit lähmte, andererseits die Schlauen allein in Vortheil setzte. Das sind Uebel, die nicht abzuwenden wären, wenn zur Fortdauer von Gesetzen und Rechten ausdrückliche Zustimmung von Zeit zu Zeit erforderlich seyn sollte. Ist es aber überhaupt möglich, die Voraussetzung stillschweigender Zustimmung fallen zu lassen? Liegt doch sie allein der Verbindlichkeit zum Grunde, sich dem Willen der Mehrheit zu fügen. Denn in dem Naturrechte ist diese Verbindlichkeit nicht begründet; sie ist eine Satzung, wozu die Zustimmung jedes Einzelnen erforderlich ist, damit sie gelte. Kann diese Zustimmung nicht stillschweigend ertheilt, darf sie nicht vermuthet werden, so ist kein neu eintretendes Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft durch Handlungen der Mehrheit gebunden, wofern es nicht jene Satzung ausdrücklich anerkannt hat.“

Kap. 13. Zu Ende 1789 begab sich J. nach America auf Besuch; es war aber sein Wunsch nach Paris zurückzukehren, um das, wie er meynte, ganz nahe und glückliche Ende der Revolution zu sehen. Auf Washington's Zureden nahm er jedoch die Stelle eines Staatssecretärs (Ministers der auswärtigen Verhältnisse) an.

Kap. 14. Der Congreß war eben versammelt, da J. diese Stelle antrat. Zwischen den Föderalisten, die eine starke Gesammtregierung wollten, und den Antiföderalisten (auch Republicaner genannt,) die dem Mittelpuncte weniger Macht gönnten, war bereits der Kampf eröffnet. Jene hatten mehr Zuneigung zu England, diese zu Frankreich. Das Haupt der ersteren wurde Adams, der in London, — der letzteren, Jefferson, der in Paris gelebt und gelernt hatte.

Kap. 15. In anhaltendem Streite lag J. mit seinem Amtsgenossen Alexander Hamilton, dem er eine blinde Vorliebe für England beymaß. Hamilton setzte, als Finanzminister, zum größten Mißfallen J's., Maßregeln im Staats-Schuldenwesen durch, die den Geldgeschäften einen Reiz und Einfluß gaben, welchen sie zuvor in den Vereinigten Staaten noch nicht gehabt hatten.

Kap. 16. Zwischen beyden stand Washington in der Mitte und bemühte sich ihre Zwietracht zu mäßigen. J. wollte austreten, blieb jedoch auf Washington's dringendes Anliegen; seinerseits bewog er auch diesen, sich der neuen Wahl zum Präsidenten, die 1793 auf ihn einstimmig fiel, nicht zu entziehen.

Kap. 17. Der Streit wurde hitziger, da Frankreich an England den Krieg erklärte und bald darauf ein Gesandter der französischen Republik kam. J. erlangte von dem Präsidenten, gegen den Rath Anderer, dessen unbedingte Anerkennung. Dagegen stimmte er auch zu einer Proclamation an das nordamerikanische Volk, die es von aller Theilnahme an den Feindseligkeiten zwischen den beyden Staaten, mit welchen es im Frieden sey, abmahnte. Die Wirkung dieser Proclamation zu vereiteln war dem französischen Gesandten, einem heftigen Jacobiner, ein Anliegen, das er öffentlich mit solchem Trotze, heimlich mit so viel Bosheit betrieb, daß J. viel Mühe hatte, dem Friedensstörer, seiner Amtspflicht gemäß, Einhalt zu thun, ohne seine Zuneigung zu Frankreich zu verleugnen.

(Schluß folgt.)

Archiv für Geschichte und Alterthumskunde von Oberfranken (als Fortsetzung des Archives für Bayreuthische Geschichte und Alterthumskunde). Herausgegeben von E. C. v. Hagen ꝛc.

(Fortsetzung.)

Wie an den Ufern des Mayns, so siedelten sich auch an der Eger und Näbe ähnliche Colonien (also keltische Bojer) an, und drangen von da aus nach den Hochgebirgen südwestlich bis zu den helvetischen Alpen, östlich nach Böhmen vor. Während alle Spuren bojischer Urzeit längst dahin geschwunden, hat sich doch die uranfängliche Benennung Boirut d. i. die bojischen Reuten, im heutigen Bayreuth blühend erhalten. (Wir wollten hier auch das Tacitische Bojohemum (Böheim) in Erinnerung bringen, und selbst für Bojendorf ein fürsprechend Wort wagen, fände sich dasselbe in Urkunden nicht als Potechendorf vor; auch Baiersdorf ließe sich, wie es jetzt geschrieben wird, nach Hrn. Sch. Manier hieher ziehen; urkundlich lautet es Peiersvorhahe).

Der §. 3. überschrieben „Ur-Anpflanzungen" setzt die Art und Weise des Landanbaues in den Ur-Wäldern, wo dem Blicke sich Riesen von Bäumen dargeboten haben müssen, aus einander. Mittels des Feuers ward man Herr der gewaltigen Waldungen. Dem Lande selbst gewannen die Anpflanzer Aehnlichkeit mit dem in Gallien verlassenen ab. Zwey Flußarme umschließen dasselbe, gleichwie in der alten Heimath Loire und Garonne, und bedeutungsvoll findet sich der an der Ober-Loire zweymal vorkommende Städtenamen Creuse in Crusia, Creussen, wieder (aber Ditmar Merseb. nennt den Ort Crusni castellum, Adelbold Crusina). — Hr. Sch. beschreibt die Wohnungen der Colonisten, deren Familien in den durch die Waldungen zerstreuten Hütten mit ihrem Viehe zusammen lebten (S. 16). Im Winter sollen sie sich gar in unterirdische Höhlungen (also Troglodyten!) zurückgezogen haben. Beym Anwachsen der Bevölkerung und den vermehrten Wohnsitzen erwachte der Trieb nach Eigenthum, und das Land wurde in Auen, Gauen u. s. w. abgetheilt (S. 17).

Haruder, Narisker und Czechen machen den Gegenstand des 4. §. (S. 18 — 22) aus. Neben den Bojern der hercynischen Wälder siedelten sich noch andere Colonisten an, so zwar, daß es zu Jul. Cäsars Zeiten „in Germanien von neu aufgekommenen, kleinen Völkerschaften wimmelte" (S. 19). Ein kriegerischer Geist bemächtigt sich sofort der altdeutschen Waldbewohner, und alle Waffenfähigen ziehen über den Rhein wider die Römer. Seitdem erscheinen sie unter dem Namen der Germanen. Unter den Harudern Cäsars werden wohl die Baruter (Boiruter) zu verstehen seyn, was Hr. Sch. dem Leser möglichst einleuchtend zu machen sucht, indem er unter andern Gründen, welche S. 19, 20 aufgeführt werden, ziemlich naiv sagt: „Bey der Benennung: Haruder handelt es sich fast um einen einzigen Buchstaben." — Der „Landsmannschaft" der Narisker nordostwärts wohnten die Hermundurer (Meißner) und Markomannen (Böhmen); der Narisker Land erstreckte sich von den Mainquellen bis zur Donau (S. 20).

Im Kriege Hermann's wider Marbods arbeitscheue und eigenthumlose (?!) Krieger hielten sich ungezweifelt die Boiruter zu des Ersteren siegreichen Fahnen (S. 21). Nach Marbods Flucht und Niederlage bricht auf einmal, von Rachsucht getrieben, ein übermüthiger Hause Sarmaten, — Czechen genannt — wider die Wohnsitze der Bojer los, bemächtigt sich derselben, und vertreibt einen Theil der Landeseinwohner, während der andere sich unter das neue Joch beugt (S. 21). Doch blieb den bojischen Pflanzungen ihr Name, der czechische aber verschmolz sich mit dem neu aufgekommenen (?) der Böhmen, und verschwand ruhmlos (! S. 22).

Im 5. §. werden wir von der germanischen Stadt Mönosgada unterhalten, welchen Sadtnamen Ptolemäus aufbewahrt hat. Hr. Sch. erklärt, Eisnern folgend (vergl. Reichard über den Limes transdanub. transrhenan.), die Gegend bey Culmbach für diejenige, wo diese alte Stadt zu suchen ist und setzt hinzu, der Name selbst scheine eine Befestigung nach Art der Herkulesſäulen, am Maynfluße gelegen, anzudeuten, und die Orte Haag, Burghaig, Laineck, Berneck, Eckersdorf haben alle ihre Benennung von der eigenthümlichen Art der Befestigung überkommen (S. 25). Dann folgen noch auf derselben und folgenden Seite viele Ortserklärungen gleichen Schlages, wie die eben angegebenen, und Hr. Sch. schließt gegen Conring, daß die alten Deutschen allerdings Städte gehabt, nur müsse man nicht an die Städte der Griechen und Römer, oder der späteren Deutschen denken.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. December.

Nro. 240. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

The life of Thomas Jefferson, third President of the United States; etc.

(Schluß.)

Kap. 18 — 21. Wahrscheinlich durch die zunehmende Schwierigkeit dieser Verhältnisse wurde J. bestimmt, zu Ende 1793 seine Entlassung zu nehmen. Er lehnte eine bald hernach an ihn ergangene Einladung, wieder einzutreten, ab und verlebte die drey folgenden Jahre auf seinem Landgute Monticello, wissenschaftlich und wirthschaftlich beschäftigt, durch Briefwechsel und Besuche jedoch in ununterbrochener Verbindung mit seinen Anhängern. Diese bemühten sich, da Washington abtrat, die Wahl zu seinem Nachfolger auf J. zu lenken. Adams bekam aber einige Stimmen mehr. Nun wurde J. Vicepräsident und ließ sich diese Stellung, die ihm den Vorsitz im Senate gab, gefallen.

Zweyter Band. Kap. 1. Die zwey Partheyen waren nun schärfer als zuvor geschieden; im Kongresse blieb die Oberhand, obgleich nur schwach, den Föderalisten.

Kap. 2. Diese wurden zwar viel stärker, als die Kunde von einer schmählichen Zumuthung, welche der nordamerikanischen Gesandtschaft zu Paris gemacht worden war, den heftigsten Unwillen erregt hatte. Allein die Fehler, die sie nun im Gefühle ihrer Uebermacht begingen, daß sie z. B. die Preßfreyheit einschränkten, wurden von ihren Gegnern auf das Geschickteste benützt, um sie gefährlicher Absichten verdächtig zu machen.

Kap. 3. Die Folge war, daß zu Ende 1800 Adams nicht wieder gewählt, sondern Jefferson ihm zum Nachfolger, obwohl nicht ohne starken Widerstand, gegeben wurde.

Kap. 4. Er traf alle von dem Präsidenten abhängige Aemter mit Föderalisten besetzt. Deren entließ er einige, doch nicht so viele als die andere Parthey erwartet hatte, aus deren Reihen er jedoch von nun an die Beamten fast ausschließend nahm.

Kap. 5. Durch große Einschränkung der Staats-Ausgaben machte er es möglich, daß, mit Ausnahme der Zölle, sämmtliche Auflagen durch den Congreß aufgehoben wurden. In diesem bekam jetzt die republikanische Parthey das Uebergewicht, jedoch nur in dem Maaße, wie es zuvor die föderalistische gehabt hatte.

Kap. 6. Es drohte Krieg mit Spanien, wegen der Hindernisse, die es dem nordamerikanischen Handel auf dem Mississippi entgegensetzte. Diese Kriegsgefahr wurde durch die Abtretung Louisiana's an Frankreich abgewandt. Indessen Frankreich im Besitze dieses großen Landes wäre für die vereinigten Staaten ein noch beschwerlicherer Nachbar geworden. Es gelang aber J., durch seine Gesandtschaft in Paris den Ersten Consul zu vermögen, Louisiana dem nordamerikanischen Freystaate für 60 Millionen Franken käuflich zu überlassen.

Kap. 7. Eine so wichtige Erwerbung mußte das Ansehen noch höher heben, welches J. durch seine Amtsführung, insbesondere durch die Sparsamkeit seines Staatshaushaltes, erworben hatte. Er wurde 1804 abermals, und mit größerer Stimmenmehrheit als das erstemal, zum Präsidenten erwählt.

Kap. 8. Im Congresse behielten zwar die Republikaner das Uebergewicht; ein Theil derselben

zeigte sich jedoch dem Präsidenten weniger ergeben als zuvor. Das und manch heftiger Angriff in den Zeitblättern trübte ihm den zweyten Zeitraum seiner Verwaltung.

Kap. 9. Indessen blieb seine Thätigkeit ungehemmt. Er traf Einleitungen, auch Florida durch Kauf dem Freystaate zu erwerben und erlangte dazu von dem Congresse die Ermächtigung.

Kap. 10. Fast wäre dieses friedliche Unternehmen durch ein kriegerisches gestört worden, das ein angesehener Mann (Aaron Burr, gewesener Vice-Präsident) auf eigene Hand gegen die spanischen Gebiete anhub. Er wurde verhaftet und als Staats-Verbrecher angeklagt, von dem Gerichte aber freygesprochen. J. verhehlte seinen Unmuth darüber nicht und ließ ihn sogar in vertraulichen Mittheilungen so weit gehen, daß er die gänzliche Unabhängigkeit der richterlichen Gewalt für staatsgefährlich erklärte. *)

Kap. 11. Frankreich und England überboten einander seit 1807 in Bedrückung des Seehandels der neutralen Mächte. Um von der nordamerikanischen Schiffahrt diesen Schaden abzuwenden, wurde von dem Congresse, auf J's. Vorschlag, die gänzliche Einstellung derselben (Embargo) verordnet.

Kap. 12. Diese Maßregel erregte aber allmählich in den nördlichen Staaten eine so große Unzufriedenheit, daß darauf nicht beharrt werden konnte. Sie wurde 1809 auf das Verbot alles Handels mit Frankreich und England eingeschränkt. J's. Gegner stimmte diese Nachgiebigkeit nicht freundlicher gegen ihn; doch war ihm die Mehrheit in den meisten Staaten gewiß, hätte er die Absicht gehabt, sich zum andern male wieder wählen zu lassen. Er aber lehnte das nach Washington's Vorgange ausdrücklich ab. Sein Freund Madison trat an die Stelle.

Kap. 13 — 17. Die übrigen 16 Jahre seines Lebens brachte J. auf seinen ansehnlichen Besitzungen als Landwirth zu; in kräftiger Gesundheit, die er besonders durch tägliches Reiten erhielt, umgeben von Kindern und Enkeln, viel besucht von Freunden, viel um Rath und Auskunft befragt von seinen Nachfolgern und andern Staatsbeamten, auch von Gelehrten und von Zeitungsschreibern, und daher stets in lebhaftem, oft ermüdendem Briefwechsel. Auch seinem Amtsvorfahr, Adams, näherte ihn wieder ein brieflicher Verkehr, den er jetzt anknüpfte und den er forthin am liebsten unterhielt. Aus diesen Briefen ist hier viel eingeflochten. Zu dem bezeichnendsten gehört seine frühe Vorliebe zur Mathematik, die im hohen Alter wiederkehrte, und seine Abneigung gegen Plato, mit welchem er jetzt erst bekannt geworden zu seyn scheint; womit eine, hier nicht berührte, in den Memoiren aber (IV. 329) sehr stark ausgedrückte Abneigung gegen den großen Apostel der Heiden in leicht erkennbarer Verbindung steht.

Kap. 17 — 22. Ein öffentliches Geschäft betrieb J. noch in seiner Zurückgezogenheit mit jugendlichem Feuer unausgesetzt bis an sein Ende. Dieß war die Errichtung, nachher die Leitung und Beaufsichtigung einer hohen Schule für den Staat Virginien. Es kostete ihn nicht geringe Mühe, die Bewilligung der dazu erforderlichen Geldmittel zu erlangen. Die ansehnlichen Gebäude der Universität wurden nach seinem Plane, unter seinen Augen aufgeführt; nach den Regeln der schönen Baukunst, welcher er sehr ergeben war, aber mit einem den Anschlag weit übersteigenden Aufwande, dessen Genehmigung zu bewirken, J. sein ganzes Ansehen und allen Einfluß seiner Freunde zu Hülfe nehmen mußte. Auch die Gesetze der Universität waren sein Werk, trugen aber das Gepräge nicht, welches man nach einer Aeußerung J's. in seinen Memoiren (IV. 368) hätte erwarten sollen. „In unserem Erziehungswesen, hatte er 1822 an Adams geschrieben, ist die Bestellung der Schulzucht das Schwierigste. Vorzeitige Einbildungen von Unabhängigkeit, welche zu wenig von den Eltern niedergehalten werden, erzeugen eine Unbotmäßigkeit, die bey uns das große Hinderniß der wissenschaftlichen Ausbildung und die Hauptursache ihres Verfalles seit der Revolution ist.“ Diese Wahrnehmung blieb in den von ihm entworfenen Gesetzen unberücksich-

*) Aehnlich ist die (in der Allg. Ztg. vom 12. März 1831 aufbewahrte) Aeußerung eines Rechtsgelehrten in dem großen Rathe zu Bern: „Unabhängigkeit der Gerichte möge passen für Monarchien, nicht aber für Freystaaten, wo das Volk souverän sey.“

tigt. Sie räumten der studirenden Jugend übergroße Freyheit ein, und diese mißbrauchte ein Theil derselben schon im ersten Jahre so, daß die Ausstoßung mehrerer Jünglinge, worunter auch ein Neffe J's., und die Einführung schärferer Zucht nöthig wurde. Damit war der Anstalt so geholfen, daß ihr Stifter noch Freude daran erlebte.

J. starb am 4. July 1826, dem fünfzigsten Jahrestage der von ihm verfaßten Unabhängigkeits-Erklärung. Wenige Stunden zuvor war zu Boston Johann Adams, sein Amtsvorfahr und einer der vornehmsten Theilhaber an jener Erklärung, gestorben.

Als Schriftsteller ist J. nur Einmal, während seines Aufenthaltes in Frankreich, mit einem kleinen statistischen Werke (Notes on Virginia,) aufgetreten. So hoch seine Meynung von der Wirksamkeit guter Tagblätter war, an keinem hat er jemals thätig Antheil genommen. Alle seine Papiere hinterließ er, ohne über den Gebrauch etwas zu verordnen, einem seiner Enkel. Von diesem wurde ein großer Theil der amtlichen sowohl als der vertraulichen Briefe J's., unter dem Titel Memoiren, mit allzu wenig Zurückhaltung herausgegeben.

Archiv für Geschichte und Alterthumskunde von Oberfranken ꝛc.

(Fortsetzung.)

Der II. Abschnitt trägt die Aufschrift: „Die Franken. Alt-Franken. §. 1. Bayreuth gehört zu dem Gebiete der Franken.“ — In das Gebiet der Franken — sie waren eines der 5 Hauptvölker Deutschlands — war der Bezirk Bayreuth eingeschlossen, dazu bestimmte ihn seine geographische Lage und der unzertrennliche Zusammenhang mit dem Maynflusse, welcher der Franken ursprünglicher Wirkungskreis war. In einer Digression über Namen, Auftreten, Sitten, Kleidung und Wohnung der Franken werden wir belehrt, daß die Tracht der Mistelgauer keineswegs slawisch, sondern altfränkisch sey. — Die Königsheide wird §. 2. nach Bruschius, dann einem neueren Gelehrten und Will beschrieben, und S. 25 behauptet, die so häufig nach Thüringen und Franken heraus fallenden Ungarn des 10. Jahrhunderts seyen in der „hinlänglich befestigten Gegend bey Bayreuth in die Schlinge gerathen, bey Bindloch in das Garn gelockt, bey dem Streitbrunnen am Oschenberge festgehalten, und endlich bis zur Königsheide zurück gedrängt worden. Da sey das letzte Ziel zu Tod und Untergang“ gewesen (die Beweise fehlen!). — In Verbindung mit der Königsheide in der Richtung von Bayreuth her, scheinen, nach §. 3., einige uralte Befestigungswerke gestanden zu haben, deren militärische Bestimmung der Beysatz Eck (Hecke) bezeichnet; als Laineck, Croneck bey Nemersdorf, Goldeck bey Goldcronach, und unfern der Königsheide der Burgstall, die Lichtenburg. Das Bergstädtchen Goldcronach sey erst 1365 angelegt worden, das Wort Kron sey altdeutsch, nicht slawisch, und bedeute Grün (gruona). Nicht Gold suchte in der Umgegend das frühere Alterthum, wohl aber goldene Sicherheit. Aehnliche Herleitungen enthält der §. 4. in Bezug auf Alten-Trebgast (St. Johannis) und Alten-Ploß. Auch die erstere Ortsbenennung ist altdeutsch, und wieder nicht slawisch; denn Gast ist = Geist, esprit, ein kluger Kopf, mit welchem Ausdrucke die Alt-Franken ihre Gau-Vorgesetzten bezeichneten.

Zum Schlusse wird noch eines (über die Gebühr ausgedehnten) Iphigaues aus der Stiftungs-Urkunde von Megingaudeshausen ao. 816 gedacht, der sich bis dahin erstreckt haben soll, „wo derselbe bey dem Rothmayn an den Radenzgau stößt.“ „Hieraus erhellt,“ sagt Herr Sch.: „daß der Trebgau bey Bayreuth ein Untergau am Rothmayn war.“ — Altenploß bey Bayreuth (die curia Willibrandi) war der Sitz eines Gaugrafen, welche Grafen nach Carls des Großen Zeiten, als die alten, kleinen Gaue zusammengezogen worden waren, gewöhnlich auf einer Burg residirten, die eine Stadt an der Seite hatte. Dieß Altenploß gab späterhin der neuerrichteten Grafschaft Plossenberg (Plassenberg) den Namen.

Soweit H. Sch. — Unser anfängliches Bedenken, das Wesentliche vorstehender Abhandlung in diesen Blättern mitzutheilen, wich vor der Bedeutsamkeit des von Hrn. Sch. behandelten Gegenstandes. Denn den bey-

den historischen Vereinen von Bayreuth und Bamberg muß, so wie nun einmal der Titel der Abhandlung lautet, der fragliche Gegenstand schon seiner Natur nach vom größten Interesse seyn, und daher die sorgfältigste Beachtung beyder verdienen. Ueberdieß ruhen bekanntlich die Anfänge der Bayreuther Geschichte in jener Bambergs, zu dessen Sprengel fast das ganze nachherige Oberland gerechnet wurde. Es gehört ferner unbezweifelt unter die Aufgaben der historischen Vereine, so wie die Geschichte ihrer Bezirke überhaupt, also auch insbesondere die älteste oder Ur-Geschichte derselben aufs Genaueste zu prüfen und aufzuhellen, weil gerade in diesen Urgeschichten der Mangel kritischer Behandlung sich am stärksten fühlbar macht, und die schlimmen Folgen des schiefen oder irrigen Auffassens und Darstellens solcher Theile der vaterländischen Geschichte bey Entwickelung der späteren Verhältnisse nur allzu sehr bemerklich werden. Gewiß wäre es daher, ungeachtet der trefflichen Leistungen Fickenscher, Oetters, Henze's (den Hr. Sch. zwar nicht nennt, welchen er jedoch seines allerdings übertriebenen Slawisirens halber bekämpft), um Neuerer nicht zu erwähnen, kein geringes Verdienst, die auch für Bambergs Geschichte wichtige älteste Historie Bayreuths und der Umgegend aus ächten Quellen darzustellen. Den Versuch hiezu hat Hr. Sch. in seinen „Beyträgen" zu machen beabsichtigt; denn er will ja hier Bayreuths und seines dazu gehörigen Bezirkes älteste Geschichte „möglichst im Zusammenhange geben, und die ältere und neuere Geschichte zu einem gerundeten Ganzen verbinden" (S. 5). eine Arbeit, welche seine Vorgänger nicht geliefert haben.

Wir dürfen wohl nach der oben mitgetheilten Inhaltes-Anzeige fragen, ob H. Sch. sein vorgestecktes Ziel, und zwar durch welche Mittel, auf welchen Wegen erreicht habe, und welches der Werth seiner Arbeit sey? —

Von demjenigen Gelehrten, der sich dem Geschäfte unterzieht, die Urgeschichte einer Stadt, oder einer Provinz zu untersuchen, können wir füglich erwarten, er werde bey Behandlung seines Gegenstandes ein vorzügliches Augenmerk auf den Wechsel der Bevölkerung richten, wie derselbe seit den ältesten geschichtlich bekannten Zeiten in jener Gegend, deren Geschichte beschrieben werden soll, vor sich gegangen, und zwar wird er hier, da für solche Zeiten die speciellen Quellen noch nicht fließen, aus den generellen Alles dasjenige benützen, was auf sein Object nur immer Bezug haben kann (wohl weiß ich, daß damit so mancher Mißbrauch getrieben, und daß, um nur Eines zu erwähnen, die Cäsarische Schilderung der Sylva hercynia eben so gut auf Aschaffenburg, als auf Böhmen, das Fichtelgebirge, den Harz u. s. w. angewendet worden ist; aber dieß ist nur ein Grund mehr zu desto größerer Vorsicht bey Anwendung solcher allgemeinen Quellenstellen auf eine specielle Geschichte). In dieser Rücksicht ist nun Hr. Sch. nichts weniger, als genau. — Neben keltischen Bojern lassen sich germanische Haruder und Narisker nieder, und nach Marbods Unglück brachen sarmatische Stämme über die Bojer herein, die theils vertrieben, theils unterjocht werden. Nun die slawische Population die bojische besiegt und unterworfen, — der germanischen wird nicht gedacht, Hr. Sch. scheint aber eine Fusion der gallischen und germanischen Bevölkerung anzunehmen — sollte man wohl denken, daß forthin bloß das slawische Element der Sieger in Sprache, Gesittung u. dgl. vorgeherrscht haben werde?

Allein wir werden von einer germanischen Stadt Moenosgada berichtet, und H. Sch. nimmt an (p. 23, 24.), daß die Germanen hier eigentlich das dominirende Volk gewesen seyen. Jetzt treten die Franken auf, und diese blieben trotz aller verwüstenden Einfälle der Hunen Meister des Landes. Also ist die Völker-Folge des Hrn. Sch. diese: Bojer, Germanen, Czechen, Franken. —

Es fehlen aber in der Völker-Liste, welche auf das Bayreuther Land irgend Einfluß und Bezug haben konnten, folgende:

1) Markomannen, die Besieger keltischer Ueberreste werden ums Jahr 9 oder 8 v. Chr. von Drusus in den Mayn-Gegenden geschlagen, und ziehen sich ins Innere des Landes, nach Bojohemum. —

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. December.

Nro. 241. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Jahrbücher des deutschen Reichs unter dem sächsischen Hause. Herausgegeben von Leopold Ranke. Erster Band. Erste Abtheilung. Berlin 1837.

Auch unter dem Titel:

Jahrbücher des deutschen Reichs unter der Herrschaft Heinrichs I. von D. Georg Waitz. XII und 202 S. 8.

Den Ruhm K. Heinrich's I. übertrifft in der deutschen Geschichte kein anderer. Deutschland war nahe daran, aus der langsam und mühselig errungenen Vereinigung aller großen Stämme wieder in die alten Scheidungen zu verfallen und zu einer Unmacht herabzusinken, in welcher es sich weder des weiteren Vordringens der Slaven noch der verheerenden Einfälle der Ungarn hätte erwehren können. Da wurde von den Franken die königliche Würde, welcher niemand unter ihnen mehr gewachsen war, dem Haupte des in die Vereinigung zuletzt getretenen Stammes, der Sachsen, übertragen, wie es der, jenem sonst nicht wohlwollende, K. Conrad I. an seinem Ende selbst begehrt hatte. Ueber die Abneigung der nach Unabhängigkeit trachtenden Herzoge der Bayern und der Schwaben *) siegte Heinrich weniger durch die Gewalt seiner Waffen, die er mehr zeigte als brauchte, als durch die Billigkeit seiner Forderungen und die Redlichkeit seiner Absichten. Forthin stand wider ihn keiner der Fürsten auf; gewärtig blieb ihm selbst jener Bruder K. Conrad's, der nachher dem K. Otto Trotz bot; wie von selbst blühte der innere Friede, welchen zu erzwingen den zwey Königen vor ihm übel gelungen war; unverhindert konnte er anfangen, die getheilte Kraft Alldeutschlands zu sammeln und gegen den Feind zu kehren. Sieglos in seinem ersten Kampfe mit den Ungarn, scheute er sich nicht, einen Stillstand auf neun Jahre damit, daß er ihnen das Land zinsbar seyn ließ, zu erkaufen. Die so gewonnene Frist verwandte er zu großen Anstalten der Landeswehre auf neuen, starken Grundlagen; zur Verstärkung der Streitkräfte mit einer Reiterey, wozu ihm sogar Straßenräuber in Menge tauglich wurden; und zur Uebung seines Heeres in scharfen Kriegszügen wider die Slaven auf deutschem Boden, wodurch er diese großentheils unter des Reiches Botmäßigkeit brachte. Im Laufe derselben Jahre wußte er die deutschen Lande jenseits des Rheins, Lothringen genannt, an das Reich zu ziehen und zu knüpfen. Als um das Ende des Stillstandes die Ungarn wieder mit großer Macht einbrachen, hatte er nicht bloß Widerstand bereitet sondern Angriffe, wodurch ihre beyden Heere Niederlagen erlitten, die den seit dreyßig Jahren furchtbaren Feind auf lange Zeit abschreckten. Zuletzt suchte er noch die Dänen heim, die bisher von der Nieder-Elbe weithin Raubzüge gemacht hatten, und zwang sie in die alte Grenze zurück. Nachdem er des Reiches nicht viel über sechzehn Jahre gepflegt hatte, hinterließ er es, erweitert und befestigt gegen Ost und West und Nord, im Innern friedsam und wohl geordnet, seinem Sohne Otto dem Ersten. Sein Lob, als eines Meisters in der königlichen Kunst, das Rechte zu wissen, zu wollen und zu vermögen, hat ein Priester, der zu Anfang des dreyzehnten Jahrhunderts

*) „de listighen Swaven," sagt Eberhard von Gandersheim.

die Geſchichte des Kloſters Gandersheim in Reime ſetzte, in die bewundernswerthe Zeile gefaßt:

„an allen dingen grep he to der beteren hant.“ *)

Wie groß im Mittelalter Heinrich's Name war, beweiſt neben den Lobſprüchen der Schriftſteller (worin, bey aller Unbeholfenheit des Ausdrucks in der fremden Sprache, das eigenthümlich auszeichnende nicht zu verkennen iſt,) das am meiſten, daß ihm die Sage weit mehr, als wirklich von ihm geſchehen, beygelegt hat. Was ihm nicht angehört, iſt nachmals durch die Geſchichtsforſchung geſondert worden; möchte dieſe nur auch ſo glücklich geweſen ſeyn, völliger zu entdecken und darzulegen, was ihm zukommt. Allein es ſind uns von dem Ruhme Heinrich's I. ſo zu ſagen die Gipfel allein ſichtbar. Warum er bey ſeiner Krönung die übliche Salbung abgelehnt, warum Italien und das Kaiſerthum aus der Acht gelaſſen; wie er den Trotz der Fürſten ohne Demüthigung gebeugt und die Herzen des Volkes bey großen Anſtrengungen gewonnen; was er angeordnet, um Plätze zu befeſtigen, zu bevölkern und zu Stützpuncten der Vertheidigung zu machen; mit welcher Zuverſicht er alle Mittel der Erhebung aus einem ſchimpflichen Zuſtande ergriffen und gebraucht; auf welchen Wegen er einen Ehrfurcht gebietenden, Zutrauen nährenden Ruf von Ernſt und Milde, von Beſonnenheit und Entſchloſſenheit erlangt habe, — dieß liegt in einem Dunkel, das nur an wenigen Stellen ein zum Theil trügeriſcher Schimmer erhellt.

An Nachrichten zwar fehlt es nicht, auch nicht an deren Sammlung und Vergleichung. Theils aber ſind ſie unbeſtimmt, undeutlich, einander widerſprechend; theils über Nebenſachen, wie aus dem Mittelalter häufig, ausführlicher als über Hauptſachen. Dieſe müſſen aus drey Schriftſtellern geſchöpft werden, die man kaum Geſchichtſchreiber nennen darf. Der älteſte, allein gleichzeitige, iſt der Italiener Liutprand, welcher nur zwey Begebenheiten, die Ausſöhnung mit H. Arnulf und die Niederlage der Ungarn, etwas ausführlich, aber mit Verdacht erregendem Wortprunk behandelt und beyde an den Anfang der Reichsverwaltung Heinrich's ſtellt. Ditmar von Merſeburg, der jüngſte, faßt ſich über Heinrich's Thaten ſo kurz, daß er des Sieges über die Ungarn gar nicht gedenkt, und entſchuldigt dieſe (wie an den kleinen fränkiſchen Annalen, nach A. Valeſius) „unerträgliche Kürze“ damit, daß das Leben des Königs ſchon genug von Anderen beſchrieben ſey. In der Mitte zwiſchen den beyden ſteht Widukind, der Mönch von Corvey, und iſt allerdings reichhaltiger; jedoch beſchreibt er Heinrich's Wehr-Anſtalten weniger umſtändlich als die Geſchichte einer Reliquie, die ihm verehrt worden; und Angaben, wie dieſe, daß der König, im Begriffe mit den Ungarn zu brechen, ſein ganzes Volk zuſammenberufen und angeredet habe, — daß er von dem Heere nach dem Siege Imperator genannt worden ſey, laſſen das Zutrauen nicht ungeſtört, das man ſonſt dem wackeren Erzähler gern ſchenkt. Den kümmerlichen Berichten dieſer drey Schriftſteller dient, was von anderen Orten noch zuſammengetragen worden iſt, mehr zur Beſtätigung als zur Erweiterung.

Bey dieſer Beſchaffenheit der Quellen iſt eine Arbeit, welche verdiente, Lebens- und Regierungs-Geſchichte K. Heinrich's I. zu heißen, ganz unmöglich. Was dazu Fleiß und Scharfſinn vermag, iſt eine prüfende Zuſammenſtellung aller auf uns gekommenen Nachrichten, am beſten nach der Zeitfolge. Dieß iſt in den vorliegenden Jahrbüchern, die aus einer von der Univerſität Berlin 1834 geſtellten und von dem Verf. gelöſten Preisaufgabe entſtanden ſind, vollſtändiger und befriedigender als je zuvor geſchehen.

Der Verf. hat bey dunkeln und zweifelhaften Stellen nicht nur ſeine eigene Auffaſſung, ſondern auch die Meynung anderer Bearbeiter und ſein Urtheil darüber vorgetragen; ſo daß man alles überſieht, was an dem Gegenſtande bis jetzt erzielt und verſucht worden iſt. Das einzige, was Ref. vermißte, iſt eine genaue Prüfung einzelner bemerkens-

*) Man vergleiche dieſe deutſche Charakteriſtik mit der lateiniſchen, welche Gottfried von Viterbo um dieſelbe Zeit von Conrad III., dem Oheim ſeines Herrn, entwirft:

„Consilio Seneca, specie Paris, Hector in armis.“

werther Angaben der ältesten Schriftsteller, z. B. Liutprand's: daß bey den Sachsen die Verpflichtung zum Kriegsdienste mit dem vierzehnten Lebensjahre begonnen habe; bey eben demselben (was auch kein anderer hat) H. Arnulf Heinrici miles; bey Ditmar die Stelle: si . . praedatus sit . . ignoscat; welche Hahn auf Heinrich's Verfahren gegen Räuber bezieht, was doch nur zulässig seyn möchte, wenn man läse: ignoscebat. Die Angabe desselben Schriftstellers von einer Pilgerfahrt Heinrich's nach Rom wird von dem Verf. nur als auffallend bezeichnet. Sollte sie sich mit Widukind's Erzählung nicht so vereinigen lassen, daß man annähme, die Reise (nicht ein Heerzug,) sey angetreten, wegen Krankheit aber bald aufgegeben worden?

Schätzbare Zugaben der Schrift sind 20 Excurse und eine Beylage. In letzterer würdigt der Verf. die Erzählungen der Späteren, namentlich von den Umständen der Königswahl Heinrich's, und von der Ungarn Schlacht. Erstere behandeln einzelne Puncte dieser Geschichte ausführlicher und kritisch. Der wichtigste ist der eilfte, in welchem der Verf. seine Erklärung der vielbesprochenen Stelle Widukind's über K. Heinrich's städtische Einrichtungen weiter ausführt; eine Erklärung, die zwischen der verkleinernden von Spittler und der vergrößernden älterer Schriftsteller die Mitte hält.

In der lesenswerthen Vorrede giebt Hr. Prof. Ranke Nachricht von den historischen Uebungen, die von einigen seiner Zuhörer unter seiner Leitung gepflogen werden, und zu deren Früchten die Erweiterung der in vorliegender Schrift begonnenen Jahrbücher zu einem, die ganze Periode der Könige vom sächsischen Stamme umfassenden, Buche gehören wird.

Archiv für Geschichte und Alterthumskunde von Oberfranken ꝛc.

(Fortsetzung.)

2) Domitius Ahenobarbus weist den herumirrenden Hermunduren einen Theil des Markomannenlandes zur Wohnung an (0 — 1 v. Chr.) welches Volk seitdem vom Fichtelgebirge bis zur fränkischen Saale, und vom Nord-Ufer der Donau bis über den Mayn hinaus saß, und im Südosten durch die Narisker von den Markomannen geschieden wurde. Die friedfertigen aber tapfern Hermunduren blieben seit ihrer Einweisung bis zum Ausbruch des 1ten Markomannen-Krieges (167 — 174) Freunde der Römer. — 3) Nach Probus Tode (August 282) dringen Burgundionen gegen den römischen Boden vor. Sie saßen den Alamannen im Rücken, und müssen, bis sie dahin gelangten (zwischen Jagst, Altmühl und Rezat), durch unsere Mayn- und Regnitz-Gegenden gezogen seyn. — 4) Die Thüringer zum 1ten male unter Attilas Völkern auf seinem Zuge gegen Westen genannt (450, 451); Ausdehnung des thüringischen Reiches, Ende des V., Anfangs des VI. Jhrhdts. (dessen König Herminafrid durch die Heurath der Nichte des ostgothischen Theodorichs, dieses mächtigen Königs Bundesgenosse ward) von den Höhen des Harzes, von der Elbe und Saale, über den Mayn, bis zu den Flüssen Regen und Nab.

5. Franken in Thüringen 528 — 531. Südthüringen (das spätere Ostfranken) eine Provinz des Reiches Auster. — 6) Nach dem Sturze des Thüringer-Reiches ungehindertes Vordringen der slavischen Stämme der Soraben und Cechen über Elbe und Thüringen, Saale bis zu den Hängen des Fichtelgebirges, von wo aus sie der Mayn westlich, die Nab und Pegnitz gegen Süden und Südwesten leiteten. — 7) Raubzüge der Avaren, nach 561 und vor 566, dann 567 und 596. — 8) Winiden-Einfälle in Thüringen (631. 632). Ungeachtet dieser Invasionen blieb dennoch Südthüringen (Francia orientalis) Provinz des austrasischen Reiches. Radulf (Ruodi), den Dagobert I. als Herzog über Thüringen im J. 633 bestellet, der die Soraben und Cechen in mehreren Treffen besiegte, und hierdurch übermüthig, gegen Sigebert III. sich empörte, verband sich zu größerer Sicherheit mit den Slawenstämmen der Nachbarschaft (Soraben und Cechen), und mag vielen Familien derselben die Niederlassung an den Ufern des Mayns, der Regnitz, der Eisch und der Ebrachen unter seinem Schutze gewährt haben. Gleichwohl erkannte auch er, obgleich

er sich in seinem Herzogthum als selbstständiger Fürst gerirte, dem Scheine nach Sigeberts Oberhoheit an. So blieb es, nur daß die Abhängigkeit der thüring. Herzoge von den Frankenfürsten wieder strenger wurde, bis zum Aussterben des Herzogsstammes (717) und bis auf die Pippinidischen Könige. —

Die hier aufgestellte Völkerliste ist, wie man sieht, vollständiger, als jene bey Hrn. Sch., Markomannen, Hermunduren, Burgundionen (vorübergehend), Thüringer, Franken, Slawen, Awaren, (vorübergehend), Winiden-Niederlassungen unter Radulf. —

Auch so manches gerade für die Striche am Fichtelgebirge wichtige Ereigniß vermissen wir in Herrn Sch's. Urgeschichte. Z. B. den Zug des Dom. Aheno-barbus aus Rhätien (von der Donau) durch Franken (eine im großen Style ausgeführte Recognoscirung der Markomannen-Grenze); — Jenen des Sentius Saturninus vom Lande der Chatten durch die Wälder Hercyniens gegen Bojohemum (6 od. 5 nach Chr.). — Die Kriege der Hermunduren gegen Catualda (19) und Vannius (50). — Die Kämpfe der Franken und Thüringer an der Nab (528—531). — Die Einsetzung Radulfs zum Herzog der Thüringer (633), und dessen Siege über die Slawen. — Ferner vermissen wir die aus Aribo's vita scti Emmerammi bekannten Parathani oder Porahtani (vom Hrn. K. Zeus, die Deutschen und die Nachbarstämme, p. 352 seqq. zu Bructerern gemacht); doch nehmen wir sie nicht, wie Mannert, als dem Striche von Bayreuth den Namen verleihend an; uns saß dieß allem Vermuthen nach Sorabische Volk in den Gegenden am obern Lauf der thüringischen Saale, welcher Fluß zu Carls d. Gr. Zeiten die Soraben von Thüringen schied. — Aus der Karolinger Zeit fehlt das wichtige Ereigniß vom J. 805, in welchem Jahre König Karl, des großen Kaisers Sohn, per orientalem partem Franciae, Hircano saltu transjecto, nach Böhmen vordrang; also durchs Bambergische und Bayreuth'sche an das Fichtelgebirge, und durch dieses hindurch nach Böhmen. Hier fänden vielleicht die Sagen von der Königsheide die befriedigendere Erklärung, als die oben vom Hrn. Sch. gebotene. —

Mit Ausnahme der angeblichen Ausreutung der Bayreuther Umgegend durch die Bojer finden wir das Cultur-Moment ziemlich vernachläßigt. Hier hätte der Gründung des Bisthums Würzburg (741), der Stiftung Fulda's (744. März) gedacht werden sollen, welchen beyden Instituten Ostfranken seine Bekehrung zum Christenthum verdankt. Die Besitzungen der Abtey Fulda zu Anfang des 9. Jahrhunderts waren vorzüglich längs des Obermayns höchst bedeutend; so hatten die beyden edlen Männer Gerhart und Ippin ihre vielen von den Aeltern ererbten Güter zu Suvinfurti, Ebalibechin, Bunahu, Eibingon, Bratigun, Ebelesfelt, Hengesfelde und Wazerlosun dem heil. Bonifacius vergabt, und in einer andern (freylich angefochtenen) Urkunde (783. alias 800) erscheinen die für die Gegend von Bayreuth so gewichtigen Namen Rothmovne und Wizmovne. Daß es im 8. und 9. Jahrhundert nicht gar so wüste und wild am Obermayn ausgesehen als Hr. Sch. (S. 2. des Archivs für bayreuthische Geschichte I. Bandes, III. Heft) annimmt, (der sich wahrscheinlich durch die bekannte Stelle: „totam illam regionem (bey Bamberg, überhaupt im Radenzgau) pene sylvam esse, Sclavos ibi habitare" etc. anno 1007 verführen ließ), ist aus dem Umstande zu entnehmen, daß Maynzer Kaufleute für gewöhnlich in den obern Theilen Germaniens Getraide einkauften, und es Maynabwärts zur Stadt Maynz führten: „Mercatores quidam de civitate Moguntiaca, qui frumentum in superioribus Germaniae partibus emere, ac per fluvium Moenum ad urbem devehere solebant." Diese oberen Theile Germaniens (dem Einhard ist Germanien gleichbedeutend mit Ostfranken) sind aber ohne Frage die Bezirke am obern Lauf des Mayns, von Schweinfurt bis über Lichtenfels hinaus.

Wir wissen nicht anzugeben, ob es Hrn. S. vergönnt gewesen, bey seiner Arbeit sich aller derjenigen Quellenwerke bedienen zu können, die zu einer solchen unumgänglich nöthig waren. Nur wenn er im Besitze derselben war, durfte er unbedenklich an sein Vorhaben gehen. Wir finden aber außer Cäsars gallischem Krieg, des Tacitus Germania, und Livius wegen der gallischen Wanderungen, einer wenig entscheidenden Stelle des Ammian Marcellinus — die obendrein nicht näher bezeichnet ist — und wegen Mönosgada die diesen Ort betreffende Stelle des Ptolemäus, wenig oder nichts Sachdienliches.

Ueberall sind uns Neuere vorgeführt, vor deren Gelehrsamkeit wir zwar alle Achtung haben, die aber über ostfränkische und bayreuthische Zustände der allerfrüheſten Zeiten gar nichts auszusagen im Stande sind. Urkunden aus der vorchristlichen Zeit giebt es über den fraglichen Gegenstand keine; dagegen wären die Nachrichten der Geschichtschreiber der römischen Kaiserzeit, und die fränkischen Annalisten der Merowinger und Pippiniden für diesen Zweck beachtenswerth, und selbst an Urkunden zeigt sich kein absoluter Mangel. Allein von der Benutzung dieser Quellen findet sich für die bezweckte Urgeschichte in vorliegender Abhandlung kaum eine Spur. Darnach läßt sich über den Werth der Leistung ein - eben nicht günstiges — Urtheil fällen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. December.

Nro. 242. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

ΦΛΑΥΙΟΥ ΦΙΛΟΣΤΡΑΤΟΥ ΒΙΟΙ ΣΟΦΙΣΤΩΝ. Flavii Philostrati vitae Sophistarum. Textum ex codd. Romanis, Florentinis, Venetis, Parisinis, Londinensibus, Mediolanensi, Havniensi, Oxoniensi, Gudiano, Heidelbergensi recensuit, Epitomam Romanam et Parisinam ineditas adjecit, commentarium et indices concinnavit Carolus Ludovicus Kayser, Ph. D. Insertae sunt notae ineditae J. Casauboni, Bentleii, Huetii, Salmasii, Jacobsii, Th. Heysii; editae Valesii, Olearii, Jacobsii, A. Jahnii. Accedit libellus Galeni *περὶ ἀρίστης διδασκαλίας* ex Cod. Florentino emendatus, et qui vulgo inter Lucianeos fertur, *ΝΕΡΩΝ* Philostrato vindicatus et ex cod. Palatino correctus. Heidelbergae. Sumtibus I. C. B. Mohr, Bibliopolae Academici. MDCCCXXXVII. XLII. 415.

Die Schriften des Alterthums aus späteren Zeiten verlangen zu ihrem Verständnisse gewöhnlich mehr Kenntniß, als die wichtigsten Monumente der Blüthezeit; sie nehmen die gesammte vorausgehende Periode in sich auf und sind nicht selten eine Kopie, die erst durch die Originale verständlich wird. Je weniger diese Werke auf allgemeine Theilnahme rechnen können, um so mehr ist zu wünschen, daß ihre Bearbeitung in tüchtige Hände falle, da diese eine Geltung auf Jahrhunderte erlangt und nicht so leicht durch eine neue verdrängt wird. Vollständige und kritische Ausgaben späterer sind für die Würdigung der ächten alten Werke von großer Bedeutung; aus ihnen lernt man die bald richtige, bald verfehlte Anwendung und Nachahmung, überhaupt den geistigen Einfluß, welchen die alten auf die späteren geübt hatten. Dieß ist unserm J. J. Reiske durch das Studium der Attischen Redner mehr als irgend einem andern klar geworden; seinem unermüdeten Fleiße verdanken wir den Dio, Libanius, Maximus Tyrius, Aristides. Soll aber eine tüchtige Bearbeitung sich geltend machen, so ist genaue Vergleichung der wichtigsten Handschriften, die sich noch vorfinden, die Grundlage aller weitern Fortschritte; der Aufwand, der zu diesem Zwecke von dem Herausgeber zu bestreiten ist, wird ihm nie ersetzt werden und mag von den Manen der Alten als ein schuldiges Dankopfer für das, was wir aus dem Alterthume erlernt und genossen haben, betrachtet werden. Nur ist zu wünschen, daß wenn solche Vorbereitungen getroffen sind, dem Bearbeiter auch die Vollendung möglich werde, damit nicht ein Unberufener, wie bereits schon öfter geschehen, sich des fremden Schatzes bemächtige und dessen Herausgabe übereile. Als das Muster einer Ausgabe, wie sie allen wünschenswerth erscheint, kann das angezeigte Buch des Philostratus von Hrn. Dr. Kayser herausgegeben, gelten, und wir freuen uns, es als einen Vorläufer der Gesammtausgabe des Philostratus ankündigen zu dürfen.

Die zwey Bücher des Philostratus, welche die Lebensbeschreibungen der Sophisten enthalten, hatten wie es scheint, in ihrer Anlage den Zweck, eine vollständige Geschichte der Sophistik zu liefern. Der Verfasser beginnt mit dem Entstehen dieser, wo die Sophisten zugleich der Philosophie sich bemächtigen, und endet mit den zu seiner Zeit berühmten Rednern und Rhetoren. Als Gründer jener ersten philosophischen Sophistik wird Gorgias

betrachtet; später, als der Untergang der Freystaaten die Oeffentlichkeit der Rede größtentheils in die Schulübungen der Lehrsäle zurückdrängte, entstand eine Sophistik anderer Art, welche nach schon ausgebildeter Theorie der Rhetorik sich mit selbst gewählten Uebungsstücken beschäftigte, ausgehend von Aeschines nach seiner Entfernung aus Athen; wir lernen dieß aus Philostratus, wenn anders seine Angabe mit Zuverläßigkeit anzunehmen ist. ἡ μὲν δὴ ἀρχαία σοφιστικὴ καὶ τὰ φιλοσοφούμενα ὑποτιθεμένη διῆκε αὐτὰ ἀποτάδην καὶ ἐς μῆκος. διελέγετο μὲν γὰρ περὶ ἀνδρίας, διελέγετο δὲ περὶ δικαιότητος, ἡρώων τε πέρι καὶ θεῶν καὶ ὅπη ἀπεσχημάτισται ἡ ἰδέα τοῦ κόσμου. Ἡ δὲ μετ' ἐκείνην ἦν οὐχὶ νέαν, ἀρχαίαν γάρ, δευτέραν δὲ μᾶλλον προσρητέον, τοὺς πένητας ὑπετύπωσατο καὶ τοὺς πλουσίους καὶ τοὺς ἀριστίας καὶ τοὺς τυράννους καὶ τὰς ἐς ὄνομα ὑποθέσεις ἐφ' ἃς ἡ ἱστορία ἄγει. Ἦρξε δὲ τῆς μὲν ἀρχαιοτέρας Γοργίας ὁ Λεοντῖνος ἐν Θετταλοῖς, τῆς δὲ δευτέρας Αἰσχίνης ὁ Ἀτρομήτου, τῶν μὲν Ἀθήνησι πολιτικῶν ἐκπεσών, Καρίᾳ δὲ ἐνομιλήσας καὶ Ῥόδῳ· καὶ μετεχειρίζοντο τὰς ὑποθέσεις κατὰ τὴν τέχνην οἱ μὲν ἀπὸ Αἰσχίνου, οἱ δὲ ἀπὸ Γοργίου κατὰ τὸ δόξαν. Also jene bekannten μελέται, die in Ciceros Zeit allerdings schon vorhanden waren, aber erst nach ihm recht geläufig werden, haben in Aeschines ihren ersten Vertreter, und die Rhetorik erleidet gleichzeitig dasselbe Geschick wie die Komödie; diese darf nur allgemeine Charaktere auf die Bühne bringen. Die ersten Anfänge mögen noch weiter gehen; die Isokratische Schule konnte schwerlich solcher Vorübungen, Progymnasmata, entbehren und die schöne Rede Archidamus ist nicht weniger als die Helena, Busiris u. a. in diesen Kreis zu ziehen. Auch ist unwahrscheinlich, daß Aeschines, dessen Leben vielfach bewegt war, ohne allen Vorgang die von Philostratus bezeichnete Art der Rhetorik zuerst ausgeübt habe, glaubwürdig aber und leicht begreiflich, daß er, ein Schüler des Isokrates, die in Athen schon gangbare Methode des rhetorischen Unterrichts in das Ausland übertragen und, einst selbst Redner und Staatsmann von Bedeutung, auch darin großen Beyfall gefunden habe. Ueber jeden Gegenstand sofort ohne vieles Nachdenken und Ausarbeiten in fließender und zusammenhängender Rede sprechen zu können, war es was er besonders geübt und gelehrt haben soll; p. 24, 28: τὸν δὲ αὐτοσχέδιον λόγον ἐὺν εὐροίᾳ καὶ θείως διατιθέμενος τὸν ἔπαινον τοῦτον πρῶτος ἠνέγκατο. τὸ γὰρ θείως λέγειν οὔπω μὲν ἐπεχωρίασε σοφιστῶν σπουδαῖς, ἀπ' Αἰσχίνου δὲ ἤρξατο θεοφορήτῳ ὁρμῇ ἀποσχιδιάζοντος ὥσπερ οἱ τοὺς χρησμοὺς ἀναπνέοντες. Diese Gewandtheit, die ihn völlig als Herrn und Meister der Sprache darstellte, im Gegensatze der geschriebenen und vielfach verbesserten Rede, unterschied ihn wieder von der Isokratischen Schule, wie sich auch Alkidamas gegen die γραπτοὶ λόγοι öffentlich erklärt hatte, und machte ihn zum Stifter einer Jahrhunderte langen, mit eigener Sorgfalt betriebenen rhetorischen Thätigkeit.

Vorangestellt werden diejenigen, welche eigentlich Philosophen doch Sophisten genannt wurden, weil sie eine nicht gewöhnliche Gewandtheit und Vollkommenheit der Sprache verriethen p. 7, 1. τῶν φιλοσόφων οἱ ἐὺν εὐροίᾳ ἑρμηνεύοντες .. οὐκ ὄντες σοφισταί, δοκοῦντες δὲ παρῆλθον ἐς τὴν ἐπωνυμίαν ταύτην oder wie sie p. 13 genannt werden οἱ φιλοσοφήσαντες ἐν δόξῃ τοῦ σοφιστεῦσαι· es sind folgende: Eudorus, Leon, Dias, Carneades, Philostratus aus Aegypten, Theomnestus, Dio, Favorinus. Dann folgen p. 13 die eigentlich sogenannten Sophisten οἱ κυρίως προσρηθέντες σοφισταί, Gorgias, Protagoras, Hippias, Prodikus, Polus, Thrasymachus, Antiphon, Kritias, Isokrates, Aeschines; von diesem geht Philostratus auf Niketes, welcher unter Nerva lebte und alle übrigen von diesem und dem nächsten Buche sind Männer aus den Kaiserzeiten von Nerva bis Alexander Severus.

Dieser Sprung von vierhundert Jahren, in welchen es ja doch auch Sophisten gegeben, ohne besondere Einleitung oder Uebergang (pag. 26, 27 ὑπερβάντες δ' Ἀριοβαρζάνην τὸν Κίλικα καὶ Ξενόφρονα τὸν Σικελιώτην καὶ Πυθαγόραν τὸν ἐκ Κυρήνης οἳ μήτε γνῶναι ἱκανοὶ ἔδοξαν, μήθ' ἑρμηνεῦσαι τὰ γνωσθέντα ... ἐπὶ Νικήτην ἴωμεν τὸν Σμυρναῖον) ist auch bey geringer historischer Kenntniß zu groß,

um ihn dem Verfasser zuzumuthen, und wenn dieser, wie an sich wahrscheinlich ist, und Synesius ausdrücklich bezeugt, eine Geschichte der Sophistik bis auf seine Zeit liefern wollte, unmöglich, daher man annehmen darf, daß diese ganze Periode ausgefallen, ein Verlust, der bey den so wenigen Nachrichten, die wir über jene Zeit haben, nicht geringer anzuschlagen ist als wenn wir die folgende Reihe der Sophisten, von welchen Philostratus fast größtentheils einzige Quelle ist, nicht besäßen. Eine zweyte Lücke, die der gelehrte Herausgeber auf die Autorität des Synesius gestützt p. XXI auch unter die philosophischen Sophisten zwischen Dio und Favorinus gefunden zu haben glaubt, ist uns weniger wahrscheinlich; sie wäre entschieden gewiß, wenn man dessen Worte im Dio p. 36 ὧν δὴ καὶ τὸν Δίωνα καὶ μετὰ Δίωνα ἄλλους ὧν περὶ τοῦ τελευταίου παυόμενος, τοσαῦτα, φησίν, περὶ τῶν φιλοσοφησάντων ἐν δόξῃ τοῦ σοφιστεῦσαι in strengster Bedeutung nehmen müßte, da nach Dio nur noch das Leben des Favorinus folgt; dieß aber bezweifeln wir und glauben in dieser wie in einer zweyten Stelle mehr eine Ungenauigkeit im Ausdrucke des Synesius, als einen Defect im Philostratus zu erkennen; welches sollten auch die Philosophen seyn, die zwischen Dio und Favorinus fielen?

Die Charakteristik der Sophisten älterer Zeit leidet an vielen Gebrechen; um die ungegründete Eintheilung in philosophische und eigentliche Sophisten zu übergehen — Protagoras, Hippias, Prodicus, Polus gehören mit demselben Rechte zu den Philosophen wie zu den Sophisten — ist von den ersten sechs nur ein leeres Namensverzeichniß gegeben und außer allem Verhältniß zu den zwey übrigen späterer Zeit, Dio und Favorinus; man sieht, Philostratus ist weit mehr in der spätern, als in der älteren Geschichte bewandert, und sucht über diese hinweg zu jener zu eilen. Wer wird glauben, daß man den Akademiker Dias aus Ephesus deßwegen für einen Sophisten gehalten habe, weil er den Philippus aufgefordert, nach Asien einen Feldzug zu unternehmen, und die Griechen ermahnt hatte, sich dessen Zuge anzuschließen? p. 8 σοφιστὴς δὲ ἐνομίζετο διὰ τόδε· τὸν Φίλιππον ὁρῶν χαλεπὸν ὄντα τοῖς Ἕλλησιν, ἐπὶ τὴν Ἀσίαν στρατεύειν ἔπεισεν, καὶ πρὸς τοὺς Ἕλληνας διεξῆλθε λίγων εἰς δέον ἀκολουθεῖν στρατεύοντι· καλὸν γὰρ εἶναι καὶ τὸ ἔξω δουλεύειν ἐπὶ τῷ οἴκοι ἐλευθεροῦσθαι· also gab es außer Isokrates gleichzeitig noch andere, die eben so wie dieser, dachten und es gleichfalls an Reden über denselben Gegenstand nicht fehlen ließen. Auch hatte Isokrates bereits an Gorgias einen Vorgänger, dessen Reden Ὀλυμπικὸς und ἐπιτάφιος p. 14 dasselbe Ziel verfolgten und er rühmt sich mit Unrecht als sey er der erste und einzige, der jenen großartigen Gedanken ausgesprochen und verbreitet habe.

Die Reihe der Sophisten von Gorgias bis Aeschines p. 13 — 25 enthält bekannte Personen, von welchen theils noch Schriften, theils genügende Nachrichten vorhanden sind, um mit Zuversicht aussprechen zu dürfen, daß Philostratus in diesem Kreise, was man doch mit Recht erwarten und fordern kann, keine oder wenige Studien gemacht habe und nur unsichern und falschen Angaben anderer ohne Prüfung gefolgt sey. Welche Quellen standen ihm noch zu Gebote, aus welchen er ohne viele Mühe, wenn auch nur einzelne Bemerkungen von Wichtigkeit — denn eine Geschichte der Sophistik im inneren Zusammenhange zu liefern, wie wir sie wünschen, dazu war Phil. nicht berufen — in reichlicher Fülle zur Belehrung der Mit- und Nachwelt holen konnte! Wir finden gewöhnlich nur was schon andere gegeben haben, widerholt; ein Chaos von Irrthümern und Verwirrung ist das Leben des Antiphon; hätte er die wenigen Reden, welche wir noch besitzen, gelesen, er würde anders über diesen gesprochen haben; aber er sucht weniger aus den Schriften zu belehren, als durch Erzählungen und Anekdoten mit einigen gelegentlichen eigenen Bemerkungen ein Bild von dem Leben und Treiben des Mannes zu geben, was denn selten gelingt; die eigenen Bemerkungen verrathen gesunden Verstand und zeigen von rechtlicher Gesinnung, z. B. p. 12, 29 — 37. 20, 5 — 21. 23, sq. p. 17, 31. anderes liest sich angenehm, wie die Vertheidigung des Protagoras, der zuerst von seinen Zuhörern Honorar verlangt haben soll, p. 15. τὸ δὲ μισθοῦ διαλέγεσθαι πρῶτος εὗρε, πρῶτος δὲ παρέδωκεν Ἕλλησι πρᾶγμα οὐ μικτόν·

ἃ γὰρ σὺν δαπάνῃ σπουδάζομεν, μᾶλλον ἀσπαζόμεθα τῶν προϊκα. Am sorgfältigsten ist der Stil des Kritias gezeichnet, wie es scheint, aus eigener Lectüre, (p. 20, 36 ὁρῶ τὸν ἄνδρα καὶ βραχυλογοῦντα) Kritias Reden, längst vergessen und durch die politische Stellung ihres Verfassers verdächtigt, hatte in späterer Zeit Herodes wieder hervorgesucht und verbreitet. p. 70 προσεκείτο μὲν γὰρ πᾶσι τοῖς παλαιοῖς, τῷ δὲ Κριτίᾳ καὶ προστετήκει καὶ παρήγαγεν αὐτὸν εἰς ἥδη Ἑλλήνων τέως ἀμελούμενον καὶ περιορώμενον, vielleicht daß wir diesem Umstande jene Beschreibung verdanken. Ganz ungenügend ist was von Isokrates erzählt wird.

(Fortsetzung folgt.)

Archiv für Geschichte und Alterthumskunde von Oberfranken ꝛc.

(Fortsetzung.)

Des Hrn. Sch's. Abhandlung bleibt weit hinter dem Stand der neuern und neuesten Forschungen auf dem Gebiete der ostfränkischen Geschichte im allgemeinen und auf dem der bayrenthischen insbesondere zurück, und seine Beyträge, weit entfernt, die Vorgänger zu verbessern und zu übertreffen, kommen an innerem Gehalt den Leistungen derselben nicht einmal gleich. Nicht wohl bewandert in der Kunst, etymologische Untersuchungen auf historische Gegenstände und auf mittelalterliche Geographie anzuwenden, wird er gerade durch dieses Etymologisiren auf lauter Abwege geführt, und wenn er ja einmal in dieser Beziehung das Rechte getroffen, z. B. den Unfug des, alles Germanische verdrängenden Slavisirens, erkannt und gerügt hat; (schon Oetter gegen Hentze, die Namensherleitung von Berneck anlangend, hat die Sache der Deutschen verfochten. Siehe Journal von und für Franken I. Bd. V. Heft, Nr. II. p. 522 — 530. Bd. II. Heft III., Heft VI.), so bringt ihn seine geringe Kenntniß der ältern und alten deutschen Sprache nur auf neue Irrthümer. Der begangenen Verstöße gegen die Geographie des Mittelalters wollen wir so wenig erwähnen, als daß er, den eigenen Vorsätzen ungetreu, und das Bestreben, ältere und neuere Geschichte zu einem gerundeten Ganzen zu verbinden, aufgebend, eben so gut Lücken in seinen Beyträgen zählt, als seine Vorfahrer; denn wir werden aus Cäsars, Hermanns und Marbod's Zeiten plötzlich in das zweyte christliche Jahrhundert und von diesem wieder ins fünfte versetzt; des Thüringer-Reiches ist ganz und gar nicht gedacht, und gelegentlich der Erörterung über die Königsheide befinden wir uns mit einemmale im Anfange des 10. Jahrhunderts.

Dieses Urtheil mag Vielen aus denen, die dem Verstorbenen im Leben nahe gestanden, hart erscheinen. Allein jede andere, als die rein wissenschaftliche Rücksicht ist uns fremd, und wird es stets auch da bleiben, wo selbst innigste Beziehungen unsrer Seits zu Andern statt finden. Dieß bemerken wir ein für allemal auf bereits gemachte oder noch zu machende mündliche, wie schriftliche Aeußerungen.

Nr. II. S. 42 — 63. In der Nähe von Markt-Zeuln beym Beginne einer Thalschlucht, an dem Orte, wo sich der von diesem Flecken über Lettenreuth nach dem Coburgischen Waidhausen führende Weg theilt, auf einem waldigen Platze, der vor nicht langer Zeit zu jener Gegend des Lichtenfelser Forstes gehörte, von welcher der Forstmeister zu Lichtenfels in früheren Zeiten der „Vogt auf dem Brande“ hieß, befinden sich etwa 30 — 40 Grabhügel, in zwey durch einen ziemlichen Zwischenraum gesonderte Partien getheilt, wovon die eine höher, die andere tiefer liegt, und die sämmtlich im Kreise angelegt zu seyn scheinen. Die äußere Beschaffenheit dieser Hügel ist gleich der vom Hrn. geistl. Rath Haas beschriebenen, in der Nähe von Scheßlitz befindlichen Grabhügel; dieselbe regelmäßige Zirkelrunde, und auf ihrer Höhe ebenso multerförmig eingesunken. Die größeren Hügel mögen etwa 15 — 21′ im Durchmesser, und 7 — 8′ Höhe, die kleinern bloß 8 — 12′ Durchmesser und eine Höhe von nur 3 — 4′ haben.

Hr. Pf. P. ließ einen größeren und kleineren öffnen. Hinter steinernen Gewölben bargen sich Graburnen. Hr. Pf. P. erzählt nun sein beym Oeffnen befolgtes Verfahren. In der Mitte der multerförmigen Vertiefung stieß er in ziemlicher Höhe auf Theile von dem Schädel und dem Schienbeine eines Menschen; er beschreibt das aus Brocken von Sandsteinen und aus Feldsteinen ohne Mörtel errichtete Gewölbe, und die Grundfläche, auf der das Gewölbe erbaut war, und welche bis zur Steinbegrenzung 5 — 4″ dick, durchgehends mit ganz schwarzer Branderde ausgefüllt war.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. December.

Nro. 243. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

ΦΛΑΤΙΟΥ ΦΙΛΟΣΤΡΑΤΟΥ ΒΙΟΙ ΣΟΦΙΣΤΩΝ. Flavii Philostrati vitae Sophistarum. etc.

(Fortsetzung.)

Philostratus sagt, was wir aus den eigenen Bekenntnissen des Redners wissen, er sey nicht öffentlich aufgetreten, und doch wird wenige Zeilen nachher von dessen Panygrikus behauptet *ὃν διῆλθεν Ὀλυμπίασιν.* Die Sage, er sey aus Gram über den unglücklichen Ausgang der Schlacht bey Chäronea gestorben, die mit verstärkter Emphase Philostratus wieder giebt: *ἵνα δὲ αὐτὸν ἡγώμεθα τῶν ἐν πολίμῳ ἀποθανόντων, ἐπειδὴ μετὰ Χαιρώνειαν ἐτελεύτα, μὴ καρτερήσας τὴν ἀκρόασιν τοῦ Ἀθηναίων πταίσματος·* konnte längst aus den ächten Briefen des Isokrates, wie aus dem Charakter, der in allen seinen politischen Reden sich ausspricht, widerlegt werden. Beachtungswerth erscheint, daß man vorzüglich zwey Reden im Alterthume ihrer künstlichen Darstellung wegen hochschätzte, die in neuerer Zeit die Aufmerksamkeit nicht erregt haben, nämlich den *Ἀρχίδαμος* und die Rede *πρὸς Εὐθύνουν*: auch Philostratus p. 22, 19 deutet ihre Vorzüglichkeit näher an: *ἄριστα δὲ τῶν Ἰσοκράτους φροντισμάτων ὅ τε Ἀρχίδαμος ἔυγκειται καὶ ὁ Ἀμάρτυρος· τοῦ μὲν γὰρ διήκει φρόνημα Λακεδαιμονίους τῶν Λευκτρικῶν ἀναφέρον, καὶ οὐκ ἀκριβῆ μόνον τὰ ὀνόματα, ἀλλὰ καὶ ἡ ξυνθήκη λαμπρά, ἐναγώνιος δὲ ὁ λόγος, ὡς καὶ τὸ μυθῶδες αὐτοῦ μέρος τὸ περὶ τὸν Ἡρακλέα καὶ τὰς βοῦς, σὺν ἐπιστροφῇ ἑρμηνεύσθαι· ὁ δὲ Ἀμάρτυρος ἰσχὺν ἐνδείκνυται πεπολασμένην εἰς ῥυθμούς, νόημα γὰρ ἐκ νοήματος εἰς περιόδους ἰσοκώλους τελευτᾷ.* Beyde Reden sind fingirt und nur als Uebungsstücke rhetorischer Kunst zu betrachten. Archidamos ermahnt die Lakedämonier, obschon bey Leuktra völlig besiegt, doch nicht den Muth sinken zu lassen, und die Forderung der Thebaner, Messenien frey zu geben, mit Entschiedenheit zurückzuweisen; diese Rede gehört ihrem Inhalte nach in die berathende Gattung (*συμβουλευτικὸν γένος*); aber der Redner weiß ihr zugleich die gerichtliche Form anzupassen (*ἐναγώνιος ὁ λόγος*) und in einer förmlichen Erzählung wie sie der gerichtlichen Rede eigen ist, selbst aus den mythischen Zeiten und Thaten des Herkules (Archid. §. 17 — 23) die Ansprüche der Lakedämonier an Messenien zu begründen. Daß also der mythische Theil von Isokrates so treffend und mit Kraft und Lebendigkeit einverwebt sey, bewunderte Philostratus. Die Rede *πρὸς Εὐθύνουν* behandelt einen Gegenstand, für welchen keine Zeugen von der einen oder andern Parthey vorgebracht werden konnten, daher *ἀμάρτυρος*, der demnach allein aus den Beweisen, die in der Sache selbst lagen, entschieden werden mußte; §. 4. *ὥστε μήτ' ἐκ βασάνων μήτ' ἐκ μαρτύρων οἷόν τ' εἶναι γνῶναι περὶ αὐτῶν, ἀλλ' ἀνάγκη ἐκ τεκμηρίων καὶ ἡμᾶς διδάσκειν καὶ ὑμᾶς δικάζειν ὁπότεροι ἀληθῆ λέγουσιν.* Dieß geschah absichtlich um die größere Kunst zu zeigen; aber die Beweisführung wie natürlich kann nur aus wahrscheinlichen, nicht überzeugenden Gründen, *εἰκότα*, die der sprechende vergrößernd *τεκμήρια* nennt, dargethan werden; alle diese von Isokrates vorgebrachten Gründe, *εἰκότα*, wurden nach Diogenes VI. 15 in einer Gegenrede von Antisthenes widerlegt.

Die Charakteristik des Aeschines welcher von Philostratus als der Gründer der zweyten Sophistik betrachtet wird, übertrifft die vorangehenden an

Genauigkeit; hier tritt ein Ganzes deutlicher hervor; und man sieht wie der Verfasser nicht ihm überliefertes, wie er es empfangen hat, wieder zu geben suchte, sondern selbst verarbeitete. Auch er nimmt die Rede περὶ παραπρεσβείας als wirklich gehalten an: διαβάλλοντος δὲ αὐτὸν Δημοσθένους ὡς αἴτιον τοῦ Φωκικοῦ πάθους, ἀπέγνωσαν οἱ Ἀθηναῖοι τὴν αἰτίαν. Merkwürdig ist, daß Philostratus die Briefe, welche den Namen des Aeschines tragen, als ein ächtes Product dieses Redners rühmt: ἔστι δὲ καὶ τέταρτον αὐτοῦ φρόντισμα, ἐπιστολαί, οὐ πολλαὶ μέν, εὐπαιδευσίας δὲ μέσται καὶ ἥδους. Gewiß, er kannte keine anderen, als welche wir haben; diese aber sind nicht von Aeschines.

Weit gelungener als die Darstellung der alten Schule, ist die der neuen von Niketes bis Aspasius p. 25 — 119, sie zählt nicht weniger als 41 Personen. Philostratus ist der innigste Verehrer dieser Sophistik, selbst in ihr gebildet, und verweilt mit Vorliebe bey ihrer Schilderung, die theils mündlichen Nachrichten berühmter Männer, wie des Aristäus, Damianus, entnommen ist, theils auf schriftlicher Ueberlieferung eines Polemo, Herodes gegründet ist. Von den neueren ist das beste, was Bernhardy in seiner griechischen Litteratur p. 406 — 20 darüber bemerkt hat. Diese Sophisten des zweyten und dritten Jahrhunderts sind nicht, was wir unter diesem Namen zu verstehen pflegen; dialectische Kunst ist ihnen ganz fremd. Sie sind vielmehr die geachtetsten Männer ihrer Zeit, keineswegs allgemein dem thätigen Leben abhold, mehrere leiten die bedeutendsten und wichtigsten Processe, werden mit Erfolg als Gesandte an den kaiserlichen Hof geschickt, von den Kaisern selbst geehrt und reichlich beschenkt; so Skopelianus p. 34, Markus p. 42., Polemo p. 43 — 44 von Hadrian und Trajan zugleich geachtet, Aristokles p. 74, Antipater p. 103. Alle zeichnen sich durch Rednergabe aus und schöpfen ihre gemeinsame Bildung aus dem reichhaltigen, unversiegbaren Borne attischer Beredtsamkeit. Dieses Zeitalter will nicht gelehrt seyn, wie das Alexandrinische, das durch umfassende Kenntnisse in verschiedenen Fächern hervorragt; es hat sich nur einen Zweig des antiken Lebens gewählt, die Ausbildung der lebendigen Rede, aber hierin will es das überlieferte nicht bloß lesen und erhalten, sondern als Mittel zu dem eigentlichen Zwecke gebrauchen, selbst productiv werden und durch ähnliche Werke mit seinen Vorfahren wetteifern. Wir würdigen dieses Streben auf unserm Standpuncte, der doch gewiß der niedrigere ist, viel zu wenig, und daß auf jenem Wege vorzügliches geleistet werden konnte, weiß jeder, der den Panathenaikos des Aristides und einiges andere desselben Redners mit Aufmerksamkeit gelesen hat.

Weit richtiger urtheilten die Römer; der jüngere Plinius spricht in seinen Briefen II. 3 mit Bewunderung von dem Sophisten Isäus und giebt eine ausführliche Beschreibung seines Vortrages, wodurch wir ein weit lebendigeres Bild von dem Wirken des Mannes erhalten als durch Philostratus p. 27 — 29, der ihn nicht mit den wesentlichen Merkmalen und selbst abweichend von Plinius schildert. Isäus aber ist mit Niketes eine Grundsäule dieser Sophistik; von beyden gehen die meisten berühmten Schüler aus; nach Plinius bestanden seine Vorträge nur in declamatorischen Uebungen; im Gerichte trat er nicht auf und nicht unbeachtet verdient das zu seyn was der Römer daraus auf den Charakter selbst schließt: crebra νοήματα, crebri syllogismi circumscripti et effecti, quod stilo quoque assequi magnum est. Incredibilis memoria, repetit altius quae dixit ex tempore, ne verbo quidem labitur, ad tantam ἕξιν studio et exercitatione pervenit; nam diebus et noctibus nihil aliud agit, nihil audit, nihil loquitur. Annum sexagesimum excessit et adhuc scholasticus tantum est; quo genere hominum nihil aut simplicius aut sincerius aut melius; nos enim qui in foro verisque litibus terimur, multum malitiae, quamvis nolimus, addiscimus; schola et auditorium ut ficta causa, ita res inermis, innoxia est, nec minus felix senibus praesertim. Diese rhetorische Thätigkeit konnte, da sie vom Alterthume ausgieng, nicht ohne Einfluß auf dieses selbst seyn; man suchte die alten Redner hervor und manches, was unbeachtet liegen geblieben war, fand wieder Anerkennung; so hatte, wie oben bemerkt, Herodes den Critias ins Leben gerufen, auf ähnliche Art Skopelianus die Reden des Gorgias: p. 33, ὡμίλει δὲ σοφιστῶν μὲν μάλιστα Γορ-

γία τῷ Λεοντίνῳ, ῥητόρων δὲ τοῖς λαμπρῶς ἠχοῦσιν. Die rhetorische Kunst, welche die Attiker mit solcher Gewandtheit ausgeübt hatten, nicht weniger als die Erinnerung an die glänzenden Ereignisse jener Vorzeit, war es, was sie bewog, den Stoff zu ihren Reden von dort zu holen und jene Periode der Geschichte als die eigentliche Vorrathskammer ihrer rhetorischen Thätigkeit zu betrachten. Hätte jenes Zeitalter mit den großen Anlagen zur rednerischen Bildung gleiche Neigung zu historischen und kritischen Studien vereiniget, dann würde es von der Ausartung, der es ohne diese nothwendig entgegen gehen mußte, frey geblieben seyn und für das Alterthum selbst ersprießliches gewirkt haben. Es konnte nämlich für jene mit allen historischen Quellen reich ausgestattete Zeit nicht schwer fallen, die meisten Reden von Bedeutung ihrem Inhalte nach zu widerlegen und durch Behauptung des Gegensatzes mit den Alten selbst in die Schranken zu treten. Aristides hat in dieser Weise eine Vertheidigung des Leptines geliefert und manche richtige Bemerkung zur Entscheidung jener Sache vorgebracht, aber statt diesen Gegenstand tiefer zu durchdringen, glaubte er, vom rhetorischen Glanze hingerissen, den höchsten Grad seiner Kunst dadurch zu zeigen, daß er in einer zweyten Rede jene erste aufhebe und in einer Anklage des Leptines mit Demosthenes wetteifere, was nicht anders als völlig mißlingen konnte. Damit man sehe, welcher Art diese Declamationen, die aus der Geschichte genommen oder dieser nachgebildet sind, erwähnen wir die von Philostratus gelegentlich aufgezeichneten, welcher theilweise auch Beyspiele mittheilt, die man nicht glücklich gewählt nennen kann. Ihre Zahl muß sehr groß gewesen seyn, dem Hippodromus werden p. 113 gegen dreyßig zugeschrieben.

1. οἱ Λακεδαιμόνιοι βουλευόμενοι περὶ τοῦ τείχους von Isäus p. 28, 20. — ὁ παραιτούμενος τὸν τειχισμὸν τῆς Λακεδαίμονος von Aristides p. 85, 30.
2. ὁ Περικλῆς κελεύων ἔχεσθαι τοῦ πολέμου καὶ μετὰ τὸν χρησμὸν ἐν ᾧ καὶ καλούμενος καὶ ἄκλητος ὁ Πύθιος ἔφη τοῖς Λακεδαιμονίοις συμμαχήσειν von Alexander p. 78, 24, von demselben:
3. ὁ συμβουλεύων τῷ Δαρείῳ ζεῦξαι τὸν Ἴστρον. Besonders häufig sind die Xerxes und Darius, von Skopelianus p. 34, 7. von Niketes p. 28, von Varus p. 80. Vrgl. p. 52, 2. Eben so die Πανηγυρικοὶ und Παναθηναικοὶ p. 103.
4. ὁ Ἀρτάβαζος ἀπαγορεύων τῷ Ξέρξῃ μὴ τὸ δεύτερον στρατεύειν ἐπὶ τὴν Ἑλλάδα.
5. οἱ ἐν Σικελίᾳ τρωθέντες αἰτοῦσι τοὺς ἀπανισταμένους ἐκεῖθεν Ἀθηναίους τὸ ὑπ' αὐτῶν ἀποθνήσκειν von Herodes p. 77, 22.
6. οἱ βουλευόμενοι περὶ τῶν ἐν Σικελίᾳ von Aristides p. 86, 9. von demselben:
7. ὁ Ἰσοκράτης τοὺς Ἀθηναίους ἐξάγων τῆς θαλάττης.
8. ὁ ἐπιτιμῶν τῷ Καλλιξείνῳ ἐπὶ τῷ μὴ θάπτειν τοὺς δέκα.
9. ὁ Αἰσχίνης οὐ λαβὼν παρὰ τοῦ Κερσοβλέπτου τὸν σῖτον.
10. οἱ παραιτούμενοι τὰς σπονδὰς μετὰ τὸ κτεῖναι τὰ γένη.
11. κατὰ Πύθωνος τοῦ Βυζαντίου von Isäus p. 28, 30.
13. πρὸς Λεπτίνην von Lollianus p. 40, 18; von demselben:
14. ὁ ἀντιλέγων τοῖς Ἀθηναίοις ἀπορίᾳ χρημάτων βουλευομένοις πωλεῖν τὰς νήσους.
15. ὁ Σπαρτιάτης ὁ ξυμβουλεύων τοῖς Λακεδαιμονίοις μὴ παραδίχεσθαι τοὺς ἀπὸ τῆς Σφακτηρίας γυμνοὺς ἥκοντας, von Markus p. 41, 10.
16. ὁ Καλλίας ἀπαγορεύων τοῖς Ἀθηναίοις πυρὶ μὴ θάπτειν von Apollonius p. 99, 21.
17. ὁ Δημοσθένης μετὰ Χαιρώνειαν προσάγων ἑαυτὸν τῇ βουλῇ. Θρῆνος ἐπὶ Χαιρωνείᾳ von Dionysius p. 36, 21.

(Fortsetzung folgt.)

Archiv für Geschichte und Alterthumskunde von Oberfranken ꝛc.

(Fortsetzung.)

Auf der Brauderde lag Sand, und in diesem waren bald höher, bald tiefer stehende Gefäße, von denen die meisten auf der Südseite des Hügels, links des muthmaßlichen Einganges in die Gruft standen. Auch die in diesen Hügeln vorgefundenen Urnen gleichen sehr jenen vom geistl. Rath Haas in den Hügeln bey Scheßlitz entdeckten und beschriebenen. Das Oeffnen des kleinen Hügels von etwa 6' im Durchschnitte und 4' Höhe belehrte Hrn. Pf. P., daß man bey dessen „Anlegung zuerst im Zirkelrunde die Erde einen Schuh tief aushob, dann den Brand darin aufschürte.“ (p. 50). — Abweichend vom Innern des großen Hügels ist hier bey dem kleinen, daß die Brauderde die Sohle desselben bloß diametrisch in der Breite eines Schuhes durchschneidet. — Ungemein anschaulich und belehrend setzt Hr. Pf. P. das ganze Verfahren von der ersten Anlegung dieses Hügels bis zu dessen völligem Schlusse auseinander, legt sodann seine Ansicht über den Zweck dieser Hügel, über ihre Errichter und die Zeit ihrer Erbauung dar, und berichtigt bey dieser Gelegenheit die gemeine Vorstellung, als sey in allen Urnen Asche und Knochen der Todten; denn nur ein Topf enthält die Ueberreste des verbrannten Leichnams, und zwar der im Mittelpunct der Grabhügel befindliche. Auch Familien-Begräbnisse können solche mit vielen Urnen versehene Hügel keineswegs seyn, indem dawider die Struktur derselben streitet, und deren Aufführung nur ein Akt ist und kein allmähliges Nacheinander zuläßt. Aber welchen Zweck hatten die übrigen Töpfe? — Sie dienten, nach Hr. Pf. P's. Ansicht, dazu, um des Verstorbenen Antheil an der Todtenmahlzeit, welche bey den Leichenfeyerlichkeiten gewöhnlich war, aufzunehmen. Die in den Hügeln vorgefundene Brauderde läßt darum nicht nothwendig auf Verbrennung der Todten schliessen, weil das Anzünden von Holzstößen eine eigene Feyerlichkeit bey Leichenbestattungen gewesen seyn soll.

„Von wem sind die Todtenhügel errichtet?“ — Gelehrte, wie Eckhart, Ussermann, Gensler, haben sich zu Gunsten der slawischen Volksstämme entschieden. Hr. Pf. P. erhebt gegen den slawischen Ursprung der Gräber mancherley Bedenklichkeiten. Konnten nicht deutsche Völker sie errichtet haben? In diesem Falle wären sie Gräber der Vornehmsten des Volksstammes und die allmählige Errichtung von 40 — 50 solcher Gräber hätte sich viele Jahrhunderte hindurch gezogen. Werden diese Gräber dagegen den Wenden zugeschrieben, so würde ihre Aufführung sich tief in die christliche Zeit erstrecken.

Hr. Pf. P. schließt aus dem Umstande, daß man den Todten Speise beygesetzt (eine Sitte, die nur (?) den slawischen Volksstämmen eigen) auf die unbestreitbare slawische Abkunft dieser Grabmonumente, und will es als einen Grundsatz zur Beurtheilung der Gräber geltend machen, alle jene für slawisch zu halten, in denen neben der Todtenurne oder dem Leichname noch Speisegefäße getroffen werden. Auch die Ortsnamen Schwürwitz (Sworborum vicus), Lettenreuth, Schneckenloh sprechen für die Ansiedlung der Sorben, Letten (?!) und Tschechen der Gegend, deren älteste Orte Braiz (Groitscha, schwerlich in Urkunden wohl aber Grodez, Grodeze, ab anno 1071), Zeuln (Cylen anno 1071), Trübenbach (1289, 1291) sind. Eine Ansiedlung, die nicht vor dem 6. aber auch erst im 8. Jahrhundert geschehen seyn kann. Die Gräber wurden daher innerhalb dieser Zeit erbaut; aber auch ihre spätere Entstehung (man denke an den Zweck der Errichtung des Bamberger Bisthums) ist denkbar.

An die Herleitung des Wortes Sülzen von Sulcus knüpft Hr. Pf. P. vielleicht doch eine zu große Bedeutung. Ob mit der altdeutschen, und also auch bayerischen Sitte, die den Heiden heiligen Orte zu Klosterverrichtungen herzugeben, das Dunkel des Ursprunges des Klosters Langheim durch Hinzeigung auf das nahe Dorf Mistelfeld aufgehellt werde, lassen wir, da es im Grunde nicht zur Sache gehört, so wie die Anwendung obigen Satzes, Heiligthümer der Heiden seyen in Klostergut umgewandelt worden, auf das etwa eine Viertelstunde vom Orte der Gräber gelegene ehemalige Kloster Sonnenfeld, billig dahin gestellt. Den Volksstamm anlangend, von welchem die Gräber errichtet worden seyn konnten, verweisen wir auf unsere bey Nr. I. mitgetheilte Völkerliste, von den Kelten am Mayne bis zu den sorabischen und czechischen Stämmen nach Thüringens Fall, und um die Zeiten des Herzogs Radulf; aus welcher wenigstens so viel zu entnehmen wäre, daß man, vorzüglich bey der Allgemeinheit der Gebräuche in Bestattung der Todten, z. B. des Verbrennens, Begrabens, Hinsetzen von Speisen und Getränken u. s. w. einen unumstößlichen Schluß auf das diese Gräber erbauende Volk zu machen, nicht berechtigt sey. Ueberhaupt haben wir die Ueberzeugung, daß alle bisherigen Ausgrabungen in ethnographischer Beziehung noch zu keinem befriedigenden Resultate geführt haben dürften.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. December.

Nro. 244. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

ΦΛΑΥΙΟΥ ΦΙΛΟΣΤΡΑΤΟΥ ΒΙΟΙ ΣΟΦΙΣΤΩΝ. Flavii Philostrati vitae Sophistarum. etc.

(Fortsetzung.)

18. ὁ Ἀριστογείτων κατηγορῶν τοῦ μὲν Δημοσθένους μηδισμοῦ, τοῦ δὲ Αἰσχίνου φιλιππισμοῦ von Philagrus p. 82, 24.

19. ὁ Δημοσθένης ἐξομνύμενος ταλάντων πεντήκοντα δωροδοκίαν ἣν ἤγιεν ἐπ' αὐτὸν Δημάδης ὡς Ἀλεξάνδρου τοῦτο Ἀθηναίοις ἐκ τῶν Δαρείου λογισμῶν ἐπισταλκότος von Polemo p. 48, 27, von demselben:

20. λόγος τὰ τρόπαια καταλύων τὰ Ἑλληνικὰ τοῦ Πελοποννησίου πολέμου εἰς διαλλαγὰς ἥκοντος.

21. λόγος τοὺς Ἀθηναίους μετὰ Λίγὸς ποταμοὺς εἰς τοὺς δήμους ἀνασκευάζων.

22. ὁ Ξενοφῶν ἀξιῶν ἀποθνήσκειν ἐπὶ Σωκράτει. p. 53.

23. ὁ Σόλων αἰτῶν ἀπαλείφειν τοὺς νόμους λαβόντος τὴν φρουρὰν τοῦ Πισιστράτου.

24. ὁ Δημοσθένης μετὰ χαιρώνειαν προσάγων ἑαυτόν.

25. ὁ Δημοσθένης δοκῶν θανάτου ἑαυτοῦ τιμᾶσθαι ἐπὶ τοῖς Ἁρπαλείοις.

26. ὁ Δημοσθένης ξυμβουλεύων ἐπὶ τῶν τριηρῶν φεύγειν ἐπιόντος μὲν φιλίππου, νόμον δὲ Αἰσχίνου κεκυρωκότος ἀποθνήσκειν τὸν πολέμου μνημονεύσαντα.

27. ὁ Δημοσθένης ἐπὶ τοῦ Φιλίππου ἐππεσὼν καὶ διελίας φεύγων von Heliodorus im Auftrage des Kaisers. p. 117. 34.

28. ὁ Δημάδης ὁ μὴ ξυγχωρῶν ἀφίστασθαι Ἀλεξάνδρου ἐν Ἰνδοῖς ὄντος von Hippodromus p. 113, 7; von demselben οἱ Κατανᾶοι, οἱ Σκῦθαι.

29. Ἀράσπης τῆς Πανθίας ἱερῶν von Celer p. 38.

Nicht geringer als diese aus dem Bereiche der Geschichte genommenen oder in sie übertragenen Hypotheſen ist die Zahl der aus eigener Auffindung gewählten Theſes, von Secundus p. 54. Antiochus p. 73. Alexander p. 76, 3. 79, 6. Philagros p. 82. Pollux p. 92. Ptolomäus p. 95. Onomarchus p. 97. Hier nur ein Beyspiel von Aristokles p. 73. κόρη βιασθεῖσα θάνατον ὕρηται τοῦ βιασαμένου, μετὰ ταῦτα γίγονε παιδίον ἐκ τῆς βίας καὶ θαμιλλῶνται οἱ πάπποι παρ' ὁποτέρῳ τρέφοιτο τὸ παιδίον. Wir lernen daraus, daß dieſelben und ähnliche Ausarbeitungen, welche wir in den Rhetores Graeci leſen, und von dem Herausgeber ſorgfältig nachgewieſen ſind, z. B. p. 346. 338., größtentheils unmittelbar ihre Quelle in der Sophiſtik dieſer Jahrhunderte haben. Sprache und Ausführung ſolcher Themata iſt von dem Geiſte alter Redner ſo abweichend, daß wohl kein Verſuch, der ſich für antik auszugeben wagte, als ein Werk alter Kunſt gehalten werden könnte; wenn daher die Rede gegen Alkibiades, welche den Namen des Andokides trägt, nach dem von Hrn. Sauppe aufgefundenem hiſtoriſchen Beweiſe unmöglich von jenem herrühren kann und einen ſpäteren Sophiſten zum Verfaſſer hat, ſo zeigt anderſeits Styl und Behandlung der Gegenſtände, daß ſie unſerer ſophiſtiſchen Zeit weit vorangeht.

Die Sprache mußte frey von Solöecismen und Barbarismen (p. 51) und der attiſchen Redeweiſe angemeſſen ſeyn. Die Forderungen werden oft übertrieben, wie z. B. Galenus in dem vom

Herausgeber dem Philostratus beygegebenen Buche περὶ ἀρίστης διδασκαλίας p. 131 den Favorinus tadelt, daß er, der überall dem attischen Ausdrucke nachjagte, εἰς τὴν τῶν Ἀττικῶν φωνὴν εἰωθὼς μεταλαμβάνων ἕκαστα τῶν ὀνομάτων, in seinen philosophischen Schriften, die technischen Worte καταληπτὸν, καταληπτικὸν, καταληψία beybehalten und nicht mit dem alten γνωστὸν, was dasselbe bedeute, vertauscht habe; aufmerksame Lectüre des Aristides und anderer Zeitgenossen aber lehrt, wie diese bey allem Streben nach attischer Rede, dennoch in vielem von dem in ihrer Zeit gebräuchlicherem sich loszusagen nicht vermochten.

Die rhetorischen Lehrstühle zu Athen und Smyrna, wozu die Städte durch eigene Gesandtschaften die Vorschläge machten, die Kaiser aber die Genehmigung ertheilten, waren mit bedeutenden Einkünften ausgestattet; manche Vorstände waren auch zu Mitgliedern des alexandrinischen Museum ernannt, rußerordentliche Auszeichnungen von Seite der Kaiser hoben die Würde und das Ansehen, wie M. Aurelius den Hadrianus, nachdem er das von jenem bey seiner Anwesenheit in Athen gestellte Thema: ὁ Ὑπερίδης ὁ εἰς μόνας ἐπιστρέφων τὰς τοῦ Δημοσθένους γνώμας ὅτε δὴ ἐν Ἐλατείᾳ Φίλιππος ἦν, zu großer Befriedigung behandelt hatte, ehrte p. 89, ἀγασθεὶς δὲ αὐτὸν ὁ αὐτοκράτωρ ἐπὶ μέγα ἦρε δωρεαῖς καὶ δώροις. καλῶ δὲ δωρεὰς τάς τε σιτήσεις καὶ τὰς προεδρίας καὶ τὰς ἀτελείας καὶ τὸ ἱεράσθαι καὶ ὅσα ἄλλα λαμπρύνει ἄνδρας, δῶρα δὲ χρυσόν, ἄργυρον, ἵππους, ἀνδράποδα καὶ ὅσα ἑρμηνεύει πλοῦτον ὧν αὐτόν τε ἐνέπλησε καὶ γένος τὸ ἐκείνου πάντας. Als eine Auszeichnung anderer Art wird p. 44. kostenfreye Reise zu Wasser und zu Land gerühmt. Dazu die bedeutenden Honorarien, die von allen zuflossen, da alle und vorzüglich die reichsten sich in diesem Fache hervorthun wollten (p. 50.) und diese Studien zugleich die Stelle der Jurisprudenz vertraten; Proclus verlangte 100 Drachmen, was noch mäßig erscheint, Damianus zahlte ein Talent mit einer aller Achtung werthen Bemerkung p. 102 Ἀριστείδου γὰρ δὴ καὶ Ἀδριανοῦ κατειληφότοιν τοῦ μὲν τὴν Σμύρναν, τοῦ δὲ τὴν Ἔφεσον, ἡκροάσατο ἀμφοῖν ἐπὶ μυριάσι, εἰπὼν πολλῷ ἥδιον εἰς τοιαῦτα δαπανᾶν παιδικὰ ἢ εἰς καλούς τε καλὰς ὥσπερ ἔνιοι. Nicht minder einträglich war, was solche Männer als λογογράφοι und Sachwalter bekamen; so erhielt Polemo (p. 38.) für die Vertheidigung des reichen Lydiers Dorion zwey Talente. Erwägt man dieses und die unglaublichen Verschwendungen des überreichen Herodes, so wird man gestehen müssen, daß außer dem innern Reiz auch äußere Vortheile für dieses Studium mächtig anzogen. Zur Ehre dieser Sophisten muß bemerkt werden, daß sie ihre Stellung und Mittel zum Besten des Staates geltend zu machen kein Bedenken trugen; Aristides bewirkte (p. 84) durch seine Reden, daß M. Aurelius das durch Erdbeben zerstörte Smyrna wieder aufbauen ließ; Herodes verwendete viel zu Wasserleitungen und andern gemeinnützigen Zwecken, Lollianus half bey einer Hungersnoth in Athen p. 40. allein durch seine Vorsorge und Beyträge, und so finden sich noch andere schöne Beyspiele edler Freygebigkeit. Die Lust rhetorische Vorträge zu hören hatte in jener Zeit den höchsten Grad erreicht, und war in eine uns wenigstens lächerliche Manie ausgeartet; besuchte ein solch redefertiger Mann eine fremde Stadt, so gab es eine Feyer ganz eigener Art und er durfte sich nicht entfernen ohne eine Probe seiner Kunst abgelegt zu haben, oder vielmehr er war nur gekommen, um sich dort öffentlich hören zu lassen. Die Zuhörer wählten das Thema und man legte einen Werth darin, sogleich zu improvisiren; nur wenige besonnene, die ihre Kunst mehr zu ehren wußten, erbaten sich Bedenkzeit; so antwortete Aristides selbst dem Kaiser M. Aurelius auf seine Frage, wann er ihn hören werde: p. 84. nicht ohne tadelnden Seitenblick auf die Improvisatoren: τήμερον πρόβαλε καὶ αὔριον ἀκροῶ. οὐ γὰρ ἐσμὲν τῶν ἐμούντων, ἀλλὰ τῶν ἀκριβούντων. Gewöhnlich ertönte außerordentlicher Beyfall der Zuhörer; daß es aber noch immer einzelne Leute gab, die dergleichen unbefangen zu würdigen verstanden, zeigt die geistreiche Antwort des Skeptus. Alexander, der wie es scheint von verunglückten platonischen Studien her häufig den Spottnamen Πηλοπλάτων führte, war nach Athen gekommen und hatte im Agrippeion, dem Theater des Kerameikos, das von den Zuhörern gewählte Thema: ὁ τοὺς

Σκύθας ἐπανάγων ἐς τὴν προτέραν πλάνην, ἐπειδὴ πόλιν οἰκοῦντες νοσοῦσι in nicht minder schwülstigen Gedanken als Worten — Philostratus führt einige Stellen daraus an, die wahrscheinlich die schönsten Zierden der Rede seyn sollen — mit großer Bewunderung der Anwesenden ausgeführt; auf die Frage des Herodes, wie ihm dieser Sophist gefalle, sagte Skeptus τὸν μὲν πῆλον εὑρηκέναι, τὸν δὲ Πλάτωνα ζητεῖν p. 77, 7. Freylich war dem eitlen Herodes diese Antwort ganz unerwartet und er fügte die scharfe Rüge hinzu: τουτὶ πρὸς μηδένα εἴπῃς ἕτερον· σεαυτὸν γὰρ διαβάλλεις, ὡς ἀμαθῶς κρίνοντα, ἐμοὶ δὲ ἔπου μᾶλλον ἡγουμένῳ αὐτὸν Σκοπελιανὸν νήφοντα. Als in der Gegenvorstellung, die Herodes dem Alexander zu Ehren gab, des Inhalts: die Bitte der verwundeten Athener in Sicilien beym Rückzuge des Nikias, sie zu tödten und nicht in die Hände der Feinde fallen zu lassen, (nach Thukydides VII. 75) bey den pathetischen Worten des Redners: ναὶ Νικία, ναὶ πάτερ, οὕτως Ἀθήνας ἴδοις, Alexander ausgerufen hatte: ὦ Ἡρῴδη, τεμάχιά σου ἐσμὲν οἱ σοφισταὶ πάντες, fand sich dieser durch das Lob so geschmeichelt, daß er unglaubliche Verschwendungen an jenen Gecken machte, καὶ τὸν Ἡρῴδη ὑπεργοθέντα τῷ ἐπαίνῳ καὶ τῆς ἑαυτοῦ φύσεως γενόμενον δοῦναί οἱ δέκα μὲν σκευοφόρα, δέκα δὲ ἵππους, δέκα δὲ οἰνοχόους, δέκα δὲ σημείων γραφίας, τάλαντα δὲ εἴκοσι χρυσοῦ, πλεῖστον δὲ ἀργύριον, δύο δὲ ἐκ Κολύτου παιδία ψελλιζόμενα, ἐπειδὴ ἤκουεν αὐτὸν χαίροντα νίαις φωναῖς, ein Beyspiel das vor allen geeignet ist, Person und Zeit in ihrer Eigenthümlichkeit darzustellen. Bey solchem Zustande darf man sich nicht wundern, daß Kritik wenig Eingang gefunden hat, nur von Herodes heißt es p. 70 τοὺς δὲ κριτικοὺς τῶν λόγων Θιαγένει τε τῷ Κνιδίῳ καὶ Μουνατίῳ τῷ ἐκ Τραλλίων συνεγένετο καὶ Ταύρῳ τῷ Τυρίῳ ἐπὶ ταῖς Πλάτωνος δόξαις, wobey wir zugleich einige Philologen jener Zeit kennen lernen, und von Pollux p. 92 τὰ μὲν κριτικὰ ἱκανῶς ἤσκητο, πάτρῃ ἔυγγινόμενος τοὺς κριτικοὺς λόγους εἰδότι, wohl aber mag es befremden, daß in dieser Schrift des Philostratus der Theorie der Rhetorik so wenig gedacht wird; außer Lollianus p. 40, 30 wird nur Aristides als Techniker hervorgehoben p. 86 καὶ τεχνικώτατος τῶν σοφιστῶν ὁ Ἀριστείδης ἐγένετο καὶ πολὺς ἐν θεωρήμασι, ὅθεν καὶ τοῦ σχεδιάζειν ἀπηνέχθη· τὸ γὰρ κατὰ θεωρίαν βούλεσθαι προάγειν πάντα ἀσχολεῖ τὴν γνώμην καὶ ἀπαλλάττει τοῦ ἑτοίμου· und gerade hier ließe sich mit gutem Grunde Einsprache thun, daß etwas von Bedeutung geleistet worden sey, wenn es zuverläßig wäre, daß die erhaltenen zwey Bücher τεχνῶν ῥητορικῶν den Aristides zum Verfasser haben und vom Philostratus stillschweigend bezeichnet worden sind. Von Hermogenes ist p. 80 nicht die geringste Erwähnung seiner Schriften; man sieht daraus, daß er im zweyten und dritten Jahrhunderte noch nicht die Bedeutung erlangt hatte, die ihm in der Folgezeit vor allen anderen Theoretikern gesichert war.

Die Herstellung des Textes dieser neuen Ausgabe gründet sich, wie der übermäßig lange Titel anzeigt, auf Handschriften; nicht weniger als zwanzig sind verglichen, auch die in drey Exemplaren befindliche Epitome ist beygegeben. Der Herausgeber hat die Codices nach Familien sorgfältig geordnet, folgt überall den besten mit steter Berücksichtigung des Sprachgebrauches seines Autors, der ihm wie keinem bekannt ist. Dadurch hat der Text an zahllosen Stellen eine ganz neue Gestalt gewonnen, zumal seit Olearius diese Schrift keinen neuen Bearbeiter gefunden hatte; nur Jacobs, der auch durch neue schriftliche Beyträge den Herausgeber freundlichst unterstützte, hatte im Jahn'schen Archiv lectiones Philostrateae bekannt gemacht, kurz vor dem Erscheinen der Ausgabe des Hrn. Kaiser wurde von H. Alb. Jahn ein vollständiger Commentar ausgegeben. *) Der Verfasser mit Platonischen Studien und zunächst mit der Bearbeitung des Symposiums beschäftigt, wandte sich zur Erholung von jener ernsteren Thätigkeit zu diesem Buche des Philostratus und legt hier die erste Probe seiner philologischen Kenntnisse ab; diese Bemerkungen bestehen theils in Verbesserungen wie sie die

*) Symbolas ad emendandum et illustrandum Philostrati librum de vitis sophistarum in medium attulit Albertus Jahnius, Bernas Helvetius. Bernae, impensis C. A. Jennii, filii. MDCCCXXXVII. VIII. 146.

Ausgabe des Olearius nothwendig machte, theils und dieses vorzüglich in Erläuterungen einzelner Ausdrücke des Autors, wobey jedoch zur Würdigung des Sprachgebrauches die andern Schriften des Philostratus wenig beachtet sind; was die kritischen Commentare neuerer Zeit für griechische Sprache geben, ist auf das Werk unsers Sophisten übergetragen und man erkennt an den zahlreichen Citaten und vielen Emendationsversuchen zu andern Autoren einen fleißigen und würdigen Schüler Creuzer's; handschriftliche Hilfsmittel standen nicht zu Gebote; dadurch bilden diese Bemerkungen einen auffallenden Gegensatz zu H. Kayser's Commentar, der ganz auf seine Handschriften gestützt den Sprachgebrauch seines Autors aus ihm selbst nachweist und über diesen nicht hinausgeht, wenn es nicht die Sache selbst nothwendig fordert.

(Schluß folgt.)

Archiv für Geschichte und Alterthumskunde von Oberfranken ꝛc.

(Fortsetzung.)

Neu war uns auch S. 60 die Nachricht: „der h. Burkard habe mit Einwilligung des teutschen (?) Königs (? 741—751) Slawen in seine Diöcese aufgenommen, welche die Oeden bebaut und Neugereute angelegt hätten.“ — Sie waren aber bereits bey der Gründung Wirzburgs angesessen! Wir glauben, Hr. Pf. P. habe in Bezug auf diese Slawen die Antwort des Pabstes Zacharias an den hl. Bonifacius im Sinne gehabt, welche also lautet: (4. Novemb. 751. Epist. S. Bonif. ed. Serrar. p. 215 ep. 142) „Et enim de Slavis, Christianorum terram inhabitantibus, si oporteat censum accipere, interogasti frater! Hoc quidem consilio non indiget, dum rei causa est manifesta. Si enim sine tributo sederint, ipsam quoque propriam sibi vendicabunt terram. — Si vero tributum dederint, norunt dominatorem ipsam habere terram.“

Nr. III. Hr. geistl. Rath Haas giebt in diesem kurzen Aufsatze (S. 64—66) einige Gründe an, welche der Vermuthung Raum geben, der in der 2ten Hälfte des 14. Jhrhdts. in österreichischen Landen vieljährig sich aufhaltende Dichter, Peter Suchenwirth (s. dessen Werke von Primisser, Wien 1827) dürfte an den Ufern des Mayns oder der Regnitz das Licht der Welt erblickt haben. Fritz Suchwirt (Suchenwirth), in der Teuerstadt wohnend, kommt in einer Urkunde v. J. 1388 mit dem Bemerken vor, daß dieses Fritz Sohn, Ott mit Namen, „zu jenen Zeiten in dem Lande nicht war.“ — Pet. Suchenwirth besang kriegerische Vorfälle, wie die Sempach-Schlacht 1386, ferner die Waffenthaten Einzelner z. B. aus dem großen Kampfe, den Ludwig der Bayer und Friedrich der Schöne um die Krone führten, als wäre er Augenzeuge gewesen. Es wäre nun wohl nicht unmöglich, daß Peter, des Fritz Bruder, mit dem urkundlich als abwesend erklärten Brudersohn Ott einen Zug in die Schweiz unter Oesterreichs Panieren mitgemacht; zumal da Edle von Bamberg in der 2ten Hälfte des 14. Jhrhdts. am Rhein und in schweizerischen Städten in kaiserlichem Gefolge und Aemtern getroffen werden, die gewiß ihre Diener mit sich genommen. Einen weiteren Grund seiner Vermuthung für Suchenwirts fränkische Abstammung findet Hr. H. im Liede von dem Ungelt, (65): „Es ist“ sagt Hr. H., „als wenn ihm die unangenehmen Auftritte, welche die Einführung des Ungeltes zu Bamberg unter Bischof Berthold † 1285, und der Abgaben auf Bier und Wein unter Bisch. Lambert von 1374—98 verursachten, aus einer mittelbaren Erfahrung bekannt gewesen wären.“ Endlich noch lobt der Dichter unter andern Bischofssitzen auch Bamberg, wenn er p. 93. im Liede vom Pfennige sagt:

„Pabenberg ye tet, waz den Fürsten wol antzam.“

Zum Schluß dieser kleinen Abhandlung wünscht Hr. H., seine Zeilen möchten „für andere Forscher Veranlassung seyn, andere Spuren dieser Sache nicht zu übergehen.“

Nro. IV Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Archive unsrer Edlen (welche vor den Stürmen der Zeit, aber auch vor Motten und Moder bewahrt worden, und in ordnende Hände gerathen sind), so wie sie durch Mittheilung der wichtigsten Diplome aus denselben, oder durch ihre Benutzung im allgemeinen zu irgend einer historisch-genealogischen Arbeit das Gemeingut des Geschichtliebenden Publikums werden, der vaterländischen Historie die ersprießlichsten Dienste leisten, und Aufschlüsse der genuinsten Natur geben können, zumal der Einfluß des Adels im ganzen Mittelalter höchst bedeutend gewesen ist.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. December.

Nro. 245. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

ΦΛΑΥΙΟΥ ΦΙΛΟΣΤΡΑΤΟΥ ΒΙΟΙ ΣΟΦΙΣΤΩΝ. Flavii Philostrati vitae Sophistarum. etc.

(Schluß.)

Von den Emendationen des H. Jahn verdient die Aenderung p. 119 ὑπομενοῦντα in ὑλομανοῦντα besondere Anerkennung; der Inhalt selbst ist nicht in Betrachtung gezogen; diesen hat Hr. K. untersucht und dadurch, daß er in seinem Commentare jedem anderswoher bekannten Sophisten eine Einleitung, welche genau zusammenstellt, was in alter und neuer Zeit über ihn gesprochen worden, vorausschickt, die Autorität seines Schriftstellers selbst in Prüfung gezogen, vergl. p. 209, 211; hier vorzüglich zeigt sich das eigene Studium und der Verfasser, nicht zufrieden, das vorhandene anzugeben, suchte auch neue Quellen aufzufinden; so ist zu Dio p. 168 — 72 aus einer Florentiner Handschrift mehreres über dessen Leben mitgetheilt. Man wird deßwegen gewöhnlich auch mehr als man erwartet, finden und dem Urtheile des Herrn Kayser beystimmen; so ist es gewiß richtig, wenn er in den auch historisch noch nicht gewürdigten Worten bey Plut. Phocion. c. 14, pag. 163 in Kleon den Leon des Philostratus erkennt und herstellt. Auch wenn Philostratus stillschweigend lobt oder tadelt oder wenn Sprache und Ausdruck auf bestimmte Vorbilder hindeutet, ist dieß sorgfältig nachgewiesen, z. B. p. 206, so wie wenn spätere Autoren sich auf ihn berufen; nicht erwähnt finden wir p. 241. den unbekannten Verfasser der Lebensgeschichte des Isäus, welche den Ausgaben des Redners vorausgesetzt ist, der den Philostratus wohl kennt, und gleichwohl den attischen Redner mit dem Sophisten, der am Anfange des zweyten Jahrhunderts nach Christus lebte, verwechselt: λέγεται δὲ μειράκιον μὲν ὢν ἡδοναῖς σχολάζειν καὶ πότοις καὶ λεπτῇ ἐσθῆτος ἀντιποιεῖσθαι καὶ συνεχῶς ἐρᾶν, ἀνὴρ δὲ γενόμενος τοσοῦτον μεταβεβληκέναι τὴν πολιτείαν (βιοτείαν?) ὥσθ' ἕτερον (leg. ἕτερος) ἐξ ἑτέρου δοκεῖν· Λιδύος (leg. Ἄρδυος) γοῦν ἐρωτήσαντος αὐτὸν εἰ ἡ δεῖνα καλὴ αὐτῷ φαίνεται λέγεται εἰπεῖν· οὐκ οἶδα· τοὺς γὰρ τοιούτους ἀφῃρέθην ὀφθαλμούς. (ταῦτα δέ φησι Φιλόστρατος ἐν τοῖς βίοις τῶν σοφιστῶν, οὐ πάντως περὶ τούτου λέγων Ἰσαίου· ἀμέλει γοῦν καὶ Ἀσσύριον αὐτὸν καλεῖ.) Uns scheint indessen der Schluß nicht von demselben Verfasser, sondern vielmehr Berichtigung des gesagten, von einer andern kundigeren Hand ausgehend.

Diesem Buche der Sophisten hat der Herausgeber den Dialog Nero, welcher unter Lukians Schriften steht, aber allgemein diesem abgesprochen wird, beygefügt; ein Νέρων ist von Suidas unter den Werken des ältesten Philostratus aufgezählt. Hr. Kayser hält ihn entschieden für das Product unsers Philostratus; wir getrauen uns nicht darüber zu entscheiden, bekennen aber, daß Inhalt und Sprache uns keine zuverläßigen Beweise zu jener Annahme geben; daß der Verf., als er diesen Dialog geschrieben, zu Lemnos gewesen sey, scheint aus p. 126 allerdings hervorzugehen. Die Erwähnung der dort erzählten Thatsache in unserm Buche der Sophisten p. 59, 3, und noch mehr jene Angabe des Suidas rechtfertigen die Aufnahme dieser Schrift, weniger leuchtet ein, wie Galenus Abhandlung gegen Favorinus περὶ ἀρίστης διδασκαλίας p. 131 — 8 Platz gefunden, da keine Beziehung auf rhetorische Studien oder des Philostratus Beschreibung (p. 11 — 13.) überhaupt obwaltet und nur die philosophische Ansicht des Favorinus, der nach Akademischer Lehre das Wesen der Dinge für unbegreifbar

hielt, ohne ſich hierin conſequent zu bleiben, widerlegt wird.

Gerade dieſe wenigen Blätter ſind, obſchon die Vergleichung eines codex Florentinus manches zum beſſeren Verſtändniſſe beygetragen hat, der Nachhülfe zumeiſt bedürftig, daß die Erklärung der einen oder andern Stelle nicht als unnütz betrachtet werden darf; p. 132, 14 ἐπειδὴ γὰρ ἔνια μὲν οἰόμεθα ἢ βλέπειν ἢ ἀκούειν ἢ ὅλως αἰσθάνεσθαι, καθάπερ ἐν ὀνείροις καὶ μανίαις, ἔνια δὲ οὐκ οἰόμεθα μόνον, ἀλλὰ καὶ κατ' ἀλήθειαν ὁρῶμεν ἢ ὅλως αἰσθανόμεθα, ταυτὶ μὲν τὰ δεύτερα πάντες ἄνθρωποι πλὴν Ἀκαδημαικῶν τε καὶ Πυρρωνείων εἰς βεβαίαν γνῶσιν ἥκειν νομίζουσιν, ἃ δ' ὄναρ ἢ παραπαιόντων ἡ ψυχὴ φαντάζεται, ψευδῆ πάνθ' ὑπάρχειν. Der Gegenſatz fordert die Wiederholung der obigen Worte, wornach alſo ὁρῶμεν ἢ ἀκούομεν ἢ ὅλως αἰσθανόμεθα zu leſen iſt. Ganz verwirrt iſt Gedanke wie Ausdruck p. 133, 10 ἀλλ' εἰ δὴ τοῖς φυσικοῖς κριτηρίοις αἴσθησιν ἱκανῶς συγχωρήσουσιν ἡμῖν, οὐδὲν ἔτι διησόμεθα τῆς εἰς ἑκάτερα ἐπιχειρήσεως, ἀλλ' ἑτέρου τινὸς ἀπαιτήσεως μᾶλλον μὲν τοὺς τεχνίτας παρέχοντας τοῖς μαθηταῖς εὐθέως, ἀλλ' ἕτερον, τὸ λογίζεσθαι, τὸ καλούμενον ὑπὸ τῶν πολλῶν ψηφίζειν. Ἐπιστατεῖ τῷ γυμναζομένῳ καὶ τούτῳ προσέχων τὸν νοῦν, ἐν οἷς σφάλλεται καὶ ταῦτα ἐπανορθούμενος μόνα. Παραπλησίως δὲ καὶ ὁ παιδοτρίβης ἐπανορθοῦται τὰ τῶν παλαιόντων ἁμαρτήματα καὶ ὁ γραμματικὸς καὶ ὁ ῥήτωρ καὶ ὁ γεωμέτρης καὶ ὁ μουσικὸς οὕτω διδάσκουσιν, οὐ διασείοντες οὐδὲ σαλεύοντες τῶν μαθητῶν ἣν ἔχουσι πίστιν ἐπὶ τοῖς φυσικοῖς κριτηρίοις, ἀλλ' ἐφιστῶντες αὐτοῖς γυμναζομένοις, ἄχρι περ ἂν ἀναμαρτήτους ἀποδείξωσι, τὰς κατὰ μέρος ἐνεργείας, ἀλλ' οὐχὶ τὴν ἐποχὴν εἰσάγοντες. Wenn man nur zugiebt, daß für die ſinnenfälligen Dinge die αἴσθησις ein hinreichendes Kriterium ſey, ſo bedürfen wir nicht das Akademiſche in utramque partem disputare, ſondern etwas anderes, das λογίζεσθαι, denn nach Plato, Ariſtoteles u. a. iſt, wie auch Galenus p. 138 ſagt, ὥσπερ ὀφθαλμὸς ἐν σώματι, τοιοῦτος ἐν ψυχῇ νοῦς. Auf jene Art unterrichtet man in den niedrigen und höhern Künſten. Die Worte geben durch folgende Verbindung den erforderlichen Gedanken ἀλλ' ἑτέρου τινὸς ἀπαιτήσεως, (oder, wozu die abweichende Lesart führt: ἀλλ' ἕτερον ἀπαιτήσεις) (ὁρῶμεν γὰρ) μάλιστα μὲν τοὺς τεχνίτας παρέχοντας τοῖς μαθηταῖς εὐθέως τὸ λογίζεσθαι . . . ψηφίζειν· παραπλησίως δὲ καὶ ὁ παιδοτρίβης ἐπιστατεῖ τῷ γυμναζομένῳ καὶ τούτῳ προσέχων τὸν νοῦν, ἐν οἷς σφάλλεται καὶ ταῦτα ἐπανορθούμενος μόνα, ἐπανορθοῦται τὰ τῶν παλαιόντων ἁμαρτήματα. Pag. 134, 14 ἡδίως ἂν ἡρόμην, εἴπερ ἦν ὁ Φαβωρῖνος, ἆρα κελεύει με πείθεσθαι αὐτοῖς ἅπασι τοῖς λόγοις, ἢ σκοπεῖσθαι, πότερον ἀληθεῖς εἰσιν ἢ ψευδεῖς. Ἐν γὰρ δὴ σκοπεῖσθαι συγχώρησεν. Die letzten Worte ſind nicht verſtändlich, wenn man nicht τὸ γὰρ δὴ σκ. oder wenigſtens ἐν γὰρ δὴ, τὸ σκ. lieſt. Favorinus giebt die Unterſuchung zu; daß man unterſuchen darf, hebt er nicht auf. Worin es der Akademiſchen Schule nach Galenus Urtheil vorzüglich fehlte, lehrt die unklare Stelle p. 134, 28. Εἰ μὲν οὖν ἔγραψέ τις τῶν Ἀκαδημαικῶν, οἷον μέν τι χρῆμά ἐστιν, ἀπόδειξος, οἷον δὲ σόφισμα καὶ ὡς χρὴ διαγιγνώσκειν αὐτὰ, καὶ ὡς χρὴ γυμνάζεσθαι κατὰ ταῦτα προσηκόντως, ὡς ὁ Φαβωρῖνος ἐπιτρέπει τὴν κρίσιν, ὡς εἰς ἑκάτερα ἐπιχειρουμένων τῶν μαθητῶν, πλὴν ὅτι περιττός ἐστιν ἐδίδασκεν ὁ Ἀκαδημαικὸς ἕκαστον τῶν εἰρημένων, ἐχόντων δὲ ἡμῶν τοὺς ἰδίων τῶν δογμάτων διδασκάλους, εἰ δ' οὔτ' ἔγραψέ τις ὑπὲρ τῆς διαφορᾶς αὐτῶν οὔτ' ἐγύμνασεν, ὅμοιόν τι ποιεῖ τέκτονι κελεύοντι τῷ μαθητῇ μετρῆσαί τι καὶ στῆσαι καὶ ἀποτεῖναι καὶ πύκλον γράψαι χωρὶς τοῦ πῆχυν δοῦναι καὶ ζυγὸν καὶ κανόνα καὶ καρχῖνον. Erſt jetzt nachdem die Vergleichung jener Handſchrift das in der Vulgata fehlende προσηκόντως, auf welches aller Nachdruck gelegt iſt, hergeſtellt hat, wird es möglich den Gedanken des Autor wieder zu geben; wenn nämlich der Akademiker, wie der Peripatetiker den Unterſchied von ἀπόδειξις und σόφισμα lehrt und praktiſch nachweiſet, dann kann er mit vollem Rechte, wie Favorinus es macht, die Entſcheidung ſeinen Schülern überlaſſen; denn ſie ſind in beyden tüchtig geübt und wiſſen Wahres vom Falſchen zu un-

terſcheiden; ſie brauchen überhaupt ihn nicht als διδάσκαλος, und beſitzen ſchon die gehörigen διδάσκαλοι, welche ihnen das Kriterium geben, d. i. ἀπόδειξις und σόφισμα. Wenn er aber dieſes nicht lehrt und dennoch den Schülern eigene Wahl, κρίσις, läßt, ſo gleicht er jenem Baumeiſter, welcher u. ſ. w. man ſieht alſo, daß der Nachſatz folgender Art iſt: προσηκόντως ὡς ὁ Φαβωρῖνος, ἐπιτρέπει τὴν κρίσιν ὡς εἰς ἑκάτερα ἐπιχειρουμένων, τῶν μαθητῶν, πλὴν ὅτι περιττός ἐστιν εἰ διδάσκει ὁ Ἀκαδημαικὸς ἕκαστον τῶν εἰρημένων, ἐχόντων ἡμῶν τοὺς ἰδίους τῶν δογμάτων διδασκάλους. Das gerade wird getadelt, daß Favorinus die Verſtandeskraft verwirft und doch die Beurtheilung, die nach ihm gar nicht möglich iſt, frey ſtellt p. 137, 31 γελοιῶς οὖν ἐστιν ὁ Φαβωρῖνος ἐπιτρέπων κρίνειν τοῖς μαθηταῖς ἄνευ τοῦ συγχωρῆσαι τὴν πίστιν τοῖς κριτηρίοις: er gleiche einem der ſage, er ſey blind, aber doch zu unterſcheiden vermöge, welcher von zweyen weiſſer oder ſchwärzer ſey. p. 137, 22 οὐ μὴν οὐδὲ διαφέρει πρὸς κρίσιν ἢ μηδ' ὅλως ἔχειν ὄψιν ἢ ἔχοντα μὴ πιστεύειν αὐτῇ. Κατὰ δὲ τὸν αὐτὸν τρόπον, ὅτι ᾧ κρίνομεν, ὁποῖόν ἐστί τι καὶ ὅτι τῷ αὐτῷ ἴσα καὶ ἀλλήλοις ὑπάρχει (καθάπερ) τοῖς ὄνοις οὐκ ἄν τις ἐπιτρέψειεν, οἳ μηδ' ὅλως ἔχουσι νοῦν, οὕτως οὐδὲ τοῖς ἀνθρώποις, εἰ μηδὲ οὗτοι πιστὸν ἔχουσι τὸν νοῦν. Οὐδὲν γὰρ διαφέρει πρὸς τὴν τῶν κρινομένων διδασκαλίαν ἀπιστίαν, ἢ μηδ' ὅλως ἔχειν τι κριτήριον ἄλλως πιστεύειν αὐτῷ. Mit Unrecht iſt das unentbehrliche καθάπερ eingeſchloſſen. Es iſt gleich, gar keine Augen zu haben oder ſie abſichtlich zu ſchlieſſen und dem was ſie zu ſchauen geben, nicht zu glauben; nicht anders iſt es mit dem Verſtande, dem geiſtigen Auge; wie wir von vernunftloſen Thieren nicht fordern können, zu begreifen, daß eine geiſtige Kraft uns inwohne, wodurch wir die Beſchaffenheit der Dinge erkennen, und daß z. B. zwey Größen die einer dritten gleich ſind, auch unter ſich ſelbſt gleich ſeyn müſſen, ὅτι τὰ τῷ αὐτῷ ἴσα ἴσα καὶ ἀλλήλοις τυγχάνει, deßwegen weil dieſen Thieren die Vernunft überhaupt fehlt, eben ſo wenig können wir dieß von Menſchen fordern, welche zwar Vernunft haben, dieſer aber

nicht glauben und folgen; ſie ſtehen auf gleicher Linie mit jenen ὄνοι. Dieſe erniedrigende Gleichſtellung iſt beſonders gegen Karneades gerichtet, der jenes Axiom leugnete; die Gründe davon lagen wie Galenus ſagt, in den von ſeinen Anhängern geſammelten Schriften, wurden jedoch, ſonderbar genug, geheim gehalten p. 133, 30 ὁ γοῦν Καρνεάδης οὐδὲ τοῦτο τὸ πάντων ἐναργέστατον συγχωρεῖ πιστεύειν, ὅτι τὰ τῷ αὐτῷ ἴσα μεγέθη καὶ ἀλλήλοις ἴσα γίγνεται· τοὺς μὲν οὖν λόγους οἷς ἐπιχειρεῖ λύειν καὶ ταῦτα καὶ ἄλλα πάμπολλα τῶν ἐναργῶς τι εἶναί σοι φαινομένων τε καὶ πιστευομένων ἔτι καὶ ἐς τόδε σωζομένους ἔχομεν, ἀπόκεινται γὰρ ἐν γράμμασιν ὑπὸ τῶν μαθητῶν αὐτοῦ θησαυρισθέντες, αἱ λύσεις δὲ οὔθ' ὑπ' ἐκείνων οὔθ' ὑπ' ἄλλου τινος εἴρηνται τῶν μετ' αὐτὸν Ἀκαδημαικῶν. Die letzten Worte jener Stelle leſen wir übereinſtimmend mit dem obigen: οὐδὲν γὰρ διαφέρει πρὸς τὴν τῶν κρινομένων διδασκαλίαν ἢ μηδ' ὅλως ἔχειν τι κριτήριον ἢ ἔχοντα μὴ πιστεύειν αὐτῷ.

Indices beſchließen das Ganze, wobey man im allgemeinen den Wunſch ausſprechen muß, es möge jeder Herausgeber, dem der Sprachgebrauch ſeines Autors wie natürlich am bekannteſten iſt, alles dieſem eigenthümliche und von der gewöhnlichen Ausdrucksweiſe abweichende ſorgfältig hervorheben; nur ſo wird es möglich, die große Individualität, welche die Sprache unter den Händen eines jeden griechiſchen Schriftſtellers erleidet, zu erkennen, und einer vollſtändigen Grammatik einen gediegenern Grund zu legen als bis jetzt geſchehen iſt.

L. Spengel.

Archiv für Geschichte und Alterthumskunde von Oberfranken ꝛc.

(Fortsetzung.)

Daß die Benutzung solcher Archive kundigen Personen von Seite des Adels möglichst erleichtert werden sollte, ist ein Wunsch, der zwar hie und da in Erfüllung gegangen; allein zum Frommen der Geschichtsfreunde so gut, als der edlen Geschlechter kann derselbe nicht oft genug wiederholt werden. Vorliegende Geschlechts-Geschichte der Aufseße ist aus der Feder eines Gliedes dieser alten Familie selbst geflossen, und wenn für gewöhnlich der Adel den Zutritt zu seinen Archival-Schätzen Gelehrten überläßt, und diesen die daraus zu unternehmende Bearbeitung überträgt; so hat Hr. Hans Freyherr von und zu Aufseß das Eine wie das Andere überflüßig gemacht, indem er, wie wir aus guter Quelle wissen, schon vor geraumer Zeit sein Familien-Archiv selbst in die schönste Ordnung gebracht hatte, und dann seit einigen Jahren etwa, zur Fertigung der Geschlechts-Geschichte selbst geschritten ist. Wenn Hr. v. A. eine gewisse Vorliebe für seinen Gegenstand durchblicken läßt, so ist dieß aus der Natur desselben erklärlich und wohl auch nachzusehen; denn, wer — gleichviel, ob Edelmann oder Bürger, — stammt nicht gern von mann- und ehrenhaften Vorältern ab, und wen läßt der Vorwurf gleichgültig, Glieder aus seiner Familie seyen schlechten Wandels gewesen?

Der erste Abschnitt dieser Geschlechts-Geschichte (welche früher — im Jahre 1834, als wir sie im Manuskripte sahen, einen andern Titel, als jetzt, führte, nämlich: „Geschichte des Ritters Otto I. von Aufseß, Schenken von Bamberg“ —) beginnt mit dem Jahre 1000 (?) und geht bis 1236. Hr. v. A. beklagt, daß keine Urkunde, keine Chronik vom Ursprung seines Hauses Zeugniß giebt. Gräber-Ueberreste allein deuten darauf hin, daß in nächster Umgebung der Burg und des Dorfes Aufseß heidnische Bewohner lebten. Es geht aber dem H. v. A. die heidnische Zeit in dieser Gegend nicht viel über 1000 Jahre zurück, und er nimmt, freylich als Muthmaßung an, die Burg Aufseß möchte damals der Siz des priesterlichen und zugleich adeligen Geschlechts gewesen, und so auch in christlicher Zeit der Siz des alten Urgeschlechts geblieben seyn, wohl auch daher und daraus den Namen geschöpft haben.

Die ehrliche deutsche Schnake, deren H. v. A. aus Auerbachs Volksbüchlein gedenkt, wonach die Aufseße ihren Namen daher bekommen, weil sie unserm Heiland beym Einzug in Jerusalem auf die Eselin geholfen hätten, erinnert uns an so manche in welschen und deutschen Landen noch gang und gäbe Tradition über anderer edlen Familien hohes Alter. So sagt der Provencale von einem seiner angesehensten Geschlechter: es sey so alt, wie die Felsen der Provence, und vom gräflichen Zweige der Rotenhan hörten wir vor 20 und einigen Jahren aus dem Munde Bamberger Bürger die Aeußerung: ein Rotenhan sey schon bey der Kreuzigung Christi gewesen. — So rückt das Volk seine vornehmen Geschlechter ins möglich höchste Alterthum hinauf! — Daß H. v. A. dergleichen zu würdigen versteht, ist daraus klar, daß er die Sage, Heinrich (von Aufseß) habe zur Erinnerung an seinen Eintritt zu Bamberg in des Kaisers Heinrich (II.) und der heiligen Kunigundis Gefolge, wobey er einen Pfauenschweif vorgetragen, diesen Schweif als Helmschmuck erhalten, als solche bezeichnet, ohne besondern Werth darauf zu legen. Nur glaubt er, ums Jahr 1007 habe die Burg Aufseß mit ihrem freyen, nach ihr sich nennenden Geschlechte bereits bestanden, weil schon 1114 der freye Mann Herolt von Uffäze urkundlich sich vorfindet. Uns ist jedoch, wie dieß auch H. v. A. recht gut weiß, keine fränkische Urkunde bekannt, in welcher schon zu Anfang des XI. Jahrhunderts (1007 und folgende) die Benennung edler Männer nach ihren Sizen vorkäme: indessen können wir einräumen, daß 100 Jahre vor Herolt, also etwa um die Zeit der Stiftung des Bisthums Bamberg ein freyer Mann auf der Stammburg (Aufseß) gehaust habe. Herolt war des Bischofs Otto des Heiligen, und der Stiftsherrn von St. Jacob Freund. Den Erstern soll sogar ein Ernst von Aufseß, Herolts Zeitgenosse, im Jahre 1124 nach Pommern begleitet haben, wohin sich der heil. Otto zur Bekehrung des heidnischen Volkes begeben. — Aber die Stelle in der Vita Ottonis apud Ludewig scpt. rer. Bbgens. p. 467, wo der Heilige von Michelfeld gegen Vohenstrauß unter großem Leidwesen der Seinigen aufbricht; itaque egressus cum nobili suo comitatu etc. erklären wir dahin, daß das Prädicat „nobilis“ auf den Adel des Gemüthes, nicht auf den der Geburt von Otto's Gefährten zu beziehen wäre.

Herold und Godebold verabschiedeten sich zu Gnesen vom Heiligen (p. 469) nnd giengen nach Hause. Der Comes Paulus — wohl ein vom Polen-Herzoge zuertheilter und verläßiger Landesbewohner — wurde vom Schlosse Uzda an sein Führer, der den Heiligen gegen die Drohungen der heidnischen Bevölkerung mit seinen Leuten schüzt.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. December.

Nro. 246. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Aristoteles' Staatspädagogik als Erziehungslehre für den Staat und die Einzelnen. Aus den Quellen dargestellt von Dr. Alexander Kapp, Prorector und erstem Oberlehrer des Gymnasiums zu Soest. Hamm 1837. LXII. und 312 S. 8.

Herr Prorector Kapp hat schon mehrere Beyträge zur Geschichte der Pädagogik geliefert, deren er auch in diesem vorliegenden gedenkt; der bekannteste derselben ist vom Jahre 1833: „Platon's Erziehungslehre, als Pädagogik für die Einzelnen und als Staatspädagogik." Das Seitenstück liegt in der gegenwärtigen Aristotelischen Erziehungslehre vor; sie ist in ähnlicher Weise und in gleichem Sinne abgefaßt. Aristoteles handelt von Zucht und Unterricht der Jugend mit Vorsatz und absichtlich nur in der Staatslehre, und hier nur so ausführlich, als es sein Zweck und Gegenstand nothwendig erheischt, und es in der eigenen Natur und Ansicht dieses Schriftstellers liegt, der alle moralischen Probleme zwar in nächster Beziehung auf die Wirklichkeit und Gegenwart abhandelt, und demgemäß seine Theorien feststellt, gleichwohl aber auf dem Felde, wo sie zur Anwendung und in Ausführung kommen sollen, einen beträchtlichen freyen Spielraum lässet, weil er auf Urtheilskraft und Besonnenheit bey denjenigen rechnet, die von denselben Gebrauch machen wollen.

Hr. Kapp hat demnach die Politik des Stagiriten zu Grund gelegt, aus derselben die seinem Plane zusagenden Stellen ausgehoben und übersetzt; aber auch aus den andern übrigen Schriften desselben hat er die auf Staatspädagogik und Zucht und Lehre bezüglichen Gedanken zusammengelesen und sie entweder übersetzet, oder in Anmerkungen zum Nachlesen auf sie hingewiesen. Die auf diesem Wege gewonnenen Bruchstücke hat er unter schickliche Rubriken und Kapitel zusammengestellt, und theils einige Erläuterungen aus den Alterthümern zugegeben, theils aber und hauptsächlich hat er seine eigenen Meynungen über das gesammte Erziehungs- und Schulwesen der jetzigen Zeit, und was demselben Noth thut, zumal in Beziehung zum Staat und überhaupt ins Große hin, nach dem Anlaß, den er hie und dort fand, zu erkennen gegeben; ziemlich vollständig lassen sich dieselben übersehen in dem: „Vor- und Nachbericht" auf LXII. Seiten.

Der Standpunct ist hoch und luftig; diese hohe Fernsicht aber giebt für das entlegene, wie für das nächste nur verschwommene oder gar keine Umrisse, und ist dem griechischen Philosophen in dieser Weise ganz fremd, ja ihm widerwärtig, wie man leicht überall siehet, wo er als Kritiker auch sogar die schönsten Flüge der Phantasie bespricht. Von dem historisch-philosophisch-theologischen Dunst übrigens, von dem sich Hr. Kapp emportragen läßt, abgesehen, zeigt sich in dem erwähnten Vor- und Nachbericht, welch löblicher Ernst es dem Hrn. Verf. mit der gesammten Erziehung ist, mag diese von Einzelnen, Hausvätern ꝛc., für Einzelne, oder mag sie vom Staate und der Regierung für öffentliche Schulen und anderweitige Anstalten, die darauf eine Beziehung haben können, zur Aufgabe genommen und geleitet werden, — denn dieß ist's was man hier unter Staatspädagogik zu verstehen hat.

Man sieht hieraus, daß man in diesem Buche zweyerley Bestandtheile zu unterscheiden hat: der eine ist zusammengetragen aus den vorerwähnten

Fragmenten des Aristoteles über den Gegenstand des Titels; den anderen Bestandtheil machen aus gleichfalls Fragmente über denselben Gegenstand, aber von Alexander Kapp. — Jener erste Haupttheil enthält, was die Auswahl betrifft, alles, was sich auf die vorgesetzte Aufgabe beziehen lässet, aus den erhaltenen Werken des Aristoteles in möglichster Vollständigkeit. Es ist eher zu viel als zu wenig aufgenommen; wenigstens, wer nicht immer daran denkt, daß ja eine „Staatspädagogik" schon auf dem Titel versprochen sey, der wird die ersten Bogen des Buches kaum für hieher gehörig ansehen; denn da wird in der Einleitung bis S. 20 abgehandelt: „Entstehung, Wesen und Zweck des Staates;" ferner „Formen des Staates und endlich: „Worin die Glückseligkeit, der Zweck des Staates, bestehe." Alsdann werden S. 21 fgg. untersucht: „die materiellen Mittel, welche der Staatserzieher zur Erreichung des Staatszweckes anzuwenden hat;" als da sind die Rücksicht auf Grund und Boden, auf die Lage der Stadt und ihre Bevölkerung u. s. w.; Puncte, die in der Aristotelischen Politik sowohl in Hinsicht auf das Mutterland Hellas, als auf die Colonien, die in allen Welttheilen von Griechen angelegt waren, und eben damals von Alexander in Asien beabsichtiget wurden, allerdings verdienten, daß auf sie die Aufmerksamkeit gelenkt werde; für unsere Erziehung und selbst für unsere Staaten liegen dergleichen Untersuchungen weit beyseite. — Nach diesem werden weiter angegeben die „formellen Mittel, welche der Staatserzieher zur Erreichung des Staatszweckes anzuwenden hat." Aristoteles muß dazu den Stoff liefern aus seinen Erörterungen über den Begriff Bürger, von den Rechten der Bürger, und dem Antheil derselben an dem Gemeinwesen je nach der Verschiedenheit der Verfassungen, von der Beaufsichtigung und Leitung des weiblichen Geschlechtes, von den gemeinschaftlichen Mahlzeiten u. s. w.; — abermals Puncte, welche Aristoteles mit großem Verstand in Rücksicht auf die hellenischen πόλεις, nicht aber auf ἔθνη abhandelte; welche in Griechenland thunlich waren und bestanden, unter uns aber den unkundigen Leser irre führen müßten. Erst S. 118 kommen wir dem erwarteten Inhalte näher, der „Propaideutik oder Erziehung vor der Geburt!" nach dieser endlich folgt die „eigentliche Pädagogik."

Aus dem Gesagten siehet man schon genugsam, daß hier gar Vieles in die Pädagogik aufgenommen ist, was ihr, halbweg streng genommen, gar nicht angehört, was sie gar nichts angeht; und auch der Ausdruck „Staatspädagogik," — meines Bedünkens nicht der glücklichste — rechtfertigt jene Aufnahme noch nicht; unter jenem wunderlichen Titel ließen sich ja die gesammten Staatswissenschaften, Polizey, Finanz u. s. w. abhandeln, zumal ohne diese kein Staat der neueren Zeit bestehen und handeln kann. Aber freylich, wenn Aristoteles die Elemente der Erziehung und des Unterrichtes in der Politik, und in Bezug auf die griechischen Gemeinwesen abgehandelt hat: so kehrt Hr. Kapp die Sache um, und macht die Staatslehre zu einem Element und Bestandtheil der Erziehungslehre. Dieß trägt bey zu der beliebten Gründlichkeit, und macht das Buch dicker. Doch kann es auch wirklich den Nutzen haben, daß wohlgesinnte und bedächtliche Leser den Unterschied zwischen alten griechischen Städten und unseren Staaten bey sich in reifliche Ueberlegung ziehen, und daß sie, zumal die Praktiker, darauf achtsam werden, in was für einem Umfang und wie tief Erziehung und Unterricht mit vielen anderen öffentlichen Bedingungen verschlungen sind, mit wie vielen andern Disciplinen die Pädagogik zusammengränzt, und in nachbarlichm Verbande steht, z. B. mit Ethik, Psychologie und eben auch mit dem Staat und der Staatslehre. Manche Leser danken es wohl dem Verf., daß er ihnen mehr giebt, als sie hier erwarteten. Dieß über das Zuviel.

Was die Uebersetzung anbelangt, so ist sie durchaus lobenswerth, allgemein verständlich und deutsch, ohne in eine Umschreibung auszuarten, noch zu eng ans Original sich anzuschließen. In Rücksicht auf den Inhalt der hier ausgehobenen und mitgetheilten Stücke erwartet von Aristoteles wohl Niemand etwas anderes, als was verständig, treffend und gediegen ist. Er kennt sehr wohl das Ideal, kein willkührliches Phantom, sondern ein nothwendiges und natürliches Erzeugniß der Menschenbrust; er kennt aber auch sein Volk und seine

Zeit; weiß, was da erreicht iſt, was nicht; und was eben da erreicht werden könnte und ſollte; — er erhebt ſich daher nichts weniger als über den Standpunct ſeines Volkes hinaus in einen Bereich, wo alles erſt werden mußte, ſondern begnügt ſich, das, was iſt, das was daraus ſchicklicherweiſe werden könnte, das Gegenwärtige und Zukünftige, das Schlechte, das Gute und Beſſere in eben ſo genauen als netten und ſcharfen Umriſſen zu zeichnen. So kurz und einfach alle ſeine Bemerkungen über Zucht und Unterricht ſind, ſo lange und viel geben ſie zu bedenken, weil ſie das Sigel der Wahrheit an der Stirne tragen, weil ſie triftig und gewichtig ſind, zumal eben auch in der Beziehung, die er ihnen zum Staat giebt, wie dieſer mit mancherley Modificationen unter den Griechen aller Orten ſich entwickelt und feſtgeſtellt hatte.

Nicht ungern würden es die Leſer geſehen haben, wenn Hr. Kapp, außer den unmittelbaren aus der Politik und andern Orten ausgehobenen Stellen, die Anſichten des Ariſtoteles über Unterricht und Lehre mittelbarerweiſe dadurch erläutert hätte, daß er an einigen der hauptſächlichſten Werke des Philoſophen nachgewieſen, was er da für beſondere Regeln theils ausdrücklich giebt, theils ſtillſchweigend verräth, in der Art, wie er die Unterſuchung führt und zur Erkenntniß und Einſicht anleitet; von welchem Standpunct aus er Sachen und Menſchen ins Auge faßt und beurtheilt. — Die Topik nicht minder als die Zoologie u. a. naturwiſſenſchaftliche Schriften, und als die Ethik und Politik geben ſchöne Aufſchlüſſe über die Aſcetik, die er an Kopf und Herz und Sinn gewendet.

(Schluß folgt.)

Archiv für Geſchichte und Alterthumskunde von Oberfranken ꝛc.

(Schluß.)

Wo war Ernſtens und ſeiner Genoſſen, der angeblichen Begleiter Otto's, gutes Schwert, als jener ungeſchlachte Bauer den heil. Biſchof mit einem gewaltigen Schlag in den Koth ſtreckte und ſeinen getreuen Holtanus, der zur Hülfe eilen wollte, gleichfalls auf den Arm ſchlug? — St. Otto's Begleiter waren, wie aus dem Charakter und dem Geſchäfte des Pommern-Apoſtels hervorgeht, meiſtens Geiſtliche, oder doch Laien von friedfertiger Natur, und eben keine durch Kampf geſtählte Ritter — eorumque defensioni viriliter insistens (dux Paulus cum suis), exterritos et paene jam desperatos non minime consolatus est (p. 469 in fine).

Hr. v. U. geſteht die Dürftigkeit ſeiner Quellen für die Auſſeßliſche Geſchichte des XII. und XIII. Jahrhunderts bis zum Beginne des XIV. offen ein (p. 72). Er hat ſeine Quellen im Nürnberger, Bamberger, Würzburger und im Reichsarchive, auch bey Privaten, zuſammengeſucht, da jene des eigenen Archives für dieſe früheren Zeiten wenig oder keine Ausbeute gewähren, ſondern erſt vom 2ten Abſchnitte an ergiebiger werden, (ſ. S. 134. 138. 150. 162. 165. 176.) und die Noten zum vorſtehenden Abſchnitt von S. 1 — 18 zeugen von vieler Beleſenheit und manche, z. B. Note 16 vertheidigen den Adel der Auſſeße gegen Oeſterreicher, der ein Geſchlecht von Dynaſten, und eines von Miniſterialen, beyde Auſſeß geheißen, annimmt.

Im 2ten Abſchnitt, der von 1237 — 1338 bis zum Tode Otto's geht, eröffnet der „nobilis vir“ Friedrich von Uſſeze die Reihe der Männer dieſes Hauſes, von dem indeſſen Hr. v. U. nicht weiß, ob er im Felde als Anhänger Biſchofs Heinrich von Bamberg in den Unruhen, die ſich um das Meraniſche Erbe erhoben, den Tod gefunden, oder ob er nach dieſes Biſchofs Tode ſich von Bamberg zurückgezogen. Nach dem J. 1255 iſt eine große genealogiſche Lücke bis 1296, in welchem Jahre Otto, muthmaßlich Friedrichs Sohn, auftritt.

Mit einemmale ändert Hr. v. U. den Ton ſeiner bisher ſtreng hiſtoriſch gehaltenen Erzählung, und nimmt den Styl eines Romanes an, in welchem ſich, unſres Bedünkens, die Verhandlungen, denen Herr Ott beywohnt, eben nicht ſonderlich einladend ausnehmen wollen, weil dergleichen Materien jenem Schlage von Leſern ſtets trocken bleiben werden, die man überredet, ſie würden in einer Geſchlechtsgeſchichte einen Ritter-Roman der unterhaltendſten Art finden. Nur wenn der Gegenſtand darnach iſt, z. B. bey Hochzeiten, Gefechten u. dgl. laſſen wir uns einen ſolchen poetiſchen Aufſchwung gefallen (S. 85 — 89. Doch ſind die häufigen Widerholungen des Wörtchens „Da“ am Anfang der Sätze nicht eben wohllautend zu nennen. Z. B. „Da ſah nun Herr Otto ꝛc. — Da ward zu Bamberg ꝛc. — Da gieng es wohl oft ꝛc. (S. 90), und S. 91. Da war Greifenſtein ꝛc. Da ſaßen die alten Herrn ꝛc. — Da ward mancher Schaft ꝛc.). — Otto tritt im Auguſt 1318 in des Burggrafen Friedrich von Nürn-

berg Dienste, welcher bekanntlich eine Hauptstütze Ludwig des Bayern war, mit welchem neuen Verhältnisse, wie Hr. v. A. S. 85. sagt, „ein neuer Wendepunct von Otto's Thätigkeit eintrat, und durch welche freye Verbindung mit dem burggräflichen Hause der Grund gelegt worden war für das Jahrhunderte fortbestehende, immer enger sich ziehende Band der Treue, welches anfangs freywillig gewoben, am Ende (1797.) freylich zur eisernen Kette geschmiedet werden wollte.“ Daß in einer Familiengeschichte der Aufseße eine förmliche Beschreibung der Mühldorf-Ampfinger Schlacht (1322) am Platze sey, glauben wir kaum, zumal der Antheil, den Hr. Otto daran genommen, sich nicht bestimmt ermitteln läßt. Es ist wohl gewiß, daß er dazumal, wenn er anders dabey gewesen, und es nicht etwa aus Gründen, die seine Gegenwart zu Hause erheischten, vorgezogen, die rüstigen Söhne in die Entscheidungsschlacht zu schicken, — seine ritterliche Schuldigkeit gethan haben werde: allein, daß ihm der Böhmen-König Johann das erledigte Unterschenkenamt des Bisthums Bamberg dieserhalb übertragen haben sollte, scheint uns noch nicht so ausgemacht, als Hrn. v. A. —

Der Friede führt den Ritter Otto an den heimischen Heerd zurück, woselbst er zur zweyten Ehe schreitet, und seine Söhne und Töchter nach und nach sich gleichfalls verehlichen. Er selbst saß „im weiten Kreise seiner Kinder,“ und war geehrt von seinen zahlreichen Nachbarn in der Runde. 1327 zog er mit seinem Burggrafen Friedrich nach Welschland, muthmaßlich in seiner Söhne Begleitung. Zu Rom wurde einer derselben, Ulrich, zum Ritter geschlagen: der alte Ott ritt mit dem Burggrafen, der ihn nachher zu seinem Rath gemacht, wieder heim nach Aufseß. Bey herannahendem Ende machte er milde Stiftungen und stirbt 1338 tief betrauert von den Seinigen. Alles dieß in salbungsvollem Tone vorgetragen.

Unter den für den 2ten Abschnitt bestimmten Noten zeichnen sich die Nummern 24, 25, 26, 28, 29, 30, als Berichtigungen irrthümlicher Ansichten neuerer Schriftsteller im Puncte der Ministerialität aus. Manche dieser Herrn, wie z. B. v. Rudhart, der nur die Oettingen und Ortenburge echten adelichen Stammes seyn, dagegen allen andern Adel in Bayern von niederer Abkunft, vom Stande der Ministerialen, entspringen läßt, theilen diesen Irrthum mit sonst sehr gründlichen genealogischen Forschern, z. B. mit Viehbeck (Abriß der genealogischen Geschichte des gräflichen Hauses Castell. 1813. 4. Vorrede, woselbst er von allen alten fränkischen Häusern nur allein die Hohenlohe und Castelle übrig seyn läßt; allein schon S. 16. desselben Werkes sich genöthigt sieht, auch noch das alte Grafenhaus Erbach dazu zu zählen). Es ist ferner in diesen Noten eine gute Erklärung über die Stellung der Ministerialen zu den Freyen und den Edlen gegeben (denen sie sich, nachdem man sie zur Ritterwürde zugelassen, als nunmehrige Genossen (im 14ten Jahrhunderte) gleich gestellt, sowie von den Rechten und Pflichten dieser Ministerialen. Die Anmerkung 28 vertheidigt die Ebenbürtigkeit des Geschlechtes Aufseß mit dem alten Uradel, da es ein vollkommen freyes Geschlecht gewesen, gegen Hofr. Oesterreicher, der das jetzt blühende Geschlecht der Aufseße von Otto I. in der Art ableitet, als wäre dieser Otto I. ein Ministerialis jener zwischen 1255 — 1296 in der Person Fridrichs von Aufseß ausgestorbenen Reichsherrn von Aufseß gewesen. Hr. v. A. beweist gegen Hr. v. Lang, daß seine Vorältern weder Bambergische, noch meranische, noch burggräflich-Nürnbergische Ministerialen gewesen (S. 131 — 139). — Die durch das Haus Aufseß begründeten milden Anstalten (Spital zu Holfeld, das Aufsessianum zu Bamberg u. s. w.) werden in der Note 30. kurz berührt, und in der darauf folgenden die Besitzungen und Lehen der Familie alphabetarisch aufgezählt. Eine Verbindung der Söhne Ottos I., Conrad, Philipp und Albrecht, mit den Töchtern Fridrich Zollner's, von ehrbarem und für stiftsmäßig gehaltenem Geschlechte, weist die Note 70 nach. Was die Schultheißen der Stadt Bamberg, welche aus Gliedern der fränkischen Ritterschaft genommen wurden, angeht (Note 69), so müssen wir bemerken, daß die bey Schuberth, — den wir eben nicht zur Hand haben, um eine förmliche Vergleichung anzustellen — aufgeführte Liste derselben sich hinsichtlich des 15. und 16. Jhrhdts. aus der „Handwerksordnung“ in hiesiger städtischer Registratur vervollständigen ließe. Ein Christoph von Aufseß erscheint 1480 u. 81 in dieser Schultheißenwürde. Desgleichen Sebast. v. Aufseß in den Jahren 1492. 1496, 97, 98.

Wir sehen mit Vergnügen der Fortsetzung dieser Familiengeschichte entgegen und sind, was die Genealogie der Aufseße angeht, jetzt schon neugierig, wo Hr. A. den in der 2ten Hälfte des 14. Jhrhdts. in Urkunden des Stifts St. Stephan zu Bbg. vorkommenden Albrecht von Aufseß (1361 Albertus de Aufsess, Vicedecanus 1368 und 1372 Albrecht von Aufseß Chorherr und der Dechanen Verweser zu St. Stephan ꝛc.) unterbringen wird. Ohne Zweifel dürfte uns die Fortsetzung dieses Werkes, für unsere Bamberger und Bayreuther Geschichte Bereicherungen und Berichtigungen mannigfacher Art bringen. Nur wünschen wir unverhohlen jenen alterthümlich seyn sollenden Ton der Erzählung aus derselben hinweg, der wohl in einem Romane à la Delamotte Fouqué, keineswegs aber in einer genealogischen Geschichte am Platze ist, und den Hr. A. Andern überlassen dürfte, die da meynen, das Publikum werde durch solchen Wortprunk angelockt.

Dr. G. Th. Rudhart.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. December.

Nro. 247. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

La Tá Hio ou la grande étude, ouvrage de Khoung-Fou-Tseu (Confucius) et de son disciple Thsêng-Tseu; traduit en français avec une version latine et le texte chinois en regard, etc. par G. Pauthier. Paris 1837. cura et sumptibus interpretis.

In dem großen chinesischen Reiche, so wie in allen Ländern des chinesischen Cultursystems finden wir heutigen Tags, neben dem geduldeten Islam und dem verfolgten Christenthume — vom Judenthume konnte man in der letzten Zeit keine Spur mehr auffinden — drey verschiedene Religionen, die zwey einheimischen des Lao tse und des Kong tse, und den aus Indien eingewanderten Buddhismus. Es sind im Verlaufe dieses und des verflossenen Jahres drey Quellenwerke erschienen, welche die Hauptlehren dieser drey Religionen, namentlich das Esoterische derselben enthalten. Die zwey Werke des Hrn. Pauthier, das Tá Hio oder der große Unterricht und das Tao te king oder das Buch über Wissen und Handeln, beziehen sich auf die Glaubenslehren der Anhänger der confucischen Staatsreligion und des Tao oder Wissens; während uns das Pradschnâ-Pâramita des Akademikers Schmidt über die Metaphysik der Bauddhen belehrt. Wir werden diesen Werken drey verschiedene Artikel widmen und das Wesentliche daraus mittheilen.

Die chinesische Staatsreligion ist bloß eine Religion dieser Welt. Von einem Leben nach dem Tode, von einem Herrn des Weltalls und einer Belohnung oder Bestrafung durch diesen höhern Richter haben weder die alten Fürsten und Weisen der Bücher der Chroniken, noch Confucius und seine ganze Schule die leiseste Ahnung. Man betrage sich den Gefühlen gemäß, welche die Natur oder der Himmel in unser Herz gelegt hat. Der Mensch sey gerecht, mitleidig, enthaltsam, dankbar und verstehe sich vor Allem auf seinen wahren dauernden Vortheil, damit es zuvörderst ihm selbst und seinem ganzen Geschlechte wohl ergehe auf Erden, und die menschliche Gesellschaft wie die Natur dem Verderbnisse nicht Preis gegeben werde. Denn auf die Mißachtung der Sittengesetze, dieß ist der leitende Gedanke der ganzen alten und neuen chinesischen Weisheit, folgt nothwendig eine Störung in der physischen Weltordnung. Die ethisch-politischen Schriften der Confucianer drehen sich demgemäß bloß um einförmige, moralische Vorschriften und werden deßhalb, wenn man auch erkennt, daß zu allen Zeiten das Wohl der Menschheit auf der Sittenlehre, die sie enthalten, beruhte, am Ende doch langweilig, weil sie wie alle Werke über die sogenannte natürliche Religion, bloß mit Variationen der einzelnen Ausdrücke sich immer und ewig in demselben beschränkten Gedankenkreis bewegen und der Geist demnach durch die fortgesetzte Beschäftigung mit denselben keine neue Nahrung erhält. Der Kenner der Urschrift kann sich an den mannigfachen Wendungen und künstlichen Verschlingungen der Sätze, an der wundervollen Gedrungenheit des Ausdruckes und an der nicht selten auf eine überraschende Weise unmittelbar zu den Sinnen sprechenden Bilderschrift ergötzen, — Vorzüge des Originals, welche aber großentheils in einer Uebersetzung, die zugleich getreu und verständlich seyn soll, nothwendig verloren gehen müssen.

Die große Lehre oder der große Unterricht (Ta hio) ist das erste, und die unwandelbare Mitte

(Tschong jong) das zweyte der jetzt sogenannten vier Bücher, welche in den chinesischen Mittelschulen gelesen und auswendig gelernt werden — die chinesische Jugend liest nicht bloß die Classiker der Nation, sondern sie muß sie auch buchstäblich auswendig lernen — und hier ungefähr denselben Rang einnehmen, wie bey uns Cornelius Nepos und die Cyropädie. Das erste Büchlein enthält blos 205 Charaktere oder Worte und hat Kong tse selbst zum Verfasser. Das zweyte von 109 Charakteren ward von Tse sse, dem Enkel des Weisen niedergeschrieben, und sowohl durch die eigenen Worte seines Großvaters, als auch durch verschiedene Beweisstellen aus den heiligen Schriften erläutert, so daß das ganze Werk jetzt in 33 Abschnitten besteht. Diese Büchlein sind eigentlich bloß Theile des großen Sittenspiegels (Li ki); das Ta hio bildete den 42ten und das Tschong jong den 31ten Abschnitt dieser von den Chinesen hochverehrten Sammlung. Nach einer andern Eintheilung des Sittenspiegels war das Ta hio im fünften Kapitel des neunten Buches und das zweyte in dem achten Kapitel des zehnten Buches enthalten. Die große Lehre ward sehr hoch geschätzt, von den ausgezeichneten 72 Schülern des Kong tse — er hatte im Ganzen an 3000 — und einer derselben Tseng tse schrieb hierüber einen ausführlichen Commentar. Tseng tse stammte aus dem Feudal-Reiche Lu und war demnach ein Landsmann seines großen Lehrers, der 46 Jahre älter war als sein Schüler.

Kaum 16 Jahre alt ward er der Zuhörer dieses Weisen und erfaßte alsbald, so heißt es in dem Leben des Tseng tse im Sching miao I, 12, dessen Lehre. Tseng tse hatte Antheil an der Abfassung des Sittenspiegels, schrieb selbst eine Auslegung der großen Lehre in 10 Capiteln und auf sein Ansuchen verfaßte Kong tse das Buch über den Gehorsam (Hiao king). Dieser Commentar des Tseng tse zerfällt demnach nicht, wie Rémusat unrichtig angiebt, in eilf Capitel (Rémusat Nouveaux melanges asiatiques II. p. 106) und Tseng tse ist nicht der Verf. des Buches über den Gehorsam; er hat keinen andern Antheil daran, als daß er die Lehren seines Meisters, wie er sie ihm dictirte, niederschrieb. Auch der Commentar der großen Lehre besteht vorzüglich in Anführungen von Beweisstellen aus den heiligen Schriften, namentlich den Büchern der Chroniken und dem Liederbuche; nur einigemal spricht der Ausleger in seinem eigenen Namen.

Die große Lehre und die unmittelbare Mitte blieben bis zum eilften Jahrhundert unserer Zeitrechnnng an ihrer ursprünglichen Stelle im Sittenspiegel. Zu diesen Zeiten des Wiederauflebens der chinesischen Literatur, wo Tschin tuan, Tscheu lien ki, Tschao kang tsie, die zwey Brüder Tsching tse Tschuhi und die andern Begründer der neuen chinesischen Natur- und Religionsphilosophie *) blüheten, wurden diese beyden Abschnitte des Sittenspiegels von den Brüdern Tsching tse eigens in Steindruck, der in China schon vor der Erfindung des stereotypen Holzdruckes im Gebrauche war, herausgegeben und mit Erläuterungen versehen. Diese Erläuterungen hat Tschuhi bey seinen ausführlichen Commentaren über diese zwey Bücher benützt. Sie und die früher einzeln häufig erschienenen zwey Werke, die Gespräche des Kong tse und die des Meng tse wurden nun von ihm zu einem Ganzen vereiniget und unter dem Titel Sse Schu oder die vier Bücher herausgegeben, — ein Name, der ihnen auch in der Folgezeit bis auf den heutigen Tag unter allem Wechsel der Dynastien geblieben ist.

Die tatarischen Völker, welche im Laufe der Jahrhunderte bald ganz China, bald einzelne Kreise des Reiches erobert haben, wurden ihrerseits wiederum von der chinesischen Cultur, so bald sie in ihre Nähe kamen, unwiderstehlich angezogen. Sie richteten ihren Staat auf chinesische Weise ein; ordneten ihre Beamten in gewisse Classen, errichteten Schulen und lasen darin die Meisterwerke der chinesischen Literatur, die sie zu diesem Endzwecke in ihre Sprachen übersetzten. So die Mongolen, welche während eines großen Theiles des dreyzehnten und vierzehnten Jahrhunderts im Mittelreiche

*) Siehe meine Natur- und Religionsphilosophie der Chinesen. Nach dem Werke des chinesischen Weltweisen Tschuhi, Fürst der Wissenschaft genannt. Aus dem siebenten Bande der Zeitschrift für historische Theologie besonders abgedruckt. Leipzig 1838.

herrschen, und so lange vor ihnen die Uiguren, die Leao und Kin.

(Schluß folgt.)

Aristoteles' Staatspädagogik als Erziehungslehre für den Staat und die Einzelnen ꝛc.

(Schluß.)

Der zweyte Theil, die Zuthat des H. Kapp, giebt, wie gesagt, theils einige Erläuterungen und antiquarische Notizen über Gegenstände des Textes, z. B. über den γυμναστής und παιδοτρίβης, über die μάγαδις u. a. musikalische Instrumente; er giebt sie in der nöthigen Ausführlichkeit und Bestimmtheit, großentheils mit den Worten Anderer z. B. Wachsmuths. — Hauptsächlich aber hat er sein Absehen auf unsere Zustände gerichtet, auf den Betrieb und das Bedürfniß der Kinderzucht, des Unterrichts und der höheren Erziehung unter uns; auf diese sucht er durch Beyziehung und Vergleichung der Alten einzuwirken. — Das Vorhaben ist gut, die Aufgabe löblich, ihre Lösung wünschenswerth; allein die Ausführung entspricht meines Ermessens nicht. Der Hr. Verf. schwebt zu weit oben auf der Höhe der Zeit, als daß er eben so weit in der Tiefe des Alterthums feststehen könnte. Qui bene distinguit, bene docet; die Unterschiede, die zwischen alte und neue Zeit, zwischen Griechen und Deutsche der Gegenwart eingetreten sind, scheint sich der Hr. Verf. nicht klar und groß genug gedacht zu haben, wenigstens hat er sie nicht genug hervorgehoben. Thut man aber dieß nicht, so werden alle Beziehungen, die man findet, alle Vergleichungen und Uebertragungen statt zu berichtigen, Theorie und Praxis nur noch mehr verwirren und das Unheil größer und größer machen.

Anmerkungen, die über die grammatische Auslegung und historische Erläuterung hinausgehen, die sich an den gegebenen Gedanken anschließen, werden diesen entweder berichtigen, beschränken, erweitern, oder in seinen weiteren Folgen und Beziehungen aus einander setzen müssen. Solche Commentarien, solche ergänzende, erweiternde und weiterführende Gedanken sind keine leichte Arbeit, wiewohl der letzte Endzweck und eigentliche Gewinn aller gelehrten Studien. Daher zählt auch die ganze neuere Litteratur nur wenige dergleichen Commentarien für die Alten; doch können Machiavelli's Betrachtungen zu den ersten 10 Büchern des Livius, Garve's zu Cicero vor allen anderen genannt werden. Ins Specielle freylich wollte Hr. Kapp nicht eingehen; aber gerade das ist der Hauptfehler, daß er dieses vermeidet und sich lieber im Allgemeinen und Unbestimmten aufhält. Um ins Besondere eingehen zu können, hätte er sich der Auffassung und Betrachtungsweise seines Autors anhaltender und anhänglicher hingeben, er hätte demnächst auf all dasjenige achten müssen, was bey Rednern und Geschichtschreibern, bey Biographen und anderen Schilderern der alten griechischen Zeit und bey Moralisten ꝛc. den behandelten Gegenstand berührt. Erst nach einer solchen unbefangenen Betrachtung und Vertiefung läßt sich dann ein Blick auf dasjenige werfen, was die neueren Zeiten und die allerneuesten in diesem Bereich zeigen; auch dieses muß nicht minder scharf und treu gefaßt und erwogen werden, wenn etwas Erkleckliches herauskommen soll.

Darin eben liegt die große Schwierigkeit, gesunde Gedanken der Alten zu commentiren, d. h. in gleichem Sinn und Geist zu fassen, weiter zu führen und so in Wahrheit zu erneuern. Nur zu leicht schieben sich, wenn zwey ferne Zeitalter, Ansichten und Gedanken zusammengestellt und in Ueberlegung genommen werden, flatterhafte Bilder unter, statt wirklicher Gestalten, flackern um den befangenen Sinn und verführen als Irrlichter. Man bedenke nur, wie selten auch nur die Gedanken der großen Geister z. B. Kants von den Zeitgenossen verstanden und von den Anhängern in ersprießlicher Weise erörtert und gefördert werden. Begreiflicher Weise begegnen hier nicht geringere Schwierigkeiten sowohl von Seite des Subjectes als von Seite des Gegenstandes, als deren in die Augen fallen, wenn jemand ein treffliches Gedicht fortsetzen und in gleichem Geiste fortzudichten auf sich nimmt; macht ja selber Göthe's Achilleis keine Ausnahme. — Indessen wie schwer auch eine solche Hingebung und Versenkung sey, sie ist für jeden,

der nicht von der Natur bevorzugt und mit ureigenem Geiste ausgestattet ist, das einzige und sicherste Mittel zur eigenen Bildung, zur Zucht des Verstandes; — wenigstens Lessing hat so geurtheilt; so reichbegabt und sinnvoll er auch war, so hat er doch als Kritiker nach seinem eigenen Geständniß nur in die Poetik des Aristoteles sich mit Sinn und Verstand hineingearbeitet, und gefunden und eingesehen, daß — mutatis mutandis — die alte Theorie allgemein auch von neueren poetischen und dramatischen Productionen Recht habe. Zu diesem Behuf machte er sich aber ein angelegentliches Studium auch aus den Neueren und gerade den besten.

Hr. Kapp hat unstreitig vieles gelesen, was auf Erziehung und Staats-Pädagogik sich beziehet, aber welcherley! Da werden Namen aufgeführt, die neben Aristoteles ins Lächerliche fallen; S. LVII. lesen wir in der Note: „So haben sich offenbar alle diejenigen, welche die Jugenderziehung auch als Sache des Staates begriffen und hinstellten, der Idee, daß der ganze Staat in allen seinen Lebensäußerungen als große Erziehungsanstalt aufzufassen sey, um ein bedeutendes genähert; zu ihnen gehören: Stephani, Chr. D. Voß, K. S. Zachariä, Pölitz, Krug u. A.“ S. 103 in der Note begegnen uns Th. Heinsius und F. A. Diesterweg, und S. 116 und 121 gar auch Butte mit seinen Grundlinien der Arithmetik des menschlichen Lebens, und dessen Biotomie! Dagegen erinnere ich mich nicht Locke, Möser, Montesquieu u. a. d. A. genannt gefunden zu haben; und sie waren doch auch Staatspädagogen, haben die Wechselwirkung zwischen Erziehung und Staat philosophisch und historisch betrachtet und vielfältigst wahrgesagt ohne magnetische Clairvoyance, mit bloßem reinem Verstande. Demnach haben sie freylich da gesondert, wo obige durch einander mengen, haben Gränzen, Schranken und Maaße gesehen, die die Natur und bürgerliche Ordnung festgestellt haben, wo jene ins unbemessene überschweifen. Auch Aristoteles hat sie gesehen und nie aus den Augen verloren. Er hat bey allen seinen Rathschlägen zur Erziehung immer nur die freygebornen, unabhängigen, ja sogar reichen oder doch wohlhabenden Bürger im Auge; in ächthelleniſchem Sinne schließt er die Handwerker — als *βάναυσοι* — aus, ganz sachgemäß und verständig; vollends die Sklaven; sie können und sollen keinen Antheil an jenen höheren bürgerlichen Gütern haben; darin stimmt Aristoteles mit dem gesammten Alterthum überein, wie wohl er im übrigen der einzige war, der ihnen gewisse Menschenrechte zuerkannte; er weiß nur von einer Erziehung der activen Staatsbürger; dagegen ist unsere neuere Erziehung durchaus christlich ohne Ansehen der Person; alle Menschen ohne Unterschied der Geburt und Stände sind zu Kindern Gottes berufen. Die Unterschiede, die daraus folgen, hätten vor allem anderen recht deutlich und genau hervorgehoben werden sollen. Deßgleichen, in einer Zeit, da häufig die Jugend gereizt wird, staatsbürgerliche Rechte in Anspruch zu nehmen, da gerne behauptet wird, jeder für das Haus und den Kriegsdienst majorenne sey auch für den Staat majorenn, hätte Aristoteles Pol. III. c. 1 — 3. insbesondere verdient, commentirt zu werden: wer denn eigentlich Vollbürger sey? Der Jüngling und der Greis sind nach ihm *ἀτελεῖς πολῖται*; jener soll erst *τέλειος πολίτης* werden; dieser *ist es gewesen*; jenem ist zwar Begierde, Muth und Willenskraft von der Geburt aus mitgegeben; aber erst im Fortgang der Zeit und des Lebens gewinnt er Vorbedacht (*προαίρεσις*) und wächst an Ueberlegung und Verstand. Gar vieles anderes, was übersehen worden, ließe sich aufzählen; was daher rührt, daß der Hr. Verf. *καθόλου λέγων ἑξαπατᾷ ἑαυτόν· — πολὺ γὰρ ἄμεινον λέγουσιν οἱ ἐξαριθμοῦντες* (fährt Aristoteles fort) *καὶ κατὰ μέρος μᾶλλον ἐπισκοποῦντες*. Wer von diesem Gesichtspunct aus die hier gesammelten Rathschläge über Zucht und Unterricht liest, beherziget, der wird sich selbst den Philosophen am besten commentiren.

J. K.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. December.

Nro. 248. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Manners and Customs of the ancient Egyptians, by J. G. Wilkinson etc., *)

Zweyter Artikel.

In die Denkmale der Architektur und der bildenden Künste der Aegyptier ist ihr ganzes Wesen wie in ihre Götter verwachsen. Der Verf. hat jene in seinem reichhaltigen Werke ausführlich behandelt, und, selbst gegen seinen Vorsatz, hat er auch von den Göttern Aegyptens vorzügliche bezeichnet. Ref. glaubt daher, diese beyden Puncte, wegen ihres allgemeinen Interesse, in der Anzeige noch näher betrachten zu müssen.

I. In erster Hinsicht bestätigt Hr. Wilkinson durch seine Aeusserungen und Berichte aus eigenen Anschauungen vieler Denkmale im Lande selbst, unser früher gefaßtes, auch auf die Werke von Champollion, Rosellini, u. a. gegründetes Urtheil über den eigenthümlichen Kunstcharakter der Aegyptier, wie er sich im Ganzen und Einzelnen zusammenhängend, nach seinen äußeren Verstandes-Maaßen, in ihren subjectiven Bestimmungen von Zeit und Raum darstellt. Festgehalten in den, immer einförmig wiederkehrenden Nilvorgängen, eingeschlossen in die unveränderlichen Schranken der Casten, erblichen Beschäftigungen, Gesetze und Gebräuche, konnten sie beym Mangel an höherer Phantasie wohl die Aeußerlichkeiten trennen, vielfach verbinden, und mechanisch gestalten; aber das Bewußtseyn des lebendigen Geistes konnte nicht zu der Art der organischen Wirksamkeit in ihnen erwachen, daß sie es in rein menschlichen Anschauungen, in einer höhern Symbolik lebendiger Bewegung darzustellen vermocht hätten. Ihrer Kunst fehlt, wie ihrem Leben der geistige Ausdruck und innere Fortschritt so sehr, daß man, was auch davon bey ihnen gefunden wird, mehr wie durch Ueberlieferung und fremde Anregung hervorgebracht ansehen könnte. Sie gieng nur vom einzelnen Aeußeren und von seinen Beziehungen zu anderem Aeusseren, von local und nationell gewordenen Vorstellungen aus, von den Bewegungen ihres gegenwärtigen Lebens und von dem, nach seinem Typus gefaßten, Hinscheiden aus ihm.

Daher aus den besten Zeiten ihrer Kunst die vielen Darstellungen der einzelnen Personen und Umstände, die bis ins Kleinlichste unterschieden sind, an ihren Königen, Priestern, Künstlern, Handwerkern und ihren unbedeutendsten Verrichtungen. Ueberall das Streben zum Individuellsten, Gegenwärtigen bis zur Porträt-Aehnlichkeit. Die Absicht geht auf das Bestimmteste in Volksbeschäftigungen, im bürgerlichen und Privat-Leben, im Pflügen und Ernten, im Wässern der Felder, im Ziegelmachen, in der Weinlese und Jagd, im Fischfange u. a., wo die Kunst auch die Zahl der gefangenen Vögel, Fische u. dgl. aufzubewahren bedacht ist. Wie Remesses III. Schach gespielt habe, sieht man noch auf den Wänden seines Pallastes zu Theben. Dieses Spiel soll auch selbst auf Gemählden aus der Zeit des Osirtasen I. vorkommen.

Und gleichwie uns diese Denkmale über das ganze, öffentliche und Privat-Leben der Aegyptier belehren: eben so umständlich sieht man, das Schicksal ihrer Todten, auf den Wänden eines großen Theils ihrer Architektur, in den Pyramiden, Hypogeen u. d.; den Zug derselben in Amenthes, ihr Wägen vor dem Todtenrichter, wo der Künstler die Schwere ihrer Sünden durch die Schreiber, die fast überall alles aufzeichnen, und das Aufgezeichnete wieder vorlesen müssen, so einregistrieren läßt, wie anderswo die Schwere des zugewogenen Fabrikstoffes.

*) S. Gel. Anzeigen 1838. Nr. 166 — 170.

Wohl haben sie es durch einen eigenen architektonischen Sinn, durch mehr mathematische als organische Anschauung, in der Baukunst, im einfachen, großartigen Styl frühe sehr weit gebracht, und diese Größe lange unverändert bewahrt. Der Verf. rühmt III. 308 f. die Architektur aus der Zeit des Osirtasen: „Die Schönheit und Einfachheit der Hölen von Beni Hassen, die in ihren zierlichen Säulen an den dorischen Charakter erinnern, muß, selbst wenn man sie mitten in der Pracht der Denkmale von Remesses sieht, hoch bewundert werden.“ Doch muß man schon in der Anlage der Tempelgebäude die bindende, innere Einheit von geschlossenen Ganzen vermissen, indem sie nur Aggregate bilden, die ohne die Einheit des Planes zu stören, durch neue Anbauten immer vermehrt werden können.

In den bildenden Künsten beobachteten sie auch mehr den festen mathematischen, architektonischen als den organischen, lebendig freyen Charakter, und blieben so in ihrer Beschränkung und in den Fesseln des Vorurtheils, immer weit zurück. In den Formen der Zeichnungen und in Sculpturen, welchen nach dem Verf., jene, da sie ihnen offenbar vorher giengen, auch ihre Fehler mittheilten, (III. 318. III. 264.), konnten die Künstler keinen andern Styl haben. Ueberall sieht man bestimmte Linien, Figuren und Verhältnisse auf dieselbe Weise gezeichnet. Gleiche Umrisse, dieselben geraden Haltungen und Stellungen des Leibes und seiner Glieder, in den ältesten wie in den neuesten Zeiten, als Aegypten längst eine römische Provinz war. Nichts aus Erfahrung und Beobachtung je gebessert; keinen Versuch, die Natur nachzuahmen, oder geeignete Bewegung und Handlung in die Glieder zu bringen. Die, in den frühesten Zeiten festgesetzten Fehler wurden immer wiederholt von jedem folgenden Künstler. Die Götter mußten ja unverändert bleiben, und so ihre Kunstdarstellung.

Ohne richtige Auffassung der Theile eines Ganzen und ihrer Gruppirung konnte der Künstler nichts zum wahren Ausdrucke zusammensetzen. Jedes Gemählde besteht aus isolirten Theilen, wovon jeder für sich gefaßt ist, und die neben einander gesetzt, oder an einander gehangen, ohne Harmonie, ohne einen Gedanken an die Wirkung sind. Die Augen, die Nase u. d. übr. machen das Gesicht aus, welches immer gleich ist an dem kämpfenden wie an dem Opfernden, an dem König wie an dem Priester. Die Füsse und der Kopf werden immer von der Seite dargestellt, in diesem aber das ganze Auge wie von vorne; eben so stehen die Schultern, nie anders als von vorne, sind nie vom Profil zu sehen. Wenn sie es, was selten geschah, wagten, das Gesicht von vorne zu zeigen, ist es verfehlt. Nirgends ist ein Gemüthsausdruck sichtbar. Ihre runden Gestalten auch haben in Ruhe, anliegende Arme, die Hände auf den Knien, oder über die Brust gekreuzt; stehend, geschlossene Beine, die Waffen an die Seiten gezeichnet; in Bewegung, nur einen Fuß dem andern vorsetzend, schreiten sie steif, schwingen die Arme alle gleich nach geometrischen Linien, halten alle Glieder wie leblos.

Selbst in den Schlachtscenen an den Tempeln zu Theben, III. 267 f., so viel Vorzug auch der Verf. darin findet, bemerkt er doch dieselben Mängel des Styls. „Handlung ist darin, (sagt er) aber kein Gefühl, kein Ausdruck von Leidenschaft oder Leben in den Zügen. Es ist eine bereits fertig geformte Figur, die mechanisch zur Bewegung anders gestellt ist. Welche Stellung ihr aber immer gegeben wird, der Gesichtspunct ist der nämliche, dasselbe Profil des menschlichen Leibes mit Ausnahme der Schultern, die von vorne gesehen werden, und als ein besonderer, obschon nothwendiger Bestandtheil der ganzen Figur angehängt ist.“

(Fortsetzung folgt.)

La Tá Hio ou la grande étude, ouvrage de Khoung-Fou-Tseu (Confucius) et de son disciple Thsêng-Tseu; etc.

(Schluß.)

Die zahlreichen Uebersetzungen chinesischer Werke in's Mandschurische, welche während der jetzt herrschenden Dynastie des Giwro unternommen und ausgeführt wurden, sind hinlänglich bekannt. Die vier Bücher, die wir oben beschrieben haben, waren immerdar die ersten, mit wel-

chen die Reihe der Ueberſetzungen begann. Auch hielten es die katholiſchen Miſſionäre im ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhundert für zweckmäßig, um dem wiſſenſchaftlichen Europa einen Vorgeſchmack von der chineſiſchen Literatur zu geben, vor Allem mit der lateiniſchen Ueberſetzung dieſer vier Bücher zu beginnen.

Die erſte Ueberſetzung des großen Unterrichts ins Lateiniſche iſt von dem portugieſiſchen Jeſuiten P. Ignatius da Coſta; ſie ward von P. Prosper Intorcetta zum Drucke befördert und erſchien im Jahre 1662 zu Kien tſchang fu (27° 33′ 36″ n. Br. 0, 12′, 18″ w. L. v. Peking) mit dem chineſiſchen Texte zur Seite. Die Verſion des P. Ignatius, welche in dem bekannten von P. Couplet auf Befehl Ludwig XIV. herausgegebenen Werke, Confucius Sinarum Philosophus (Parisiis 1687. fol.) überſchrieben, und in den Amalecta vindobonensia von Neuem abgedruckt wurde, iſt wörtlich getreu, in der Art, daß die chineſiſchen Worte des Originals mit Zahlen bezeichnet ſind. Alle nicht numerirten Sätze und Wörter gehören dem modernen chineſiſchen Ausleger Schang, welchem da Coſta gefolgt war. Eine neue Ueberſetzung des Ta hio, nach der Auslegung des trefflichen Tſchu hi lieferte ſpäter P. Franciskus Noel, einer der gelehrteſten und ſcharfſinnigſten Miſſionäre des Jeſuitenordens. Sie erſchien in dem Sinensis imperii libri classici sex. Pragae 1711. 4., ein Werk, welches bekanntlich auch ins Franzöſiſche, unter dem Titel Les livres classiques de l'empire de la Chine, recueillis par le P. Noel Paris 1784. 7 Bd. 12. überſetzt wurde. Der Pater Cibot ſchrieb eine weitläufige, ungenießbare franzöſiſche Paraphraſe des Ta hio, welche in dem erſten Bande der Mémoires concernant les Chinois abgedruckt wurde. In den Horis sinicis des Dr. Morriſon und in dem Werke von David Collie (The Chinese classical work, commonly called the four books. Malacca 1828. 8.) findet man eine engliſche Ueberſetzung der erſten vier Bücher. Eine ruſſiſche Ueberſetzung lieferte der Dragoman Leontief im Jahre 1780. Bayer hat den Anfang des Textes in ſeinem Museum sinicum abdrucken laſſen und Marſhman das vollſtändige Werk als Anhang zu ſeiner Clavis sinica. Den bloßen Text ohne Ueberſetzung ließ der Abbé Dufayel in Kupferplatten ſtechen und der vor Kurzem geſtorbene ruſſiſche Staatsrath Schilling von Kanſtadt hat ihn vermittelſt der Lithographie herausgegeben. Auch Endlicher in Wien hatte vor einigen Jahren im Sinne, den chineſiſchen Text mit einer wortgetreuen lateiniſchen Ueberſetzung zur Seite von Neuem abdrucken zu laſſen, und es waren bereits alle hiezu nothwendigen Charaktere in Holz geſchnitten. Man erſieht aus dieſen einleitenden bibliographiſchen Bemerkungen, daß das Ta hio zu den chineſiſchen Büchern gehört, welche ſchon vielfach und dieß von den gelehrteſten Sinologen bearbeitet, überſetzt und ſowohl im Originale wie in der Ueberſetzung herausgegeben wurden.

Herr Pauthier macht es ſich bey ſeiner neuen lateiniſchen und franzöſiſchen Ueberſetzung zur Pflicht, bloß den chineſiſchen Auslegern und namentlich dem Tſchu hi zu folgen. Zu dieſem Endzwecke ward auch der Commentar dieſes Fürſten der Wiſſenſchaft, wie ſchon Noel gethan, und die Gloſſen mehrerer anderen Ausleger ebenfalls übertragen. Wir fürchten nur, daß auf dieſe Weiſe der europäiſche Leſer, theils manches Unbedeutende, theils ganz Ueberflüſſiges erhalten hat. Man bedenke doch einmal bey der Herausgabe orientaliſcher Werke, für wen man eigentlich arbeitet; man bedenke, daß es nicht darauf ankommt, zu zeigen, daß man ſelbſt dieß oder jenes wiſſe, ſondern daß, wenn man nicht abſichtlich Zeit und Mühe verſchwenden will, die Wiſſenſchaft durch unſere Studien auf eine oder die andere Weiſe gefördert werden ſollte. Wir haben oben bemerkt, daß die Erklärungen des Tſeng tſe über den großen Unterricht ſeines Meiſters größtentheils in Anführungen aus den klaſſiſchen Büchern beſtehen. So enthält das erſte Capitel dieſer Erklärung bloß drey Parallelſtellen zu dem Satze des Textes Ming ming te, zu verherrlichen die leuchtende Tugend, aus den Büchern der Chroniken (Schu king). Anſtatt dieſes bloß mit wenigen Worten anzuzeigen und auf den Schu king ſelbſt hinzuweiſen, wo man die hier abgebrochenen Sätze im Zuſammenhange nachleſen kann, finden wir bey Pauthier nach den Anmerknngen die Tſchu hi: Le Khâng-kâo, Avertissement donné à Khâng est un livre de la dynastie des Tcheou; le Tâï-kia est un livre de la dynastie des

Chang; le Ti tièn est le Yao-tièn, ou Livre de l'Empereur Yù (surnommé Yao). Was hat der europäische Leser hieraus gelernt? Weiß er wohl jetzt, daß der eine Abschnitt der Bücher der Chroniken davon seinen Namen hat, weil hierin Wu wang seinem jüngern Bruder Kang Lehren ertheilt, daß Tai kia der Name ist des Enkels von Tsching tang u. s. w. Auch sieht man nicht ein, warum die einfachen, für sich, so leicht verständlichen Worte des chinesischen Textes in der französischen Uebersetzung so weitläufig umschrieben und dadurch ganz ungenießbar gemacht wurden. Warum nicht ganz einfach:

In der Ermahnung an Kang heißt es:
Er war im Stande, zu verherrlichen die Tugend.
In dem Tai kia heißt es:
Er blickte auf den leuchtenden Auftrag des Himmels.
In dem Buche über den Fürsten heißt es:
Er war im Stande zu verherrlichen die große Tugend.

Wir schließen unsere Anzeige dieser neuen, im Ganzen höchst verdienstlichen Ausgabe des Ta hio mit einer vor mehreren Jahren verfaßten (Göttingische gelehrte Anzeigen, Jahrgang 1829 II. 1687) und jetzt durchaus verbesserten Uebersetzung des großen Unterrichtes, die obgleich wörtlich, doch wie wir wenigstens hoffen, auch für den gewöhnlichen Leser genießbar ist. Der Text des Kong tse ist uns Europäern verständlich genug. Wir können der Citate des Tseng tse und der weitläufigen Commentare des Tschu hi und seiner Nachfolger füglich entbehren.

„Die Norm des großen Unterrichts besteht in der Verherrlichung der leuchtenden Tugend; sie besteht in der Erneuerung des Volks; sie besteht in der Beharrlichkeit des vollkommenen Guten.

Von Beharrlichkeit durchdrungen folgt Sicherheit; durch Sicherheit wird Ruhe möglich; Ruhe erzeugt Festigkeit, Festigkeit Besonnenheit, und durch Besonnenheit erreicht man sein Ziel.

Dinge haben ein Beginnen und ein Aufhören; Handlungen haben ein Ende und einen Anfang; der dieß Erkennende, das Erste und das Letzte, nähert sich der Lehre.

Wünschten die Alten die leuchtende Tugend zu verherrlichen im ganzen Lande, begannen sie mit der guten Regierung ihrer Lehensherrschaft; wünschten sie ihre Lehensherrschaft gut zu ergieren, begannen sie mit der Ordnung ihres Hauses; wünschten sie ihr Haus zu ordnen, begannen sie mit der eigenen Bildung; wünschten sie sich selbst zu bilden, begannen sie mit der Vervollkommnung ihres Herzens; wünschten sie ihr Herz zu vervollkommen, begannen sie mit der Reinigung ihres Willens; wünschten sie ihren Willen zu reinigen, begannen sie mit der vollkommenen Ausbildung ihrer Erkenntnißkraft, — die vollkommene Ausbildung der Erkenntnißkraft besteht aber in der Erforschung der Dinge.

Auf die Erforschung der Dinge folgt die vollkommene Ausbildung der Erkenntnißkraft; auf die vollkommene Ausbildung der Erkenntnißkraft die Reinigung des Willens; auf die Reinigung des Willens die Vervollkommnung des Herzens; auf die Vervollkommnung des Herzens die eigene Bildung; auf die eigene Bildung die Ordnung des Hauses; auf die Ordnung des Hauses die gute Regierung der Lehnsherrschaft; auf die gute Regierung der Lehnsherrschaft die Ruhe im ganzen Lande.

Von dem Himmelssohne bis zum gemeinen Volke ist dieß das Einzige für Alle, die Wurzel, aus welcher die eigene Bildung entsteht.

Daß die Wurzel in Unordnung, die Zweige aber in Ordnung seyen, findet nicht Statt.

Das Wichtige geringe, und das Geringe *wichtig* zu achten, das geht nicht an."

Den schönen, von den Chinesen außerordentlich bewunderten Parallelismus, der sich durch dieses ganze Büchlein durchzieht, in irgend einer andern europäischen oder asiatischen Sprache dem Original ganz entsprechend wieder zu geben, ist durchaus unmöglich. Welche andere Sprache, als die chinesische giebt wohl die Freyheit, ein und dasselbe Wort bald als Verbum, bald als Substantivum, bald als Adjectivum und bald als Adverbium oder Conjunction zu gebrauchen?

C. F. Neumann.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. December.

Nro. 249. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Manners and Customs of the ancient Egyptians, by J. G. Wilkinson etc., *)

Zweyter Artikel.

(Fortsetzung.)

Sie hatten (III. 314) keinen Begriff von Perspectiv weder in den Figuren, noch in der Darstellung der leblosen Gegenstände; die auf derselben Ebene sich befinden, werden, statt hinter einander, an der senkrechten Wand über einander gestellt. Ueberall ist gleiche Nebeneinandersetzung, juxtaposition der Theile, ohne Verkürzung, ohne Schatten, mit Auslassung der dem Blicke entfernteren Theile. Unterschieden wurden die Figuren nur durch relative Größe, Farbe, Kleidung, Kopfputz, Attribute. Die Hauptfigur ist immer colossal gegen die übrigen.

Sonderbare Anstandesregeln beobachteten die Zeichnenden nach III. 313. in der Gruppirung der Figuren, die sich wohl nur bey den Aegyptiern und Chinesen finden sollen. Z. B. der Gegenstand einer Zeichnung, die der Verf. in seiner materia hieroglyphica mitgetheilt hat, stellt Amunra, den Gott von Theben dar, sitzend auf seinem Thron, das Lebensemblem Remesses dem Großen reichend, der vor ihm steht, und wobey noch andere Götter sich befinden. Da der Gott als die Hauptfigur betrachtet wird, so wird jedes Mittel angewendet, das Davorkommen eines andern Gegenstandes zu verhüten, der seinen Umriß bergen oder unterbrechen könnte: „Der Schenkel des Königs ist daher, obschon er in der That vor seinem Fuß stehen sollte, hinter denselben gesetzt; da aber der Fuß des Thrones nicht so wichtig ist, als der Schenkel des Königs, so ist dieser in einer ununterbrochenen Linie bis zum untersten Theil des Gemähldes fortgesetzt. Dasselbe ist an seiner Hand beobachtet, welche da sie ein Gegenstand von größerer Wichtigkeit ist, als der Hintertheil der Gottheit, in der Darstellung keine Unterbrechung leidet.“

Dieselben Mängel sieht man an ihren, obschon sonst viel besseren Thierformen (III. 263. f.). Dieselbe Zusammensetzung der Glieder, dieselbe herrschende, ursprüngliche Profildarstellung wie bey den menschlichen Figuren. Doch ist mehr Wahrheit und Leben in ihren Thieren, wo im Mangel des menschlichen Ausdrucks um so mehr Ahnung geheimer Kräfte wirkt. Besonders soll in der Antelope, und in den wilden Thieren, die in den Jagdscenen auf den Gräbern zu Theben vorkommen, eine eigene Geschicklichkeit des Künstlers sichtbar seyn.

Das, oft große, allgemeine Lob, welches Hr. W. verschiedenen Werken der ägyptischen bildenden Künste giebt, scheint wohl hie und da erhöht durch den Gesammteindruck der grandiosen architektonischen Monumente, bey dem lebhaften Farbenschmuck der einzelnen Theile, und bey der Seltsamkeit der Figuren, auf den schauenden Fremden. Gewiß ist es immer nur unter den, von ihm selbst angegebenen Beschränkungen zu verstehen.

III. S. 285 nimmt er vier Stufen der Fortschritte der Sculptur und Mahlerey, ihres sonst wenig veränderten Styles ungeachtet, in den Zeiten vor Remesses dem Großen an, nämlich: 1. die Epoche des Sophis, 2. die des Osirtasen, 3. die des ersten Zeit der XVIII. Dynastie, und 4. die des Osirei und Remesses des Großen. Denn die Mahlereyen zu Beni Hassan werden nach III. 277 weit übertroffen von denen aus dem Zeitalter des Remesses oder der früheren Zeit der XVIII. Dynastie. Aber der Styl der Hieroglyphen an

einigen Monumenten aus der Zeit des Osirtasen, wie am Obelisken zu Heliopolis beweist, daß in dieser entfernten Zeit die Sculptur schon weit fortgeschritten war.

Vor der Zeit des Osirtasen 1740 vor Chr. sind wenige Mahlereyen und Sculpturen übrig.

Die Gräber in der Nähe der Pyramiden waren die Begräbnißplätze von mehreren Königen, die in der Zeit des Sophis aus der IV. Dynastie (des Cheops der Griechen) und seiner unmittelbaren Nachfolger lebten, sind demnach 2090 und 2050 vor Chr. G. zu setzen. III. 278 ff. Die Sculpturen und Mahlereyen hier sind (nach III. 285) von geringerem Werth als die der XVIII. Dynastie. Dieser größere und geringere Werth selbst ist jedoch immer nur innerhalb des genannten, ägyptischen, bildenden Kunstcharakters überhaupt zu verstehen, der nie überschritten ward.

Demnach lassen sich die Epochen der bildenden Künste, die in Verbindung mit der Architektur (nach III. 276. 277. 286.) ihre höchste Blüthezeit unter der XVIII. Dynastie und ihr Hauptgebiet in Theben hatten, fast nur nach dem Gelingen ihrer verschiedenen äußeren technischen Arten eintheilen, wie z. B. das Bas-relief, (nach III. 303. 264.) die älteste Sculptur, von welcher der Verf. sagt: „Es war in der That eine Gemählde-Darstellung in Stein, welches offenbar der Character aller Bas-reliefs auf ägyptischen Monumenten ist, und die mangelhafte Anordnung ihrer Figuren hinreichend erklärt.“ Dieselbe wurde aber an großen Monumenten in Intaglio relievato (bas-reliefs en creux) verwandelt, wo die Gestalten in einer eingehauenen Vertiefung eingegraben sich erheben, und dieses Intaglio wurde wieder modificirt. Vrgl. S. 325 oben.

Der Verf. sagt außerdem nur noch im allgemeinen (III. 305. 287 ff.): Nach der Regierung Remesses III. scheinen die Künste keine große Aufmunterung mehr erhalten zu haben. Zwischen seinem Tod und dem Anfange der XXVI. Dynastie wurden schwache Versuche gemacht. Die Gegenstände waren meist religiöser Art, in which no display of talent is shown. Dasselbe soll auch von den Denkmalen der Siege des Sesonchis der XXII. Dynastie zu Karnak gelten, die nichts von der lebendigeren Kraft der früheren Zeiten weder im Styl noch in der Behandlungsart zeigen.

Es ist aber nach dem Vrf. oft schwer, ein richtiges Urtheil zu fällen über die ägyptische Sculptur, über ihr Alter und ihren relativen Werth (III. 307). Im Allgemeinen sollen die ältern Sculpturen in Zeichnung und Ausarbeitung einen Vorzug vor den spätern haben. III. 276. Nach dem Aufkommen der XXVI. Dynastie hat man wohl die, nach Remesses III. der XVIII. Dynastie vernachläßigte Kunst wieder zu beleben versucht. III. 305. Die Stadt von Sais wurde unter der XXVI. Dynastie geziert, die Tempel von Memphis und auch die von Theben erhielten Zusätze. — Aber so viel Lob auch die Werke dieser Zeit in mancher Hinsicht verdienen mögen, in der Größe der Fassung und in der Kühnheit der Ausführung bleiben sie hinter den Sculpturen des Osirei und Remesses II. weit zurück. III. 306. In äusseren Schranken befangen und bey dem Mangel einer lebendigeren geistigen Bewegung, konnten sie nicht weiter fortschreiten, mußten vielmehr ohne besondere äußere Antriebe endlich unter dem hinzukommenden störenden Einfluß der Fremden unterliegen.

Der Einfall des Cambyses in Aegypten drückte die bildenden Künste noch tiefer herab (III. 307), und die Aufmunterung der Ptolemäer konnte sie nicht wieder erheben. Die Sculpturen der Ptolemäischen Zeit sind roh und schwer (coarse and heavy) ohne Anmuth und Geist, in den, ohnedieß noch die Kunst fesselnden, vorgeschriebenen ägyptischen Formen, ganz ohne den Charakter der ägyptischen Schulen, und doch auch ohne allen Antheil am Griechischen, wovon die Aegyptier, die keinen Sinn dafür hatten, nichts borgten. Die Sculpturen unter den Cäsaren wurden noch schlechter. Aber vor den Werken der bildenden Künste der Aegyptier haben ihre Monumente der Architektur einen großen und doch fast eben so dauernden Werth in der Ptolemäischen und Römischen Epoche von den ältesten Zeiten her. — Die Dächer von einigen Grotten von Beni Hassan sind nach einer III. 309 beygedruckten Zeichnung, in ein kleines Kreissegment gehauen, einen Bogen darzustellen, der nach

dem Verf. wahrscheinlich schon so frühe bekannt war. Der Verf. vermuthet III. 316, daß es gewölbte Gebäude von Backsteinen schon 1700 Jahre vor Chr. G. unter der Regierung des Osirtasen gegeben habe, und sagt (III. 318): Wenn er auch nicht darauf bestehen wolle, daß die Gemächer in den Pyramiden zu Memphis gewölbt gewesen seyen, demnach die Erfindung der Wölbung 700 Jahre vor Amunoph, d. i. 2020 Jahre vor Chr. G. zu setzen wäre; so könne er sich gegenwärtig mit der Thatsache begnügen, daß diese Bauart schon vor 3370 Jahren allgemein gebraucht worden, und freue sich zu verkünden, daß der Name: Amunoph auf Anwurf von Stucco erhalten sey, der das Innere eines gewölbten Grabes zu Theben bekleidet, to silence the incredulity of a Sceptic.

Von der, die Wölbung bloß vertretenden Bauart an seinem Grabmal zu Theben (III. 320 ff.) von 1500 Jahre vor Chr. könne man gegen den, viel früher gebräuchlichen, wirklichen Wölbungsbaustyl an Tempeln keine Einwendung machen. H. W. beschreibt jene eben so, wie Tod in seiner History of Rajasthan I. 697. (vrgl. die Gel. Anzeigen 1836 Nr. 126. S. 1031.) eine Wölbung zu Nadole, wo auch die Ecken der horizontal über einander vorragend gelegten Steinblöcke, die oben zusammenragen, abgerundet sind. Eine ähnliche alte Bauart bestand auch an griechischen Schatzhäusern z. B. an dem Mykenäischen und and. zum Unterschiede von dem Tempelbaustyl, und wohl mit, nicht überall vor diesem. — Das älteste Steingewölbe setzt der Verf. als außer Zweifel in die Zeit des Psammetich.

Ref. muß hier übergehen, was uns H. W. Merkwürdiges von den Monumenten bekannt macht, auch über das Glasblasen schon zur Zeit des Osirtasen I. nach Gemählden von Beni Hassan, III. 88. ff. vom Färben des Glases und Porcellans, das ohne vorzügliche Kenntniß der Chemie und Metalloxidation nicht möglich war; ferner von der fortschaffenden Mechanik der Aegyptier III. 331. ff.; von ihrer Erfindung der Kunst ungeheuere Steinmassen zu regieren und aufzurichten, von ihrer frühen Erfindung der Blasbälge und Heber 1450 vor Chr. (III. 338. 340. ff.) u. a. m.

II. An den Göttern Aegyptens beweist sich, daß der Grund von dem, was die bildenden Künste der Aegyptier, die Sculptur und Mahlerey zur Darstellung der Wahrheit des Lebens nicht kommen ließ, in derselben Hemmung lag, die von ihnen das höhere Bewußtseyn des lebendigen Geistes überhaupt in seiner freyeren Entwicklung abschloß. Diese geistige Schranke drückt sich im Ganzen und im Einzelnen ihrer Götter wie in den Bildern derselben aus. Sie blieben fast nur auf der Stufe der Verehrung des Göttlichen in den Erscheinungen und Gegenständen der Natur, an welchen sie äußere Bewegung, Einfluß und Wirksamkeit auf sich, wie an den Gestirnen, Elementen, nochmehr aber wie an den lebendigen Thieren wahrnahmen. Schon von Kächos, dem zweyten König der II. Dynastie (nach Manethon) soll die Verehrung der hl. Thiere selbst gesetzlich eingeführt worden seyn, die des Stiers, Apis zu Memphis, des Mnevis in Heliopolis, die des Mendesischen Bocks u. a. Diese Einführung läßt sich aber ohne den entsprechenden Charakter und die, schon herrschende gleiche Stimmung im Volke selbst nicht denken. — Darin liegt auch der Grund ihrer seltsamen Combinationen der Theile verschiedener Thierarten unter einander und mit Theilen des menschlichen Körpers. In ganz menschlicher Figur wenn die Aegyptier die Götter darstellten, konnten sie diese, doch immer auf dieselbe Weise geformten, von der Gestalt ihrer Könige nur sehr unvollkommen unterscheiden, durch meist unsichere Attribute und zweydeutige Symbole. Wohl werden manche ihrer Götter in hoher Stufe beschrieben; aber mehr von Schriftstellern, die Fremdes einmischten, als auf Monumenten so dargestellt. Nach den hieroglyphischen Angaben haben sie theils ein mehr örtliches oder ein anderes äußeres Verhältniß, wo sie als Götter in der oberen und unteren Region, oder in Ober- und Unterägypten, oder über und unter der Erde, oder in der Ober- und Unterwelt (in Amenthes), oder nur als Localgötter, Götter von Theben, von Memphis, von Ombos u. d. vorkommen; theils haben sie auf den Monumenten andere sehr vage, allgemeine Bezeichnungen, die, wenn sie auch nationell und local geformt sind, den Aegyptiern doch nicht ausschließlich oder ursprünglich angehören. *) — Sind solche Ueberliefe-

*) Wie sie bestimmtere Bedeutung und zusammen-

rungen von Begabteren des eigenen oder eines fremden Landes in den älteſten Zeiten hieher gekommen?

Der tiefer in die Völkerkunde Eingedrungene, wenn er auch des Indiſchen kundig ſeyn ſollte, das ſo deutlich ausgebreitet vor uns liegt, kann darin wohl die Merkmale indiſcher oder, wenn man will, allgemeinerer, alter Völker Ideen erkennen, die in den Aegyptiern weniger zum deutlichen Bewußtſeyn ihres lebendigen mythiſchen Zuſammenhanges gekommen ſcheinen.

Ich nenne hier nur einige, — zwey der ägyptiſchen Mythologie, den an ihrem Anfange ſtehenden Chnuphis (Hnub) und Thoth I., der ihren Schluß macht. Ihren erſten, ſo fern höchſten Gott Hnub (Kneph), den nach Plutarch de Iside die Einwohner von Thebais als den verehrten, der ohne Anfang und Ende iſt, *) und den Horapollo I. 64. πνεῦμα Geiſt nennt, ſtellen die Aegyptier unter dem Symbol der Schlange dar als allmächtigen Weltgeiſt. *Παντοκράτορα δὲ ἐκ τῆς τοῦ ζώου τελειώσεως σημαίνουσι, πάλιν τὸν ὁλόκληρον ὄφιν ζωγραφοῦντες· οὗτος παρ' αὐτοῖς τοῦ παντὸς κόσμου τὸ διῆκόν ἐστι πνεῦμα.* So kommt Hnub auf Monumenten ſehr oft in der Geſtalt der Schlange vor, beſonders auch auf einem Schiffe von der Schlange umgeben.

Wir kennen die ausgebildete, alte indiſche Schlangenmythologie, in der die Mutter der Schlangen, Kadru die Gemahlin des Kas'japa, des Vaters der Götter iſt; den, beſonders im Nordoſten Indiens herrſchenden Schlangencultus, der nach der alten Geſchichte Kas'mīras in dieſem Lande der früheſte war; den überall in Indien mit Schlangen geſchmückten, großen Gott Mahādāwa, dieſen mächtigen Herrn, Mahaeſ'vara, deſſen Cultus in Indien der älteſte und verbreitetſte iſt; das Verhältniß zu ſeiner Gemahlin, mit dem das des Hnub zu Neith wohl verglichen werden kann. Auch brachte Hnub, die, mit ihm urſprünglich vereinte, Neith als (Arddhanārīſa) ihr Herr und auch das Weltey und daraus den doppeltgeſchlechtigen Phtah hervor (vrgl. Manu I. 8 ff. 32 ff.), wodurch die Aehnlichkeit des mit Brahmā vereinten Virāt (Siva) noch beſtimmter wird.

Der höchſte der ägyptiſchen Götter aber, der letzte, der den erſten, von dem er entſtanden iſt, geiſtig in ſich ſchließt, iſt nach allem Thoth, (der erſte Thoth, der vom zweyten Thoth wohl zu unterſcheiden). Er iſt den Griechen Hermes Trismegiſtos, *πατὴρ πάντων καὶ καθηγητής*, und wird vom Demiurg (dem Hnub) genannt *ὦ ψυχῆς ἐμῆς ψυχή* und *νοῦς ἱερὸς ἐμοῦ νοῦ* und *πάντα νοῶν*. Als ſein Symbol ſehen die Aegyptier den Sperber (*ἱέρακα* accipitrem) an, den er ſtatt des Hauptes trägt, *) und durch den ſie auch verwandte Begriffe des Geiſtes andeuten. Sie ſtellen ihn am häufigſten an Monumenten, an dem anſehnlichſten Theile aller hl. und öffentlichen Gebäude durch die Sperberbeflügelung des, von zwey Schlangen umgebenen Discus dar. Thoth wird auch durch den dreyfachen Sperber angedeutet. Horapollo bezeichnet das Symbol mit den Worten: (Horapoll. I. 6.): *Θεὸν βουλόμενοι σημῆναι — ἱέρακα ζωγραφοῦσι· θεὸν μὲν, διὰ τὸ πολύγονον εἶναι τὸ ζῶον, καὶ πολυχρόνιον· ἔτι γε μὴν, ἐπεὶ καὶ δοκεῖ εἴδωλον ἡλίου ὑπάρχειν.*

Merkwürdig könnte man bey den Worten Champollions, Gram. aegypt. 194: Le Dieu Thot qui reside dans la barque saint, finden die von Diodor. I. c. 87. angeführte Sage: In alter Zeit habe ein Sperber ein Buch nach Theben gebracht, worin die Vorſchriften zur Verehrung der Götter enthalten waren. Deßwegen trugen die hl. Schreiber die Feder dieſes Vogels auf dem Haupte.

hängenden, theogoniſchen Sinn in dem Indiſchen haben, wozu ſie Verwandtſchaft zeigen, wird Ref. anderswo unterſuchen.

*) Nach einer Prieſterſage rühmt er: *τοὺς Θηβαΐδα κατοικοῦντας, ὡς θνητὸν θεὸν οὐδένα νομίζοντας, ἀλλὰ ὃν καλοῦσιν αὐτοὶ Κνήφ, ἀγένητον ὄντα καὶ ἀθάνατον.* De Iside Cap. XXI.

*) Die Statue, eine männliche Geſtalt mit dem Sperberkopf im ägyptiſchen Saale der Kliptothek Sr. Majeſtät des Königs Nr. 13. nimmt auch unſer gelehrte Archäolog, Hr. Hofr. Schorn in ſeiner Beſchreibung derſelben als ein Bild dieſes Thoth an, indem er darin ein altägyptiſches Werk von ausgezeichneter Schönheit, den ächten Typus der ägyptiſchen Sculptur erkennt.

(Schluß folgt).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. December.

Nro. 250. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Manners and Customs of the ancient Egyptians, by J. G. Wilkinson etc., *)

(Schluß.)

Zu vergleichen ist damit Horapoll. L. I. c. 7. Ἔτι γε μὴν καὶ ἀντὶ ψυχῆς ὁ ἱέραξ τάσσεται, ἐκ τῆς τοῦ ὀνόματος ἑρμηνείας. — ὁ ἱέραξ = βαιὴϑ, und dieß bedeutet ψυχὴν ἐγκαρδίαν. Vrgl. मनस् manas Verstand, Gemüth, Seele und हृदय hridaja das Herz, आत्मन् ātman Geist u. a. — Die Aehnlichkeit des Verhältnisses, in welchem bey den Aegyptiern Thoth zu Hnub steht, mit dem, in welchen Vishn'u (mit seinem Reitzeug, Garud'a, dem Herrn der Vögel गरुड खगेश्वर genannt), zu Siva bey den Hindu, liegt nahe, kann jedoch hier bloß angedeutet werden. Wenn ihn Champollion Panth. Eg. N. 15. b. 15. c. mit dem indischen Brahma vergleicht, so scheint er uns denselben nicht richtig gefaßt zu haben. Was an dem zusammengesetzten Symbol angedeutet wird, ist die Einheit des Hnub mit Thoth selbst personificirt, gleich der des Siva und Vishn'u, (Harihara). Man bemerkt, daß auch hier die Aegyptier, ihrem Charakter nach, den Vogel ihres Gottes genau so, wie sie ihn sahen, nahmen, die Hindu aber den Garuda ihres Vishnu vielmehr wie ihn ihre Phantasie idealisch darstellte.

Unter den Göttern der indischen Mythologie, welche von den Aegyptiern in historische Götter, Dynastieen, verwandelt worden sind, kommen nach der alten Chronik beyde, Hnub und Thoth (Kneph und Hermes) nicht als solche Zeitgötter, regierende Könige, vor. Nach dieser Urkunde, womit auch Andere einstimmen (z. B. Diodor I. 13), wird vielmehr selbst dem Hephästos (Phtah) keine endliche Zeit gegeben, und dem Sohne desselben, Helios (Ra) eine ungemessene Zeit; dann wird Kronos regierend genannt, auf den die übrigen 12 Götter und Halbgötter folgen. Unter dem Agathodämon, der, unter diesen Namen, als dritter König (nach Hephästos und Helios) angeführt wird, versteht man, gewiß mit Unrecht, Hnub. Die übrigen 12 Götter, welche auf Kronos folgen, könnten wohl noch mit Sicherheit bestimmt werden; kaum wird man aber für einen derselben Thoth, den ersten, setzen können.

Selbst Amenthes der Aegyptier ist ganz das Todtenreich der Hindu, das jene nur nach ihrer Weise ausgebildet haben. Der Todtenrichter im Amenthes ist gleich dem indischen Jama यम, dem Sohne des Sürja (der Sonne), der seinen Sitz in der Unterwelt Naraka hat, wo er Gericht über die Abgeschiedenen hält, und sie nach Verdienst in Svarga oder in Naraka schickt. Denn er ist selbst धर्म्म Dharma, die Gerechtigkeit, das Gesetz in Person, धर्म्मराज Dharmarādsha der König der Gerechtigkeit u. d. m. Wenn Amenthes die abgeschiedenen Seelen empfängt und nach Verdienst weiter schickt; so entspricht eben diese Erklärung von Amenthes im Wesen der indischen Idee der Seelenwanderung. Vrgl. Rosellini Monumenti III. 476 ff. und Monum. illustr. M. C. N. CXXXV. Nur ist das kleinlich Umständliche dieser Vorgänge bey den Aegyptiern ganz im ägyptischen, äußeren Sinn gefaßt.

Ref. erlaubte sich hier diese weitläufigere Andeutung, um den alten ägyptischen Volkscharakter in dem allgemeineren, größeren Ganzen der Ent-

wicklungsgeschichte des menschlichen Geistes, als Glied an seiner Stelle, zur leichteren historisch-richtigen Fassung zu bezeichnen, nicht um die ägyptische Individualität einzuhüllen, sondern sie mehr hervorheben, und bestimmter unterscheiden zu können. Wie sich dazu weiter verhalte die angedeutete Beziehung der Mythologieen beyder sonst so verschiedenen Völker der Aegyptier und Hindu, wie das, was schon von anderen z. B. dem Hrn. Prof. v. Bohlen, J. C. Prichard u. a., Aehnliches angeführt, theils vom Ref. berührt, oder ferner in den hieroglyphischen Entdeckungen Verwandtes gefunden ist, nicht nur in Sachen und Personen, sondern selbst in ägyptischen Götternamen, wie Hhonsu, Atmu (oder Tmu) Ra, Somi, Seo, Haroeris, Sati, Hnub, u. a. welche an हंस, आत्मन् (im alten Vaeda-Dialect auch (त्मन्) राज्, रवि, सोम, शिव, हर, सती, हुवन् u. a. erinnern, davon anderswo. Aber einige Aeußerungen des Verf., welchen Ref., obschon sie mit denen Champollions u. a. übereinkommen, nicht beystimmen kann, mögen hier kurz erwägt werden.

Der Verf. sieht an mehreren Monumenten, eine ägyptische göttliche Trias, deren Idee bey den Griechen vergeblich gesucht wird, wenn auch in einigen Aeusserungen und Bildwerken derselben wirkliche Spuren davon angenommen würden.

III. S. 287 ff. beschreibt Hr. W. die Gemählde des Pallast-Tempels von Remesses III. in Medinet Habu; und nennt auf demselben S. 289 Amunre, Mant and Khonso, the Theban triad, welcher jener nach S. 296 opfert. Schon in seinem Werke: General view of Egypt. hat er mehrerer ägyptischen Triaden erwähnt, z. B. S. 445 soll die genannte thebanische auch in Heliopolis vorkommen. S. 495. 471. Kneph, Sate und Anuke die Trias der Cataraкten, S. 466. 488. Osiris, Isis und Horus, die Trias von Philä; S. 497 die theban. Trias in Abusimbel. S. 488. Phtah, Athor und Anuke, in Nubiens Tempeln.

Auch Champollion hat die Trias mehrmalen in Aegypten gefunden, z. B. die thebanische nach seiner Grammaire Egypt. I. 208, eine andere im großen Tempel von Ombos, nämlich Haroeri Vater, Tesonusré Mutter, Phebkho Sohn, nach Pantheon Egypt. N. 40., in demselben Tempel Sevek Ra, Hathor, Chons-har, nach Panth. Egypt. 17 c., wo er auch noch andere Triaden nennt.

Aber was soll man sich bey diesen verschiedenen Triaden denken? Welchen ägyptischen hieroglyphischen Namen giebt es dafür? Welche innere, höhere, Beziehung soll in ihren Gliedern Statt haben? Die des indischen Trimürtti? — Gewiß nicht die der christlichen Trinitas! — Keine von beyden ist schon da, wo immer Vater, Mutter und Sohn ist; auch nicht da, wo nur überhaupt: Gut und Bös und beyder Ausgleichung; Osiris, Typhon und Arueris, mit diesen Isis, Nephthis und Bubastis ist. — Es scheint durchaus nicht, daß man einen deutlichen Begriff mit der ägyptischen Trias verbunden habe. Woraus aber können die, welche die Idee der Trias überhaupt wirklich besitzen, folgern, daß die Aegyptier sie hatten, bey denen die Verstandes Reflexion alles beherrscht zu haben scheint. Wohl äußerlich konnten sie sich eine Trias, wie den Sohn vom Vater durch die Mutter entstanden denken, so sagt der Verf. im Gen. View. of Egypt. 406 vom Harpokrates, dem Sohne der Hathor: The third member of the Triad, who proceed from the first by the second. Aber durch diesen Verhältniß-Reflex, er mag sinnlich abstract oder im bloßen Gedanken abstract genommen werden, ist die hohe Idee der inneren Selbstbestimmung des lebendigen persönlichen Geistes noch lange nicht erfaßt. — Kaum nimmt dieß der Verf. an, etwa weil der Gedanke dieser Trias eine, in den ältesten Zeiten bey den Völkern überhaupt allgemein verbreitete Lehre gewesen sey, mit J. C. Prichard (in seiner Analysis of the Eg. Mythol. 244 f.) voraussetzend, was nur im Verlaufe der Weltalter, in der weit höheren Entwicklung und Ausbildung des Bewußtseyns der Völker sich so erheben konnte. — Dem Ref. scheint, daß solche Ideen, die im Aegyptischen keinen deutlichern kennbaren Grund haben, und deren Hineintragen in dasselbe nur zur Entstellung und Verwirrung führen muß, am so ungehörigen Orte, in den davon so verschiedenen Sphären, lieber gar nicht berührt werden sollten.

Mit dem indiſchen Trimûrtti verhält es ſich ganz anders. Er wird in verſchiedenen alten indiſchen Schriften, in mehreren Theilen der Vêden, in Manu u. a. und in ſteinernen Denkmalen als Dreyleib oder als der Zwey in ſich verbindende Eine dargeſtellt, aber nicht immer auf dieſelbe Weiſe, noch in der gleichen Bedeutung; bald als Brahma, Siva und Viſhnu; dann als der dreyfache Siva, nämlich nach der Trennung in Mann und Weib als Siva, Durga und Sambhu, oder Ardhanârîſa; ferner als Siva, Viſhnu und Harihara oder Jogâſa u. d. immer als der, welcher die Geſchiedenen in einer geiſtigen Macht zur Innigkeit bringt. Dieſe Ideen, wenn ſie auch zu den Aegyptiern gekommen waren, würden vielleicht nur von Wenigen gefaßt, nur ausnahmsweiſe als Geheimniß bewahrt, außerdem etwa mehr in bloß äußerlichen Typen genommen worden ſeyn.

Nach Herodot II. 146. waren Pan, Herakles und Dionyſos, in dieſer Folge, drey Hauptgötter der Aegyptier, in denen man noch Spuren des indiſchen Trimûrtti finden könnte, die aber von den Griechen in Charakter und Ordnung nicht weniger verwirrt erſcheinen, als die Trias überhaupt bey den Aegyptiern ſelbſt war.

Aus allem ſehen wir, daß in der indiſchen Mythologie, wie ſie ſich aus der productiven Phantaſie der Hindu erhob, und ausbildete, ſich wohl überhaupt die ägyptiſche Mythologie auf ihre Weiſe formen konnte; aber aus dieſer, für ſich gefaßt, der Urſprung der indiſchen nicht begriffen werden könne, ſo wenig als das friſche Leben der Phantaſie hervorblühend aus dem trocknen Verſtande. Wir können daher, wie aus der ſteifen ägyptiſchen Umkleidung der freyen mythologiſchen Geſtalten auf die Umwandlung jener aus der indiſchen, eben ſo aus dem hohen Alter jener, wenn ſein Beweis vollendet ſeyn wird, auf die alte Zeit dieſer ſchließen.

Wenn wir aber jetzt das hohe ägyptiſche Alterthum gegen ſeine früheren Gegner, aus Monumenten und Hieroglyphen theils bewieſen, theils noch beweisbar annehmen können; ſo weichen wir darin wohl von der, aus der Zeit ſeiner Ungewißheit nöthigenden Anſicht ab, es herabzurücken, erhalten aber mehr hiſtoriſchen Gewinn für das Indiſche, indem bey gleich bleibendem, genetiſchen Verhältniß des Aegyptiſchen zu ihm, das indiſche Alterthum vielmehr, nicht ſowohl hinaufgerückt, als in ſeinen beſtrittenen, alten chronologiſchen Zeiten, gemäßigt verſtanden, beſtätigt wird. In dieſem Sinne glaube ich auch die alte Ueberlieferung von der Abſtammung der Aethiopier (und demnach vielmehr unmittelbar der Aegyptier) nehmen zu dürfen, die nicht bloß von Philostratus in vita Ap. ſondern auch von Julius Africanus aufbewahrt iſt, wie es in der Chronographia G. Syncelli (P. 153. ex Rec. Dindorfii p. 286) heißt: (*Περὶ Αἰθιόπων πόθεν ἦσαν καὶ ποῦ ᾤκησαν*) *Αἰθίοπες ἀπὸ Ἰνδοῦ ποταμοῦ ἀναστάντες πρὸς τῇ Αἰγύπτῳ ᾤκησαν.*

Nimmt man auch mit H. Wilk I. 11. ff. die Coloniſation und Civiliſation Aegyptens nicht vom eigentlichen Aethiopien, ſondern von Thebais oder von Oberägypten aus, das von den Alten bisweilen für Aethiopien genommen ward, verbreitet an; ſo mag dieſelbe immer als eine von Indien und zwar vom Fluße Indus hergekommene angeſehen werden. Die von Indien ausliefen, konnten auf jeden Fall eben ſo wohl in der geographiſchen Breite von Thebais im rothen Meere landen, als ſüdlicher in der Breite von Aethiopien.

Es läßt ſich vorausſehen, daß wenn wir in der kritiſchen Erforſchung der ägyptiſchen Monumente, der Hieroglyphen des großen Leichenrituals u. a. breiteren Grund und Boden werden gewonnen haben, wir das ägyptiſche Alterthum mehr in ſeiner ächten, an ſich ſchon vielſeitigen, auch durch locale und nationelle Bildung individualiſirten Geſtalt werden erkennen können, und zugleich davon ſehr abweichend die Formen finden, welche durch die Zuſätze, die entſtellenden und verwirrenden Deutungen der ſpäteren Schriftſteller entſtanden ſind, von denen ſich eine große Zahl eingemiſchter Modificationen und Anwendungen der urſprünglichen in Lehren und Bildwerken über einen Theil von Europa verbreitet und feſtgeſetzt hat. So nothwendig es dann noch für die Alterthumskunde immer bleiben wird, auch dieſe zu erkennen, wird man doch zum Verſtehen der urſprünglicheren, geiſtigern Formen nicht entbehren können der gründ-

lichen Kenntniß auch des, uns geöffneten, indiſchen Alterthums, das über jene nicht bloß in einigen Puncten, ſondern nach allen Seiten und im weſentlichen Ganzen, ein unerwartetes Licht verbreitet.

Othmar Frank.

Fauna Japonica. Auctore Ph. Fr. de Siebold. Reptilia. Elaborantibus C. J. Temminck et H. Schlegel. Cum mappa Geographico-Zoologica et tabulis lithogr. XXVIII. Lugd. Batav. 1838. XXI. und 144 S. fol.

Der erſte Theil der Fauna Japonica, der die Reptilien behandelt, liegt nun vollendet vor uns, nachdem ſchon früher 2 Abtheilungen aus dieſer Klaſſe erſchienen waren. Die Bearbeitung dieſes erſten Theils hat Schlegel vorgenommen, der unter den holländiſchen Zoologen hiezu auch am geeignetſten war, da er ſeit vielen Jahren die Amphibien zum Hauptgegenſtande ſeines Studiums gemacht hatte. Seiner Bearbeitung hat Siebold eine Einleitung vorangeſchickt, in welcher er in einem kurzen Abriß die geſchichtliche Entwicklung unſerer Kenntniß von den japaniſchen Reptilien darſtellt, dann ihre eigenthümlichen Landesnamen giebt, und werthvolle Bemerkungen über ihre geographiſche Verbreitung, Lebensweiſe und Verwendung beyfügt. Hierauf folgt Schlegel's Beſchreibung der Schildkröten, welche wir ſchon in unſern Blättern (Bd. II. S. 742) angezeigt haben; alsdann die Schlangen, von welchen wir ebenfalls bereits (Bd. V. S. 41) geſprochen haben. Neu für uns ſind demnach bloß noch die Ordnungen der Eidechſen und Nackthäuter, von welchen im Nachfolgenden die Rede ſeyn ſoll.

An Sauriern iſt Japan ſehr arm, indem es ſcheint, als ob nur 3 Arten dort einheimiſch ſeyen, nämlich ein Skink, ein Gecko und eine Eidechſe im engern Sinne. Erſterer iſt der Scincus quinquelineatus (Lacerta quinquelineata Linn.), der nicht minder in Nordamerika zu Hauſe iſt, von woher er auch zuerſt bekannt wurde. Die Eidechſe iſt eine neue Art, der Schlegel den Namen Lacerta tachydromoides giebt. Auch der Gecko iſt neu, und iſt als Platydactylus Jamori aufgeführt.

Ungleich reicher iſt Japan an Nackthäutern; während nämlich daſelbſt, mit Ausnahme der dem Meere angehörigen Reptilien, nur 2 Arten Schildkröten, 3 Eidechſen und 6 Schlangen gefunden werden, beläuft ſich die Anzahl der Nackthäuter auf 11 Arten, worunter 5 geſchwänzte ſind.

An Kröten kommt nur 1 Art vor, nämlich: Bufo vulgaris japonicus, der unſerer gemeinen Kröte ſo ähnlich iſt, daß Schlegel ihn nur als eine klimatiſche Abänderung derſelben anſieht, obgleich ihn Boie als Bufo praetextatus ſpecifiſch geſondert hatte. Dieſe Kröte iſt allenthalben gemein.

Von Fröſchen giebt es 3 Arten: die Rana esculenta, welche in ihrer äußern Beſchaffenheit und Lebensweiſe ganz mit unſerm gemeinen Froſch übereinkommt, auch wie dieſer gegeſſen wird. Dann die Rana temporaria, welche ebenfalls von unſerm Landfroſch ſpecifiſch nicht geſondert werden kann. Endlich die Rana rugosa, welche ſeltener als die beyden vorhergehenden und eine beſondere Art iſt.

Auch 2 Laubfröſche halten ſich auf Japan auf: die Hyla arborea, identiſch mit der unſerigen, und ebenfalls hie und da in den Häuſern gehalten, und die Hyla Bürgeri, eine neue Art, die daſelbſt ſelten vorkommt.

Die Salamander bilden bey dem Verf. nur eine einzige Gattung, indem er die Erd- und Waſſerſalamander generiſch mit einander vereinigt. Wie ſchon früher bey den Schildkröten, beſchränkt er ſich auch bey dieſen Thieren nicht bloß auf die japaniſchen Arten, ſondern giebt eine Aufzählung aller Species, deren Exiſtenz auf eine ſichere Weiſe begründet iſt. Wir heben hievon das Wichtigſte aus, namentlich für die europäiſchen Arten, was gewiß vielen Leſern, die ſich mit dem Studium dieſer Thiere befaſſen, und doch die koſtſpieligeren Werke ſich nicht anſchaffen können, erwünſcht ſeyn dürfte.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. December.

Nro. 251. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Illustrations of the Zoology of South Africa, consisting chiefly of figures and descriptions of the objects of natural history collected during an expedition into the interior of South Africa in the years 1834, 1835 and 1836, fitted out by „the Cape of Good Hope Association for exploring Central Africa," together with a summary of African Zoology and an inquiry into the geographical ranges of species in that quarter of the globe. By Andrew Smith M. D. Published under the authority of the Lords Commissioners of Her Majesty's Treasury. London 1838. Part. I. mit 10 kolor. Tafeln in groß Quart.

Hiemit erscheint die erste Lieferung von den zoologischen Resultaten, welche die unter A. Smith's Leitung vom Kap der guten Hoffnung aus unternommene Reise ins Innere von Afrika gewährt hat. Sie dauerte 19 Monate und drang bis 23° 28′ südlicher Breite vor; die Geschichte derselben wird in einem besondern Werke abgehandelt, wovon ebenfalls bereits die erste Lieferung erschienen ist. In die Bearbeitung des zoologischen Theils haben sich A. Smith und Macleay getheilt, in der Art, daß Letzterer die Insekten, Ersterer alle andern Klassen übernimmt. Da die kapische Gesellschaft zur Erforschung von Centralafrika die Mittel nicht aufbringen konnte, um die Herausgabe dieses kostspieligen Werkes zu veranstalten, so wandte sie sich an die englische Regierung, welche sogleich die nöthige Unterstützung anwies, durch die es der Gesellschaft möglich wurde, die Resultate der Reise zu publiciren, ohne ihre zum Behuf von Entdeckungen bestimmten Fonds anzugreifen. Das ganze Werk soll aus ungefähr 34 Lieferungen bestehen, von denen jede 10 Schilling kostet. Papier und Druck sind vortrefflich; die kolorirten Abbildungen von ausgezeichneter Schönheit, so daß wir hiemit ein neues wissenschaftliches Prachtwerk erlangen werden.

Das erste Heft beginnt mit der Beschreibung und Abbildung zweyer Nashorn-Arten, nämlich des altbekannten Rhinoceros bicornis (Rh. africanus Auct.), und eines neuen, dem Smith den Namen Rh. Keitloa beylegt. Bey der großen Aehnlichkeit, die zwischen beyden besteht, heben wir nach des Verf. Angaben die Differenzen hervor, nach welchen er sich zur specifischen Trennung für berechtigt hält. Die Diagnosen sind folgende:

Rhinoceros Keitloa: pallide brunneo-flavus; cornubus duobus longitudine subaequalibus, anteriore cylindrico, posteriore compresso; labii superioris parte anteriore producta acuminata.

Rhinoceros bicornis: pallide flavo-brunneus; cornubus longitudine inaequalibus; collo ad caput sulco circumdato; oculis brunneis.

Außerdem setzt Smith noch hinzu: „Zwischen beyden Arten bestehen mehrere deutlich ausgesprochene Differenzen; da es aber unsere Absicht ist, über diesen Punct ausführlicher im Appendix zu sprechen, so werden wir hier nur einige äußerliche und mehr auffallende erwähnen. Beym Rh. Keitloa sind die beyden Hörner von gleicher oder fast gleicher Länge; beym Rh. africanus ist in beyden Geschlechtern das

hintere immer unter 1/3 von der Länge des vordern; die Länge des Kopfes ist im Verhältniß zur Höhe sehr verschieden bey beyden (bey Rh. Keitloa ist nämlich der Kopf schmächtiger). Der Hals der neuen Art ist viel länger als der der andern, und die Lage und Eigenthümlichkeit der Hautfurchen ist sehr verschieden. Außer diesen fallen manche andere Merkmale auf, als der schwarze Fleck an der Innenseite des Schenkels bey Rh. Keitloa, die deutlich vorgezogene Spitze des Oberkiefers, und die bey diesem verhältnißmäßig wenigen Runzeln an der Schnautze und um die Augengegend." Obschon allerdings in dieser Weise mancherley Differenzen zwischen beyden Nashörnern bestehen, so drängt sich mir gleichwohl die Frage auf, ob nicht etwa diese Unterschiede nur individuelle seyn möchten. Variirt doch selbst die Richtung der Hörner, und wie ich am indischen Nashorn beobachtet habe, steht es in des Thieres Belieben die Spitze der Oberlippe vorzustrecken oder einzuziehen. Wenn daher im angekündigten Appendix nicht erhebliche osteologische Differenzen noch nachgewiesen werden, so könnten Rh. bicornis und Keitloa vielleicht doch nur Abänderungen einer und derselben Art seyn. Auch das hier beyläufig erwähnte Rh. simus könnte noch dieser Art angehören, wenigstens möchte ich auf Burchell's ungenügende Angaben hin, die specifische Selbstständigkeit desselben keineswegs vertheidigen *). Hoffentlich giebt uns der Appendix über diese Puncte genügenden Aufschluß, bis wohin wir unser definitives Urtheil suspendiren müssen. Sehr willkommen muß es übrigens den Zoologen seyn, daß sie nicht bloß von der neuen Art, sondern auch von der längst bekannten zum erstenmale eine naturgetreue Abbildung erhalten. Ich werde beyde für meine Fortsetzung von Schreber's Säugthieren kopiren lassen.

Aus der Klasse der Vögel sind schöne Arten ausgewählt: Falco semitorquatus, Chizaerhis concolor, Pterocles gutturalis und Otis rusicrista. Aus der ausführlichen Beschreibung dieses letztgenannten Vogels und der sehr schönen Abbildung ersieht man, daß Rüppell's Meynung (Mus. Senckenberg. II. p. 228), als ob selbiger das Weibchen von Otis coerulescens seyn möchte, nicht begründet ist. Zu mißbilligen sind die mitunter vorkommenden langen Diagnosen (die von Otis rusicrista ist z. B. über 7 Quartzeilen lang), aus welchen man die charakteristischen Merkmale sich erst aussuchen muß, während dieß die Diagnose bereits gethan haben sollte.

An Reptilien kommen hier vor: Sternotherus sinuatus, Varanus albogularis und Bucephalus viridis, von denen der Varanus albogularis bereits von Daudin u. A., aber nur nach Weingeist-Exemplaren, beschrieben worden ist. Der Verf. sucht gegen Schlegel die Selbstständigkeit der Gattung Bucephalus zu rechtfertigen; indeß finde ich ihre Merkmale ebenfalls mit Letzterem nicht von der Erheblichkeit, um sie von Dendrophis zu trennen. Außerdem verwahrt sich Smith gegen Schlegel, daß dieser 4 andere afrikanische Arten von Bucephalus unter einer begriffen habe. Gegen die Zulässigkeit einer solchen Vereinigung spricht indeß keineswegs der Umstand, daß alle in derselben Gegend unter gleichen Verhältnissen vorkommen und eine ihnen ähnliche Nachkommenschaft erzeugen. Ich brauche nur an die vielen Farbenabänderungen, die andere Schlangen, z. B. unsere gemeine Kupferotter, unter gleichen klimatischen Verhältnissen darbieten und doch entschieden einer einzigen Art angehören, zu erinnern.

Endlich ist noch ein Haifisch dargestellt, dem der Verf. den Namen Echinorhinus obesus beylegt.

A. W.

*) Vergl. meine Fortsetzung von Schrebers Säugthieren. VI. S. 341.

Fauna Japonica. Auctore Ph. Fr. de Siebold. Reptilia. etc.

(Schluß.)

Es scheint, daß die Thiere dieser Familie ausschließlich die nördliche Halbkugel bewohnen, zum wenigsten hat man sie bis jetzt nur in Europa, dem nördlichen Afrika, Nordamerika bis nach Martinique, und in Japan beobachtet. In Europa zählen die Landsalamander nur 3 Arten, nämlich:

1) Salamandra terrestris, die allenthalben bekannte Art mit zwey Hauptabänderungen, der S. maculata und atra.

2) Salamandra Genei, von Cantraine und Gené in Sardinien entdeckt, und unterscheidet sich leicht durch das Schnauzenende, welches unten schief abgestutzt ist. Die Nasenlöcher sind fast seitlich und die Augen viel vorspringender als gewöhnlich; alle Theile sind rothbraun gemarmelt und diese letztere Farbe herrscht auf den obern Theilen vor.

3) Salamandra perspicillata, von Savi in Italien entdeckt und sehr leicht erkennbar an ihren schmächtigen Formen, an dem Schwanz, der viel länger als der Rumpf ist, an ihrer Färbung und an dem Umstande, daß ihre hintern Füße, wie die vordern, nur 4 Zehen haben.

Die europäischen Wassersalamander bilden, nach dem Verf., ebenfalls nur 3 Arten, wovon 2 sehr verbreitet sind und viele Abänderungen aufzuweisen haben, die dritte wenig bekannt ist. Es sind folgende:

1) Salamandra cristata, die unter vielen Namen aufgeführt wird, und außer mehreren zufälligen Abänderungen in 2 Hauptvarietäten vorkommt. Die eine, die gewöhnliche, ist von einer ansehnlicheren Größe und das Männchen trägt zur Fortpflanzungszeit einen ziemlich hohen Rückenkamm. Die andere Varietät ist kleiner, ihr Rückenkamm ist schwach und öfters mit einem gelben Strich bezeichnet; die obern Theile sind bisweilen dunkelbraun oder schwarz, und der Unterleib einfach orangegelb; dieß ist der Triton alpestris von Laurenti, auch die Salamandra ignea von Bechstein gehört zu dieser Abänderung. Noch ist dieser Art die Salamandra Gesneri aus dem südlichen Frankreich und Spanien beyzuzählen.

2) Salamandra taeniata oder punctata, kleiner als die vorhergehende, unterscheidet sich außerdem durch ihre viel minder lebhafte Färbung, deren dunkler Ton auf dem Leibe runde Flecken, auf dem Kopfe mehrere Längsstriche bildet. Die häutigen Anhängsel werden in der Fortpflanzungszeit beym Männchen sehr groß und umgeben öfters an den Zehen die Hinterfüße wie Schwimmhäute; dieß ist der Triton palmatus. Hieher gehört auch noch die Salamandra abdominalis Latr., Triton exiguus und carnifex Laurent.

3) Salamandra pleurodeles, aus Spanien, von Michahelles in der Isis 1830 S. 190 als Pleurodeles Waltelii beschrieben, worauf ich verweise.

Afrika scheint nicht viele Arten von Salamandern zu besitzen: es kommt daselbst unsere Salamandra cristata vor, und Gervais beschreibt einen Triton Poiretii von Algier, den der Verf. nicht mit Sicherheit einzureihen sich getraut. Von Nordamerika zählt er 6 Landsalamander und 4 Wassersalamander auf.

Die japanischen Salamander gehören 5 verschiedenen Arten an, von denen die beyden erstern sich in ihren Formen den Landsalamandern anschließen. Dieß sind 1) Salamandra naevia, eine bisher unbeschriebene Art, erkenntlich an ihrer Färbung, 2) S. unguiculata, von Houttuyn und Schneider unter dem Namen Salam. japonica angezeigt und darum merkwürdig, weil die Larven und die beyden Geschlechter während der Fortpflanzungszeit mit Nägeln versehen sind, welcher Fall in dieser Ordnung übrigens nicht mehr der einzige ist, da ein Frosch, aus welchem man die Gattung Xenopus gemacht hat, benagelte Zehen für die ganze Lebenszeit hat; 3) Salamandra subcristata oder Molge pyrrhogaster von Boie, dem äußern Anscheine nach unserer S. cristata ähnlich, aber von ihr durch die Organisation des Kopfes sehr verschieden; 4) Salamandra nebulosa, ein wahrer Wassersalamander, sowie 5) Salamandra maxima,

welche letztere wohl die wichtigste Entdeckung ist, welche Siebold im Gebiete der japanischen Fauna gemacht hat, daher wir hier etwas ausführlicher auf sie Rücksicht nehmen müssen.

Von diesem Thiere gelang es dem berühmten Reisenden im Jahre 1829 ein lebendiges Individuum nach Leyden zu bringen. Damals war es erst einen Fuß lang; es wuchs aber so schnell, daß es 1835 eine Länge von fast 3′ hatte; seitdem hat es nicht mehr zugenommen und scheint also seine volle Größe erreicht zu haben. Es ist dieß ein träges und dummes Thier, das sich ruhig auf dem Grunde seines Behälters hält und nur an die Oberfläche des Wassers kommt, um Luft zu athmen. Man ernährt es mit kleinen Fischen, von denen es ohngefähr zwanzig hintereinander verschluckt und dann wieder 8 — 14 Tage fastet. Die Gestalt dieser S. maxima ist sehr robust. Der Kopf ist auffallend breit, niedergedrückt, kurz und sehr konisch gegen die Schnautze, welche abgerundet ist; die Augen sind klein; die Nasenlöcher schmal, und nahe beysammen. Die Füße haben vorn 4, hinten 5 Zehen. Der Schwanz, der 1/3 von der ganzen Länge einnimmt, ist an der Wurzel dick und gegen das Ende stark zusammengedrückt. Die Haut breitet sich zu beyden Seiten von der Schläfegegend bis zu der Schwanzwurzel in einen schlaffen, gewellten Saum aus. Die Oberseite des Thieres zeigt kleine Poren und eine Menge Unebenheiten, welche zumal auf dem Kopfe runde Warzen darstellen; die Unterseite ist glatt, oder im zusammengezogenen Zustande einfach gerunzelt. Die Farbe ist ziemlich dunkelbraun, mit großen schwarzen Flecken, der Grund spielt ins Grünliche und Olivenfarbne. Dieser Riesensalamander hat in seiner Gestalt viele Aehnlichkeit mit der nordamerikanischen Menopoma, doch unterscheidet er sich von letzterer schon durch den Mangel der Kiemenspalten. Eben so bietet er eine große Analogie mit dem fossilen Salamander von Oeningen, sowohl in der Größe als in den Formen dar.

Am Schluße erinnert der Verf. noch, daß, wenn man Unterabtheilungen in der Gattung Salamandra errichten wolle, so könne man drey festsetzen: die erste die Landarten, die zweyte die Wasserarten und die dritte die anomalen Arten enthaltend, welche letztere in dem großen japanischen Salamander, der Menopoma und der großen fossilen Art dargestellt sind. Daß nicht alle Zoologen mit dem Verf. in der Vereinigung dieser 3 letzten Arten mit den übrigen Salamandern zu einer Gattung übereinstimmen würden, ließ sich voraussehen. So hat Tschudi sich dagegen erklärt und ebenfalls van der Hoeven, die beyde dasselbe Thier zum Gegenstande ihrer Untersuchungen gemacht haben. Letzterer nimmt den Leuckart'schen Namen Cryptobranchus, um darunter den großen japanischen Salamander, die Menopoma und den fossilen Salamander zu vereinigen. Meines Bedünkens kommt es wenig darauf an, ob man die Trennung durchführe oder sie unterlasse; die Hauptsache ist eine genaue Beschreibung der Art, und diese hat uns Schlegel geliefert, und sie durch vortreffliche Abbildungen der äussern Beschaffenheit des Thieres und seines Skeletbaues zur klaren Anschauung gebracht.

A. W.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. December.

Nro. 252. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Geschichte der Geognosie und Schilderung der vulkanischen Erscheinungen. Vorlesungen, gehalten an der Universität zu Berlin in den Jahren 1834 u. 1835 von Friedrich Hoffmann. Berlin in der Nicolaischen Buchhandlung. 1838.

Wenn man beachtet, mit welchem Eifer in unsern Tagen Geognosie getrieben wird, wie sie im Verbande mit der Geologie, also im Gefolge von Hypothesen, philosophischen Speculationen und Phantasien einem großen Publikum weit anziehender erscheint, als irgend eine andere Naturwissenschaft, so muß man sich wahrlich verwundern, daß in dem vorliegenden Werke zum erstenmale in unsern Tagen der Versuch gemacht wird, ihre Geschichte kritisch darzustellen. Frägt man nach den Ursachen, warum wir, Fragmente und Skizzen in Lehrbüchern abgerechnet, bisher keine solche Geschichte aufweisen konnten, so wird man darin die Antwort finden, daß bis auf unsere Zeit die verschiedenartigsten Autoritäten sehr oft ohne gegenseitige Rücksicht sich nebeneinander gestellt haben, daß, seit die Wissenschaft besteht, namentlich im geologischen Theile, nur sehr weniges so abgemacht worden ist, daß es nicht jeden Tag wieder hervorgehoben werden könnte, daß die Quellen der Anschauung der verschiedensten Art sind, ebenso wie das Wissen und die Bildung der Mitarbeiter, mit einem Worte, daß die Schwierigkeiten, eine solche Geschichte zu schreiben, weit größer und abschreckender sind, als man vielleicht auf den ersten Anblick glauben sollte. Um so mehr wird der Verf., welcher seine Aufgabe auf eine sehr glänzende und ansprechende Weise gelöst hat, die verdiente Anerkennung der gelehrten Welt finden, um so mehr wird sein Verlust von ihr betrauert werden.

Mit Recht macht der Verf. in der Einleitung auf den Werth aufmerksam, welchen eine Einflechtung und Zuziehung der Geschichte auf das Studium des Gegenstandes selbst habe, wie wichtig es sey, den Entwicklungsgang einer Wissenschaft mit der Uebersicht ihrer Hauptgrundsätze zu verbinden und zu zeigen, wie man endlich zu denselben oft erst durch Bekämpfung langgenährter Irrthümer und befangener Ansichten gelangt sey. Auf diese Weise, sagt er, wird das Gewonnene viel leichter unser Eigenthum, indem wir einen Blick auf die Umwege werfen, auf denen es erreicht wurde.

Es werden nun zunächst die Elemente berührt, welche allmählig die Gegenstände des Forschens geworden, die Unregelmäßigkeiten der Erdoberfläche, die Gerölle, Conglomerate ꝛc., welche auf Zerstörungen und spätere Bildungen hinwiesen, die Versteinerungen und ihr Vorkommen. Bey diesen letztern zeigt sich zuerst in der frühern Zeit eine jener sonderbaren Ansichten, welche in anderer Beziehung in der Geognosie nicht selten sind; man glaubte nämlich, daß die mit den Formen von Thieren und Pflanzen begabten Bestandtheile einzelner Schichten unserer Erdrinde nicht die Reste früher vorhandener Organismen der höher entwickelten Naturreiche, sondern zufällige Mineralbildungen und Absonderungen seyen, welche jene Organismen nachahmten; weßhalb man sie auch lusus naturae nannte. Selbst als eine genauere Untersuchung dargethan hatte, daß eine große Uebereinstimmung der fossilen mit der lebenden Thier- und Pflanzenwelt bestehe, wollte man von abentheuerlichen Gedanken nicht ablassen und statt der gesunden einfachen Ansicht wollte man geltend machen, daß von jeher im

Mineralreiche ein Trieb geherrscht habe, sich zu höhern Graden der Entwicklung zu erheben und dieser habe sich dann in der Nachbildung von den Formen später auftretender Organismen ausgesprochen, es seyen gleichsam nur Versuche der Natur gewesen, Thier- und Pflanzenkörper zu bilden, fast vollkommen erschaffene, doch nie wirklich zum Leben gekommene Thier- nnd Pflanzenformen. Der Verf. erwähnt dieser Ansicht nicht nur als eines Curiosums, sondern auch um vor ihr zu warnen, da sie sich sonderbar genug bis in die neueste Zeit unter Einzelnen erhalten hat. Die Natur, sagt er, schafft keine todten Organe, und haucht ihnen dann erst das zu ihrer Verrichtung nöthige Leben ein, sondern die Entwickelung der Lebensthätigkeit und der körperlichen Substrate derselben, die Entwicklung der Function und des zur Ausführung derselben nöthigen Werkzeuges geschieht gleichzeitig mit und durcheinander, und etwa anzunehmen, daß ein vollendeter Baum, mit der entwickelten Organisation seines Stammes, mit Blättern, Blüthen und Früchten könne erschaffen werden, als todt existiren, und dann erst zu leben anfangen, daß ein vollkommen entwickeltes Thier mit seinem Knochengerüste, innern Organen ꝛc., könne gebildet und dann durch den Hauch des Schöpfers belebt werden, ist in sich selbst widersprechend und eine Vorstellung, nicht mehr in Zeiten zu erwarten, in welchen die Organisation der Naturkörper bereits durch wissenschaftliche Forschungen erläutert und die Entstehungs- und Entwicklungsweise derselben, soweit sie sich der sinnlichen Anschauung darbietet, bereits gekannt ist. —

Das Forschen nach den Mitteln zur Erklärung der erkannten Veränderungen der Erdoberfläche führte natürlich zu den bis heute bestehenden Ansichten des Vulkanismus und Neptunismus, welche in der Geschichte der Geognosie abwechselnd oder auch gleichzeitig ihre Rolle spielen. Der Verf. macht darauf aufmerksam, daß die verschiedene Naturbeschaffenheit der zwey Länder, in welchen wir die ältesten Beobachtungen finden, wesentlich die erwähnte Spaltung der Ansichten hervorgebracht habe. In Aegypten war es der Nil mit den Veränderungen, die er fortwährend hervorbrachte, welcher einen Haltpunct für die neptunische Ansicht gab, wie sie auch die mosaische Schöpfungsgeschichte enthält, von dort brachte sie Thales nach Griechenland hinüber, wo sich aber bald die entgegengesetzte ausbildete. Die häufigen Erdbeben in dem Lande, welches die Griechen bewohnten, in Kleinasien und Syrien, wie im südlichen Italien und auf Sicilien, die dort zu beobachtenden thätigen Vulkane und ihre Wirkungen begünstigten die Idee einer Feuerbildung der Erde, wie Zenon und Heraklitos sie aussprachen, wie sie Strabo vorwaltend zur Erklärung geognostischer Erscheinungen anwendete. Wir finden bey diesem schon die in der neuesten Zeit durch L. v. Buch wieder geltend gemachte Ansicht, daß die Inseln im hohen Meere durch Erhebung entstanden seyen, daß im Innern der Erde unter vielen Ländern ein thätiges Feuer sey, als dessen Zeugen die hervortretenden Dämpfe und warmen Quellen, wie die von Cumä, Bajä und Pozzuoli zu betrachten. —

Einige Spuren von Forschung nach der Auflösung der Völker des Alterthums finden wir unter den Arabern im zehnten Jahrhundert, dann aber eine gänzliche Stille und Vergeßenheit in den Wissenschaften bis zum Ende des fünfzehnten und Anfange des sechszehnten Jahrhunderts. Die Arbeiten des Georg Agricola ausgenommen, welche allseitiger waren, bezogen sich um diese Zeit die des Fracastoro und Bernhard Palissy vorzüglich auf das Vorkommen und die Entstehung der Versteinerungen. Es verfloß abermals ein Jahrhundert, ohne daß die Geognosie einen bedeutenden Fortschritt gemacht hätte. Um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts aber bezeichnet der Verf. Nikolaus Stenon als den Schöpfer der modernen Geognosie. Er widmete zuerst den Schichtenbildungen der Erdrinde seine Aufmerksamkeit und knüpfte daran die Vorstellungen von allgemein verbreiteten Bildungen, aus dem großen Gewässer des Meeres abgesetzt, von lokalen Productionen durch Flüße, vulkanische Eruptionen ꝛc. Man findet bey ihm die Ansichten von Erhebungen des Bodens, von Einstürzungen, Kluft- und Gangbildungen ꝛc. zur Erklärung der Beobachtungen angewendet. — Nach ihm wird der Engländer Martin Lister als ein um die Versteinerungskunde besonders verdienter Forscher genannt, welcher auch 1684 zuerst den Vor-

schlag zu geognostischen Karten (Mineral Maps) machte.

Nun beginnt theilweise eine theologische Richtung des geologischen Studiums hervorzutreten und das Bemühen, eine wörtliche Erklärung der heiligen Schrift als den Hauptzweck aller geologischen Forschungen zu bezeichnen. Unter den aus diesem Gesichtspuncte hervorgegangenen Hypothesen ist die des William Whiston so eigenthümlich, daß wir sie als ein Dokument zur Beurtheilung jener Zeit mit wenigen Worten hier anführen wollen. Er nahm an, unser Erdkörper sey zu den Zeiten des Chaos selbst ein Komet gewesen, und zwar ein Komet mit sehr excentrischer Bahn. Er habe daher abwechselnd sich der Sonne genähert und eine ungeheuere Hitze erfahren, wobey er an der Oberfläche theilweise geschmolzen und verglast sey, dann aber habe er sich wieder unendlich weit von der Sonne entfernt und sey an der Oberfläche gefroren. Dieses Chaos nun regelte sich an dem ersten von Moses genannten Schöpfungstage, indem da der Komet eine elliptische, der kreisrunden nahe stehende Bahn erhielt. Er ward ein Planet, gerade, als er von der Sonne verbrannt war. Nun kühlte der geschmolzene Körper sich ab und erhielt etwa in 6000 Jahren seine gegenwärtige Mitteltemperatur. Seine Bestandtheile ordneten sich, die ihn umgebenden Wasserdünste schlugen sich tropfbar flüßig nieder und die Gewässer schieden sich von der Atmosphäre. Doch war ein Theil des Wassers dabey in das Innere gekommen und sammelte sich dort in Höhlen, welche von dünnen Pfeilern gestützt waren. Die Decke derselben stürzte ein und es entstanden Berge und Thäler. Nun zog der Komet von 1680 vorüber, am 18. Novbr. vor 2365 Jahren, und er berührte die Erde mit seinem Schweif. Dadurch ward eine außerordentliche Menge Wasser angezogen, es stürzte über die Oberfläche des Festlandes, wobey zugleich noch das Wasser aus der Tiefe hervorbrach, und es entstand so die Sündfluth. Nachdem sie die ganze Erde bedeckt und die höchsten Berge überschwemmt hatte, die sie mit Meeresprodukten überschüttete, verlief sich das Wasser theils ins Innere, theils durch Verdunstung und die neue Erde stand nun fertig da.

Großentheils vulkanisch sind die Ansichten von Descartes, Leibnitz und dem Italiener Lazaro Moro, welcher bis auf die neueste Zeit als einer der vorzüglichsten Repräsentanten des Vulkanismus genannt wird; von allen giebt der Verf. eine, natürlich nur das Wesentlichste andeutende Skizze. Es folgen die Arbeiten von Büffon, Pallas, Deluc, Lehmann und Füchsel (um 1750). Der Letztere lieferte die erste geognostische Karte von Thüringen, welche überhaupt die erste Karte dieser Art von irgend einem Theile von Deutschland ist und er begleitete sie schon mit mehreren Durchschnitten. Ihm verdankt man zuerst die Aufstellung eines Begriffes von Formation. Er sagt nämlich: Jeder einzelne Niederschlag bildet eine Erdschichte (eine Bank oder Platte); aber es giebt gewiße Reihefolgen von Schichten, welche unter gleichen Verhältnissen unmittelbar nach einander gebildet wurden; solche Schichtenreihen bilden zusammen das, was wir eine Formation nennen, und eine jede solche Formation (Montes ab eadem massa eodemque modo constructi) bezeichnet eine Epoche in der Geschichte der Erde.

Den Schluß der ältern Vor-Wernerischen Epoche macht der berühmte Horace Benedict Saussure. Die Alpen, die bis dahin selbst in topographischer Hinsicht noch so unvollkommen gekannt waren, wie heut zu Tage kaum die Kordillerenkette oder das Himalaya-Gebirge, waren der große Gegenstand seiner erfolgreichen Untersuchungen. Er fand in den Umgebungen des Montblanc Conglomeratschichten, welche sich unmöglich in der Stellung, in welcher sie jetzt getroffen werden, hatten bilden können, in mehrfachem Wechsel mit ihnen parallel liegenden Schieferbänken, mit Kalksteinen; er schloß daraus, daß zunächst wohl die ganze ringsum so schroff abgerissene Riesenkette des Montblanc einer Zerreissung und Aufrichtung von ursprünglich mehr wagrecht gebildeten Schichtenabsätzen ihren Ursprung verdanke, eine Idee, welcher später L. v. Buch und E. de Beaumont eine ausgedehnte Anwendung gegeben haben. Er war ferner der erste, welcher das Gesetz des Parallelismus der Secundärketten mit der Haupt- oder Centralkette der Gebirge bemerkte und deutlich davon sprach, daß die Secundärketten stets ihre steileren Abhänge auf beyden Seiten der Hauptkette zukehren. Auch war er zuerst auf die im Jura

so häufig vorkommenden fremden Gesteinsblöcke aufmerksam und suchte ihr Herkommen aus den ursprünglichen Lagerstätten in der Centralkette der Alpen zu erklären.

Ausführlicher, als bey den vorhergehenden, würdigt der Verf. die Forschungen und Entdeckungen der Geognosten der neueren Zeit, deren Epoche mit Werner beginnt. Ueberall bemerken wir in dem Buche, daß der Verf. im Sinne der Männer, von welchen er berichtet, an Beyspielen gleichsam vor unsern Augen entwickelt und erklärt, was die Darstellung sehr lebendig macht, und daß er jederzeit dasjenige hervorhebt, was sich bis jetzt als verläßig erhalten hat.

Nachdem der Verf. von den Verdiensten Werners um die mineralogischen Wissenschaften überhaupt gesprochen, von seinen scharfsinnig verbundenen Beobachtungen, von seinen Betrachtungen der Schichtungs- und Lagerungs-Verhältnisse, der Formationen und Formationsreihen, giebt er auch ein Bild seiner Vorstellungsweise von der Entstehung der Erdrinde, welche bekanntlich rein neptunisch noch gegenwärtig eine große Autorität hat.

Der Verf. macht darauf aufmerksam, wie Werner seine Ansicht aus den Beobachtungen eines kleinen, obgleich interessanten Landesbezirkes, des Erzgebirges, herausbildete und unbekannt mit den störenden Einflüssen und gewaltigen Wirkungen der vulkanischen Kräfte, diesen nur eine untergeordnete Stelle in der Reihe der einflußreichen Thätigkeiten zuerkannte. Er berührt nun kritisch die Hauptgrundsätze der Werner'schen Theorie. Er führt an, wie die Werner'sche Ansicht, daß die Hauptrichtung der Schichten stets die wagrechte oder nur wenig geneigte sey, daß Winkel von 45° als Abnormitäten, durch lokale Störungen hervorgebracht, anzusehen, allerdings in dem Landstriche, welchen Werner kannte, keinen Widerspruch findet, er stellt aber das Alpengebirge mit dem Jura, den Pyrenäen ꝛc. entgegen, an welchen senkrechtes und steiles Einschießen und Aufrichten von Schichten ganzer Bergketten fast vorherrschend zu beobachten ist. Er führt nun die Ansicht Mehrerer an, daß eine durch Krystallisation bedingte Adhäsion in manchen Fällen eine ursprünglich stark geneigte Schichtenlage erklärlich mache, zeigt aber die Unmöglichkeit, dergleichen auf Conglomerate, Sandsteine ꝛc. anzuwenden. Es wird weiter von den sogenannten Bergschlüpfen gesprochen, welche zeigen, daß Schichten von vorzugsweise mechanisch entstandenen Gebirgsarten auch aus einer verhältnißmäßig wenig steil geneigten Lage auf ihrer Unterlage gleiten, wenn diese zufällig erweicht und so in einen dem ursprünglichen ähnlichen Zustand versetzt wird. Es wird der denkwürdige Bergsturz erzählt, welcher 1806 sich am Ruffi oder Roßberg südlich vom Rigi ereignete, wo ein Stück Land, dessen Neigung nicht über 25°, in der Masse von 100 Fuß Dicke, 1000 Fuß Breite und von der Länge einer Stunde, mit unglaublicher Schnelligkeit, etwa in 3 Minuten ins benachbarte Thal rutschte, drey Dörfer spurlos vernichtete und aus den Trümmern der zerknickten Schichten einen Hügel von 200 Fuß Höhe und beträchtlichem Umfange bildete. Es werden anschließend die interessanten Fälle über Aufrichtung und Zerrissenseyn von Schichten angeführt, welche L. v. Buch im Jura am Eingange des Val de Travers beobachtete, ebenso Escher von der Linth in den Glarner-Alpen und wie man sie auch in niederen Gegenden wie am Harz und im Teutoburger-Walde findet. — Gegen die Werner'sche Theorie wird weiter die Unmöglichkeit angeführt, über die Menge und Qualität des Wassers Aufschluß zu geben, welches alle Gesteine sollte aufgelöst haben ꝛc. Uebrigens verkennt der Verf. die Verdienste Werners nicht im geringsten und ist weit entfernt, sie durch die angeführten Widerlegungen herabsetzen zu wollen, indem er sehr wohl die Mittel und Erfahrungen jener Zeit im Verhältniß zu den gegenwärtigen im Auge behält.

Es folgen nun die Leistungen der vorzüglichsten Schüler Werners, wie Voigt, Freiesleben, Reuß, L. v. Buch und Alexander v. Humboldt.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. December.

Nro. 253. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Geschichte der Geognosie und Schilderung der vulkanischen Erscheinungen. ꝛc.

(Fortsetzung.)

Es ist interessant zu lesen, wie L. v. Buch nur mit Mühe von seinen anfänglichen Werner'schen Ansichten zurückkommen konnte. In seiner mineralogischen Beschreibung von Landeck (1797) findet man eine sehr lebendige Apologie des neptunischen Ursprungs der Basalte. Das Albanergebirge, welches er nach Durchwanderung des Alpengebirges und des nördlichen Italiens studirte, und welches ihm mit dem Basalt höchst ähnliche Gesteine der Lava darbot, konnte seine neptunische Ansicht der deutschen Basalte nicht verändern, das Studium des Vesuvs, wo er mit Humboldt und Gaylussac 1805 Zeuge eines merkwürdigen Ausbruches war, so wie seine Forschungen in der Auvergne vermochten nicht, das einmal eingepflanzte Bild über ihre Entstehung zu verwischen. Es folgten nun seine Reisen in Skandinavien und (1815) nach den canarischen Inseln. Hier bildeten sich seine Ansichten von den Erhebungsinseln und Erhebungskratern aus, welchen er bald die fruchtbarste Ausdehnung gab, und in der Idee von außerordentlichen Erhebungen auf dem Continente durch vulkanische (plutonische) Dämpfe mußten natürlich die Werner'schen auf Lokalerscheinungen beschränkten Ansichten allmählig untergehen. Sein weiteres Studium war nun wieder der Fortsetzung der frühern Forschungen in Deutschland und den Verhältnissen der Alpenkette gewidmet. Seine Beobachtungen über Trachyt im Centralstock der Alpen, über die Augitporphyre im Fassathale ꝛc. gaben ihm weitere Stützpuncte ab für seine Erhebungslehre, seine Ansicht vom Dolomit u. s. f. Wir erinnern uns nirgends, wie im vorliegenden Werke, eine so gedrängte Darstellung der Buch'schen Theorie gelesen zu haben, und um einen Beleg von der bündigen Schreibart des Verfassers zu geben, wollen wir die hierauf bezüglichen Hauptsätze hier wörtlich folgen lassen. L. v. Buch hatte, sagt der Verfasser, deutlich und unwiderlegbar gezeigt, daß die Gebirge durch Erhebung entstanden sind; ihre Centralketten sind gewöhnlich aus plutonischen, krystallinisch körnigen Gesteinen gebildet, welche sich erst später in den frühern Schichtenverband der Gesteine eingedrängt haben; ihre Hauptlängenrichtung also wird die Richtung der Spalte seyn müssen aus welcher diese bey der Erhebung des Gebirges hervorbrachen, und wenn wir dann zu beyden Seiten derselben die widersinnigen steilen Abhänge der Sekundärketten der Centralkette stets zugekehrt finden, so können wir wohl in denselben nichts anders erblicken, als die gewaltsam aus einander gedrängten, weitaufklaffenden Ränder der Spalte, aus welcher die Centralkette sich erhoben hat. Als ferner diese Spalte zuerst aufbrach und die Ränder derselben von der darunter aus großer Tiefe hervorquellenden geschmolzenen Gebirgsart weit auseinander geschoben wurden, da mußte der Seitendruck, welchen diese aufsteigenden und seitwärts wegrückenden Sekundärketten auf die mit ihnen in Verbindung stehenden Schichtenmassen ausübten, eine Menge der Hauptspalte parallele Sekundärspalten erzeugen. Die heftigen und mannigfaltigen Bewegungen des Bodens bey dem Erheben einer Gebirgskette, verbunden mit dem ungleichen Seitendruck der hervortretenden Massen auf ihre Hauptspaltenwände, mußten an den Rändern der Sekundärspalten unregelmäßige und mehrfach veränderte Stellungen der Schichten erzeugen. Wo keine Sekundärspalten sich bildeten, weil die Schichten

weich und nachgiebig waren, da mußten sie in Gewölben, den Spalten parallel, oder in wulstförmigen Krümmungen hervortreten. Mit einem Worte, wo das Emportreiben einer oder mehrerer vulkanischer Gebirgsarten erfolgte, um scharf aufsteigende Bergketten zu bilden, da mußte in einem ausgedehnten Flächenraum zu beyden Seiten, der Hauptkette eine große Zahl von untergeordneten kleinen Parallelketten entsprechen, welche das Land bedecken, und in ihren Schichtenprofilen theils Gewölbe, theils einseitige, oder doppelt abfallende gebrochene Rücken bilden. Diese Erscheinung ertheilt ganzen Ländermassen ihre vorwaltende Physiognomie, welche besonders bey Abbildungen derselben in Karten hervortritt und daher vor allem von den beschreibenden Geographen erkannt werden muß, um sich das Bild von der Grundgestaltung eines Landstriches stets gegenwärtig zu halten. So aber, wie es diese zuerst von L. v. Buch ausführlich aufgestellte Theorie von der Bildung der Unebenheiten unserer Erdoberfläche voraussetzt, so zeigt es sich überall in auffallender Weise bestättigt." —

Der Verf. geht nun über zu ähnlichen Erscheinungen, welche er selbst im norddeutschen Hügellande beobachtete.

Es folgt eine Darstellung der Arbeiten und Verdienste von Alexander von Humboldt. Zu den ersten Forschungen dieses ausgezeichneten Mannes gehört eine Untersuchung über die Umänderung der klimatischen Verhältnisse der Erde. Der Verf. stellt die Hauptpuncte der Humboldt'schen Ansicht mit den vor und zu seiner Zeit herrschenden Meynungen zusammen. Seit den ältesten Zeiten hatte man die Erscheinung des Vorkommens vorweltlicher Organismen, die nur mit den unter der Tropenzone lebenden übereinstimmen, in der gemäßigten Zone und den Polargegenden dadurch zu erklären versucht, daß man eine andere Stellung der Ebene der Ekliptik gegen die Ebene des Aequators annahm, als sie gegenwärtig besteht. Humboldt gab eine näher liegende Erklärung und leitete die für einige Zeit auf allen Puncten der Erde wahrscheinlich tropische Temperatur von der bey den ursprünglichen großen Niederschlägen der Gebirgsmassen frey gewordene Wärme her, welche sich erst nach und nach durch Strahlung und Vertheilung in den Weltraum verlor und später nur für den Theil der Oberfläche zurückblieb, in welchem die Stellung der Sonne fortwährend eine beträchtliche Wärmeentwicklung möglich machte. Der Verf. hebt die wichtigsten Einwürfe hervor, welche sich gegen diese Ansicht machen lassen. Er führt an, wie fast der größte Theil der Niederschläge, welche aus einem allgemeinen Gewässer erfolgten, nicht chemische, sondern mechanische gewesen seyen, wie der Umstand, daß in Sibirien und einigen Gegenden von Nord-Amerika noch ganz mit den weichen Theilen erhaltene vorweltliche Thiere gefunden wurden, ein allmähliges Verkümmern und Vergehen solcher Generationen nicht beurkunde ꝛc.

Ohne die letztere Erscheinung erklären zu wollen, neigt sich der Verf. zu der Ansicht, daß die gleichförmig erhöhte Temperatur in den Perioden der Vorwelt der damals ungleich wirksameren Thätigkeit der vulkanischen Kräfte zuzuschreiben sey, eine Ansicht, welche später auch Humboldt angenommen hat. Von dem wichtigsten Einfluße auf das Fortschreiten der Wissenschaft waren Humboldts Reisen in Amerika, welche von 1799 — 1804 incl. fortdauerten. Humboldt zeigte zuerst, daß die Herde vulkanischer Wirksamkeit, welche sich so zahlreich und so großartig in dem Gebiete der Kordilleren-Kette vereint finden, als mit einander auf hunderte von geographischen Meilen weit in Verbindung stehend betrachtet werden müssen; er zeigte, wie in dieser Beziehung eine Art von beständiger Fortpflanzung der vulkanischen Erscheinungen einmal in der Richtung von Süd nach Nord, und dann wieder in entgegengesetzter Richtung statt findet. Er zeigte den Zusammenhang, in welchem die Küstenländer des merikanischen Meerbusens, die antillischen Inseln, in Beziehung auf die Reihenfolge von Erdbeben und Ausbrüchen stehen, und wie namentlich die Wirkungen unterirdischer Erschütterungen auf einem Raume von mehreren tausend Quadratmeilen gleichzeitig empfunden werden. Wir verdanken ihm die an Ort und Stelle vorgenommene Untersuchung und Darstellung einer der großartigsten vulkanischen Katastrophen, des Ausbruchs, welcher im September des Jahres 1759 in wenigen Tagen auf der Hochfläche von Mexiko die Erzeugung des 1578 Fuß hohen Jorullo zur Folge hatte, welcher

außer ihm noch fünf ähnliche Berge entstehen ließ und nahe an vier Quadratmeilen Landes bis zu fast 500 F. hoch mit Lava, Sand und Schlacken bedeckte. — Als eines der merkwürdigsten Resultate der Humboldt'schen Reise führt der Verf. noch die Thatsache an, daß der Continent von Amerika zwischen dem 18ten und 19ten Breitegrad durch eine 150 Meilen lange Spalte von Ost gegen West quer von den Küsten des atlantischen bis zu denen des stillen Meeres durchbrochen wird, auf welchen sich hinter einander die Vulkane von Tuxtla, Orizaba, Puebla, Nevado di Toluca, Tancitaro und Colima zum Theil bis über 16000 Fuß Höhe erheben. — Es wird ferner der neuesten russischen Reise v. Humboldts erwähnt. — Ueberall sind, was dem Buche noch einen besondern Werth verleiht, die Quellen citirt, welche der Verf. für seine Geschichte benutzte. —

Nachdem anschließend eine Skizze der Arbeiten von Steffens, v. Raumer, Charpentier, Hausmann ꝛc. gegeben wurde, schließt der Verf. seine Darstellungen der geognostischen Leistungen der Deutschen mit einer kurzen Geschichte der Petrefaktenkunde.

Es kommen nun die neuen Arbeiten der Schweitzer Geognosten, der Engländer und Franzosen an die Reihe. Man muß erstaunen, welch eine Masse von Material in diesem Werke nicht bloß zusammengestellt, sondern wahrhaft verarbeitet wurde, wie es der Verf. verstand, das Treffende und Erfolgreiche aus jedem hervorzuheben und in Einklang zu bringen oder in geistvoller Beziehung anschaulich zu machen, was die verschiedensten Menschen und Zeiten hervorgebracht haben.

Was die Vervollkommnung der Geognosie in Frankreich betrifft, so macht der Verfasser die Bemerkung, daß in nur wenig zurückliegenden Zeiten der beobachtende empyrische Theil der Geognosie bey den Franzosen verhältnißmäßig nur wenig Beyfall und Eingang gefunden hat. Die Verhältnisse von Frankreich waren in einer Zeit, welche das Praktische und der technischen Anwendung Fähige obenan stellt, um daran wissenschaftliche Untersuchungen zu knüpfen, auch der Anstellung von geognostischen Untersuchungen bey weitem nicht so günstig, als die Verhältnisse in Deutschland und England, in welchen der Bergbau schon früh vielfache Aufforderung zu genauen geognostischen Studien darbot. — Unter den beobachtenden Geognosten ist als der erste in der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Faujas de St. Fond zu nennen, bekannt durch sein Werk: Recherches sur les Volcans éteints du Vivarais et du Velay. —

Es würde zu weit führen, wollten wir hier dem Hoffmann'schen Werke in allen Details folgen und überall das vorzügliche skizziren, wir schließen daher unsere Anzeige der Geschichte der Geognosie, indem wir noch ein Bild der Leistungen E. de Beaumont's entnehmen, da diese mit den Arbeiten von Buch und Humboldt zusammen gegenwärtig den Hauptgegenstand der Diskussionen der Geognosten, so wie den Leitfaden zu den ausgedehntesten Forschungen ausmachen. Nichts hat, sagt der Verf., seit einer längern Reihe von Jahren die Aufmerksamkeit des Publikums in so hohem Grade in Anspruch genommen als die merkwürdige Arbeit, welche E. de Beaumont (1829 und 1830) über das relative Alter der Gebirgszüge bekannt gemacht und dadurch für immer seinen Ruf, als einer der vorzüglichsten Geognosten gegründet hat. E. de Beaumont geht zunächst von den durch L. v. Buch in die neuere Geognosie eingeführten Ansichten aus, daß die Gebirgsketten durch Aufreissen und Erheben einzelner Theile der Erdrinde entstanden sind; er zeigt, daß sich auf der ganzen Erdoberfläche wiederholt findet, was L. v. Buch insbesondere für Deutschland im Einzelnen nachgewiesen hat, daß nämlich die Bergketten sich in natürlich von einander geschiedene Gruppen oder geognostische Systeme ordnen, deren Geschiedenheit sich durch die einem jeden eigenthümliche Richtung aller zu ihm gehörenden Höhenzüge ausdrückt. Es liegt bey der Verallgemeinerung dieser Thatsache in Beziehung auf die ganze Erdoberfläche sehr nahe, die Betrachtung anzustellen, ob dergleichen Erhebungen und Zerreissungen in irgend einem genau bestimmbaren Zeitalter der Bildung unseres Planeten geschehen sind oder ob sich dieselbe, je nach den verschiedenen Gebirgssystemen, in verschiedenen Perioden ereignet und so eine Gebirgskette nach der andern erzeugt haben.

Bey dieser Untersuchung kommen natürlich mehrere Elemente in Betracht. Der Verf. macht

hierauf in einer sehr einfachen und ungezwungenen Entwicklung aufmerksam. Beobachtet man die Schichtenstellung der Gesteine der Erdoberfläche, so findet man, daß eine horizontale und gleichförmige Lage nur in den Niederungen und Ebenen, welche die Bergketten umgeben, die steil aufgerichtete und ungleichförmige aber stets innerhalb der Bergketten selbst gefunden werde. Sehen wir auf die Art, wie diese zweyerley Verhältnisse an den Rändern der Berge mit einander in Berührung treten, so finden wir sehr bald, daß nicht nur die geneigten Schichten mit den horizontalen gewöhnlich scharf an einander absetzen, sondern nur ein gewisser Theil von der ganzen Schichtenfolge am Fuße einer Bergkette der Aufrichtung in den Bergketten folgt, während der andere Theil der Schichten die ursprüngliche, ungestörte, horizontale Lage beybehält.

So sind die in der Beschaffenheit unserer Erdrinde gemachten Erfahrungen, und es kann nun nicht schwer werden, durch eine Verbindung derselben zu allgemein gültigen Schlüssen über die Ursachen zu gelangen, welche diesen Erscheinungen zum Grunde liegen. Nach Perioden mehr oder minder langer Ruhe sind allgemein wirkende Störungen erfolgt, welche die Beschaffenheit der organischen Schöpfungen auf einmal verändert und eine neue an die Stelle der zuvor herrschenden gesetzt haben. Welcher Art diese Störungen waren, wissen wir direkt zwar nicht, aber wir erblicken dergleichen andere, welche stets verknüpft waren mit der Aufrichtung eines Theils der ursprünglich horizontal gebildeten Schichten, welche eben dadurch die Bergketten bilden. Diese Aufrichtungen der Schichten aber müssen sehr rasch, ja fast plötzlich erfolgt seyn, da die aufgerichteten von den horizontal neben ihnen liegen gebliebenen durch mehr oder minder scharfe Abschnitte getrennt werden. Nun liegt aber der Schluß sehr nahe, daß, wenn von einer gewissen Schichtenfolge nur der eine Theil eine Aufrichtung erlitt, der andere dagegen sich in seiner Lage ungestört zeigt, dieß nur darin kann begründet seyn, weil die erstern Schichten zur Zeit als die Aufrichtung erfolgte, schon vorhanden waren, die andern aber sich nachher erst gebildet haben, als die Umwälzung bereits vorüber war. Sind wir auf solche Weise in den Stand gesetzt, die Zeit relativ bestimmen zu können, in welcher die Erhebung einer Bergkette erfolgt ist, so fragt es sich noch: Ob bey allen Bergketten der Erde in dieser Beziehung eine Gleichförmigkeit, oder eine Verschiedenheit statt finde; ob bey allen immer dieselben Schichten mit gehoben wurden, immer dieselben Schichten dagegen wagrecht daneben liegen geblieben seyen, oder ob vielleicht Schichten, welche bey einer Bergkette gehoben wurden, bey andern constant unafficirt liegen blieben. Es ist leicht einzusehen, daß im erstern Falle die Erhebung aller Bergketten müsse gleichzeitig erfolgt seyn, während sie in dem andern Falle dagegen in mehreren auf einander folgenden Perioden statt gefunden hat. Dieß ist leicht durch Beobachtungen der Verhältnisse in der Natur mehr oder minder deutlich nachzuweisen, und dieß ist eben der Fortschritt, welchen E. de Beaumont in unserer Wissenschaft gemacht hat. Indem er nun aus diesem Gesichtspuncte seine Untersuchungen begann und fortführte, gelangte er endlich zu folgenden Systemen in chronologischer Ordnung (der Verf. hat nach eigenen Beobachtungen einige Berichtigungen mit einfließen lassen):

1) das System von Westmoreland und vom Hundsrück mit der Eifel und dem Taunus. Es ist das älteste der bestimmt nachweisbaren. In ihm sind schon die neuern Schichten des Uebergangsgebirges (Kohlenkalkstein, alter rother Sandstein ꝛc.) nicht mehr gehoben.
2) Das System der Belchen (Name mehrerer Berge im südlichen Theile der Vogesen) und der Hügel der Bocage im Departement von Calvados.
3) System von Nord-England. — Nach der Bildung des Kohlengebirges.
4) System der Niederlande und von Süd-Wales.
5) Das rheinische System, die Vogesen und den Schwarzwald begreifend.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. December.

Nro. 254. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Elemente der Krystallographie nebst einer tabellarischen Uebersicht der Mineralien nach den Krystallformen von Gustav Rose. Zweyte Auflage. Mit zehn Kupfertafeln. Berlin 1838. Bey Ernst Siegfried Mittler.

Die erste Auflage des vorliegenden Werkes ist im Jahre 1833 erschienen und Ref. hat darüber eine Anzeige in den bayerischen Annalen v. Jahre 1834 gegeben. Die zweyte Auflage unterscheidet sich von der ersten vorzüglich durch eine Umarbeitung des Artikels vom klinorhombischen System und durch das für die Uebersicht der Mineralien nach den Krystallformen gewählte System von Nordenskiöld.

Als Stammform für das klinorhombische System ist, wie früher, das zwey- und eingliedrige Oktaeder angenommen. Die zweyerley Prismen, welche es eigentlich zusammensetzen, heißen das vordere schiefe und das hintere schiefe Prisma der Grundform. Da das ganze System nur aus Prismen und einzelnen Flächen besteht, so werden weiter unterschieden:

1. Vertikale rhombische Prismen. 2. Schiefe rhombische Prismen und zwar a) Schiefe Prismen der Basis oder basische Prismen. Ihre Flächen sind der ersten Nebenaxe der Grundform parallel. Erste Nebenaxe wird diejenige genannt, welche mit der Hauptaxe schiefe Winkel bildet, zweyte diejenige, welche rechte Winkel mit ihr bildet. Ref. giebt denjenigen Benennungen, welche andere Krystallographen angenommen haben, wo Axen, Diagonalen ꝛc. von irgend einer Eigenschaft den Namen erhalten, den Vorzug vor der bloß unterscheidenden, aber nichts weiter sagenden Bezeichnung mit eins, zwey, drey ꝛc. Die erste Nebenaxe würde gewiß zweckmäßiger die geneigte oder schiefe, die zweyte die horizontale Nebenaxe genannt worden seyn, wie der Verf. später die Diagonalen der basischen Fläche genannt hat. b) Schiefe Prismen der vorderen Seite und c) schiefe Prismen der hintern Seite. Eigentlich hätten die beyden letzten Abtheilungen ausgereicht, da die sogenannten schiefen Prismen der Basis auch schiefe Prismen der vordern Seite sind. Die einzelnen Flächen werden in vertikale und schiefe eingetheilt. Die vertikalen heißen Längs- und Querfläche, die eine geht der Hauptaxe und ersten Nebenaxe, die andere der Haupt- und zweyten Nebenaxe parallel. Die schiefen Flächen sind a) die schiefe Endfläche der Grundform oder die basische Fläche, b) schiefe Endflächen der vorderen Seite, c) schiefe Endflächen der hintern Seite.

In der Einleitung sind manche Verbesserungen gemacht, und einzelne Zusätze gegeben worden, welche in der ersten Auflage nicht vorkommen, doch fehlt wie früher eine Definition von Krystall, auch wird noch immer ohne Einschränkung angegeben, daß verschiedene Species immer verschiedene Grundformen haben. Das ist, wenn man nicht Rücksicht auf die Spaltungsverhältnisse nimmt, wovon nichts vorkommt, nicht richtig.

Das angewandte System zur Ordnung der Mineralien nach den Krystallformen, läßt sich in Kürze skiziren, wie folgt:

Die Klasse ist durch die Anzahl der einfachen Körper bestimmt, die sich in dem Minerale finden. Es giebt hienach im Ganzen 7 Klassen, welche enthalten:

1. Die einfachen Körper.
2. Die binären Verbindungen, d. i. die

Verbindungen zweyer einfacher Körper, wie Eisenglanz, Steinsalz, Flußspath ꝛc.

3. Die doppelt binären Verbindungen (Salze) d. i. die Verbindungen zweyer binärer Verbindungen, wie Kalkspath, Spinell, Rothgiltigerz.
4. Die dreyfach binären Verbindungen, d. i. die Verbindungen einer doppelten und einer einfachen binären Verbindung, wie Gyps, Apatit.
5. Die vierfach binären Verbindungen (Doppelsalze) d. i. die Verbindungen zweyer binärer Verbindungen, wie Feldspath, Bournonit.
6. Die fünffach binären Verbindungen, d. i. die Verbindungen einer vierfach und einer einfach binären Verbindung, wie Analcim, Eudialyt.
7. Die sechsfach binären Verbindungen d. i. die Verbindungen einer vierfach und einer doppelt binären Verbindung, wie Turmalin und Helvin.

Isomorphe Körper, die sich gegenseitig in den Verbindungen ersetzen, sind nicht für verschiedene Körper angesehen, so daß Goldsilber (Electrum) in die erste, der kobalthaltige Arsenikkies in die dritte Klasse gesetzt sind ꝛc.

Die Ordnungen sind nach dem electronegativen Element gebildet, doch sind mehrere so zusammengefaßt worden, daß im Ganzen nur vier gemacht sind, welche enthalten:

1. Die Quecksilber-, Osmium-, Antimon-, Arsenik- und Tellur-Verbindungen.
2. Die Schwefel- und Selen-Verbindungen.
3. Die Chlor- und Fluor-Verbindungen.
4. Die Sauerstoffverbindungen.

Mineralien, die aus Verbindungen verschiedener Ordnungen bestehen, sind zu der Ordnung gesetzt, zu welcher die electronegativere Verbindung gehört; der Arsenikkies also zu den Schwefelverbindungen, der Apatit zu den Sauerstoffverbindungen ꝛc.

Die Gattung (in andern Systemen das Geschlecht) ist durch den Isomorphismus, die Art (Species) durch die chemische Zusammensetzung bestimmt, so daß also alle Mineralien, die man als isomorph anzusehen berechtigt ist, in eine Gattung vereinigt sind, und die Verschiedenheiten, die in der Gattung in Rücksicht der chemischen Zusammensetzung vorkommen, die Arten bilden.

Das System ist ziemlich einfach, es fehlt aber dabey eine praktische Charakteristik der Klassen. Die Anordnung in der ersten Auflage ist übersichtlicher, indem dort bey jedem Krystallsystem die Oxyde, Sulphuride, Chloride ꝛc. ohne Rücksicht auf die Zahl der Verbindungen zusammengestellt worden sind.

Die meisten, nämlich 76 Species zählt das ein- und einaxige oder rhombische Krystallsystem, das thesserale 37, das quadratische 24, das hexagonale 44, das klinorhombische 54 und das klinorhomboidische 9. Unter den isomorphen Species, welche eine Gattung (chem. Formation nach Fuchs) bilden, führt der Verf. außer den bekannten noch folgende an: Boracit und Rhodicit, Flußspath und Yttrocerit, Manganit und Nadeleisenerz; daß er den Feldspath und Pyrakolith in eine Gattung setzt, muß durch eine neue Analyse des letztern nöthig geworden seyn, nach der bekannten Analyse des Verf. gehört der Pyrakolith weit eher zum Labrador, denn die Formel des Pyrakoliths ist

$$\left.\begin{matrix}N\\K\end{matrix}\right\} Si^3 + 3\ ASi,$$ die des Labrador:

$$\left.\begin{matrix}C\\N\end{matrix}\right\} Si^3 + 3\ ASi,$$ auch die Zusammenstellung von Anorthit, Labrador, Oligoklas und Albit ist auffallend; nach den bekannten Analysen wenigstens sind die Formeln verschieden, die des Amorthits nämlich: $3\left.\begin{matrix}C\\K\end{matrix}\right\} Si + 8\,ASi$, die des Oligoklas:

$$\left.\begin{matrix}N\\K\\C\\Mg\end{matrix}\right\} Si^3 + 3\ ASi^2,$$ die des Albits:

$$NSi^3 + 3\ ASi^3,$$

der Verf. giebt hierüber keinen Grund an.

Druck und Papier sind wie bey der ersten Auflage sehr gut, die Kupfertafeln dieselben.

Geschichte der Geognosie und Schilderung der vulkanischen Erscheinungen. ꝛc.

(Schluß.)

6) System des Böhmer- und Thüringer-Waldes, des Morvan bey Autun, der Vendée und der südlichen Küste der Bretagne in Frankreich. Die Hebung reicht durch das jüngere Flötzgebirge bis zur Bildung der Juraformation, welche mit ihrem ältesten Gliede, dem Lias, horizontal bleibt.

7) System des Erzgebirges, der Côte d'Or in Burgund, des Mont Pilas im Forez und eines Theiles des Jura am linken Rheinufer. — Kreide und Quadersandstein liegen noch horizontal.

8) System des Monte Viso.

9) System der Pyrenäen und Apenninen. Die Kreide überall gehoben, die Tertiär-Schichten horizontal.

10) System von Corsika und Sardinien.

11) System der West-Alpen, wohin vorzüglich die Masse des Montblanc. Die jungen Tertiärschichten gehoben, auch die junge Muschelmolasse an der Superga etc.

12) System der Hauptkette der Alpen von Wallis bis nach Oestreich. Die jüngste Hebung unter den bekannten Ketten, Tertiär-Gebilde, Molasse ꝛc. gehoben, alte Geschiebe-Ablagerungen horizontal.

Der Verf. schließt diesen Theil des Werkes mit einem Ueberblicke dessen, was an E. de Beaumonts Ansicht allgemein feststeht und was nur speciell geltend zu betrachten. Als eine unläugbare Thatsache, sagt er, steht fest, daß nicht alle Gebirgsketten sich in einer und derselben Epoche erhoben haben, sondern es giebt unter denselben jüngere und ältere, von welchen die erstern gewisse Schichtenfolgen noch mit zur Aufrichtung brachten, welche bey der Erhebung der letztern nicht afficirt werden konnten, weil sie noch nicht gebildet waren. Dagegen finde die von Beaumont früher aufgestellte Ansicht, daß die gleichzeitige Erhebung der Gebirgsketten auch immer mit einem und demselben Streichen aller ihrer einzelnen Glieder verknüpft sey, nicht allgemeine Anwendung, und man kann sich daher der Beobachtung des Streichens einer Bergkette keineswegs bedienen, um daraus auf ihr Alter zu schließen. Endlich, so hat sich durch Beobachtungen bestätigt, daß die Erhebung vieler Bergketten keineswegs das Produkt einer einzigen, für sie genau zu bestimmenden Periode ist; eine und dieselbe Bergkette ist vielmehr ganz entschieden nicht auf einmal entstanden, sondern ruckweise mehrmals nach einander und mit Beybehaltung einer und derselben Streichungslinie gehoben worden.

Den zweyten Haupttheil des Werkes macht eine Abhandlung aus über die Vulkane und die mit ihnen verbundenen Erscheinungen.

Nachdem in der Einleitung eine allgemeine Darstellung des Baues der Erdrinde gegeben worden, geht der Verf. zu der eigentlich die ganze Geologie begreifenden Lösung der Fragen über: Was giebt es für Thätigkeiten in der Natur, welche im Stande wären, das gegenwärtige Festland in Meeresgrund zu verwandeln; was giebt es für Kräfte, welche den Meeresgrund über den allgemeinen Wasserspiegel zu erheben vermögen, welche den Umsturz und die Aufrichtung ganzer, weit ausgedehnter, waagrechter Länderstrecken bewirken, und die Oberfläche derselben in ungeheurer Ausdehnung und Mächtigkeit mit Schutt und Trümmern früher gebildeter Gebirgsarten bedecken können; welcher Art endlich sind die Ursachen, welche dazu wirken können, bestehende organische Schöpfungen in ihrer Blüthe zu vertilgen, Veränderungen in den klimatischen Verhältnissen der Länder zu bewirken, und neue, zuvor nie dagewesene Formen organischer Körper an die Stelle der verschwundenen zu setzen?

Es werden nun die Wirkungen des Wassers der Atmosphäre, des Festlandes und der Meere und die Gewalt der Vulkane, ausbrechend an der Oberfläche des Festlandes oder auf dem Boden des Meeres, einer genauen Untersuchung und Betrachtung unterworfen. Der Verf. zeigt, wie durch die Wirkungen der Gewässer keine Rechenschaft gegeben

werden kann über die plötzlichen und convulsiviſchen Bewegungen der Natur, welche in dem Charakter der beobachteten Revolutionen liegen. Die augenſcheinlich plötzlich erfolgte Veränderung einzelner Theile der Erdrinde aus dem Zuſtande des Meeresgrundes in Feſtland, die durch Schichtenzerreißung erfolgte Erhebung ganzer Bergmaſſen zu ſo anſehnlicher Erhöhung über den Meeresſpiegel, das Vertilgen ganzer organiſcher Schöpfungen und die damit zuweilen verbundenen Veränderungen in den klimatiſchen Verhältniſſen der Erdoberfläche; alle dieſe Erſcheinungen ſeyen aus den uns gegenwärtig bekannten Einwirkungen der Gewäſſer nicht erklärbar, eben ſo wenig wie die Entſtehungsweiſe einer zahlreichen Reihe von Gebirgsarten, welche ihrer Beſchaffenheit gemäß ſich nicht einſt im Waſſer aufgelöſt befunden haben konnten. Der Verf. geht daher zur Unterſuchung der vulkaniſchen Wirkungen über und in dieſen glaubt er die Mittel zur Erklärung der fraglichen Erſcheinungen zu finden. Es wird nun zunächſt von den Erdbeben mit allen ihren Mannigfaltigkeiten und Beziehungen gehandelt, es werden ihre Wirkungen, ihre Verbreitung und die Veränderungen gewürdigt, welche ſie auf der Erdoberfläche hervorbringen. Im Zuſammenhange damit werden die Vulkane unterſucht und alle bekannte Fälle über die Entſtehung von Inſeln aus dem Meere, von Bergen auf dem Feſtlande aufgezählt.

So gelangt der Verf. zu der Folgerung, daß die Erdbeben in Urſachen begründet ſeyn müſſen, welche in einem weſentlichen Zuſammenhang mit der Beſchaffenheit des ganzen Erdkörpers ſtehen, denn ſie äußern ſich fortdauernd in allen Theilen der Erdoberfläche, wenn auch in gewiſſen Bezirken mit größerer Heftigkeit als in andern, und ihr genaueſter Zuſammenhang mit den vulkaniſchen Thätigkeiten iſt hinlänglich nachgewieſen.

Wenn ſich auf dieſe Weiſe ſchon ergiebt, daß in einem weitern, als dem gewöhnlichen Sinne genommen, vulkaniſche Wirkungen zu den allgemeinſten Agentien, die die Erde zu verändern vermögen, gehören, ſo ergiebt ſich dieſes noch evidenter, wenn man die eigentlichen vulkaniſchen Erſcheinungen ſelbſt betrachtet, von denen der Verf. zeigt, daß man ſie in ſolche zu unterſcheiden habe, welche bey dem gewöhnlichen Zuſtande unterdrückter oder ſchlummernder Thätigkeit der Vulkane fortdauernd wirken, und in ſolche, welche in dem Zuſtande ungewöhnlicher Thätigkeit in den vulkaniſchen Exploſionen auftreten.

Es kommen nun die vulkaniſchen Dampfentwicklungen zur Sprache, ihre Produkte und ihre Veränderungen an Geſteinen, dann wird von den vulkaniſchen Ausbrüchen gehandelt, von ihren Anfängen, ihrer Entwicklung, den Auswürflingen, der Aſche und Lavenergießung, den Spalten und Seitenausbrüchen, der Wärme der Lavaſtröme und ihrer mineralogiſchen Beſchaffenheit.

Der Verf. ſchließt dieſe Abhandlung mit der Bemerkung, daß der heutige Vulkanismus gewiſſermaſſen nur als ein Nachhall zu betrachten ſey von den weit mächtigeren Umwälzungen, welche die Erdoberfläche in vorgeſchichtlicher Zeit erlitt, daß er im Vereine mit der faſt überall beobachteten Thatſache des Zunehmens der Bodentemperatur mit der Tiefe, das Daſeyn eines noch feurig-flüſſigen Erdinnern wahrſcheinlich mache, und daß er aus der Wechſelwirkung zwiſchen dieſem Innern und der bereits erſtarrten Erdkruſte oder dem ſie *bedeckenden* Waſſer entſpringe.

Es wird nach dem Angeführten nicht nöthig ſeyn, aufmerkſam zu machen, daß vorliegendes Werk eines der wichtigſten und gediegenſten ſey, welche die neueſte geognoſtiſche und geologiſche Literatur aufzuweiſen hat; wir fügen nur das Eine noch hinzu, daß der Vortrag durchaus in einer anziehenden Art gehalten iſt, daß nicht ſelten ebenſo lehrreich, als unterhaltend darin erzählt wird und jedes ſteife Abtheilungsweſen vermieden iſt, ohne daß deßhalb logiſche Folge und Verbindung im geringſten vermißt würde.

v. Kobell.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. December.

Nro. 255. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Philosophisch-philologische Classe.

In der Sitzung am 13. Jänner d. J. hielt Herr L. Spengel, Professor am alten Gymnasium, über zwey Schriften des Philodemus Vortrag.

In einer frühern Sitzung wurde über eine rhetorische Schrift des Philodemus in den Herculanischen Rollen Bericht erstattet; wiewohl keine sorgfältige Abschrift, wie sie die Neapolitaner in ihren Voll. Herc. liefern, zu Gebot stand und nur aus der unverständig und ungenau genommenen Copie, welche den Engländern zugetheilt worden war, die Erklärung versucht werden mußte, gelang es doch, Inhalt, Zusammenhang und Folge jenes Buches zu erkennen und mit andern Schriften gleicher Bedeutung zusammenzustellen. Für dieses mal wurde der dritte Band der in Neapel bekannt gemachten Rollen, da die letzten Bände, obschon seit mehreren Jahren erschienen, nicht zu erhalten sind und aller litterarischer Verkehr mit Neapel abgeschnitten scheint, einer näheren Betrachtung unterworfen, wovon hier der Inhalt im Allgemeinen mitgetheilt wird.

Die zwey Schriften, von welchen hier die Rede ist, erschienen zuerst 1824 in England im ersten Bande der Voll. Hercul., drey Jahre später 1827 in Neapel mit Commentaren und genau nach den Hercul. Rollen in Kupfer gestochenen Tafeln; die eine führt die Aufschrift:

Φιλοδήμου περὶ κακιῶν καὶ τῶν ἀντικειμένων ἀρετῶν καὶ τῶν ἐν οἷς εἰσὶ καὶ περὶ ἃ. Θ.

ein Titel, dessen Richtigkeit aus dem, was vom neunten, oder vielleicht nach alter Zählung achten, Buche erhalten ist — den 28 Columnen — nimmer zu ersehen ist, wobey jedoch zu bedenken, daß wir nicht einmal das eine Buch vollständig besitzen, und aus diesem noch nicht auf das ganze Werk zu schließen berechtigt sind.

Die zweyte Schrift, welche in der Neapolit. Ausgabe obiger folgt, trägt einfach die Aufschrift:

Φιλοδήμου περὶ κακιῶν Ι.

also wahrscheinlich das folgende Buch desselben Werkes. Das erst genannte Werk ist auch in Deutschland neu bearbeitet von Göttling in seiner Ausgabe des Aristoteles Oekonomikos herausgeben worden.

Stellt man die Frage, welches der Inhalt des obigen Fragmentes sey, so ist dieser kurz folgender: wie sich der Weise, *σοφὸς ἀνήρ*, und als solcher ist immer der Epikureer zu verstehen, in seinen häuslichen Verhältnissen, zumal wenn diese glänzender Art sind, zu benehmen hat, um aus seinem höchsten Gute, dem gemüthlichen Leben, dem *εἰρηναῖος βίος* nicht zu fallen, sondern ungestört und ungetrübt, *ἀλύπως*, dieses erhalten zu können. Daraus lernen wir freylich nicht, aus welchem Rechte jene Aufschrift dem Buche gegeben, doch ist der Titel das unbedeutendste was hier zur Sprache kommt.

Der angegebene Inhalt führt den Epikureer zu einer Prüfung dessen, was in dieser Beziehung andere vor ihm geleistet haben, und zwey Schriften werden genauer betrachtet und förmlich recensirt, nämlich Xenophons und Aristoteles Oekonomikos,

letzterer aber nicht mit diesem, sondern auffallend genug mit dem Namen des Theophrastos. Jenes beweist, daß das Alterthum über diesen Gegenstand nichts wichtigeres kannte und wir demnach besitzen, was darüber bedeutendes vorhanden war, wiewohl Philodemus selbst VII. 41 andeutet, daß noch mehrere andere darüber geschrieben haben.

Schon die erste Columne beginnt mit Xenophon; mehrere vorangegangene, die verloren gegangen sind, mögen die Einleitung, so wie anderes noch von Xenophon, behandelt haben; wir werden nämlich ganz ex abrupto in einen Gedanken des letzteren eingeführt.

Es ist das Verdienst des Italienischen Gelehrten, des Akademiker Javaroni, daß er beyde Werke richtig erkannt, benutzt und daraus die mannigfaltigsten Lücken in den Rollen sicher und vollständig ergänzt hat; noch an einer oder der anderen Stelle kann ein größerer und umfassenderer Gebrauch gemacht werden; das Bedeutendste ist zur Vollendung gebracht und einer besondern Kritik bleibt es überlassen, mit Beachtung des Sprachgebrauches des Philodemus, so wie einer richtigen genauen Kenntniß der griechischen Sprache überhaupt die zahllosen grammatischen Fehler, welche durch Schuld des Neapol. Herausgebers oder auch des deutschen Bearbeiters hineingebracht worden sind, zu tilgen, und den einfältigen, aber doch ehrlichen Epikureer von der Schmach einer gänzlich barbarischen Kenntniß seiner eigenen Sprache zu befreyen. Es sey nämlich hier im voraus bemerkt, daß Göttling, von dem eine tüchtige Umgestaltung des Textes zunächst zu erwarten gewesen wäre, ganz willkührlich verfahren und wie es scheint gleich bey der ersten Lectüre alle seine Aenderungen, wie sie ihm in den Kopf kamen, einsetzte, aber auch bey einer solch flüchtigen und tadelnswerthen Eile, die um so schärfer zu tadeln, als dem Italiener überall nicht ohne bittern Spott seine grammatische Unkenntniß vorgeworfen wird, hätten wenigstens nicht neue grammatische Ungethüme erfunden werden sollen, wie p. 55, 12 *πιριαίρηκε* p. 54, 19 *καὶ γὰρ μὴ ἰσμὲν* p. 44, 11 *διαλεγούμενος* u. a. m.

Ein anderer Fehler des deutschen Herausgebers ist, daß er ohne Rücksicht auf den Raum alles beliebige einsetzte. Man ist in Vermuthungen durch den Raum gebunden und kann dadurch leicht das richtige zu finden veranlaßt werden, da wir wissen, wie viel von den Buchstaben fehlen; oft wo nur einer oder zwey Buchstaben vermißt werden, setzt Göttling ein ganzes Wort von sieben bis acht Buchstaben, ohne zu bedenken, wie solche in der mit großen und deutlichen Charakteren gefüllten Zeile irgend stehen konnten. Daß eine besondere Beachtung der Gedanken unter einander hervortrete, ist nirgends zu bemerken und außer drey oder vier genialen und entschiedenen Emendationen nebst manchem anderem was sich von selbst verstand, ist nichts geleistet; man ist sogar manchmal genöthigt, zu dem Neapolitaner zurückzukehren und sich dessen gegen den Deutschen anzunehmen; anderes bedarf nur richtig gelesen zu werden, um den erforderlichen Gedanken herzustellen, z. B. Columne XV. 37:

τοῦτο γὰρ
δεῖ καὶ ποιεῖν τὴν χρείαν ἄ-
λυπον καὶ τὸ διὰ ταύτης τέρ-
πον ἀκέραιον, τὸ μὴ προσεῖ-
ναι τῇ πλούτου κτήσει τοῖς
σοφοῖς φροντίδα βαρεῖαν,
πῶς δυνήσεται σώζεσθαι,
μηδ' ὅταν οἱ σφαλερώτατοι
καιροὶ καθεστήκωσ [ιν · οὔ]
τε [γ] ἀρ ἀσχαλαῖ σώφρων ἀ-
νὴρ καὶ πρὸς τὸ μέλλον εὐχε-
ρὴς τῇ ταπεινῇ καὶ πενιχρᾷ
διαίτῃ, τὸ φυσικὸν εἰδὼς καὶ ὑ-
πὸ ταύτης διοικούμενον.

wo Javaroni *καθεστήκωσιν ὠθοῦντες ἀραὶς χαλᾷ*, Göttling aber *καθεστήκωσ [ιν ἥκον] τε [ς ἴ] δρας χαλᾷ σώφρων* geschrieben haben, während weder für *ὠθοῦντες* noch für *ἥκοντες* Raum genug vorhanden ist, und nur zwey Buchstaben fehlen können, die folgende Zeile aber deutlich also lautet:

ΤΕ · ΑΡΑCΧΑΛΑΙCΩΦΡΩΝΑ

worin obiges *οὔτε γὰρ ἀσχαλαῖ σώφρων*, welches die Lücke ausfüllt und den Gedanken vollendet, deutlich ausgedrückt ist.

Nachdem in den ersten sechs Columnen, die theils ganz, theils halb verstümmelt sind und von welchen

ohne Hülfe des Xenophontischen Oekonomikos überhaupt nichts verständlich wäre, die Angaben des Sokrates widerlegt worden sind, wird in den folgenden, die fast ganz erhalten sind und mit Hülfe einer besonnenen Kritik vollkommen hergestellt werden können, auf die zweyte Schrift, den Oekonomikos des Aristoteles übergegangen.

Wir haben zwey ganz verschiedene Werke unter der Aufschrift Oekonomikos, die den Namen des Aristoteles tragen, den sogenannten ersten und zweyten; man ist längst schon seit den Zeiten des Wiederaufblühens der griechischen Literatur im Reinen, daß die zweyte Schrift späterer Zeit und nicht von Aristoteles seyn könne; eben so gewiß aber ist, daß die erste, die nur aus einigen Blättern besteht, von Aristoteles ist; wenn irgend etwas den Ton, Gedanken, Sprache des Aristoteles trägt, so sind es diese Capitel über Oekonomik, in welchen man aber nur den Anfang, nicht die ausführliche Darstellung findet. Aristoteles Gedanken und Sprache kann niemand nachahmen, er müßte selbst ein Aristoteles seyn. Ueberdieß ist in dem Oekonomikos Beziehung auf andere Werke des Aristoteles. Dieß alles ist für den Kenner der Schriften und Sprache des Philosophen so ausgemacht, daß es keiner Beweise bedarf; wer aber diese verlangt, findet sie in Göttlings Ausgabe genügend und vollständig zusammen getragen.

Gleichwohl wird dieß ächte, ich möchte sagen, dieses ächteste Buch des Aristoteles von Philodemus nur unter dem Namen des Theophrastus angeführt; es ist bekannt, daß diesem Schüler manches von seinem Lehrer zugeschrieben worden, vorzüglich weil auch er über dieselbe Materie wie sein Lehrer geschrieben hat, als Ἀναλυτικῶν προτέρων α β γ. Ἀναλυτικῶν ὑστέρων α β γ δ ε ς ζ. περὶ ζῴων, περὶ ἡδονῆς, Τοπικῶν α β. Φυσικῶν α β γ δ ε ς ζ η und von der Schrift über Gorgias, Zenon und Xenophanes hat eine Handschrift Bekkers die Aufschrift Θεοφράστου.

Da nun innere Gründe für Aristoteles stimmen, ein äußerer von Bedeutung aber für Theophrastus, suchte Göttling in der Vorrede seiner Ausgabe einen eigenen Ausweg, wodurch beyden eine Richtigkeit bleiben soll; er ist nämlich der Meynung, das vorhandene Buch des Aristoteles sey nur ein Auszug und diesen habe, wie auch von andern Schriften seines Lehrers, Theophrastus veranstaltet; Philodemus selbst in der fraglichen Stelle spreche von der Autorität des Theophrastus zweyfelhaft und deute an, daß der Oekonomikos jemand anderem angehöre.

Es ist nothwendig, jene Stelle zu prüfen, um sich von der Richtigkeit zu überzeugen, zumal Göttling ganz offen zu Werke geht pag. XIII.: sed ipsum audiamus Philodemum cujus priorem librum adjecimus ut ipsi lectores eo facilius judicare possint; verum enim invenire volumus, non convincere aliquem tanquam adversarium. Philodemus igitur p. 45, 8 nostr. ed. Δῆλον δὴ διότι καὶ πρὸς τὰ πλεῖστα τῶν Θεοφράστου διαλεγόμεθα ταῖς δυνάμεσιν ἐκεῖθεν κεκεφαλαιωμένοι, μᾶλλον δὲ καὶ τὰ τῶν ἄλλων· ἅπαντες γὰρ ὡς ὑπὲρ τούτου μεμηλεύκασιν ὁπότε καὶ Θεόφραστος ἀποφαινομένοις αὐτοῖς διαλάττει, wozu nachstehende Uebersetzung und Erläuterung beygegeben ist: apertum est enr disputandum nobis sit etiam adversus Theophrasti placita, secundum artes philosophicas ad res primarias ea redigentibus, vel potius non Theophrasti, sed aliorum. Omnes enim de hoc libro quasi is esset Theophrasti disputarunt, etiam in iis locis, ubi facile intelligere poterant, si comparare res voluissent, Theophrastum ipsum dissentire cum doctrina hujus libri. Vides statim ipsum Philodemum dubitare de auctore libri, quem dicit plerosque pro Theophrasti fetu habere, quum appareat longe diversum abire Theophrastum a sententiis illius. Atque in verbis Epicurei nostri illud μᾶλλον δὲ inprimis animadvertendum est; eo enim uti solent critici graeci quum alius esse arbitrantur auctoris librum quendam atque vulgo putant. Nach wiederholter Durchsicht jener Stelle finden wir nichts als ein merkwürdiges Beyspiel verunglückter Kritik, das in so fern Widerlegung verdient, als der Verfasser daraus nicht zu billigende Schlüsse folgerte. Jenes sind nämlich keineswegs die ächten Worte des Philodemus, sondern nur nach einer innerlich wie

äußerlich verfehlten Interpolation des deutschen Herausgebers; und dann, wenn auch der Epikureer in der That so geschrieben hätte, wie Göttling glaubte, wie kann jener Gedanke in den Worten liegen und die Uebersetzung gerechtfertigt werden? Die einfache Bemerkung, daß μᾶλλον δὲ καὶ τὰ τῶν ἄλλων nie sed aliorum bedeuten könne, vernichtet die ganze Erklärung; eben so einleuchtend ist, daß ἅπαντες γὰρ sich auf jenes τῶν ἄλλων beziehe und demnach die Autoren, welche außer Xenophon und Theophrastus über Oekonomie geschrieben haben, gemeynt seyen. Wir übergehen anderes und erinnern, daß wie die Grammatik diese Interpretation als unmöglich verwirft, auch der Gedanke an sich und der Zusammenhang das unstatthafte jener darthun. Was soll hier neben hin die Erklärung, daß nicht Theophrastus Verfasser dieser Schrift sey? warum nennt er den wahren Autor nicht, wenn er ihn kennt und verbindet auch Col. XXVII. die beyden Schriftsteller, Xenophon und Theophrastus, ohne im mindesten ein Bedenken auszudrücken? Endlich zeigt der Zusammenhang den Gedanken klar genug, wenn auch die wenigen fehlenden Buchstaben (der Anfang der Zeilen ist gebrochen) nicht mit Sicherheit ergänzt werden können. In dieser Beziehung ist zur völligen Ueberzeugung nothwendig, das Original genau mitzutheilen, Col. VII. 26.

ἀλλὰ γὰρ
ο]ὐδὲν ἔτι δεῖ προσδιατρίβειν
τ]οῖς Ξενοφῶντος οἰκονο-
μι]κοῖς, τῶν ἐφεξῆς γεωργι-
κὴν] τέχνην περιεχόντων,
ἣν] ἀπ' ἰδίας ἐμπειρίας, οὐκ ἀπὸ
φι]λοσοφίας γίνεσθαι συμβαί-
νε]ι, προσέτι δ' οὔτ' ἀναγκαία γι-
νώ]σκεσθαι τοῖς φιλοσόφοις
οὔτ' οἰκεία τὰ κατ' αὐ-
συντελεῖσθαι δι' αὐ-
δ]ῆλον δὴ διότι καὶ πρὸς
τὰ πλεῖ]στα τῶν Θεοφράστου
μεθα ταῖς δυνάμε-
σιν] ἐκεῖθεν κεκεφαλαιωμέ-
νοι, μ]ᾶλλον δὲ καὶ τὰ τῶν ἄλ-
λων]· ἅπαντες γὰρ ὡς ὑπὲρ
μετηλλεύκασιν ὁπότε
Θεόφραστος ἀποψομέ-
οις διαλλάττει· περιέρ-
γα τ]οίνυν ἃ προέθηκεν· οὐ
δε]ν γὰρ εἰς οἰκονομικὴν

Nur das unbezweifelte ist hier ausgefüllt, für das unsichere der leere Raum offen gehalten; man sieht daraus wie viel Buchstaben ausgefallen sind, wenn sich auch um den einen oder andern noch immer handeln läßt; so spricht die Größe der Lücke v. 38 mehr für πλεῖστα als für τὰ πλεῖστα, aber recht deutlich erhellt die Unmöglichkeit der Göttlingischen Ergänzung v. 43 ὡς ὑπὲρ τούτου μετηλλεύκασιν; nur für ein kleines Wort, wie βίου, oder γῆς, wenn anders ein Substantivum hieher gehört, ist Platz genug. Nachdem Philodemus einige Gedanken des Sokrates aus Xenophon mißbilligend angegeben hatte, schließt er mit der Bemerkung, die weitere Ausführung dessen, was dort folge, die Bearbeitung des Landes falle der Landbaukunst anheim und habe mit der Philosophie nichts zu thun; darum habe er auch gegen Theophrastus, ja richtiger gesprochen, gegen alle andere so vieles einzuwenden; denn alle betrachten die Oekonomie nicht von der richtigen Seite und aus dem ihr eigenen Standpuncte, sondern sprechen von Sachen die ihr wenig angehören. Was aber unserm Epikureer Zweck und Bedeutung der Oekonomie war, hatte er in den früheren, nicht erhaltenen, Columnen aus einander gesetzt und läßt sich noch aus der Tendenz des ganzen Buches wie aus einzelnen Sätzen genügend nachweisen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. December.

Nro. 256. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Philosophisch-philologische Classe.

In der Sitzung am 13. Jänner d. J. hielt Herr L. Spengel, Professor am alten Gymnasium, über zwey Schriften des Philodemus Vortrag.

(Fortsetzung.)

Eine Hauptstelle ist Col. XII. 2, wo er, nachdem er mit Xenophon und Theophrastus geendet hat, auf folgende Weise fortfährt:

τὰ μὲν οὖν πρὸς τούτους ἱκανῶς ἐπισεσήμανται· τὰ δ' ἡμῖν ἀρέσκοντα συντόμως ὑπογραπτέον· διαλεξόμεθα τοίνυν οὐχ ὡς ἐν οἴκῳ καλῶς ἐστὶν βιοῦν, ἀλλ' ὡς ἐστασθαι δεῖ περὶ χρημάτων κτήσεώς τε καὶ φυλακῆς περὶ ἃ τὴν οἰκονομίαν καὶ τὸν οἰκονομικὸν ἰδίως νοεῖσθαι συμβέβηκεν· οὐδὲν διαφερόμενοι πρὸς τοὺς ἕτερα τοῖς ὀνόμασιν ὑποτάττειν προαιρουμένους, καὶ περὶ τῆς φιλοσόφῳ διούσης κτήσεως.

Dahin gehört auch Col. XI. 11, was bey Widerlegung des Aristoteles gelegentlich vorgebracht wird,

τὸ μέντοι τὰς ἐργασίας οὕτω νενεμῆσθαι προσήκειν, ὅπως μὴ ἄμα κινδυνεύῃ πᾶσιν, ἰδιώτῃ μὲν παραινούμενον λόγον ἔχει, φιλόσοφος δ' οὐτ' ἐργάζεται, κυρίως εἰπεῖν, οὔτ' ἂν ἐργάσηταί ποτε, πᾶσι μαίνεται κινδυνεύειν, ὥστε παρακελεύσεως τοῦ μὴ ποεῖν δεῖσθαι.

Daß also die früheren Philosophen die Oekonomik nicht in ihrem Wesen aufgefaßt, sondern entferntes in ihr Gebiet hineingezogen haben, ist es, was Philodemus an der fraglichen Stelle tadelt.

Auch der zweyte von Göttling p. XVII. vorgebrachte Grund, daß wir nur einen Auszug des Oekonomikos von Aristoteles besitzen, ist nicht überzeugend. M. T. Varro erwähnt in seinen Büchern de Re Rustica manches aus dieser Schrift in größerer Umschreibung und Ausdehnung, was man von Schneider in den Anmerkungen zu Varro p. 300 gesammelt findet. Da es nicht neue und besondere Gedanken sind, die sich im Aristoteles finden sollen und nicht finden, sondern nur eine weitere Ausführung von dem ist, was Aristoteles oft nur mit einem Worte angedeutet hatte, die sich übrigens von selbst darbot, so können wir darin nichts anderes als die bekannte, auch von Schneider ausgesprochene admirabilis brevitas unsers Philosophen erblicken. Auch sieht das Werk selbst keinem Auszuge ähnlich, noch ist irgendwo überliefert, daß ein solcher im Alterthum bestanden habe.

Es bleibt demnach unbezweifelt, daß Philodemus diese Schrift des Aristoteles als ein Werk des Theophrastus betrachtet hat, wie er auch an andern Orten ohne Bedenken Xenophon und Theophrastus zusammenstellt, wenn von diesem Oekonomikos die Rede ist. Uebrigens erregt diese Kritik

des Philodemus eine eigene unangenehme Empfindung und liefert einen Beleg mehr, daß Leute, die in ihren eigenen Ansichten befangen aus diesem ihren beschränkten Kreise herauszutreten nicht vermögen, völlig unfähig sind, über andere zu urtheilen. Ueberall ist die Grundlage aller Opposition das hedonische Princip der epikureischen Philosophie, jener *εἰρηναῖος βίος*, wie er es selbst nennt; alles wird nur durch Frage widerlegt, wozu dieses und jenes, es sey umsonst solches zu bemerken, es verstehe sich von selbst. Was Aristoteles sagt, mag es der Sache noch so zuträglich und unentbehrlich seyn, wenn es den Philosophen in seinem ruhigen Zustande und seiner Behaglichkeit stört, so wird es verworfen. Wenn z. B. Aristoteles sagt, der Herr müsse über alles wachen, der letzte zu Bette gehen und der erste aufstehen, so findet Philodemus dieses sehr unbequem und eines Philosophen unwürdig; Col. XI. 30 *ταλαίπωρον δὲ καὶ ἀνοίκειον φιλοσόφου τὸ πρότερον τῶν οἰκετῶν ἐγείρεσθαι, καθεύδειν δὲ ὕστερον.* Nur als Epikureer tadelt er das Buch; auch das scheint er zum Vorwurfe zu machen, daß die Alten die Oekonomie nur für den Erwerb und den Idioten, keineswegs für den Philosophen geschrieben haben.

Diese Recension läßt sich aus Aristoteles in den einzelnen vorhandenen Lücken vollständig ergänzen, und gewährt daher den Vorzug, den wir bey dem übrigen entbehren, aber der Gewinn ist unbedeutend, und für das innere Verständniß der Aristotelischen Schrift gar nichts. Denn daß er einmal den Aristoteles sich selbst und dem Hesiodus widersprechend darstellen will, ist höchst mißlungen.

Wichtiger sind einige äußere Umstände, die sich daran knüpfen:

1) Philodemus kannte nur so viel als wir haben, was aber wir besitzen, ist, wie schon Muretus bemerkt hat, unvollständig, mehr die Einleitung als die Ausführung.

2) Einzelne Abweichungen von unserm Texte.

Ganz anderer Art ist die zweyte Schrift; sie giebt eine Charakteristik von menschlichen Gebrechen und Leidenschaften aus dem Leben genommen und verräth dadurch ihre Aehnlichkeit mit den sogenannten Charakteren des Theophrastus; es ist auffallend, daß von einem epikureischen Philosophen solche Darstellungen geliefert werden; man muß indeß beachten, daß dieses den spätern die praktische Philosophie war; da sie von strengerer Abstraction, tieferem Auffassen und Nachforschen der Gründe und Ursachen bey allen Erscheinungen auf dem Gebiete des Ethischen fern waren, so mußten sie auf das äußere und dadurch auf eine oft verzerrte carricaturmäßige Darstellung geführt werden. Die Quelle dieser Darstellung liegt im Aristoteles selbst; in seiner Ethik wie in den übrigen Büchern, wo Darstellungen aus dem Leben einverwebt werden, wie die Schilderung der Charaktere der verschiedenen Lebensalter, der Jugend, des Mannes- und Greisenalters in der Rhetorik, wird das eigenthümliche der allgemeinen Erscheinung, aber zugleich mit Nachweisung der Gründe und Ursachen hervorgehoben. Darin eben zeigt sich die scharfe Beobachtungsgabe so wie der tiefe Blick des Philosophen. Läßt man nun die Begründung hinweg, und setzt für die allgemeine Erscheinung ein besonderes Factum, was sehr leicht zu finden ist, von Aristoteles aber absichtlich übergangen worden, weil er das allgemeine, das allen einzelnen Erscheinungen zum Grunde liegt, aufsucht, so hat man die Charaktere des Theophrastus und unsers Philodemus. Schon die Benennung, daß man dem Theophrastus, gleichviel ob mit Recht oder mit Unrecht, diese beylegt, zeigt, daß aus der aristotelischen Schule diese Form, die freylich das Publikum mehr ansprach als die schärfste Auffassung des Aristoteles, hervorgegangen und von andern wie hier von den Epikureern aufgenommen worden; was aber an äußerer Auffassung gewonnen war, gieng an innerer Betrachtung verloren und so zeigt dieses Verfahren, während es von der einen Seite anziehend genug ist, in der That einen tiefen Rückschritt der ethischen Erkenntniß.

Da diese Schrift des Philodemus in Deutschland ganz unbeachtet ist, und selbst den Bearbeitern des Theophrastus nicht bekannt wurde, so mögen hier einige Proben seiner Schilderungen in berichtigter Gestalt folgen. Von der *ὑπερηφανία*, die er weitläufig erläutert, heißt es am Schluße Col. XVI. 15:

Ἔννοιάν δ' ὅτι καὶ εἰς
μωρίαν ἐνίοτε τὸ νόσημα

περιϊστησιν ἢ μανίαν, εἰ μὴ
τὰ Ξέρξου τῶν δυοῖν οὐκ ἔχε-
ται ἢ θατέρου, τὸ ζευγνύειν τὸν
Ἑλλήσποντον καὶ καθιέναι
πέδας εἰς τὴν θάλατταν καὶ
τἆλλα ποιεῖν ἃ περὶ αὐτοῦ λέ-
γουσιν ἢ τὸ θεοὺς ἐξ ἀνθρώ-
πων αὐτοὺς γεγονέναι δο-
κεῖν καὶ τἆλλ' ὅσα γίνεται πε-
ρὶ τοὺς ἀνίδην ὑπερηφανοῦν-
τας· τοσαῦτα μὲν οὖν ἱκα-
νὰ καὶ περὶ τούτων ἐπειπεῖν.

τὰ Ξέρξου τῶν herzuſtellen iſt eine nothwendige Verbeſſerung für das unverſtändliche der neapolitaniſchen Ausgabe τάξει τούτων, da von dieſem Könige im nachfolgenden geſprochen wird; die Buchſtaben der Stelle ſind ΤΑΞΕΙ ΟΤΤΩΝ, der Gedanke: die ὑπερηφανία führt zur μωρία oder zur μανία, man müßte nur glauben, daß das was Xerxes gethan hat, nicht von beyden oder wenigſtens von dem einen Beweis genug gebe. Der nachfolgende Charakter des αὐθάδης kann mit dem des Theophraſtus cap. XV. περὶ αὐθαδείας verglichen werden, man wird ihn nicht ſchwächer finden; leider iſt der erſte Gedanke nicht klar und, da der Anfang der nächſten Columne, welcher die Fortſetzung enthält, fehlt, nicht ſicher zu ergänzen; die Beſchreibung iſt übrigens, wie die Citation andeutet, nicht von Philodemus, ſondern von Ariſton, wahrſcheinlich dem Chier, der nur das Ethiſche ausarbeitete und Logik und Phyſik von ſich gewieſen hatte.

ὁ δ' Αὐθάδης λεγόμενος ἔοι-
κε μὲν εἶναι μεικτὸς ἔκ οἰήσε-
ως καὶ ὑπερηφανίας καὶ ὑπερ-
οψίας, μετέχων δὲ καὶ πολ-
λῆς εἰκαιότητος· τοιοῦτος
γάρ ἐστιν φησὶν ὁ Ἀρίστων [οἷ-
ος ἐν τῇ μακρᾷ θερ[απείᾳ
χρον- αἰτεῖν μ- ροαναι
τὸν συνεμβεβηκότ' εἰ κακεῖ —

Columna XVII.

. . . . . .

παῖδα πριάμενος μηδὲ το[ῦνο-

μα] προσερωτῆσαι μήτ' α[ὐτῷ
θέσθαι, καλεῖν δὲ παῖδα καὶ
μηθὲν ἄλλο, καὶ τὸν συναλεί-
ψαντα μὴ ἀντισυναλείφειν,
καὶ ξενισθεὶς μὴ ἀντιξενίσαι,
καὶ θύραν ἀλλοτρίαν κόπτων
ἐπερωτώμενος, τίς ἐστιν; μη-
δὲν ἀποκρίνεσθαι, μέχρι ἂν
ἐξελθῇ καὶ ἁπλῶς γοῦν αὐ-
τὸν ἐπισκεπτομένου φίλου
μὴ λέγειν, πῶς ἔχεις; μηδ' αὐ-
τὸς ἐπισκεπτόμενός τινα τοι-
οῦτό τι προσεπερωτῆσαι, καὶ
γράφων ἐπιστολὴν τὸ χαίρειν
μὴ προσγράψαι μηδ' ἐρρῶσθαι
τελευταῖον,

eben ſo lebendig iſt der αὐθέκαστος und der παντειδήμων im nachfolgenden geſchildert:

ὁ δ' αὐθέκαστος
οὐ πάνυ μὲν εἰκαῖός ἐστιν, οὐ-
δ' ἄλογος ὥσπερ ὁ αὐθάδης, δι'
οἴησιν δ' ἡγούμενος φρονεῖν,
ἰδιογνωμονῶν καὶ πειθόμε-
νος ἐν ἅπασιν κατορθώσειν,
ἁμαρτήσεσθαι δ' ἂν ἑτέρου κρί-
σει προσχρήσηται, μετέχων
δὲ καὶ ὑπερηφανίας· οἷος μη-
δενὶ προσαναθέμενος ἀπο-
δημεῖν, ἀγοράζειν, πωλεῖν, ἀρ-
χὴν μετιέναι, τἆλλα συντε-
λεῖν, κἂν προσερωτήσῃ τις ὃ
μέλλει ποιεῖν, οἷδ' ἐγώ, λέγειν,
κἂν μέμφηταί τις, ἐπιμειδι-
ῶν, ἐμὲ σύ; καὶ παρακληθεὶς ἐ-
πὶ συνεδρείαν βουλευόμενος,
μὴ βούλεσθαι τὸ δοκοῦν εἰπεῖν,
εἰ μὴ τοῦτο μέλλει πράττειν
καὶ πᾶν γένος οἷς ἀποτέτυχε

Columna XVIII.

. . . . . .

πράττει . . . . .
τελεῖν κα[ὶ μηδ'] ἐπιτεθυμη-
κέναι γενέσθαι φάσκειν καὶ
μὴ δυσωπεῖσθαι τοὔνομα κα-

λούμενος ὡς αὐθέκαστος, ἀλλὰ καὶ ἔτι παιδαριὰ λέγειν εἶναι τοὺς ὡς παιδαγωγοῖς ἄλλοις προσανατιθεμένους καὶ μόνος ἔχειν πώγωνα καὶ πολιὰς καὶ ζῆν δυνήσεσθαι γενόμενος ἐν ἐρημίαις· Τούτου δ' ἔτι χείρων ἐστὶν ὁ Παντειδήμων ἀναπεπεικὼς ἑαυτὸν ὅτι πάντα γινώσκει, τὰ μὲν μαθὼν παρὰ τῶν μάλιστ' ἐπισταμένων, τὰ δ' ἰδὼν ποιοῦντας μόνον, τὰ δ' αὐτὸς ἐπινοήσας ἀφ' αὐτοῦ· κἄστι τοιοῦτος οὐ μόνον οἷον Ἱππίαν τὸν Ἠλεῖον [φλυαρεῖ] Πλάτων ὅσα περὶ τὸ [σῶμ'] εἶχεν αὐτῷ πεποιηκέναι λέγειν, ἀλλὰ καὶ κατασκευάζειν οἰκίαν καὶ πλοῖον δι' αὐτοῦ καὶ χωρὶς ἀρχιτέκτονος, καὶ γράφειν συνθήκας ἑαυτῷ διομίνας ἐμπειρίας νομικῆς, καὶ δούλους ἰδίους ἰατρεύειν, μὴ μόνον ἑαυτόν, ἐπιχειρεῖν δὲ καὶ ἄλλους, καὶ φυτεύειν, καὶ φορτίζεσθαι τὰ μάλισθ' ὑπὸ τῶν τεχνικωτάτων κατορθούμενα, καὶ ναναγῶν ἐν ἅπασι μηδ' οὕτω παύεσθαι τῆς ἀποπληξίας· οἷος δὲ καὶ τῶν μαθημάτων ἀντιποιούμενος πάντων ἀσχημονεῖν καὶ τοὺς καταχελῶντας ἀπείρους λέγειν.

20) ΤΟΝ ΗΛΕΙΟΝ· ΦΛΥΑΡΕΙ ΠΛΑΤΩΝ· in jenem φουιρει, was der Neapolitanische Herausgeber in ἐφ' οὗ ἰρεῖ auflöste, scheint ein Verbum von der Bedeutung sagen, erzählen, schildern zu liegen. φλυαρεῖ, was wenigstens dem Buchstaben nicht ferne liegt, ist vorläufig aus der Vermuthung eines Freundes aufgenommen. Die Platonische Schilderung findet sich im Hippias minor p. 368 Steph. p. 210 Bekk., woraus wir die Lücke durch σῶμα ergänzt haben. Der Neapolitanische Herausgeber schrieb περὶ το[ῦ αὐτοῦ].

Philodemus giebt dem Zwecke seines Werkes gemäß auch die Folgen solcher Gebrechen an, wie sie in den nächsten Columnen dargestellt werden.

Columna XIX.

. . . . . .

τῷ μὲν
οὖν αὐθάδει τά τ' ἐκ τῆς οἰήσεως καὶ τῆς ὑπερηφανίας καὶ ὑπεροψίας, εἰ μὴ καὶ τῆς ἀλαζονείας δυσχερῆ παρακολουθεῖ, καὶ ἰδίως τὰ ἐκ τῆς εἰκαιότητος καὶ τὰ διὰ τῆς ὀργῆς τούτων, οἷς οὕτω προσφέρεται, καὶ τὸ τυγχάνειν ὁμοίων ἢ μηδὲ βουλομένων εἰς ὁτιδήποτε κοινωνήμα συνκαταβαίνων δυσχρηστεῖσθαι, καὶ τὸ περὶ μαινομένου πάντας φέρεσθαι καὶ καθαίρειν, διότι τὴν κακίαν ἔχειν αὐτὸν ὑπονοοῦσιν. τῷ δ' αὐθεκάστῳ τά τε παρὰ τὰς ἀτοπίας ἐξ ὧν μέμικται καὶ τὸ μόνον ἀφρονεῖν, ὅτι μόνος οἴεται περὶ πάντων φρονεῖν· διὸ κἂν τοῖς πλείστοις ἀποτυγχάνειν καὶ ἐπιχαίρεσθαι μετὰ καταγέλωτος ὑπὸ πάντων, καὶ μηδὲ βοηθεῖσθαι, καὶ μηδὲ τῶν σοφῶν ἀναμαρτήτων εἶναι λεγόντων, μηδ' ἀπροσδίκτων συμβουλίας, τοῦτον ὑπὲρ αὐτοὺς νομίζοντα φρονεῖν ἐξ ἀνάγκης κακοδαιμονεῖν· ληρεῖν δὲ καὶ, διότι τὴν κοινῶς σύνεσιν οἴεται περιπεποιῆσθαι τὰ τῶν ἰδίας ἐμπειρίας ἐχόντων καὶ μεταμελίσθαι, πολλῷ ἐξ ἀνάγκης ἐνκυρεῖν καὶ λοιδορίας καρποῦσθαι καὶ προσκ [αλεῖσθαι λη] ρῶν.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. December.

Nro. 257. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Historia Philosophiae Graeco-Romanae ex fontium locis contexta. Locos collegerunt, disposuerunt, notis auxerunt H. Ritter, L. Preller. Edidit L. Preller. Hamburgi 1838. 8. 609.

Dieses Buch ist zuvörderst für diejenigen bestimmt, welche die Geschichte der alten Philosophie aus den Quellen kennen lernen wollen; dann meynten die Herausgeber, es könne wohl auch zu akademischen Vorlesungen, vielleicht auch auf Gymnasien mit Nutzen gebraucht werden. Zu demselben Zwecke lieferte im Jahre 1781 ein ähnliches Werk Gedicke in Ciceronis Historia Philosophiae antiquae ex omnibus illius scriptis collecta etc.; er ordnete die ausgewählten Stellen und erläuterte sie durch Zusätze, Erweiterungen und Berichtigungen aus anderen griechischen und römischen Schriftstellern. Die gegenwärtigen Sammler wählen aus allen alten Autoren, bey denen uns eben die loci classici für je eine Schule erhalten sind; sie gehen nach der Zeitfolge wie die Systeme in Griechenland durch die einzelnen Denker sich entwickelt haben, und folgen derjenigen Einordnung und Zusammenstellung, welche der eine der Herausgeber, Hr. Ritter, in seiner Geschichte der Philosophie zum Grund gelegt hat: nur daß Leucippus und Demokritus nicht mehr wie dort unter den Sophisten mitgerechnet werden, sondern hier, wie recht und billig, am Schluß der jonischen Naturphilosophie und zwar unter denjenigen stehen, welche von H. Ritter als Gründer und Bearbeiter der mechanischen Physik bezeichnet werden. Am schicklichsten dünkt es dem Rec., dieß Werk als eine ziemlich vollständige Sammlung aller Belegstellen zu H. Ritters Geschichte der Philosophie anzusehen: denn sie sind hier ausführlich, wenigstens was die speculativen und principiellen Behauptungen anbelangt, zusammengetragen, und reichen bis ins 6te Jahrhundert, bis zum Verfall der griechischen Philosophie und Wissenschaft. Man kann leicht errathen, daß demnach die Darstellung der Lehren hier so authentisch sich findet, als sie nur möglich ist; denn sie sind theils aus den erhaltenen Werken und Fragmenten der Urheber selbst mit deren eigenen Worten wiedergegeben, theils von den der Zeit nach nächsten und bestunterrichteten Berichterstattern entnommen, und hier ist durch für die historische Treue und Gründlichkeit in alle Wege gesorgt.

Aber die Form wird begreiflicher Weise doch auch gar zu fragmentarisch, ungleichförmig und buntscheckig, daß dieß Buch schon deshalb allein auf Gymnasien kaum geduldet werden kann. In dieser Hinsicht hat Ciceronis Historia Phil. ant. von Gedicke einen unbestreitbaren Vorzug, der für die Schulen nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Aber auch die fast lückenlose Aneinanderreihung und Abfolge der Principien und Ansichten, die sich auf bestimmten Gebieten und über gewisse Hauptfragen und Aufgaben nacheinander entwickelt haben, macht in der vorliegenden Bearbeitung weit mehr Schwierigkeit als bey Cicero; denn dieser folgt meistens dem geschichtlichen Faden, wie ihn der Punct, den

er eben in Frage stellet, an die Hand gibt, z. B. in den Büchern von der Natur der Götter und in den Akademischen Untersuchungen über die Möglichkeit und Gewißheit der Erkenntniß, und in anderen Schriften. Keine Kunst der Anordnung und Verflechtung reicht hin, diesen Vortheil zu ersetzen. Die beyden H. Hrn. Herausgeber haben dieses selbst gefühlt, und um dem abzuhelfen, haben sie zu den ausgehobenen Texten Noten hinzugefügt, in denen sie theils weitere Belege anführen oder citiren, theils anderweitige Erläuterungen und Zusätze aus eigenem Mittel machen. Auch die Kritik haben sie nicht ausgeschlossen; sie geben die Texte aus den besten Ausgaben, dazu die bedeutenderen Lesarten und wo sie es für nöthig hielten, auch ihre eigenen Verbesserungen oder Vorschläge und Vermuthungen zur Vereinigung des Textes; sie haben hiemit alles gethan, was man von dieser Seite wünschen kann.

Was nun die Auswahl betrifft, so ist sie durchhin vorzugsweise von dem Standpuncte aus gemacht, von welchem gegenwärtig unter uns die Philosophie als speculative Grundwissenschaft angesehen zu werden pflegt. Demnach sind vor allem andern die Grundansichten und speculativen, metaphysischen Principien jeder Schule durch die locos classicos belegt, und die Entwicklung und Durchführung derselben wenigstens in den nächsten und unmittelbarsten Ergebnissen dargelegt; denn über den ganzen Bereich der philosophischen Disciplinen sich gleichmäßig zu verbreiten, gestattete auch wo es möglich gewesen wäre der Umfang dieses Buches nicht, um so weniger, als auf alle nur einigermaßen namhaften Schulen und Secten nach Maßgabe der uns erhaltenen Nachrichten gleichmäßig Bedacht genommen ist. Nach alle dem kann man mit der Auswahl allerdings zufrieden seyn, wenn man nur zum Voraus mit dem Princip, d. h. mit dem Begriff der Philosophie einverstanden ist. Dieß Wort aber ist sehr vieldeutig und hat einen weiten Umfang, demnach schon die Alten sie wenigstens in drey Haupttheile und jeden derselben in fernere Unterabtheilungen zerlegten, in Logik, Physik und Ethik; auch die Rhetorik machte Anspruch auf diesen Namen bey Isokrates und bey Anderen. Von jenen drey Haupttheilen stellten die einen die Logik, andere einen anderen Theil voran; ziemlich alle Alten jedoch kamen darin überein, daß die Aufgaben der gesammten Philosophie in der Ethik ihr Ziel und ihren Abschluß haben. Demnach kann man mit Grund fragen, warum denn die Sammler nur den einen Theil vornehmlich berücksichtiget haben, welchen Platon Dialektik, Aristoteles erste Philosophie, Andere anders benannt haben; nämlich eben nur den speculativen Theil haben sie zu ihrem Augenmerk genommen, die beyden anderen aber gar nicht oder nur nebenher ein oder das anderemal berührt, wo sie nicht umgangen werden konnten. Dadurch haben sie die eine Absicht mit ihrem Buch, den Gebrauch auf Gymnasien, ganz verfehlt. Mag es allenfalls für akademische Vorlesungen passen, so wahrlich nicht für Gymnasien; denn wer philosophiren will, der muß vorerst haben Data, Erfahrung, Aufgaben, zu denen er die Auflösung sucht durch Nachdenken und Philosophiren. Rec. glaubt nicht, daß irgend ein Gymnasium seine Zöglinge mit den unumgänglich nöthigen Datis versehen entläßt, ja entlassen könne und dürfe, welchen zufolge die Abgehenden ein inneres Bedürfniß treibe, zu denselben die Gründe und das letzte und höchste Band zu suchen; — haben ja sogar die meisten Lehrer der Philosophie in ihrem ganzen Umfang weitaus zu wenige und dürftige Data und Vorkenntnisse. — Die Menge und Mannichfaltigkeit der Principien, wie sie in den griechischen Schulen einander gefolgt sind und gewechselt haben, muß vielmehr verwirren, irre leiten und wankend machen, oder gar abschrecken, statt aufzuhellen, zurechtzuweisen und zu befestigen, was doch die Absicht auch

des hiſtoriſchen Studiums der Philoſophie ſeyn muß. Auch falls das Buch auf Akademien geleſen werden ſollte, würde es Rec. für zuträglicher gehalten haben, daß, ſtatt der vielerley Secten und unbedeutenden Umänderungen, etwa die drey oder vier Hauptſchulen der ſokratiſchen Philoſophie nicht allein nach ihren Principien, ſondern auch nach den Folgerungen aus denſelben und nach den wichtigſten Ergebniſſen für die Wiſſenſchaft wie für das Leben urkundlich dargelegt worden wären. Um das jugendliche Nachdenken zu üben, und die Urtheilskraft zu ſchärfen, würde es gut geweſen ſeyn, den Streit der Stoiker mit den neuern Akademikern über die Gewißheit und Haltbarkeit der menſchlichen Erkenntniß aus den Quellen, Cicero, Sextus Empirikus und Auguſtinus u. a. mitzutheilen; dazu war leicht Platz gewonnen, wenn die Bruchſtücke aus den Neuplatonikern Philo, Apollonius Tyanenſis, Plotinus, Proklus und Damaſcius weggelaſſen wurden. Jener Streit ſtehet überdieß in nahem Zuſammenhang und Verwandtſchaft mit dem Puncte, von welchem die neueſte Philoſophie bey Hume und Kant ausgegangen iſt. Wären mehrere andere Namen, Theodoreer, Annicereer u. dgl. weggefallen, ſo war für Xenophon ein eigener Platz gewonnen, während er hier nur zur Charakteriſtik des Sokrates einiges beyſteuert; um ſeines ſittlichen und religiöſen Gehaltes willen hätte er wohl eine eigene Stelle vor vielen anderen verdient. Ueberhaupt durfte bey der Auswahl, ſo fern das Buch auch in Gymnaſien brauchbar ſeyn ſollte, auf die Moralphiloſophie mehr Bedacht genommen, es ſollten mehrere Expoſitionen über Tugenden und Laſter, über Geſinnungen und Charakter gegeben ſeyn, zumal aus Plato, Ariſtoteles und den Stoikern, aus Plutarch und Geſchichtſchreibern. Hiedurch hätte ſich dieſe Historia philosophiae an die Geſchichte überhaupt, oder doch an eine hiſtoriſche Chreſtomathie anſchließen mögen, in der auf tüchtige Charaktere und Biographien die Hauptrückſicht genommen wäre.

Für die geſunde Jugend würden dergleichen Sammlungen gewiß weit mehr Anziehendes und Förderndes haben, als jene Maſſe ſpekulativer und ſonſtiger ſpitzfindiger Sätze. Nach alle dem kann Rec. das Buch nur demjenigen empfehlen, der bey dem Studium der Geſchichte der Philoſophie die beweiſenden Stellen gerne beyſammen hat und nachleſen mag, ohne nöthig zu haben, viele und zum Theil minder zugängliche Werke nachzuſchlagen.

Königliche Akademie der Wiſſenſchaften.

Philoſophiſch-philologiſche Claſſe.

In der Sitzung am 13. Jänner d. J. hielt Herr L. Spengel, Profeſſor am alten Gymnaſium, über zwey Schriften des Philodemus Vortrag.

(Schluß.)

Columna XX.

. . . .

ὁ δὲ παντειδήμων ἅμα
τοῖς εἰρημένοις πᾶσι καὶ μαργιτομανής ἐστιν, εἰ καὶ τὸν
ὄντως πολυμαθέστατον προς-
αγορευόμενον οἴεται πάντα
δύνασθαι γινώσκειν καὶ ποιεῖν, οὐχ οἷον ἑαυτόν, ὃς [ἐν] ἑνίοις
οὐδέν τι φωρᾶται κατέχων
καὶ οὐ συνορῶν ὅτι πολλὰ δεῖται τριβῆς ἂν καὶ ἀπὸ τῆς αὐτῆς γίνηται μεθόδου, καθάπερ τὰ τῆς ποιητικῆς μέρη, καὶ
διότι περὶ τοὺς πολυμαθεῖς
ἁσμαὶ μόνον εἰσὶ πολλῶν, οὐ

κατοχαὶ καὶ ταποτεύγματα περιέστιν τῶν παιδιυμάτων, οὐ κατορθώματα, καὶ πάνυ ὄσα τοῖς τοιούτοις συμβαίνειν ἀνελογιζόμεθα καὶ ὅτι πολλὰ γινώσκειν, ὧν . . . ἐκαυχᾶτο καὶ τὸ παρραπλήσιον πᾶν γένος ὀνείδη μᾶλλόν ἐστιν ἢπερ ἐγκώμια, καὶ, τί γὰρ δεῖ τἆλλα περὶ ληρούντων λέγειν, ὡς ὅταν ἀτυχήσωσι, φωρῶνται καταφεύγοντες ἐπὶ τοὺς τυχόντας καὶ τῶν ἐλαχίστων ἐλάττους αὑτοὺς εἶναι προσομολογοῦσιν.

Diese wenigen Proben sollen zugleich den Beweis liefern, wie viel belehrendes in den Herculanischen Rollen enthalten ist, und welcher Schatz alter Literatur in ihnen verborgen liegen kann, den zu entdecken die nicht säumen mögen, welchen das Glück alle Mittel, ihn zu heben, in die Hände gegeben hat.

Sitzung vom 3ten Februar.

Herr Hofrath Thiersch hielt Vortrag über die vorhomerischen und vorachäischen Zustände von Griechenland. Was in der Benennung der Landschaften, der Berge, der Flüsse und Städte einer nichtgriechischen oder vorachäischen Sprache angehört, wurde nachgewiesen und hierauf an den Zusammenhang des Uralten in der griechischen Sprache mit dem Altlateinischen, Oscischen und Umbrischen erinnert. Hierauf wurden die Reste vorhomerischer Baukunst erläutert und ihr Zusammenhang mit der altitalischen als pelasgisch nachgewiesen, vorzüglich mit Hinweisung auf ihre kunstreichen Theile, die Thore, die bedeckten Gänge mit schräg gelegten Blöcken und die Schatzhäuser. Es wurde dabey gezeigt, daß die Reste eines reichen Schmuckes am Schatzhause des Atreus, bestehend aus Tafeln und Säulen von farbigem Marmor, dem ursprünglichen Bau nicht gehören und byzantinischen Ursprungs sind, während das Aeußerliche des Baues und die vollendete Technik dazu beytragen, wenn auch nur in den äußersten Umrissen das Gemälde jenes Volkes, seiner Art und Bildung zu entwerfen, das vor den Achäern in Griechenland, vor den Umbriern und Latinern in Italien mächtig war, unter dem allgemeinen und sprachhaften Namen der Pelasger begriffen, aber auch durch eine beträchtliche Zahl von einzelnen Namen als aus vielen Volksstämmen bestehend erkannt wird, und durch Umbildung und Mischung mit andern Stämmen in die historisch gewordenen Völker von Italien und Griechenland übergegangen ist.

Sitzung vom 5ten März.

Herr Hofrath Thiersch hält einen Vortrag über die artistische Gliederung der Reden des Demosthenes, und zeigt, daß das Princip der doppelten Dreytheilung, nach welchem die zwischen der Introduction und der Peroration in der Mitte liegende tractatio ebenfalls als tripartita erscheint, wie in der dramatischen Poesie und in den platonischen Dialogen auch in ihnen angewendet, dadurch eben ihre Gliederung und Anordnung bis in das Einzelne bedingt ist. Das Nähere wird in der Darlegung des Ganges der I. u. II. olynthischen Rede nachgewiesen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. December.

Nro. 258. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Bericht an Se. Majestät den Kaiser über das Ministerium des öffentlichen Unterrichts für das Jahr 1837. St. Petersburg bey der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. 1838. 177 S.

Der Zustand des öffentlichen Unterrichts, das System der Maßregeln, welche für die Erhaltung und richtige Ueberlieferung der einmal erworbenen und die Erwerbung neuer, nützlicher, von den Zeit-Umständen erforderter und nöthiger Kenntnisse getroffen sind, ist überall, bey der Betrachtung jedes Landes, ein Gegenstand von der ersten Wichtigkeit: diese Wichtigkeit steigt im Verhältniß des Umfanges und der Größe eines Reiches; ein neues Interesse kommt hinzu, wenn in einem Lande von colassalen Dimensionen noch zum Theil wenigstens erst der Grund zu legen, der Anfang zu machen ist, um es einem gemeinschaftlichen Unterrichtssystem zu unterwerfen; hat aber dieses Land nicht etwa von jeher zu den gebildeten Staaten Europa's gezählt, muß es, erst seit Menschengedenken der Barbarey entrissen und auch jetzt noch nur an der Peripherie jenes Staatenkreises liegend, mit dem Materiellen seines ungeheuern Umfangs so beschäftigt scheinen, daß die Schwierigkeiten, in ihm auch eine nur einigermaßen durchgreifende geistige Bildung, eine gewisse, zur Existenz jedes Volkes nothwendige Gemeinschaft der Kenntnisse und Einsichten hervorzubringen, gleichsam ins Unendliche wachsen, so wird natürlich dieses Interesse außerordentlich erhöht. Diese Betrachtungen werden es rechtfertigen, wenn wir voraussetzen, daß ein ausführlicher Bericht über das Ministerium des öffentlichen Unterrichts in Rußland, erstattet von dem Chef desselben, dem Grafen Uwaroff, einem selbst mit Kenntnissen reichlich geschmückten Manne, der als Kenner und Forscher besonders vorchristlicher Religionen, als Freund von Sylvester de Sacy, Göthe, Creuzer und anderen deutschen Gelehrten, auch unter uns hochgeachtet ist, eine allgemeine Aufmerksamkeit verdienen, und ein gedrängter Auszug desselben auch den Lesern unserer Gelehrten Anzeigen um so weniger unerwünscht seyn werde, als ohnedieß jetzt auf die Fortschritte Rußlands die allgemeine Aufmerksamkeit gerichtet ist — zunächst freylich in anderer Beziehung, aber welches Gewicht die wissenschaftliche Bildung und wissenschaftliches Ansehen auch in die politische und in die kriegerische Wagschale eines Reichs legt, kann nur dem Unwissenden zweifelhaft seyn!

Der Bericht ist an den Kaiser gerichtet, der unter die Urschrift desselben eigenhändig die Worte setzte: „Mit Vergnügen gelesen.“ Das Erste, was dieser Bericht gibt, ist eine Uebersicht der allgemeinen, gleichmäßig auf alle oder auf mehrere Zweige des Ministeriums sich beziehenden Verfügungen.

Der Minister des öffentlichen Unterrichts theilt seine eigene Thätigkeit nun in eine verfügende und in eine beaufsichtigende. Zur letzteren gehörte seine persönliche Besichtigung der Lehranstalten von den Universitäten an bis zu den Gymnasien und Schulen: insbesondere seine Besichtigung der St. Petersburger Universität und der übrigen in St. Petersburg bestehenden Lehranstalten. Bey dem Besuche dieser Anstalten war es dem Minister ein besonderes Anliegen, sich vor Allem von der Angemessenheit der gegenwärtig bestehenden Verordnungen über das Lehrfach zu den Bedürfnissen derselben zu überzeugen und dann Maaßregeln zu mög-

lichster Verbesserung derselben zu ergreifen, ohne jedoch die in den Grundgesetzen und Organisationsstatuten gesteckten Grenzen zu überschreiten. Der Minister fand, daß die gegebenen Verordnungen im Allgemeinen dem beabsichtigten Zwecke und den Ansichten der Regierung entsprechen, daß namentlich das Organisationsgesetz für die Schul-Anstalten vom Jahre 1828 bereits feste Wurzel gefaßt habe und wesentlichen Nutzen bringe, und nur fortwährende Wachsamkeit und unbedeutende Abänderungen nothwendig mache. Andere Verordnungen aus späterer Zeit versprächen nicht weniger wohlthätige Früchte für die Zukunft: so zeige die Einführung des allgemeinen Universitäts-Grundgesetzes vom 26. July 1836 auf den Universitäten zu Petersburg und Moskau, so wie die unterm 25. Juny desselben Jahres bestätigte Verordnung über die Gymnasial- und Schul-Direction in allen Lehrbezirken die besten Folgen; die Universitäten seyen unter dem Einfluß dieses Grundgesetzes wiedergeboren und haben ein neues Leben begonnen. Diese Wirkung des Grundgesetzes noch zu erhöhen, gab der Minister persönlich, wo es nöthig schien, besondere Anleitungen in verschiedenen Punkten. Die Gymnasien und Schulen, welche unter die unmittelbare Leitung der Curatoren gestellt sind, haben dem Minister durch ihre rasche Entwicklung in wissenschaftlicher und moralischer Hinsicht in Erstaunen gesetzt. Die Local-Schulobrigkeiten fahren fort in ihrem Eifer und ihrer Thätigkeit. — Neu organisirt wurden mit dem Beginne des akademischen Jahres die Universitäten zu Charkow und Kasan, ebenfalls nach dem allgemeinen Grundgesetz am 26. July 1836.

Es fehlte noch an einer mit den in dem neuen Grundgesetz der Universitäten angenommenen Grundregeln in Uebereinstimmung stehenden Verordnung über die zur Erlangung gelehrter Grade nothwendigen Prüfungen. Ein zu diesem Ende in Folge persönlicher Berathung des Ministers mit den Curatoren der Universitäten zu St. Petersburg, zu Moskau und zu Kasan abgefaßter, von dem Comité zur Einrichtung der Schulanstalten geprüfter Entwurf wurde vom Kaiser unter dem 28. April 1837 versuchsweise auf drey Jahre bestätigt. Da sich jedoch dieser Entwurf nicht auf die medicinischen Grade und Aemter erstreckte, für welche besondere Regeln bestanden, so war bey der Unzulänglichkeit dieser Regeln ein neuer Entwurf zuerst vom Minister des Innern im Reichsrath eingereicht, dann von diesem dem Minister des öffentlichen Unterrichts zur Prüfung übergeben worden.

Dieser selbst theilte den Entwurf den Universitäts-Fakultäten mit, und gab ihn, begleitet von einer Zusammenstellung der von letzteren gemachten Bemerkungen, an den Minister des Innern, nebst seinem eigenen Votum zurück; nachdem der Entwurf nochmals der Begutachtung des Ministers des öffentlichen Unterrichts unterworfen worden, erwartet er nun die Allerhöchste Bestätigung. — Ein fernerer Gegenstand, wofür der Minister des öffentlichen Unterrichts Fürsorge trug, war eine als nothwendig sich ergebende Vervollständigung der Verordnung über die Pensionen für Professoren vom 18. November 1836. Es wurde darüber unterm 13. April 1837 eine Verordnung allerhöchst bestätigt, nach welcher die Pensionszahlung bey fortdauerndem Dienste, unabhängig von dem Gehalte, sowohl emeritirten Professoren als auch solchen geleistet werden soll, die in verschiedenen Lehrämtern während eines Zeitraumes von 25 Jahren gedient haben, jedoch mit dem Unterschiede, daß Erstere ihre Pension außer der Besoldung behalten, mögen sie nun aufs Neue einen Lehrstuhl übernehmen oder in eine andere Dienstsphäre eintreten, während den Letzteren die Pension nur dann gewährt werden kann, wenn sie im Lehrfache beym Ministerium des öffentlichen Unterrichts zu dienen fortfahren. — Der 94. Artikel des allgemeinen Grundgesetzes, betreffend den Uebergang der Studenten von einer Universität zur andern, erhielt, da er verschiedene Auslegungen zuließ, vom Minister nähere Bestimmung: daß kein Student beym Uebergang auf eine andere Universität von seinem bisherigen Cursus ohne besondere Prüfung und Zeugniß darüber in einen höhern fortgehen dürfe, daß Mediciner wenigstens 5, die Uebrigen nicht weniger als volle 4 Jahre zu studieren haben, daß endlich, wer je nach 2 Jahren nicht in einen höhern Cursus übergeführt zu werden für würdig befunden werde, nicht mehr fortstudiren dürfe. An diese Verordnung schließt sich eine andere an, nach welcher Schüler und Zög-

linge der Gymnasien, welche den Cursus an diesen Anstalten noch nicht beendigt haben, nicht eher zu dem Studenten-Examen zugelassen werden sollen, als nach Verlauf eines eben so langen Zeitraumes, als sie zur Beendigung des vollständigen Lehrcursus noch in den Gymnasien hätten zubringen müssen. — Was die Allerhöchst befohlene allgemeine Verbreitung des Unterrichts in den agronomischen und technologischen Wissenschaften und die zu diesem Zwecke außer der Errichtung von Lehrstühlen dieser Wissenschaften auf den Universitäten angeordnete Einrichtung besonderer Realschulklassen, so wie Veranstaltung öffentlicher Vorlesungen über Landwirthschaft in bedeutendern Städten, wo keine Universitäten bestehen, betrifft: so war diese Angelegenheit nach Einsammlung der Ansichten der Lehrbezirks-Curatoren und der nöthigen Nachrichten über die örtlichen Umstände in den Gouvernements- und Kreis-Städten zwar schon von der Schuldirektion in Erwägung genommen, und der Minister des öffentlichen Unterrichts hatte sich darüber schon mit dem Finanzministerium in Communication gesetzt, noch aber sollen die Beschlüsse erst Sr. Majestät vorgelegt werden. — Nach dem Befehl des Kaisers wurde in diesem Jahre ein allgemeines Oekonomie-Capital für die Civillehranstalten errichtet, indem man die Oekonomiesummen der einzelnen Lehranstalten zusammen in ein gemeinsames Kapital nach bestimmten für das Verfahren dabey festgesetzten Regeln vereinigte.

Eben so wurde vom Minister-Comité auf Veranlassung des Ministers des öffentlichen Unterrichts beschlossen und den 27. April 1837 allerhöchst bestätigt, daß die über den Etat angestellten Lehrer an Gymnasien und Kreisschulen zum wirklichen Staatsdienst gezählt und den etatsmäßigen Lehrern gleichgestellt werden sollen. — Der Vorschlag des Ministers, in denjenigen Gymnasien, in welchen ausschließlich Pensionärs erzogen, und keine bloß besuchenden Schüler unterrichtet werden, den Lehrkursus wegen des gleichmäßigeren Fortschrittes dieser Zöglinge um ein Jahr abzukürzen, war den 30. December 1837 genehmigt, bey einer Vervollständigung des Aemterverzeichnisses nach Klassen und Rangordnungen, welche im Jahre 1837 veranstaltet wurde, wurden die Gymnasial-Direktoren nach Verhältniß der Vervollkommnung der Gymnasien und der Wichtigkeit dieser Beamten höher rangirt.

Vorzüglich wurde nach dem Willen des Kaisers die Aufmerksamkeit des Ministeriums des öffentlichen Unterrichts auch auf die Erziehung des weiblichen Geschlechts in den westlichen Gouvernements des Reiches gerichtet: und in Folge eines von Uwaroff im Allgemeinen und vom General-Adjutanten Fürsten Dolgorukow im Besonderen gemachten Vortrags unterm 1. Februar 1837 allerhöchst befohlen: 1) die Errichtung eines Instituts zur Erziehung adeliger Fräuleins in Bielostock; 2) die Einrichtung von Muster-Privat-Pensionen in allen Hauptstädten des weißrussischen Lehrbezirkes, nach weiterem Vortrag auch des Kiew'schen Lehrbezirkes, deren jeder 15000 Silberrubel als Hülfsgelder von der Reichsschatzkammer jährlich ausgezahlt werden sollen; 3) die Belohnung der ausgezeichnetsten dem Kaiser dazu vorzuschlagenden Vorsteher und Vorsteherinnen der übrigen Privat-Pensionen für Fräulein im weißrussischen Lehrbezirk; 4) die Oberaufsicht der Civil-Obrigkeit über die bey den römisch-katholischen Nonnenklöstern bestehenden Pensionen. Diese Befehle und Anordnungen sind schon theilweise im Laufe des Jahres 1837 ausgeführt worden.

Weiter erwähnt der Bericht der Absendung von 3 Lehrern der russischen Sprache nach Warschau, deren im Königreiche Polen immer 5 vorhanden seyn sollen.

Etwas sehr Interessantes und Wichtiges, das zeigt, wie die russische Regierung nicht gemeynt ist, nur eine particulär-nationale, oder nur eine etwa einem gewissen System angemessene und förderliche Bildung zu verbreiten, sondern für den gründlichsten wissenschaftlichen Unterricht Sorge trägt und sich auch nicht mit der einmal vorhandenen Wissenschaft begnügt, sondern die Erweiterung der Wissenschaft selbst sich angelegen seyn läßt, — ist die in diesem Bericht erwähnte Einsetzung einer Commission zur Anwendung der elektromagnetischen Kraft auf die Bewegung von Maschinen. Der Bericht sagt darüber:

„Seit nicht langer Zeit hat sich allenthalben die Aufmerksamkeit auf die praktische Anwendung

der elektro-magnetischen Kraft gelenkt, in der Absicht, die Dampfmaschinen mit einer andren zuverläßigeren, nicht so gefährlichen und weniger kostspieligen Vorrichtung zu vertauschen. Während in England, Frankreich und Nordamerika die wichtigsten Erfolge hievon für die Seeschiffahrt erwartet werden, bot sich bey uns die Gelegenheit dar, diese wichtige und merkwürdige Theorie zu prüfen und weiter zu bringen. Schon im Jahre 1820 entdeckte der dänische Physiker Oersted zufällig, daß das Eisen durch Einwirkung der elektrischen Kraft auf dasselbe magnetisch werde. Anderen Physikern gelang es, auf diesem Wege sogar dem weichen Eisen den höchsten Grad des Magnetismus zu geben, welcher sich jedoch verlor, sobald die Einwirkung der elektrischen Kraft aufgehoben wurde; weßhalb es nur noch an der Auffindung der Mittel zu einer solchen Einrichtung der Volta'schen Batterie fehlte, welche während einer bestimmten und ansehnlichen Zeit ununterbrochen fortwirken konnte. Dieses gelang zuerst dem an der Universität Dorpat angestellten Professor Jacobi. Er brachte zu diesem Zwecke jedes von den die Volta'sche Säule bildenden Metallen in Berührung mit einer ihm homogenen Flüssigkeit und zwar namentlich das Kupfer mit einem Aufguß von Kupfervitriol, den Zink aber mit einem Aufguß von Salmiak und schied diese Flüssigkeiten durch ein ihnen undurchdringliches Blättchen von einander. Er war auch der Erste, welcher eine Vorrichtung im Kleinen machte, in der eine gewisse Anzahl von hufeisenförmigen künstlichen Magneten so angebracht sind, daß sie, indem sie einander wechselsweise anziehen und abstoßen, unwillkührlich die Bewegung des Sich-Umdrehens hervorbringen. Auf solche Weise überzeugte sich Professor Jacobi nach vielen Versuchen und Reflexionen von der Möglichkeit der Anwendung dieser Kraft auf die praktische Mechanik. Uebrigens sind zur praktischen Beglaubigung des Resultates dieser Beobachtungen, obwohl dasselbe in der Theorie keinem Zweifel unterliegt, vorgängige Versuche im Großen nothwendig, die die Kräfte eines Privatmannes übersteigen." Auf den Vortrag des Ministers hin, wurde nun nach dem Befehle des Kaisers eine besondere Commission, den Vice-Admiral Krusenstern an der Spitze, ernannt, mit der Bestimmung, daß dieselbe nach Prüfung der Beobachtungen und Pläne des Prof. Jacobi einen Entwurf zur Ausführung der weitern Versuche und zur Anwendung dieser Kraft auf ein kleines Segelboot abfassen sollen. Zur Bestreitung der Kosten dieser Commission wurden 34750 Rubel als einmaliges Geschenk und allmonatlich 1200 Rubel auf die ganze Zeit der Dauer ihrer Beschäftigungen vom 1. September an gerechnet bewilligt. So soll denn vor der Hand nach dem bey der Commission gemachten Antrag des Professor Jacobi (nachdem dieser in Gegenwart des Ministers nach seiner neuen Methode, die Voltaische Säule noch auf bessere Weise, als bisher zur Erweckung der elektro-magnetischen Kraft anzuwenden, mit verschiedenen Apparaten Versuche angestellt hatte, die ganz zur Befriedigung der Anwesenden ausfielen) ein Apparat in solchem Maaßstabe verfertigt werden, daß wenigstens die halbe Kraft eines Pferdes erreicht werde, und dieser sollte dann auf ein kleines Fahrzeug angewendet werden. Man zweifelt nicht an dem glücklichen Erfolg dieses Unternehmens.

Noch erwähnt der Bericht unter dieser ersten Rubrik, daß während im Jahr 1834 sich die Zahl der Unterrichts-genießenden in Rußland wie 1 zu 50 verhalten habe, im Jahr 1837 sich dieselbe wie 1 zu 45 verhalten werde: wonach Rußland ungeachtet der geringen Bevölkerung bedeutender Landstrecken, welche Schulen unmöglich machen, sowie des nomadischen Lebens vieler Volksstämme, auch in dem statistischen Verhältniß des Volks zur Masse der Volksbildung nicht den letzten Rang unter den europäischen Mächten einnehme.

Schließlich ist der Aufmunterung gedacht, welche die Lehranstalten des Reichs durch die Besuche des Kaisers und des Thronfolgers erhalten hätten.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. December.

Nro. 259. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Bericht an Se. Majestät den Kaiser über das Ministerium des öffentlichen Unterrichts für das Jahr 1837.

(Fortsetzung.)

Der zweyte Abschnitt des Berichts enthält Verfügungen in Bezug auf einzelne Abtheilungen des Ministeriums des öffentlichen Unterrichts: zuerst in Bezug auf die einzelnen Lehrbezirke, wobey immer deren Bestand und Beschaffenheit dargelegt ist: was auch für uns das Wichtigste ist, da sich die Verfügungen größtentheils auf Veränderungen des Lehrerpersonals oder auf Bauwesen beziehen. Rußland ist in 8 solcher Lehrbezirke getheilt, zu welchen noch 2 Separat-Bezirke kommen, nämlich die Schulen jenseits des Kaukasus und die sibirischen Schulen. Bey jedem einzelnen Lehrbezirke kommen hauptsächlich in Betracht die Universität, die Gymnasien, die Schulen und die Privatlehranstalten.

Im St. Petersburgischen Lehrbezirke, welcher der erste ist, bestehend aus 6 Gouvernements, zählt man 9 Gymnasien, 50 Kreis- und 99 Pfarr- und Bezirkamts-Schulen. Ueberdieß bestehen in diesem Bezirke 92 Privat-Pensionen und Schulen. Die Universität in St. Petersburg hat 73 Lehrer und Beamte und 385 Studirende, ihre Bibliothek ist 24143 Bände stark: im physikalischen Kabinet befinden sich 213 Instrumente und andere Zubehörungen, im botanischen Museum 6000 Pflanzengattungen und 13000 Exemplare, im zoologischen Kabinet 9253 Gegenstände, im zootomischen 88 Präparate und verschiedene anatomische Instrumente, im mineralogischen 7875 Mineralien, im Münzkabinet 489 Medaillen und Münzen, im chemischen Laboratorium 1893 Geräthschaften und andere dahin gehörende Gegenstände. Die Universität sammt dem pädagogischen Hauptinstitut erhält nun durch den Umbau des Gebäudes der 12 Collegien ein neues, sehr bequemes Lokal. Bey den St. Petersburgischen Gymnasien, deren es drey sind, von welchen das 3te, Larin'sche, erst 1836 gegründet worden, hat die Schülerzahl-Vermehrung eine Theilung der drey untersten Klassen in 2 Unter-Abtheilungen und eine Vermehrung des Lehrerpersonals in diesen Klassen nöthig gemacht (nur das erste Gymnasium ist unverändert geblieben, weil auf diesem nur Pensionärs sind): desgleichen wurde ein eigener Director für die St. Petersburgischen Gouvernements-Schulen aufgestellt. — Was die Privatlehranstalten betrifft, so bestehen in St. Petersburg 6 Pensionen für Knaben, 24 für Mädchen und 35 Schulen für Kinder aus beyden Geschlechtern. Die Abnahme der Knabenpensionen habe ihren Grund in dem Vertrauen, das die Kron-Anstalten in steigendem Maaße genießen. Mitglieder der Akademie sind die Inspectoren der Privatlehranstalten, deren Zustand als sehr befriedigend gerühmt wird. — Es wurden im Jahre 1837 auch mehrere Parochial-Schul-Klassen und Parochial-Schulen bey Kreisschulen errichtet, zum Theil mittelst ansehnlicher Schenkungen von Privatpersonen: so schenkte ein Kaufmann zu St. Petersburg 1000 Rubel zur Gründung einer Pfarrschule auf dem Kaufmannsflecken Suwy im Kem'schen Kreise im Archangelschen Gouvernement. Der wegen seiner einsichtsvollen Verfahrungsweise sehr gerühmte Curator des ganzen Lehrbezirks ist der Fürst Dondukow-Korsakow.

Bedeutender als die St. Petersburgische Universität ist die des 2ten Lehrbezirks, die Mos-

kauische; es sind bey ihr 96 Lehrer und Beamte angestellt, die Zahl der Studierenden ist 611: es fanden 51 Promotionen auf ihr Statt: auch die Lehrmittel der Universität sind bedeutender, die Bibliothek besteht aus 62,652 Bänden, sie hat eine Sternwarte und ein magnetisches Observatorium mit 34 Instrumenten und Apparaten; der Großfürst Thronfolger schenkte der Universität bey einem Besuch im Jahr 1837 ein Frauenhofer'sches Mikroskop. — Es waren 2 junge Gelehrte, der eine zur Vervollkommnung seiner Kenntnisse in der Geschichte und in den slawonischen Sprachdialekten, der andere ebenfalls zum Studium historischer Wissenschaften ins Ausland geschickt. Im moskauischen Bezirk befinden sich weiter ein Lyceum, 1 adeliges Institut, 10 Gymnasien, 81 Kreisschulen, 172 Pfarr- und andere kleinere Schulen: außerdem 42 Privat-Pensionen und Schulen.

Zur Erreichung größerer Fortschritte beym Unterricht in den neueren Sprachen auf dem ersten Moskauischen Gymnasium (es sind deren zwey in Moskau) ward die Methode der Parallelklassen daselbst eingeführt, wozu besondere Lehrer angestellt wurden. — Es bestehen in Moskau 21 Privat-Lehranstalten, 7 Knabenpensionen, 10 Mädchenpensionen und 4 gemischte. — Das Demidowsche Lyceum hat 19 Lehrer und Beamte und 76 Schüler: es hat eine Bibliothek mit 5121 Bänden und ein physikalisches Kabinet mit 118 Instrumenten und Geräthschaften. Zur Vervollständigung der Bibliotheken und der physikalischen Kabinette auf den Gymnasien zu Moskau sollten 15850 Rubel verwendet werden. Auf der Kreis-Schule zu Ostaschkow (am Saliger-See) wurde der Unterricht in der Schiffbaukunst, Schiffsführung und Buchhalterei in Form eines Supplementar-Cursus eingeführt. Im moskauischen Bezirk wurden 9 Kreis- und Pfarrschulen neu angelegt, 6 neue Schulhäuser angekauft. Auch dieser Bezirk mache sichtbare Fortschritte unter dem Curatorium des General-Adjutanten Grafen Stroganow. Der dritte Lehrbezirk ist der charkowsche. Die Universität zu Charkow zählt 81 Lehrer und Beamte und 315 Studierende; die Promotionen beliefen sich auf 129. Die Bibliothek umfaßt 33186 Bände, Handschriften, Charten, das Münzkabinet hat 20020 Medaillen und Münzen, das Clinikum besitzt 120 chirurgische und 31 geburtshülfliche Instrumente und Maschinen. Professor Krinizky vollendete seine wissenschaftliche Reise in die Krym und auf den Kaukasus, welche die Untersuchungen der Küsten der taurischen Halbinsel, vorzugsweise der Gegenden um den Anapa und wo möglich der großen Abasie, in naturhistorischer Beziehung zum Zweck hatte: — er vervollständigte die naturhistorischen Sammlungen der Universität. Der Charkow'sche Bezirk, bestehend aus 8 Gouvernements enthält 8 Gymnasien, 82 Kron- und 118 Pfarr-Schulen; außerdem sind in ihm 49 Privatpensionen und Schulen. Damit auch die in entlegenen Gegenden des Reichs dienenden Beamten die gehörigen Mittel zur Erziehung ihrer Kinder hätten, wurde ein kaukasisches Provinzial-Gymnasium zu Stawropol errichtet, auf welchem auch der Unterricht in der Rechtswissenschaft und dem Processe, so wie in der tartarischen und armenischen Sprache eingeführt wurde. Der Adel verschiedener Gouvernements ist zusammengetreten, auf seine Kosten Pensionen zu gründen. In mehreren Gymnasien und Kreisschulen dieses Bezirks wurden meteorologische Beobachtungen eingeführt. Eine Anzahl neuer Pfarrschulen wurden eingerichtet. Bedeutende Schenkungen geschahen: so für das kaukasische Gymnasium ein Platz mitten in der Stadt Stawropol von einem Kaufmannssohn daselbst. Die wichtigsten Gymnasien sind die zu Charkow, Poltawa, Kursk. Der Curator ist Graf Golowkin. Die Universität des 4ten kasanischen Lehrbezirks besitzt nun den um 36000 Rubel angekauften und glücklich nach Kasan spedirten Refractor aus der Utzschneider'schen Fabrik in München: sie hat aber nur 170 Studierende; ihre Bibliothek umfaßt 33294 Bände, die Sternwarte besitzt 41 Instrumente und es sollten noch für 22000 Rubel verschiedene andere astronomische Instrumente gekauft und in München und Wien bestellt werden. — Zur Bildung von Dolmetschern der chinesischen Sprache und um den für die geistliche Mission in Pecking bestimmten jungen Leuten gründliche Kenntnisse in derselben zu verschaffen, wurde zu Kasan ein Lehrstuhl der chinesischen Sprache gegründet. Die Univer-

sität fuhr fort, ihre gelehrten Anzeigen herauszugeben. Professor Kasembeck von Kasan war damit beschäftigt, aus den in den verschiedenen Bibliotheken in St. Petersburg vorhandenen Handschriften eine Chrestomathie der türkisch-tartarischen Sprache abzufassen; eben so wurde die türkisch-tartarische Grammatik von Jobert von Kasembeck berichtigt und in der Universitäts-Buchdruckerey zu Kasan gedruckt; ebenso eine von Professor Popow ausgearbeitetes Lehrbuch der Arithmetik in mongolischer Sprache; deßgleichen fand eine Vermehrung der die orientalischen Sprachen studierenden Kronzöglinge statt. Außer der Universität befinden sich im kasanischen Bezirke, der aus 9 Gouvernements besteht, 10 Gymnasien, 1 armenische Schule, 67 Kreis und 105 Pfarrschulen und Vorbereitungsklassen; überdieß 3 Privatpensionen. In den beyden Gymnasien zu Kasan mußten die Lehrer der französischen und deutschen Sprache verdoppelt werden: auf dem ersten Gymnasium ward auch die englische Sprache gelehrt. Auch in diesem Bezirk waren 2 Pensionen vom Adel neu errichtet. Der Adel des Pensa'schen Gouvernements beschloß, zur Verewigung des Andenkens an den Besuch des Kaisers i. Jahre 1836 und an die ersehnte Wiedergenesung des Kaisers bey der Kreisschule zu Tschembar eine Pension für Waisen von armen Adeligen zu gründen, und in dem Haus, in welchem der Kaiser wohnte, eine Kirche einrichten zu lassen. Auch in den Schulen dieses Bezirks beständige meteorologische Beobachtungen, ferner neue Parochial-Schulen und bedeutende Schenkungen. Der kasan'sche Lehrbezirk, der unter dem Curatorium des wirklichen Staatsraths Mussin-Puschkin seit 11 Jahren steht, zeichnet sich besonders durch die Fortschritte des Unterrichts in den orientalischen Sprachen aus. — Auf der Universität des 5ten Lehrbezirks, Dorpat, studieren 563 Individuen: die Universitäts-Bibliothek steht der moscauischen nicht nach: sie zählt 62042 Bände, die Sternwarte hat 121 Instrumente. Eine seltne Sammlung von Bibeln in 48 Sprachen, bestehend aus 340 Bänden ward käuflich erworben. v. Madai aus Halle, Volkmann aus Leipzig waren nach Dorpat berufen, jener für das Criminalrecht, dieser für Physiologie und Pathologie. Göbel über Elementarchemie hatte 200, Schmalz über Technologie 70, Jacobi über die Anwendung der Geometrie und Mechanik 90 Zuhörer, namentlich auch Handwerker. Wissenschaftliche Reisen waren gemacht von Prof. Parrot zum Nordkap, um Beobachtungen anzustellen über die Schwingung des Pendels und über den Magnetismus der Erde, sowie um die örtliche Lage astronomisch zu bestimmen: von Prof. Schmalz in die Krym, um sich mit dieser Gegend in Hinsicht auf Feldbau bekannt zu machen und die deutschen Kolonien im südlichen Rußland in ökonomischer Beziehung zu betrachten. Er machte viele merkwürdige Beobachtungen über das Verhältniß des Klima's zum Boden und zur Vegetation und sammelte eine Menge Pflanzen. Der Astronom Fedorow, welcher sich seit 1832 in dem südwestlichen Sibirien aufhielt, um die Puncte zwischen dem 50. und 60. Breitegrad zu bestimmen, kehrte zurück und ist gegenwärtig mit Abfassung eines vollständigen Berichts über seine Arbeiten beschäftigt.

Im dorpatischen Bezirk wurden insbesondere die Verfügungen über Erlernung der russischen Sprache geschärft, eine russische Grammatik für Deutsche und ein russisches A B C Buch herausgegeben und eingeführt, die Lehrstunden für Russisches vermehrt: den Privatpensionen, den Elementarlehrern und Schulen der Unterricht in der russischen Sprache, besonders aber den auf Gymnasien aufzunehmenden Schülern die Erlernung derselben zur Pflicht gemacht; und darum auch in den Schulbibliotheken eine verhältnißmäßige Summe auf Ankauf russischer Bücher verwendet. In Dorpat ward eine russische Elementar-Schule für die Kinder russischer Herkunft eröffnet: deßgleichen eine esthnische Elementarschule, so wie eine lettische in Riga. Auch in Dorpat fielen bedeutende Schenkungen vor, von Dr. Clossius jährlich 200 Rubel als Stipendium für einen unbemittelten Studenten aus der juristischen Facultät, von Collegienrath Zeh wurden 60000 Rubel vermacht zur Errichtung einer gottgefälligen Anstalt in seinem Geburtsort Wesenberg. — Der Curator ist Generallieutenant Kraftström. — Im sechsten kiew'schen Lehrbezirk hat die Universität des heil. Wladimir 263 Studierende, eine Bibliothek von

46588 Bänden, 68 Handschriften, im Münzkabinet sind 20546 Stücke. Am 31. July wurde daselbst die Legung des Grundsteines zu neuen Universitätsgebäuden vollzogen. In diesem aus 4 Gouvernements bestehenden Bezirk finden sich 1 Lyceum, 8 Gymnasien, nebst 2 adeligen Pensionen und einem Convicte für arme Adelige, 1 Feldmesser-Schule, 28 Kreisschulen, worunter 12 adelige, 1 griechische Schule und 48 Pfarrschulen, ausserdem 20 Privatpensionen. Das Lyceum des Fürsten Besborodko bedürfe einer neuen Organisation. Besonders gerühmt ist das erste Gymnasium zu Kiew. Auch in diesem Bezirke fanden, wie in allen, häufige Visitationen Statt, theils vom Minister selbst, theils von dem Curator und den Inspectoren. Die Lehranstalten sollen sich mit jedem Jahre verbessern. — Im siebenten, weißrussischen Lehrbezirk ist keine Universität, dagegen 10 weltliche Gymnasien, mit 2 adeligen Pensionen und 1 Convict, 2 geistliche Gymnasien, 1 Seminar für Pfarr-Schullehrer, 19 adelige Kreisschulen, 7 bürgerliche, 3 geistliche, 1 Taubstummen-Institut, 154 Parochialschulen und 25 Convicte bey verschiedenen Lehr-Anstalten; Privatpensionen für Mädchen 32 weltliche, 18 bey römisch-katholischen Klöstern bestehende. Zu Dünaburg wird ein Gymnasium für 200000 Rubeln erbaut. Auch in diesem Bezirk mache das Unterrichtswesen bedeutende Fortschritte. Der achte odessa'sche Lehrbezirk aus 3 Gouvernements bestehend hat 5 Gymnasien, 25 Kreis-Schulen, 44 Pfarrschulen und Vorbereitungsklassen; dazu 21 Privatpensionen und Schulen. Das Richelieu'sche Lyceum hat 266 Schüler, eine Bibliothek von 6657 Bänden, ein physikalisches Kabinet mit 111 Stücken. Diesem Lyceum soll auch die ehemalige Schule für orientalische Sprachen in Odessa einverleibt werden. Die Einführung eines Unterrichts in der griechischen Sprache war in einigen Gymnasien dieses Bezirks, wie auch in andern Bezirken, gestattet: eben so bey einigen Kreisschulen in der lateinischen, deutschen und französischen Sprache; deßgleichen sind für die in Taurien wohnenden Tartaren tartarische Schulklassen errichtet worden; eine Schulsektion zu Bildung von Elementarlehrern aus der Zahl der Tartaren ist im Plan.

In diesem Bezirk ist der Unterricht überhaupt von besonderer Schwierigkeit wegen der verschiedenartigen Volksstämme, welche derselbe vereinigen muß. Es sitzen auf den Schulbänken zugleich, heißt es in unserm Bericht, Russen, Polen, Italiener, Deutsche, Franzosen, Moldauer, Hebräer, Türken, Tartaren, Karaiten, Armenier, Griechen und Bulgaren neben einander.

Noch sind übrig die beyden Separatbezirke, erstens die Schulen jenseits des Kaukasus: es giebt in diesen Provinzen 1 Gymnasium zu Tiflis nebst einer adeligen Pension, 15 Kreis-Schulen, 3 Privatpensionen. Auf dem Gymnasium zu Tiflis wurde der Unterricht in der persischen Sprache eingeführt. Große Schwierigkeit bey Errichtung von Kreisschulen in diesen Provinzen macht der Mangel an Behausungen: von den Zinsen des allgemeinen Oekonomiekapitals wurden zur Erbauung von 14 Kreisschulen 103996 Rubeln 90 Kopeken Silber angewiesen. Ein tartarisches Lehrbuch und eine tartarische Chrestomathie mit russischer Uebersetzung war daselbst eingeführt. Der Same der Aufklärung in den Ländereyen jenseits des Kaukasus sey auf keinen undankbaren Boden gefallen. Was zweytens die sibirischen Schulen betrifft, so bestehen in den 4 sibirischen Gouvernements 2 Gymnasien, 21 Kreisschulen, 22 Pfarrschulen und eine Privatschule. Um den sibirischen Beamten Mittel zur Erziehung ihrer Kinder zu verschaffen, sollen noch 2 Gymnasien eröffnet, eine Anzahl Beamten-Söhne auf Kronkosten unterrichtet, jährlich von jedem Gymnasium ein Zögling auf die Universität Kasan geschickt und endlich der Vortrag des russischen Rechts und Gerichtswesens auf den sibirischen Gymnasien eingeführt werden; die Schüler aber treten nach beendigtem Curs in den 14ten Rang des Civil-Dienstes ein. Diese Verordnung ist von sehr großem Nutzen, weil künftig die Gerichtshöfe in Sibirien nicht mehr mit Beamten aus Rußland besetzt werden müssen, die erst dahin geschickt werden müssen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. December.

Nro. 200. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Bericht an Se. Majestät den Kaiser über das Ministerium des öffentlichen Unterrichts für das Jahr 1837.

(Schluß.)

Der Bericht geht nun über zuerst auf das pädagogische Hauptinstitut in St. Petersburg: es sind an demselben 47 Angestellte, 141 Schüler; die Bibliothek besteht aus 6938 Bänden; es hatte 11 Studenten ins Ausland geschickt, es wurde ein besonderer Lehrstuhl für die russische Geschichte gegründet. Auch die häusliche Erziehung, mit der der Bericht fortfährt, hat das Ministerium unter seiner Aufsicht; es wurden im Jahre 1837 an Admissions-Scheinen 299 ausgetheilt, wovon 208 an Hauslehrer und Hauslehrerinnen, 15 an Privaterzieher, 76 an Ausländer; — von diesen dem Privat-Unterricht und der Privat-Erziehung sich widmenden Individuen kommen 99 auf den St. Petersburgischen Bezirk; Elementar-Unterricht zu ertheilen wurde 472 Individuen erlaubt, davon 243 im Dorpatischen Bezirke; es kamen 39 Ausländer nach Rußland, um daselbst der Erziehung der Jugend sich zu widmen. Der Zulaß von Fremden hatte aber seit der Verordnung vom 1. July 1834, in Folge deren sich mehr Inländer zu den Aemtern als zu Privaterziehern und Hauslehrern heranbilden, merklich abgenommen.

Die kaiserliche Akademie der Wissenschaften wurde neu organisirt nach dem Gesetz vom 8. Januar 1836. Sie besteht gegenwärtig aus 20 ordentlichen und 4 außerordentlichen Akademikern, 3 Adjunkten, 57 hiesigen und 45 auswärtigen Ehrenmitgliedern, 65 hiesigen und 59 auswärtigen Correspondenten; die Akademiker und Adjunkten erhielten eine höhere Rangklasse, sie sollten der ersten Ordnung der Beamten beygezählt werden. Die Museen wurden vollends eingerichtet, das Kabinet Peters des Großen in eine neue Ordnung gebracht. Die Bibliothek erhielt eine ansehnliche Bereicherung durch Ankauf einer philologischen Bibliothek für 50000 Rubel: sie hat nun 93331 Bände. Die Akademie hielt 43 gewöhnliche, 3 öffentliche Sitzungen; sie gab die sechste Serie ihrer Mémoires heraus. Was gelehrte Expeditionen betrifft, so hat die Expedition zur Ausmessung der Höhedifferenz des kaspischen und des schwarzen Meeres nach vorläufiger Berechnung aus 62 partiellen Höhendifferenzen das Resultat gegeben, daß wirklich das Niveau des kaspischen Meeres bedeutend niedriger steht, als die mittlere Höhe des schwarzen Meeres: die Verschiedenheit beträgt 1012 russische oder 949 Pariser Fuß.

Die in der ganzen Ausdehnung der Operationslinie in Taganrog an der Küste des Asow'schen und in Astrachan an der Küste des kaspischen Meeres fortwährend gemachten barometrischen Beobachtungen werden auch zeigen, ob der mittlere Barometerstand auf zwey fast unter gleicher Breite liegenden, aber auf 9 Längengrade von einander abstehenden Punkten einer und derselbe sey, und mit welcher Zu-

versicht man also die Höhenverschiedenheit zweyer 650 Werſten von einander entfernt liegenden Puncte allein mittelſt correſpondirender barometriſcher Beobachtungen beſtimmen könne. Eben ſo iſt dieſe Expedition von Wichtigkeit für die Beſtimmung der geographiſchen Lage der Haupthöhepuncte des Kaukaſus. Die ſehr intereſſanten Reſultate der glücklich vollendeten Expedition an die Küſten von Lappland und Nowaja Semlja hat der Akademiker v. Baer in einem zu veröffentlichenden ſehr ausführlichen Bericht dargelegt. Die Zahl der mitgebrachten naturhiſtoriſchen Gegenſtände iſt ſo bedeutend, daß man jetzt die Natur von Nowaja Semlja als eben ſo gründlich unterſucht anſehen kann, wie die der andern, ſchon oftmals von Gelehrten beſuchten Gegenden des entfernten Nordens. Die im Jahre 1835 vom Akademiker Schögren unternommene Reiſe zur Erforſchung der Völker des Kaukaſus, namentlich des Baues und der grammatiſchen Formen ihrer Sprachdialekte iſt noch nicht beendigt, verſpricht aber ſehr befriedigende Reſultate: insbeſondere machte Schögren die oſſätiſche Sprache, die wichtigſte von allen kaukaſiſchen wegen ihrer offenbaren Verwandtſchaft mit den hauptſächlichſten europäiſchen und einem großen Theil der aſiatiſchen Sprachen, zum Gegenſtand ſeiner Beſchäftigung.

Der Akademiker Trinius ſollte bis zum May 1838 von einer Reiſe durch Europa zurückkommen, die er zur Beſchreibung neuer Species aus der Familie der Gräſer machte. Den naturgeſchichtlichen Muſeen ward eine große Bereicherung zu Theil durch die Reiſe des Prof. Nordmann an die öſtliche Küſte des ſchwarzen Meeres. Es iſt vollkommen wahr, womit der Bericht über die Akademie der Wiſſenſchaften ſchließt, daß der bedeutende Nutzen, welchen die Akademie fortwährend den Wiſſenſchaften bringt, ihr einen ehrenvollen Platz unter den gelehrten Geſellſchaften vom erſten Rang in Europa ſichert; wir dürfen hinzuſetzen: wie viel läßt ſich noch erwarten, wo die Regierung ſo bereit iſt, große, die Wiſſenſchaft fördernde Unterſuchungen zu unterſtützen, und wo in einem Reiche, wie das ruſſiſche, ſolche Mittel zu Gebote ſtehen! Die Hauptſternwarte in St. Petersburg betreffend, wurde für das Jahr 1837 eine Summe von 640000 Rubel angewieſen, und zwar 574500 Rubel für die Bauarbeiten, welche ſchon ſehr weit vorgerückt ſind, 40000 für Inſtrumente, 25500 für den Unterhalt der Bau-Commiſſion; die Sternwarte wird ihre Operationen im Laufe des Jahres 1839 beginnen. Für dieſe Sternwarte iſt der alle bisherigen an Größe überbietende Refractor beſtimmt, welcher nun fertig iſt und von München nach St. Petersburg transportirt zu werden im Begriffe iſt. — Die kaiſerliche ruſſiſche Akademie (unterſchieden von der Akademie der Wiſſenſchaften) beſtand bis zum 1. Januar 1834 aus 54 wirklichen, 20 Ehrenmitgliedern, ihre Mittel ſind unbedeutender; ſie hielt 47 Sitzungen. Sie unternahm es, die vom Kanzler Graf Rumjanzow angefangene, beym 4. Theile aber ſtehen gebliebene Herausgabe der Reichs-Urkunden und Traktate fortzuſetzen. Zur Aufhellung der ruſſiſchen Geſchichte und Archäologie wurde die Ueberſetzung und Herausgabe der byzantiniſchen und occidentaliſchen Schriftſteller beſchloſſen und eingeleitet. Die ruſſiſche Akademie beſchloß folgende Bücher herauszugeben: 1) Duſchenka von Bogdanowitſch nebſt Kupfern vom Grafen Tolſtoi; 2) die ruſſiſchen Fabeln von Chemnitzer, und 3) auserleſene Werke von Sumarokow. Die Arbeit an dem neuen ruſſiſchen Wörterbuche ſchreitet voran. Die Akademie ſteht außer mit andern Geſellſchaften namentlich mit der ſerbiſchen Metiza in Peſth in Verbindung. Die 10 übrigen gelehrten und gemeinwiſſenſchaftlichen Geſellſchaften

setzen ihre Thätigkeit fort und werden zum Theil auch von der Reichsrenterey unterstützt. Die Gesellschaft der Naturforscher zu Moskau hat 8 neue Hefte ihres Journals herausgegeben; die Gesellschaft für Geschichte und Alterthümer der Ostseeprovinzen setzt die Herausgabe ihrer Arbeiten unter dem Titel: Mittheilungen aus dem Gebiete der Geschichte „Liv-, Esth- und Kurlands" fort. Die literarisch-praktische Bürgerverbindung zu Riga ist bemerkenswerth durch Unterhaltung zweyer Schulen, a) einer Sonntagsschule für Kinder von Handwerkern, und b) einer Waisenschule für Knaben und Mädchen. Diese gelehrten Privat-Gesellschaften in Rußland bilden offenbar ein sehr nützliches Mittelglied zwischen den höheren gelehrten Gesellschaften und dem Volke. Was den Bestand der öffentlichen Bibliotheken in Rußland betrifft, so ist von besonderem Gewinn für die Bildung der Nation die Errichtung von öffentlichen Bibliotheken in den Gouvernements: es sind jetzt deren 31; sie bestehen hauptsächlich durch Schenkungen, die oft sehr ansehnlich sind; so hat sich zu Astrachan ein Kaufmann verbindlich gemacht, die dasige Gouvernements-Bibliothek, nachdem er zur ersten Anschaffung von Büchern 10000 Rubel gab, jährlich durch die neuesten Werke und Zeitschriften zu vervollständigen. Die kaiserliche öffentliche Bibliothek faßt 424356 Bände und 17235 Handschriften, die des Rumjanzow'schen Museums 30934 Bände, 732 Handschriften. Zeugniß endlich von dem Fortschreiten der schriftstellerischen Thätigkeit und daher der Bildung in der Nation geben die nothwendig gewordene Verstärkung der Censur-Verwaltung (namentlich auch die Einrichtung einer eigenen Censur in Tiflis für orientalische Bücher), so wie die Erscheinung, daß im Jahre 1837 mehr als 400000 Bände ausländischer Bücher nach Rußland kamen, während in den Jahren 1834 und 1835 gegen 300000, im Jahre 1836 über 350000 Bücher eingeführt wurden. Originalwerke wurden in Rußland 740 herausgegeben, 48 Zeitschriften; das Uebergewicht über das Jahr 1836 beläuft sich auf 112 Schriften, die Uebersetzungen, die leichten Unterhaltungsschriften nehmen ab, und Werke gelehrten Inhalts nehmen zu: namentlich wächst das Interesse für vaterländische Geschichte: es erschienen in diesem Fache im Jahre 1837 anderthalbmal mehr Bücher, als im Jahre 1836 und in demselben Verhältniß an Umfang größere. Der Geschäftskreis des Departements des öffentlichen Unterrichts wächst daher mit jedem Jahre merkbar, es wurde deßhalb ein Vicedirektor bey diesem Departement angestellt. Die Kapitalien zu Pensionen für Pfarrschullehrer, zur Unterstützung von Hauslehrern und Privaterziehern vergrößern sich. Von neuen Lehrbüchern wurden im Ganzen 114000 Exemplare herausgegeben. Die Redaktion des Journals des Ministeriums, das sich vorzüglich dadurch auszeichnet, daß es die Forschungen der Akademie der Wissenschaften, deren Mitglieder ihre Mitarbeiter sind, jeder Zeit zuerst mittheilt, wurde, wie bisher, fortgeführt. Die archäologische Commission setzt mit nicht minderem Erfolg ihre Arbeiten fort; das hanseatische Archiv zu Lübek wurde ihren Correspondenten daselbst geöffnet.

Indem der Bericht noch einen kurzen Rückblick giebt auf die Gesammtthätigkeit des Ministeriums des öffentlichen Unterrichts in den letzten 5 Jahren, während welcher 1 Universität, 9 Gymnasien, 49 Kreisschulen, 283 Pfarrschulen, 112 Privatlehranstalten neu errichtet worden, erwähnt er namentlich der Umgestaltung und Verbesserung, welche der Unterricht in Polen erlange durch den allgemeinen Gebrauch der russischen Sprache in den polnischen Schulen und durch die andere Richtung, welche der Denkweise der sich ausbildenden Jugend gegeben werde, wodurch sich die polnischen Schulen

kaum noch von denen in Großrußland unterscheiden. Die strenge Aufsicht über die Privaterziehung ist auch erst Anordnung der letzten 5 Jahre.

Man kann die Aufgabe des öffentlichen Unterrichts in Rußland nicht besser bezeichnen, als es das Hauptschlußwort unseres Berichtes thut. „Bey Weckung aller geistigen Kräfte den Strom derselben in den nothwendigen Grenzen, welche die Sicherheit und das Wohl des Staates erfordern, zu erhalten; der Jugend beyzubringen, daß auf allen Stufen des gesellschaftlichen Lebens geistige Ausbildung ohne sittliche Vervollkommnung — ein Hirngspinst, und zwar ein unheilbringendes Hirngespinst ist; den Zwiespalt zwischen der sogenannten europäischen Bildung und den Bedürfnissen unseres Vaterlandes harmonisch aufzulösen; das gegenwärtige Geschlecht von jener blinden und gedankenlosen Vorliebe für das oberflächliche Moderne und für alles Ausländische zu heilen durch Verbreitung freudiger Achtung für das Vaterländische in allen jungen Gemüthern und durch Erweckung der festen Ueberzeugung in ihnen, daß nur eine umsichtige Anpassung der allgemeinen Weltkultur auf unser Volksleben und unsern Volksgeist wahres Heil für Alle und Jeden bringen kann; zu umfassen ferner mit richtigem Ueberblick die ganze ungeheure Laufbahn, welche vor dem geliebten Vaterlande eröffnet liegt; mit Genauigkeit gegen einander abzuwägen alle die verschiedenen und entgegengesetzten Elemente unserer öffentlichen Bildung, alle geschichtlichen Momente, welche in dem ausgebreiteten Systeme des Reiches einflußreich zusammenströmen; diese sich entwickelnden Elemente und erwachten Kräfte so viel als möglich unter einen gemeinschaftlichen Nenner zu bringen, und diesen gemeinschaftlichen Nenner endlich in der dreyfachen Idee religiöser Einheit, monarchischer Selbstständigkeit, und volksthümlicher Entwicklung zu suchen, — „das ist," fährt der Minister fort, „in wenigen Grundzügen die Richtung, welche Eure Kaiserliche Majestät dem Ministerium des öffentlichen Unterrichts seit jener Zeit gaben, wo es Ihnen beliebte, mir den schwierigen, aber zugleich auch gewichtvollen und schmeichelhaften Auftrag zu ertheilen, bey dieser neuen Gestaltung der Dinge das Organ Ihrer erhabenen Absichten zu seyn."

Mit diesem Stücke wird das Inhalts-Verzeichniß des sechsten und siebenten Bandes der Gelehrten Anzeigen ausgegeben.

Gedruckt in der k. Central-Schulbuch-Druckerey,
im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,
in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Digitized by
ALOIS SCH
Buchbinde
Schreib- u. Bürob
MÜNCHEN Ludw

Digitized by Google